Aus der Zeit von John Knox.

Poange [Alcott]
9 bo

Schwester Marie [illegible]

Aus der Zeit von John Knox.

Historische Erzählung

von der

Verfasserin der „Spanischen Brüder“.

[Deborah Alcock]

Übersetzt

von

Elisabeth Klee.

Anklam.
Verlag der Buchhandlung des Bugenhagenstifts.
1888.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Schottland nach der Reformation.

„Wo ist das Land, da Milch und Honig fließt,
Das Gott verhieß und unser Herz begehrt? —
Hier, wo auf Trümmern wildes Unkraut sprießt?
Wo Feu'r und Blutstrom Feld und Flur verheert?
Wo stolze Mannen von des Kriegsturms Odem
Gleich Eich' und Zeder sanken jäh zu Boden?
Wo Jerichos gewalt'ge Feste fiel?
Wo Josuas Posaun' dem Feinde setzt' ein Ziel?"

In der Geschichte der Kirchen sowohl wie der Völker pflegt oft eine Zeit des Kampfes auf eine des Leides zu folgen. Ist die eine Generation berufen, die Liebe zur Wahrheit, an der sie festhält, auf Schafott und Galgen zu bethätigen, so vernimmt das ihr folgende, ja, gar schon das mit ihr aufwachsende Geschlecht den Ruf zum Schwert, um mit dem Schwerte oder mit Wort und Feder für den Glauben zu streiten, den ein geweihter Mund ihnen einst verkündet. Es ist zudem keineswegs so leicht, wie es scheinen mag, zu entscheiden, wessen Aufgabe die schwerere ist: ob die der Leidenden oder die der Streitenden. Eine jede Partei hat ihre besonderen Mühsale und Gefahren. Müssen die Märtyrer durch größere Pein und Drangsal hindurchgehen, so streiten die Kämpfer für ihren Glauben unter mehr Zweifelsnot und Gewissensbedrängnis. Gottes Wege sind eben wunderbar. Es bleibt doch eine tröstliche Wahrheit, daß Er dem Sturmwind von Morgen her Einhalt thut. (Jesaias 27, 6.) Erfahren wir doch, die Individuen, wie die großen Kirchen oft in Zeiten schweren, äußeren Leids die Erfüllung dieser Verheißung: „Der Herr Dein Gott wird Euch in Trübsal Brot und in Ängsten Wasser geben." Wohl mag der Pfad des

Märtyrers ihn über das Grab alles dessen führen, was ihm teuer und wert ist, wohl mag jede Spur seiner Fußtritte mit Blut gezeichnet sein, doch dieser sein Pfad liegt immerhin klar und gerade vor ihm, ob er auch rauh und schmal genug ist, er führt ihn doch direkt an die Schwelle der himmlischen Wohnungen, deren goldene Thore bereits zu seinem Empfang aufgethan sind, während der Streitende sich nur zu oft den Weg durch dunkle, dichte Nebel, durch Gewirr und Gedränge bahnen muß, durch Chaos und Zwiespalt, durch tausend Gefahren und die stete Besorgnis, auf Ab- und Irrwege zu geraten. Da fleht der also Bedrängte wohl um Licht, doch mehr noch bedarf er der Gnade, die allein ihn fähig machen kann, durch krumme Pfade geraden Weges, durch Unheil und Verderbnis unbefleckt hindurchzugehen, zu wirken und zu leben in und mit der Welt, für sie und doch nicht als einer, der von der Welt ist.

Im Himmel ist der treue Dulder und der Märtyrer unvergessen; sie sollten dies aber auch auf Erden sein. Doch dem Streiter bewahrt man meistens, zumal wenn ihn Erfolg gekrönt, mehr irdischen Ruhm, mehr ehrendes Gedenken als dem Märtyrer. Das sehen wir bei all den großen Namen und Personen der Geschichte der Kirche; sie besitzen auch im Ohre der Welt einen vollwiegenden Klang. Indes, wenn sich auch diese Helden eines höheren und weiterdringenden Ruhmes erfreuen, so bringen wir doch den Märtyrern tiefere, innigere Liebe entgegen. Sind die Namen jener auch unserm Ohre vertraut wie die in unserm Daheim — die Namen der andern sprechen wir unwillkürlich leiser, voller Ehrfurcht aus, wie die derjenigen, die Gott bereits aus dieser irdischen Wallfahrt in Seine ewige Heimat rief. Denn Leid, wenn es geheiligt wird, wirkt läuternd und verklärend; Streit und Kampf aber bringt nur zu oft herunter und zurück. Die, welchen im „feurigen Ofen" der Menschensohn zur Seite blieb, gehen unversehrt aus demselben hervor; kein Haar ihres Hauptes wird ihnen verletzt, und der Geruch des Feuers bleibt nicht haften an ihrem Gewand; die armen Streiter aber gehen nur zu oft befleckt vom Staube der Arena aus dem Kampfe hervor, entstellt durch Blut und Wunden, und doch hat die Gnade Gottes all die Zeit hindurch an und in ihnen vielleicht ebenso ihr Werk gehabt als an den andern.

In jener großen Krisis, der Reformationszeit, hat Schottlands Kirche nur wenig Märtyrer gehabt, dank der gütigen Fürsorge Gottes und dem mannhaften Mute ihrer eignen Söhne, die ihren Herrschern bald bewiesen, daß sie nicht gewillt seien, jene Szenen, die in so manchen andern Ländern Europas sich damals ungehindert abspielen konnten, auf heimischem Boden sich wiederholen zu lassen. Wohl ist's wahr, daß hundert Jahre später die Wolken nach dem Regen wiederkehrten; doch diesmal haben wir es nicht mit jener zweiten Märtyrerperiode zu thun. Wenn es nun auch in dem uns hier angehenden Zeitraum schottischer Geschichte minder Leid gab, so doch ein zwiefaches Teil von hartem, oft gar schmerzvollem, verzweifeltem Streit. Nach dem Jahr 1560 hätte die Gemeinde der Gläubigen Christi in Schottland, obwohl der Protestantismus bereits gesetzlich geschützt war, leicht das trübe Geschick der Kreuzkirche in Frankreich erfahren können, als sie, geführt von ihrem heldenmütigen, unerschrockenen Herold Knox, den blutigen Feldzug ins Land Canaan unternahm. War es nun wirklich eine Heimat des verheißenen Segens und Friedens, darin Milch und Honig fließen, ein jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum sitzen sollte sonder Furcht und Sorge? Statt der ersehnten Ruhe sahen sie nur noch heißere Arbeit und härteren Streit als den bereits durchlebten vor sich. Wohl würden da ihre Herzen gezagt und gezittert haben, hätte ihr Herold nicht den Engel des Bundes, das Haupt der himmlischen Heerscharen erblickt mit dem bloßen, hauenden Schwert des Sieges in der Hand und Ihn also reden hören: „Sei nur getrost und sehr freudig! Fürchte und entsetze Dich nicht in allem, was Du thust, und wo Du hingehst!"

Diejenigen, welche während der unruhvollen Jahre nach 1560 Schottland zu einem wohlklingenden Namen und zu einer Macht unter den Völkern auf Erden verhalfen, die des Landes eigentliches Leben waren, es vor sittlichem und geistlichem Verderben schützend, hatten damals einen doppelten Feind zu bekämpfen. Einer derselben war das erst vor kurzem ihnen abgenommene Joch des antichristlichen Systems. Rom trat ihnen aufs neue nahe und zwar in Gestalt jenes jungen, schönen Weibes, um dessen Namen bis auf unsre Tage die Romantik ihren Zauberschleier webt,

Sang und Sage ihren berauschenden Duft verbreiten: Maria Stuart, Schottlands Königin. Es ist nicht zu leugnen, daß sich viele damals wieder zu dem alten Glauben zurückwandten, weil sie dessen Stütze und Mittelpunkt war, und weil fremder Einfluß und Beistand nur zu bereitwillig mitwirkten. Man darf auch nicht annehmen, die neue Lehre habe das ganze Volk damals schon ergriffen und durchdrungen, ob auch ihre Macht über dasselbe, der Feuereifer und die innere Lebenskraft der schottischen Reformation wunderbar und groß bleiben. Es gab eben doch noch eine Minderzahl, die hartnäckig, doch aus wirklicher Überzeugung dem Papsttum anhing, worin sie von ihren Leitern bestärkt ward. Außerdem wirkten französische Intrigue und französisches Geld, dazu der bestechende persönliche Zauber der wunderbar schönen und begabten, jungen Königin, und schließlich gab es noch eine ziemlich große Anzahl von solchen, die nicht mit allen altgewohnten kirchlichen Formen brechen mochten und die strengen Maßregeln abzuschwächen suchten, die bisweilen fast ebenso aus Besorgnis wie aus Prinzip von den Reformatoren gegen die Messe ins Werk gesetzt wurden.

Doch solch Werk war nur der geringere Teil der Arbeit jener edlen, großen Gottesmänner. Hatten sie es doch mit einem rauhen, wilden, noch ziemlich barbarischen Volke zu thun, mit einem Lande, das mit Blut getränkt war. Zu kämpfen hatten sie mit Abgründen sittlichen Verfalls, darin das Volk übrigens kaum viel tiefer als diejenigen versunken war, die ihre Hirten und Führer zum Himmel sein sollten. Wir wollen hier nicht von dem reden, was die Priester damals waren. Der Adel und alle höheren Stände waren jedenfalls wild, grausam und raublustig, und das sogenannte gemeine Volk war verachtet, unterdrückt, ja mit Füßen getreten „gleich Straßenkot“ und das in einem Grade, den wir modernen Leute nur schwer zu begreifen vermögen.

Aber jener große Schriftsteller unsrer Tage hat recht, wenn er sagt: „Jener arme Staub und Thon, den eine Generation früher der hochmütige Edelmann unter die Füße trat, ward im Feuerofen eines neuen Glaubens zu flammender Glut erhitzt.“ Durch einen Knox hat der schottische Protestantismus im Volke

Fleisch und Blut gewonnen, ist Volksglaube geworden, dem die zehn Gebote höher standen als alle Wissenschaft und die Bibel höher denn alle Litteratur der Welt. Wir fügen indes hier noch hinzu, daß Schottland es späterhin bewies, daß auch die Wissenschaft wunderbar geneigt ist, dem Weckrufe der zehn Gebote zu folgen, und daß es ein Gesetz geheimnisvoller Anziehung gibt, „das alle Litteratur der Welt geneigt macht, sich um die Bibel zu kristallisieren."

Im schottischen Volke, wie es sich im besten, ernstgesinnten Teile darstellt, geschah ein Vorgang, der merkwürdig analog mit dem ist, der sich in der einzelnen Seele entwickelt, wenn das Wort Gottes in deren Tiefen hineindringt mit umgestaltender, neuschaffender Kraft. Es war eine wirkliche Regeneration, eine weitumfassende Wandlung aus der Finsternis zum Licht, aus dem Bösen zum Guten. „Seht, hier ward an einem Tage ein Volk geboren, ja, in eine Gemeinde verschmolzen und in einem heiligen Eid und Bund wie durch einen Feuerstrom versiegelt!" so rief ein Schotte späterer Zeit in berechtigter Begeisterung aus. Wie es aber beim Individuum der Fall ist, so war auch hier bei der Volksgemeinde der Kampf mit dem im Grunde des Herzens zurückbleibenden Bösen lang und heiß und der Sieg über dasselbe, wenn auch ein wirklicher, so doch nur ein teilweiser. Es kann uns darum nicht wunder nehmen, daß noch Jahre hindurch nach der Reformation ihre Gottesmänner in freilich mehr kraftvoller als anmutender Form über „jene häßlichen Haufen von Sünde, die in allen Verstecken und Schlupfwinkeln immer noch sich fänden," Klage führten, noch auch, daß die Berichte jener Zeit hierfür nur zu wahre, traurig-klare Beweise liefern. Dennoch kann man sich darüber wundern, daß aus diesem also dargestellten Schottland das uns heute bekannte Schottland noch überhaupt hervorging.

Fragen wir noch, wer dies zustandegebracht? Nun, unwillkürlich drängt sich hier ein edler, großer Name auf eines jeden Lippe. Doch, ohne dem Ruhm, der einem der tapfersten Vorkämpfer und Führer im Streit des Herrn gebührt, ein Jota nehmen zu wollen, müssen wir dessen eingedenk bleiben: der Feldherr ist nicht das Heer. John Knox und andre, die vor und neben ihm stritten, sie haben den guten Samen ausgesäet in den noch un-

bebauten, brachen Herzensacker ihrer Landsleute. Das Ergebnis dieser Saat war jene wunderbare Wandlung, die weit und breit in Schottlands Höhen und Niederungen, in Hütte und Palast die Herzen der Männer wie der Frauen „aus der Macht des Satans zu dem lebendigen Gott" hinführte. Diese schlichten, ungebildeten Bewohner „kamen wie mit einem Sprung zum Bewußtsein ihrer geistlichen Überzeugungen und waren bereit, dafür zu leben und zu sterben. Die Furcht Gottes, die ihr Herz erfüllte, ließ keinerlei Raum darin für irgendwelche andre Furcht."

Und diesem ihrem mannhaften Widerstand, ihrem lodernden Zorn gegen Mord, Willkür und schmachvolle Gottlosigkeit hat es Maria Stuart hauptsächlich zu danken, daß sie ihre Krone verlor. Diese Elemente waren es, die Schottland, vielleicht auch England vor Übeln bewahrten, die um soviel schlimmer sind als Aufruhr und Bürgerkrieg, wie Todesstille schlimmer ist als die aufwallende Erregung des Fiebers.

Einige dieser schlichten, kraftvollen Männer- und Frauengestalten wollen wir nun zu zeichnen versuchen, um zu erfahren, soweit das möglich ist, was sie gethan und was sie gelitten haben, und um aus solchem Einblick in ihre Kämpfe und ihre Siege auch in ihren Irrtümern und Fehlgriffen eine Art stiller Ährenlese zu halten.

Zweites Kapitel.

Ein traurig Zeugnis protestantischer Intoleranz.

„Was da geschehen, vermag man wohl zu richten,
Doch was vorherging und zum Kampfe reizte, nicht."

Von den Feinden, bisweilen auch von den Freunden der Reformation wird oft behauptet, daß ihre Vertreter im Innersten des Herzens ebenso erbitterte Verfolger gewesen seien als die zähesten Schildträger der Hierarchie, gegen die sie zu Felde zogen. Wenn wir nun auch die Wahrheit dieser Behauptung nicht zugeben, so vermögen wir doch nicht zu leugnen, daß die Reformierten jener Tage vom Prinzip der Duldsamkeit absolut nichts verstanden. Dafür ist der Umstand ein schlagender Beweis, daß, sobald die Reformatoren die Macht im Staate errungen, sie dem Codex des Königreichs ein Gesetz einverleibten, das „den Götzendienst der Messe verbot, und daß sie über jeden katholischen Priester, der es wagen würde, die Heiligtümer seiner Kirche zu verwalten, die Todesstrafe verhängten."

Doch wir müssen hier daran erinnern, daß sie, wenn sie auch so hart und streng einer öffentlich ausgeübten Handlung gegenüber verfuhren, doch die Privatansichten der Individuen keineswegs genau untersuchten, noch Schafott und Galgen verhängten, wo sich solche als unrichtig erwiesen. Es war denn doch schließlich noch etwas andres: einem Priester mit dem Tode drohen, weil er öffentlich Messe gelesen, als zu Mitternacht in ein friedliches Haus hineindringen und ohne weiteres Männer, Frauen und Kinder mit

sich fort zum Scheiterhaufen schleppen, nur weil sie ein Kapitel aus dem Neuen Testament gelesen.

Sodann kommt es doch zumeist darauf an, was gethan, und nicht, was angedroht worden ist. Waren sie nun in der Praxis besser oder schlechter als in der Theorie? Wir werden's sehen.

Der augenfälligste Beweis für den religiösen Verfolgungseifer, dessen man die Reformatoren Schottlands zeihen kann, war wohl jener Vorfall, der sich am Ostermontag 1565 in Edinburg zutrug. Um diesem beizuwohnen, folge uns jetzt der Leser, bedenke aber, bevor er über diese von John Knox und seinen Freunden sanktionierte Grausamkeit ein allzustrenges Urteil fällt, daß diese Männer kurz zuvor durch eben die Macht, an deren unglücklichem Vertreter sie heute den Strafakt vollzogen, ihre persönlichen Freunde, darunter die besten und edelsten Gestalten jener Tage, zu Asche hatten verbrennen sehen.

Durch die Straßen der alten schottischen Hauptstadt fluteten im Festschmuck die Bewohner. Am dichtesten war das allenthalben schon beträchtlich große Gedränge in der Hochstraße, gegenüber der Kathedrale von Sankt Giles, darin gestern erst der laute Donner der Beredsamkeit eines Knox mächtigen Widerhall fand. Schier undurchdringlich wurde das Gewirr um das alte Stadtkreuz her, wo Lehrjungen, Straßenbuben, Kinder jeden Alters, auch fahrende Schüler und Handwerksburschen unter groben Späßen und Hohngelächter auf den an jenes Kreuz (als Schandpfahl) Gebundenen Schmutz von der Straße, auch Ostereier warfen. Der Stadtvogt in bunter Tracht stand als schweigsamer Wächter neben dem Opfer, das als Priester Roms in vollem Ornat seiner Kirche den Kelch in der gefesselten Hand hielt, für dessen Wunderkraft er öffentlich gezeugt hatte.

Auf den Stufen eines Ladens in der Hochstraße, ganz nahe diesem „Schandpfahl", hatten sich zwei sehr verschiedenartige Zuschauer postiert. Der eine war ein schon bejahrter Edinburger Goldschmied, der andre ein auffallend hübscher, etwa sechzehn Jahre zählender und vornehm aussehender Jüngling. Sie hatten von hier aus eine sehr günstige Übersicht über den ganzen Vorgang, folgten ihm jedoch, dem Ausdruck ihrer Gesichter nach zu urteilen, mit sehr

verschiedenen Gefühlen. Des ältern Mannes schmale Lippen hatten sich in offenbarer Befriedigung zusammengepreßt; bei jedem Jubelschrei der Buben vor ihm blitzte es in seinem scharf und klar blickenden Auge gleich Stahl auf, und hier und da stieß er Worte aus, die allerdings für moderne Ohren allzuderb waren, Worte unbegrenzten Hasses gegen alles Papsttum und Priesterwerk. Das Antlitz des Knaben aber ihm zur Seite flammte in heftigem Zorne auf; unwillig glühte das tiefdunkle Auge; der Mund öffnete sich, als wollte er laut rufen; Hände und Füße konnten nicht ruhig bleiben; es war, als ob er kaum sich zurückzuhalten vermöchte, in das Gewoge sich zu stürzen und den Anführern der also grausames Spiel treibenden Buben ihr Gebahren gründlich zu verwehren.

„Wahrlich, das ist doch ein ganz jammervolles Schauspiel!" sagte er endlich, mehr zu sich selbst als zu seinem Gefährten redend.

„Hm, ja, hab' schon Besseres gesehen, aber auch Schlimmeres," warf der Alte kühlen, trockenen Tones hin.

„Schlimmeres will ich niemals sehen!" rief der Knabe, und Purpur bedeckte seine Stirn, während die blauen Adern vor Leidenschaft schwollen und bebten.

„Immer sacht', mein Junge, immer sacht'!" entgegnete der Alte mit sarkastischem Lächeln. „Schau, wenn sie den armen Priester nach dem Schloßberg hinaufbrächten und da zu Asche verbrennten, das wäre doch wohl noch ein schlimmerer Anblick für Dich?"

„Das werden sie aber nicht thun und dürfen sie nicht; doch nicht mal im Traum könnte das ihnen einfallen?" meinte, halb Zorn, halb Furcht im Ton, der Knabe und heftete forschend den Blick auf des Alten Angesicht.

Dieser hatte mit der Antwort keine Eile; die angstvolle Frage schien ihm fast Spaß zu machen. Endlich sagte er: „Daß sie es nicht wagen dürften, glaube ich nicht; seit Gottes Gesetz und gesunder Menschenverstand bei uns wieder Macht haben, dürfen sie thun, was sie für recht halten; selbst die schöne Königin müßte schweigend es geschehen lassen. Und gar so absonderlich ist's nicht, daß es einem nicht im Traume einfallen könnte, für mich wenigstens nicht, der dabei war, als die blutdürstigen Papisten den edlen Sir Walter Mill zu St. Andrews verbrannten, einen Greis von 82 Jahren."

„Aber das war auch ein Ketzer."

„So sprachen die Priester," sagte verächtlich lächelnd der Alte; „beweisen konnten sie es nicht. Und ob sie ihn auch zu Asche verbrannten, über seine Worte hatten sie keine Macht; ganz Schottland kennt sie jetzt; Gott sei gelobt dafür! Jedenfalls ist die Macht seiner Mörder gebrochen; deshalb müssen sie jetzt schweigen und hinnehmen, was sie vorher andern gethan."

„Aber, bester Herr, wirklich....?"

„Ängstige Dich nicht, Bürschlein! Wir werden den Mann da nicht verbrennen. Haben mehr Erbarmen als die Päpstischen. Doch sagen alle: Hängen hätte er wohl verdient."

„Wie grausam," stieß der Knabe zornig aus, „einen Mann dafür zu bestrafen, daß er seine Pflicht thut, einen Priester dafür zu hängen, daß er das heilige Meßopfer darbietet, um seine und andrer Seelen zu retten! Wahrlich, Schimpf und Schande über Euch, elende Feiglinge," fügte er hinzu und stampfte mit dem Fuße auf, als er sah, wie eben der Priester von frecher Bubenhand besonders beschimpft ward, „also mit einem wehrlosen, machtlosen, gebundenen und streng bewachten Manne umzugehen!"

„Ich will auch nicht etwa sagen, daß es ein ehrenhaftes Spiel wäre, was diese wilden, unbändigen Buben da treiben," gab der Alte offen zu. „Siehst Du das Bürschchen da mit dem gelben Haar und den zurückgeschlagenen Rockärmeln? Das ist mein Lehrling, der Jack Flemming, ein echter Nichtsnutz."

Des Jünglings Augen folgten der Weisung des Alten, und so sah er gerade, wie das gelbhaarige Bürschlein einen Stein ergriff und mit so geschicktem Wurf an des Priesters Stirne schleuderte, daß Blut hervorströmte.

„Das ist zu arg!" rief da jener und stieß einen Fluch aus, bei ebenderselben Messe schwörend, um derentwillen Sir James Carvet solche Unbill litt.

„Junger Mann, laß das Schwören, hier zumal....!" Weiter aber kam die Warnung nicht, denn der, welchem sie galt, vernahm nichts von ihr, sondern stürzte sich in das Gewühl und kämpfte, wehrlos wie er war, sich mit aller Macht Bahn bis zu Füßen jenes als Schandpfahl dienenden Kreuzes mit der augenscheinlichen

Absicht, dem hier Preisgegebenen irgendwie Schutz und Hilfe zu schaffen. Es glückte ihm auch zum Teil; er gelangte sogar auf die Steinstufen des Kreuzes und schlug von diesem Posten aus mit geballter Faust verschiedene gegen ihn erhobene Arme und Waffen zu Boden. Doch damit machte er sich bloß neue, ja, an hundert Angreifer; Steine und Stöcke sausten rings um ihn her. Mit einem Heroismus, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre, hielt er den ungleichen Kampf aufrecht; Wut und Verzweiflung mußte die mangelnde Kraft und Verteidigungswehr ersetzen, bis er endlich verwundet, blutend, kaum seiner Sinne und Glieder mächtig, von starker Hand aus dem Kampfgewühl fortgezogen wurde. Es war Zeit; ihm schwand das Bewußtsein; er wäre zu Boden gestürzt, wenn ihn nicht sein Gefährte von vorhin und dessen inzwischen zu Einsicht und Gehorsam gebrachter „Nichtsnutz" von Lehrling getragen hätten.

Bald befand er sich auf einem Sessel in einem behaglich eingerichteten Wohnzimmer; vor ihm stand sein neuer Freund und bot ihm zunächst ein Glas mit stärkendem Inhalt, dann eine scharfe Strafpredigt über seine Thorheit, in etwas sich zu mischen, was ihn doch nichts anginge. „Wie willst Du denn Deinen Weg durch die Welt machen," fragte er ihn, „wenn Du Dir um solches elenden Pfaffen willen, wie der am Pfahl, gleich den Hals brechen lassen willst?"

„Wo bin ich denn?" gab statt weiterer Antwort der Knabe, halb angstvoll und wirr noch, zurück.

„In Canongate bei dem Goldschmied Allan Durie."

Der Patient erhob sich halb, blickte umher, doch sagte er nichts.

„Nun, da ich Dir meinen Namen genannt habe, darf ich doch wohl nach dem Deinen forschen?"

„Mein Name ist Arthur Erskine."

„Erskine? Ein guter Name das. Einen bessern gibt's in Schottland nicht. Gehört Ihr etwa zur Sippe des Lord of Dune?" Dabei blickte er den Jüngling etwas musternd an, dessen Anzug, ein nettes, ob auch einfaches Wams von blauem Tuch, wie überhaupt sein ganzes Aussehen und Gebaren von vornehmer Abkunft und Erziehung sprach.

„Nein, ich bin nicht mit ihm verwandt; mein Onkel ist Hauptmann bei der Leibwache der Königin."

Die Erwähnung dieses letztern indes, den Knox als die „stärkste Pest in dem ganzen Papistenreich Englands" bezeichnet, war für den braven, mit Leib und Seele protestantischen Allan Durie durchaus keine Empfehlung. Kühl erwiderte er darum: „Dann wird Dir's wohl leid sein zu hören, daß Dein Onkel nicht hier ist, sondern mit der Königin in Stirling."

„O nein, ich habe nie mit ihm geredet; wir sind keineswegs gute Freunde. Er hat sich vor Jahren schon mit meinem Vater gezankt."

„Das kann ich mir denken, wenn Dein Vater so leicht hitzig wird wie Du."

„Mein Vater ist tot."

„Nun, das entschuldigt Dich auf eine Art, armer, unrichtig belehrter Junge! Aber ich fürchte, Du bist, wenn auch kein Freund von Deines Oheims Arthur Erskine Person, so doch kein Feind seines Papistentums."

„Ich bin Katholik, aber mein Vater war einer von Euch."

„Und wo wohnst Du jetzt?"

„O, ich bin nur gerade zur Stadt gekommen, bin völlig fremd. Könnt Ihr mir wohl eine gute Herberge weisen?" und als sähe er in jener Frage einen Wink, er solle gehen, sprang er rasch auf.

„Setz' Dich nur, Knabe, setz' Dich! Du kannst ja unmöglich Deine Reise heute fortsetzen. Und wärest Du der Papst selbst, Du solltest doch im Hause Allan Duries ein Mahl und ein Nachtlager finden, da er Dich allein und fremd in dieser großen Stadt weiß."

„Ich danke Euch, Herr!" gab jener ein wenig zögernd, aber freundlicher als bisher zur Antwort. Dann bestand sein Gastgeber in etwas derber, aber aufrichtiger Teilnahme darauf, bei den mancherlei Verletzungen Arthurs seine schlichten Heilmittel eigenhändig anzuwenden. Der Knabe gehorchte nicht gerade gern, doch nicht unerkenntlich. Während der Alte ihn nun verband, entdeckte er, was ihm sichtlich Eindruck machte, ein sehr feines Hemd mit gar mühsamer Stickerei verziert. Doch unterließ er weiteres Fragen

und sagte nur: „Wir wollen jetzt unser Vesperbrot einnehmen, und ich meine, Du wirst es nicht verschmähen, ein Glas gutes Bier mit uns zu trinken.“

Als Arthur dies nicht ablehnte, führte ihn sein Wirt in ein Nebenzimmer, wo Brot, Käse und Bier aufgetischt war, die „Vieruhrmahlzeit“ der Edinburger Bürger jener Tage. Es gesellte sich zu ihnen nun auch noch die Frau des Goldschmieds, eine ehrwürdig dreinschauende, aber offenbar kränkliche Matrone, und ein sehr hübsches, blondes Mädchen, das die Schwelle der Kindheit kaum erst überschritten haben mochte.

Jack Flemming bediente die kleine Gesellschaft und das mit einem Gesicht, dessen bescheiden-demütiger Ausdruck in etwas wie Ehrfurcht überging, sobald seines Herrn Auge auf ihm ruhte. Wenn er jedoch hinter dessen Stuhl sich sicher fühlte, dann warf er allerlei Blicke und auch Gesten Arthur zu, die aussahen, als ob er nicht übel Lust habe, den Kampf von vorhin wiederaufzunehmen.

Arthur war indes zu matt und zu unwohl, um darauf zu achten oder sich überhaupt um das, was um ihn her vorging, viel zu kümmern. War er doch diesen Tag, sowie die drei vorhergehenden, zu Fuß hierher gewandert, hatte sich selbst am Sonntag keine Ruhe gegönnt; wenig nur hatte er dabei genossen; um so fühlbarer wurden darum die eben empfangenen Wunden und Mißhandlungen für ihn. Er konnte nicht essen, sein Kopf schmerzte allzusehr; schließlich wußte er kaum noch, wo er war, und was er that.

„Ist Duncan noch nicht zurück?“ so fragte jetzt Meister Durie seinen Lehrling.

„Nein, ich hörte ihn sagen, er wollte hinauf nach Arthurs Höhe gehen.“

„Warum konntest Du ihn denn da nicht hinaufbegleiten, Du Thunichtgut? Das wäre ein gut Teil besser für Dich gewesen, als Dich so umherzutreiben und mit den unnützen Straßenbuben mit Steinen zu werfen.“

„Vater Knox hat doch gestern in der Predigt gesagt, wir sollten den Götzendienst der Messe mit aller Macht bekämpfen,“ warf Flemming halblaut, doch bescheiden hin.

„Schweig', Du dummer Bub'!" entgegnete ihm zornig sein Herr. „Du denkst doch viel mehr ans Spiel und Unfugtreiben als an solchen Götzendienst oder überhaupt ans lautere Evangelium Gottes. Und Du wirst Dich nicht eher ändern, bis Gott Sich Deiner erbarmt. Vor allem sprich die Wahrheit, sonst machst Du Deine Sünde noch größer mit solchem Gerede!"

„Junker Arthur," das sagte er schier zögernd, „warum eßt Ihr denn nichts?"

Arthur dankte, und Durie sah nicht ohne Mitleid auf das blasse Gesicht.

„Du bist überangestrengt, armer Junker!" sagte er, und nach kurzer, flüsternd gehaltener Beratung mit seiner Gattin, fügte er hinzu: „Komm und folge mir!"

Arthur gehorchte und fand bald zu seiner großen Befriedigung ein behagliches Lager für sich bereit; er säumte auch nicht lange, davon Gebrauch zu machen. Aufs äußerste ermüdet, schloß er die Augen und dachte, der Schlaf müsse sich sofort einfinden; er war aber bisher noch nie so müde gewesen, um zu erfahren, daß gerade solcher Höhepunkt der Ermüdung den Schlaf verscheucht. Jetzt sollte er dies erfahren. Seine Schläfe bebten; sein Gehirn brannte, und so matt er sich auch fühlte, er konnte nicht stillliegen. Er warf sich umher, versuchte es bald mit dieser, bald mit jener Lage und fand eine immer unerträglicher als die andre. Das durch ein kleines Fenster ins Zimmer bringende Tageslicht erregte ihn vollends. Warum lag er nun so hier gleich einem Schlaraffen am hellen, lichten Tage und so elend und einsam? Vielleicht ging jetzt gerade das Schiff ab, mit dem er heute absegeln wollte? Vielleicht — doch wozu sich damit jetzt ängstigen? Es nutzte ja nichts. Alles war ihm jetzt gleich, selbst das so sehnsüchtig und ungeduldig erwartete und erstrebte Wonnegefühl, auf Deck eines stattlichen Schiffes zu stehen und über die blaue Meeresflut hinweg nach Schottlands immer ferner rückenden Ufern zu schauen, seines Vaters Heimat, aber nicht die seine, nein, nimmermehr! Er begehrte nichts als Ruhe, nichts als Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft aus seinem Bewußtsein zu bannen und zu schlafen.

Doch, obwohl das Tageslicht schwand und die Sterne hereinschimmerten, er konnte nicht schlafen. Wieder stand sie ihm vor Augen, die Schreckensszene des heutigen Morgens, und noch grausiger malte sie sein fieberhaft erregtes Hirn in der nächtlichen Stille sich aus. Schloß er die Augen, so sah er vor sich das bleiche entsetzte Antlitz des unglücklichen Priesters. Wenn ihm endlich der Schlummer nahen wollte, so wurde er aufgeschreckt durch das Hohngeschrei der Straßenjungen. Immer aufs neue fielen ihm die Worte ein: „Die Leute sagen, er sollte gehängt werden,“ und dieser Gedanke erfüllte all sein Denken und quälte und marterte ihn, wie es zu andrer Zeit sicherlich nicht möglich gewesen wäre. Es lag nicht im Charakter jener Tage, daß man über das Ende eines Menschenlebens sich viel Gedanken und Herzbeschwerde machte, ob man gerecht oder ungerecht damit verfahren sei. Und obwohl Arthur Erskine in dieser Nacht besonders zu solch düsterem Sinnen gestimmt war, er hatte doch noch ganz andre Ursachen zu Furcht und Herzeleid als die Hinrichtung eines Mannes, den er diesen Morgen zum erstenmal in seinem Leben gesehen. Er war eine Waise und durch eigne Schuld schutzlos und fast zum zweitenmal vaterlos geworden. Geflohen war er aus dem Hause, wo er seit Jahren Schutz und Schirm, Obdach und sogar gütige Nachsicht und Liebe erfahren. Zurückgelassen hatte er dort das einzige Wesen, das ihm mit tiefer Liebe anhing, seine einzige Schwester, und ließ sie noch dazu zurück ohne Abschied und Gruß, in völliger Ungewißheit über sein Geschick und seine Pläne. Wohl mochte er hierüber schmerzlich nachdenken und wohl nicht zu seinem Schaden, und doch, sonderbar genug, das alles beschwerte sein Gemüt heute nicht sehr; ja, es beschäftigte ihn nur flüchtig.

Kann dies uns aber befremden? Erleben wir das nicht alle gar häufig an uns selbst? Wie oft hat schon in Zeiten großer Krisen unsers Lebens unser Geist, wenn andre uns ganz von den wichtigen Ereignissen hingenommen wähnten, sich jeglicher Kontrole entzogen und bei völligen Kleinigkeiten verweilt und gehaftet mit einer Hartnäckigkeit, daß wir uns selbst darüber wunderten. Und das geschieht noch häufiger, sobald uns Krankheit oder Übermüdung in jenen Zustand hineingebracht, wo der Körper die Oberhand über den Geist erlangt

und von solcher Gebrauch macht in höchst tyrannischer Weise, nach Art aufrührerischer Unterthanen. Darum war es eher das Zeichen eines fieberkranken Körpers als eines besonders mitleidigen Herzens, daß Arthur Erskine diese Nacht fast nichts andres sah als den Galgen, der für Sir James Carvet bestimmt sei, oder das Antlitz des Priesters selbst in den allererdenklichsten Bildern der Qual und Angst. Doch schrecklich genug und grausig war's immerhin. Er dachte auch an die, welche solche Strafe über jenen verhängt hatten, und sein junges Blut kochte vor Zorn. Diese Feiglinge, diese Ketzer und Kirchenräuber, diese wahre Hefe von Volk, die durch Rebellion sich Macht errungen hatten und allen gesetzlichen Autoritäten Hohn sprachen! Und soweit war ihre Dreistigkeit gediehen, daß Ketzer, deren eignes Leben doch dem Gesetz der Kirche verfallen war, es wagten, über die Priester der Kirche selbst Todesstrafe zu verhängen! Welch Urteil verdienten sie für solche Vermessenheit, und welcher Art würde ihre Strafe sein, wenn die Kirche ihre alte Macht zurückerlangt haben würde?

Er sann just hierüber nach, als der Ton von Stimmen unter ihm ihn erinnerte, daß er selbst sich im Hause eines Ketzers befand. Hatte er doch oft genug den Hausandachten der Ketzer beigewohnt, um sofort die feierlichen, gemessenen Töne des Hausherrn zu erkennen, der aus dem Worte des Lebens vorlas. Doch in seiner augenblicklichen Stimmung machten diese Töne ihn nur noch gereizter, und so verstopfte er sich die Ohren, um sie nur nicht mehr anzuhören. Als er so, ohne sich zu rühren, eine Weile dagelegen, schlief er ein. Im Traum aber wurde der Priester lebendig verbrannt, und er mußte zusehen, ohne sich regen zu können, ja, ohne den Schrei des Zornes, der auf seinen Lippen bebte, ausstoßen zu dürfen.

Da wachte er auf und fuhr empor; es war Licht im Zimmer, doch kein so grausiges wie das, davon er soeben geträumt. Allan Durie stand an seinem Bett, ein Öllämpchen in der Hand, und sagte, voll Mitgefühl auf das junge, hübsche und doch so abgemattet und erhitzt aussehende Antlitz vor ihm schauend: „Ich fürchte, Du hast keine sehr gute Nachtruhe heut.“

„Ach bester Meister Durie," rief da Arthur, „sagt mir doch, werden sie wirklich morgen dem armen Sir James Carvet ans Leben gehen?"

„Was für ein Einfall!" erwiderte nicht wenig erstaunt, wohl auch enttäuscht der Alte. „Also darüber kannst Du nicht zur Ruhe kommen? Habe keine Sorge! Sie werden ihm nicht einen Finger anrühren. Er hat seine Strafe heut abgebüßt."

„Doch Ihr spracht von dem Strafurteil."

„Gewiß, daß er das verdient, ist klar, aber gottlob hat, der die Strafe verhängt, auch die Macht, Vergebung darzubieten."

„Und Pfarrer John Knox?"

Allan Durie konnte sich kaum eines Lächelns erwehren, als er sah, wie entsetzlich dem jungen Katholiken der Name dieses von ihm so geliebten und verehrten Pastors war. „Pfarrer Knox verlangt nach niemandes Blut," gab er zur Antwort, „sondern daß Gottes Wort wachse und verbreitet werde, und daß endlich aus unserm Königreich alle falsche Lehre verbannt werde. Gott gebe doch in Gnaden, daß dies bald geschehe! Darum dünkt es ihn aber wie die andern, daß jener arme, thörichte Priester genug gelitten hat und sicher ein andermal weiser sein wird." Der biedre Alte hielt inne; ehrlich aber, wie er war, fuhr er fort: „Und ich, ich bin froh, obwohl ich weiß, was die Leute davon denken, daß man jenem also vergeben hat. Doch nun gute Nacht, Bürschlein, mache, daß Du schläfst! Sei ein vernünftiger Junge und lasse künftig Priester und Straßenbuben ihre Sache allein ausfechten."

Damit ging Allan Durie von dannen. Von Natur war er hart, doch nicht unbillig, freilich sehr geneigt allem Gewinn, und nur schwer gab er Geld und Gut her, auch konnte er mitunter recht wenig freundlich und edel, ja unbarmherzig sein. Nicht umsonst indes war seine Seele aus dem Kreis ihrer niederen Interessen und Gedanken heraus in eine neue, höhere Sphäre hineinversetzt worden. Nicht umsonst hatte er der machtvollen Stimme eines Knox gelauscht und gelernt, über Gericht und Gerechtigkeit nachzusinnen; auch hatte er an den Ernst der künftigen Dinge, davor er zuerst gezittert, glauben gelernt und an den einen, der allein

seine sündhafte Natur mit dem Rocke der Gerechtigkeit bekleiden, ihn Selbstzucht lehren und von dem schrecklichen Gericht des Jüngsten Tages erlösen konnte. Auch glaubte Allan, daß, der dies zu thun vermochte, ihn auch liebhabe, jawohl, sogar ihn, Allan Durie, und zwar mit der tiefsten, unergründlichen und seine ganze Person umfassenden Liebe, die, wie sie ohne Anfang, so auch ohne Ende ist, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Dieser Glaube war durch die dicke Kruste seines weltlich gesinnten, harten Herzens hindurchgedrungen und hatte diese also in Trümmer geschlagen, daß sich daraus nie wieder ein Ganzes wie zuvor hätte bilden können. Seine Seele war im vollen Sinne des Wortes losgeworden, los von den niederen und gemeinen Zielen und Interessen, von Selbstsucht und Weltlichkeit und gewöhnlicher Denkart und fähig geworden für hohe und heilige Gedanken, für himmlisches Streben und Trachten. Denn der allergewöhnlichste Thon kann in der Hand des wahren Künstlers zu einem Gefäße der Ehre werden, das da geschickt ist zum Dienste seines Meisters.

Bei alledem jedoch war natürlich der harte Mann mitunter noch hart. Mancherlei Einflüsse trugen auch dazu bei, ihn zu verhärten, wenige, ihn weich werden zu lassen, vielleicht, wenn wir die Einflüsse seines Hauses ausnehmen, keine, außer der himmlischen Liebe, die zum Grundton seines Herzens geworden war. Dazu wurde solches Weichwerden von den Verhältnissen der Zeit erschwert, die im Bunde mit der uns allen anhaftenden Sünde dahin führen konnten, daß er meinte, gerade um der Liebe willen zu dem, den er nicht gesehen, den Bruder hassen zu dürfen, den er gesehen. Allan Durie glaubte als ein wahres Glied der streitenden Kirche hienieden: deren Hauptpflicht sei, gegen Papsttum und Papisten wacker zu fechten. Darum stand er in Gefahr, sein Forschen in der Schrift hauptsächlich auf gewisse historische Erzählungen des Alten Testaments zu beschränken und aus denselben falsche Nutzanwendungen zu ziehen. So würde er gewiß voller Tapferkeit und Mut sich in den Streit wider die Philister und Amalekiter in Gestalt der Papisten gestürzt haben, während die eigentlichen Philister in Gestalt der Selbstsucht und Habgier das Land seines Herzens lahm legten, ohne daß er ihnen wehrte.

Und dennoch, ob er auch nicht immer und nicht durchweg von solch kräftigen Irrtümern frei war, so war er trotzdem von ihnen losgeworden, denn die Liebe zu dem, der ihn geliebt hatte, mußte ihn bis zu gewissem Grade weich machen, konnte sein Herz nicht hart lassen, auch wo es ihm schwer fiel. Ohne diesen Einfluß der Liebe von oben würde Allan kaum den fremden und noch dazu papistischen Jüngling ins Haus aufgenommen, ihm Speise und Obdach und das beste Bett, das er besaß, dargeboten haben. Ferner würde es ihn schwerlich gefreut haben, daß dieser „Messekrämer", der Priester, mit einer verhältnismäßig so geringen Strafe davonkommen sollte, wären nicht vorher in der Abendandacht verschiedene wohlbekannte Ermahnungen des Herrn, wie sie die Bergpredigt enthält, ihm in die Seele hineingedrungen.

Nehmen wir darum dieses rauhe, arme Hochlandsvolk der Schotten so, wie es im 16. Jahrhundert war; gestehen wir zu, daß es die Messe für götzendienerisch ansah, auch das, ob auch in Scham und Leid: daß es so tief noch im Dunkel lebte, um einen messelesenden Priester für der Todesstrafe verfallen anzusehen, und sogar, als ein Volk, das besonders geneigt war, den Gedanken sofort in That umzusetzen, soweit ging, solchen dem Tode Verfallenen an einen Schandpfahl zu binden und ihn dem Schimpf und Hohn der Menge preiszugeben! Halten wir uns aber auch anderseits an das, was es nicht gethan hat: es hat auch nicht ein Priester in Wirklichkeit den Tod erlitten ob des „Verbrechens", Messe gelesen zu haben.

Gerade zu derselben Zeit ward der „allerkatholischste" König endlich, nachdem Ströme von Blut vergossen und ungezählte Opfer auf Schafott und Galgen hingeschlachtet worden, dahin vermocht, seine königliche Gnade auch auf seine flämischen Unterthanen auszudehnen, deren Glauben von dem seinen abwich. Als Folge hiervon kam das Edikt der Moderation, darin man allergnädigst gestattete, die hartnäckigen Ketzer nur zu erdrosseln, statt sie lebendig zu verbrennen, ja, daß diejenigen, welche widerriefen, unter besonderen Umständen sogar ihr Leben behalten durften. Das war doch immerhin schon eine wunderbare Verbesserung der vorhergehenden Edikte, obwohl zu fürchten ist, daß dafür vom Volke wenig Dank geerntet

wurde, denn dies sprach von der „Moderation" nie anders als von einer „Mörderation". Werfen wir jetzt die Grausamkeit protestantischerseits in die eine Wagschale und das mildreiche Erbarmen Roms in die andre, so wird sich gar manches Lehrreiche daraus ergeben; das jedenfalls zunächst: Pflanzt eine lebendige Gottesfurcht, wie die Bibel sie lehrt, in das Herz des allerungebildetsten Individuums sowohl, wie in das rauheste und derbgeartetste Volk, und es wird sich eine wirkliche Verwandlung vollziehen. Es entfaltet sich dann nicht bloß eine wundersame Kraft, zu leisten und zu dulden, die sogar von unsern Feinden anerkannt wird, sondern die also an Kraft gewachsene Natur wird, ob auch nur allmählich, so doch thatsächlich weicher, edler, menschlicher werden. Ja, es kann, obschon nur langsam und mit manchen Rückschritten und Hemmnissen, auch hier offenbar werden, daß die „Frucht der Gerechtigkeit" gesäet wird in Frieden denen, die da Frieden machen.

Drittes Kapitel.

Arthur Erskines Geschichte, von ihm selbst erzählt.

„Ein junges Herz, heißblütig, ruhelos ...."

Arthur Erskines junger, gesunder Organismus trug den Sieg davon über das ihn bedrohende Fieber. Nach einem langen und tiefen Schlafe erwachte er spät am andern Morgen, wohl matt und noch etwas wirr im Kopf, doch nicht ernstlich krank. Das Gelüst, noch länger so zu ruhen, besiegend, erhob er sich, kleidete sich an, sagte einige Aves her und begab sich dann, dem Ton verschiedener Stimmen folgend, in dasselbe Zimmer hinunter, wo er die Familie am Abend zuvor versammelt gefunden hatte.

Der Goldschmied saß bereits samt Frau und Enkelin beim Frühmahl, das noch bedeutend reichhaltiger war als das gestrige Vesperbrot. Diesmal machte nicht nur Jack Flemming, sondern auch Duries älterer Gehilfe die Bedienung bei Tisch. Nach damaligem Gesetz bestand in der Lehrzeit dieser beiden jungen Leute ein Unterschied von vollen drei Jahren und mehr noch wahrscheinlich in ihrem Alter, denn Duncan, wie sein Meister den älteren rief, war ein hübscher und verständig aussehender Jüngling von etwa zwanzig oder einundzwanzig Jahren.

Arthur wurde freundlich begrüßt und dann gebeten, Platz zu nehmen, und jetzt vermochte er dem guten Mahle vor ihm volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und das mit dem Appetit eines sechzehnjährigen Knaben, der eine ziemliche Zeit zuvor gefastet hatte. Auch war die Unterhaltung bei Tische nicht derart, daß sie ihn von diesem Geschäft hätte besonders abziehen können. Durie hatte

mit Duncan ein angelegentliches Gespräch über das Gravieren eines Siegels und ging dabei mitunter weit über das Verständnis eines Laien hinaus, da er in technischen Ausdrücken von den Geheimnissen seiner Kunst sprach. Es hätte Arthur, wäre er sonst in der Stimmung dazu gewesen, bemerken müssen, in welch respektvoller Weise der Meister seinen Gehilfen um seine Ansicht fragte, und wie rücksichtsvoll er ihm zuhörte. Doch das interessierte Arthur wenig. Viel mehr fesselte ihn das schöne Antlitz der Maid ihm gegenüber, die von Allan und seiner Ehefrau Elsie und von Duncan in höflicher Ehrerbietung als Mistreß Elsie bezeichnet wurde. Wäre Arthur älter und zum Nachsinnen geneigter gewesen, so würde er sich gewundert haben, wie dies Röslein aus so anders geartetem Stamm erblühen konnte. Denn, wenn auch ein aufmerksames Auge eine gleichsam in gemilderter Form erscheinende Ähnlichkeit zwischen des Großvaters stark markierten Zügen und denen auf Stirn und Wangen der Enkelin fand, so konnte man doch keine Spur von der geradezu auffallenden Schönheit der letztern in den Gesichtern der beiden Alten finden. So aber dachte Arthur nur: „Ei, ist das eine feine Maid!" und begann dann halb unbewußt Vergleiche zu ziehen zwischen ihr und seiner fernen Schwester. Helen Erskine konnte sich nicht solches reichen Goldhaares rühmen; das ihre war dunkel, schwächer und nicht so kunstvoll geordnet. Auch waren ihre Züge nicht ganz so regelmäßig. Ihre breite, hohe Stirn hätte die Symmetrie eines so zarten, ovalförmigen Gesichts, wie Elsie es besaß, gestört. Dazu hatte letztere vor Helen all die Fülle und Zartheit und Farbenfrische voraus, die nur ein Leben ohne jede Mühe und Sorge verleihen und erhalten kann. Ein Fremder, der Elsie zum erstenmal sah, mußte unwillkürlich sagen: „Welch ein süßes, junges Gesichtchen!" Helen war nur ein paar Jahre älter; jung aber würde man ihr Gesicht schwerlich genannt haben. Dafür besaß sie aber in dem friedevollen und reinen Ausdruck, in dem lieblichen Lächeln und den durch reiches Gedanken- und Gefühlsleben leuchtenden Augen Reize, von denen Elsie nichts wußte. Indes mochten deren Vorzüge unsern Arthur noch höherer Art dünken. Er wurde in solchem Anschauen aber durch die erstaunt ihn beobachtenden Blicke der Maid etwas jäh unterbrochen. Errötend warf er eine

höchst gewöhnliche Bemerkung hin; aber so gewandt und keineswegs blöde er sonst war, hier überkam ihn doch eine so unerklärliche Scheu, daß er bald wieder verstummte. Wie eine Erlösung dünkte es ihn, als das Mahl beendet war, und nachdem Durie seinen Gehilfen und den Lehrling in den Laden beordert hatte, winkte er seinem jungen Gaste, ihm ins Wohnzimmer zu folgen.

Als er die Thür hinter sich geschlossen hatte, bat er, Arthur möge Platz nehmen, und sagte dann in freundlichem Tone:

„Mein armer Junge, ich fürchte, Du bist von den besten Freunden geflohen, die Du besaßest."

„Woher wißt Ihr denn das?" fuhr Arthur auf und verfärbte sich.

„Nun, das ist nicht so schwer zu erraten. Wie käme wohl sonst ein feines Bürschlein wie Du in solchem Aufzug, ohne Sack und Pack, geschweige Roß und Reitknecht, hierher?"

„Ich bin nicht ohne Mittel," gab Arthur, noch tiefer errötend, zurück und nahm eine kleine seidne, einige Goldstücke enthaltende Börse heraus, um sie seinem Gastgeber zu zeigen.

„Du armes Kind! Dies schmucke Ding ist wohl ein Spielzeug für eine Dame, doch kein Vorrat für einen Mann, um in die weite Welt damit zu wandern."

„Sie gehörte meiner Mutter," sagte Arthur in weichem Ton.

„So ist auch sie schon tot?"

„Ach ja, vier Jahre schon," und dabei traten ihm die Thränen in die Augen. Er war noch so jung, und nun kam er sich so verlassen, so freudlos vor. Hätte er sich nicht zurückgehalten, er würde laut aufgeschluchzt haben, als er jetzt der toten Mutter gedachte, als er so sehnsüchtig und doch umsonst wünschte, er könne ihr Antlitz noch einmal sehen, ihre Hand noch einmal auf seinem Haupte fühlen.

Der Tod bringt uns wohl bitteres Herzeleid, mitunter aber auch Segnungen, an die wir kaum denken. Diese so schmerzlich jetzt ersehnte und betrauerte Mutter war in Wahrheit ein sehr schwaches, leichtsinniges Weib gewesen. Wäre sie leben geblieben, sie hätte schwerlich ihren reichbegabten, aber leidenschaftlichen Knaben richtig leiten, ja, sie hätte ihm zum Verderben werden

können. Da sie aber starb, als er noch Kind war, so hinterließ sie ihm für sein ganzes späteres Leben nur die verklärende Erinnerung an eine ihn zärtlich liebende Mutter, der er gern all das Gute andichtete, das sie ihm zweifelsohne, falls er sie behalten hätte, seiner Meinung nach erwiesen haben würde. Daran dachte er voll Leides, als ihn Durie jetzt fragte:

„Aber Du hast gewiß noch Verwandte?“ Ihm mochte hierbei das feine Hemd mit der Stickerei einfallen.

„Ja, ich hatte gute oder doch großmütige Freunde. Nach dem Tode unsrer Mutter brachte Lord Wedderburn uns, meine Schwester und mich, in sein Haus.“

„Wie, der gute Sir David Home? Keinen besseren Mann gibt es in ganz Schottland. Habe mit ihm und den Seinen viel zu thun gehabt. Es ist noch nicht lange her, da kaufte er bei mir eine prächtige Goldkette, die wir gar schön und mühevoll fabrizieren mußten, weil's eine Gabe war für seinen Schwager, seiner Frau Bruder. Aber ach, welch ein Jammer war's, als die gute Dame starb! Seit der Schlacht von Pinkies Cleugh habe ich solch Trauern im ganzen Land hierherum nimmer gesehen.“

„Wenige hatten wohl mehr Ursache, sie zu betrauern, als meine Schwester und ich,“ versetzte Arthur. „Sie war es, die uns nach vielem Forschen endlich in Haddington fand, wo sie gerade ihre Verwandten besuchte. Es war noch nicht lange her, daß unser Vater starb, und wir waren in großem Kummer und Armut, aber sie war sehr gut gegen uns und half uns so manches Mal. Als dann Gott auch unsre Mutter zu sich nahm, da führte sie Helen und mich nach Wedderburn und sorgte für uns wie für ihre eignen Kinder.“

„Und der Lord? Hast Du von ihm nichts zu sagen?“

„Gewiß, er hat uns Güte genug bewiesen, ließ mich mit seinen eignen Söhnen unterrichten, aber ...“ hier stockte Arthur und blickte verlegen zu Boden.

„Du armer, thörichter Bursche,“ meinte Durie mitleidsvoll, „ich wette, Du hast einen Streit gehabt mit ihm oder doch mit seinen Söhnen, Deinen Schulkameraden, und bist nun davongelaufen wie ein toller Bube. Wenn ich Dir raten darf, so gehst

Du, so schnell Du kannst, nach Wedderburn wieder zurück und bittest fein demütig den guten Lord um Entschuldigung und Verzeihung."

„Niemals!" lautete hier Arthurs Bescheid und zwar in einem Ton und Wesen, der seinem Gefährten höchst auffällig war.

„Was soll das, Bürschlein? Du bist allzu hartköpfig, scheint's. Was hat Dir denn der Lord gethan, daß Du all die von ihm Dir erwiesene Güte so vergessen und spornstreichs davonlaufen konntest?"

Doch Arthurs Stolz war empfindlich verletzt durch Duries Art, ihn zurechtzuweisen und wie ein thöricht Kind zu behandeln. „Ich bin kein Bürschlein, das dumme Streiche gemacht," gab er hochmütig zur Antwort, „will Euch auch nicht mit meinen Privatangelegenheiten unterhalten."

Wenn Allan Durie sich sonst also hochmütig von einem Erwachsenen behandelt gesehen hätte und vollends von einem, der ein gut Schwert an der Seite und eine volle Börse in der Tasche gehabt, so würde er sich sehr dagegen aufgelehnt haben. Doch Mitleid vermag wie nichts andres zum Waffenstrecken zu bringen. Nicht der Widerwille gegen das römische Bekenntnis oder gegen das „vornehme Volk" ließen Durie diesem jungen katholischen Junker gegenüber so kühl bleiben, sondern er sah in diesem eben nur einen thörichten Knaben, der in kindischem Streit seine einzig ihm treuen Freunde verlassen und nun in die weite Welt hinausstürmen wollte, dem beinahe sicheren Verderben an Leib und Seele entgegen.

Darum sagte er in freundlichem, ja, respektvollem Tone: „Mein lieber, junger Herr, nehmt doch die Worte eines alten Mannes gut auf, der Euch so gern helfen möchte, wenn er's nur könnte! Nicht wahr, Ihr habt das Haus des Lord Wedderburn ohne sein Wissen verlassen?"

„Na, ich will's Euch nur erzählen, wie es kam," erwiderte Arthur, durch des Alten Art und Weise versöhnt. „Seht, unsre Mutter, Gott hab' sie selig, war eine Katholikin aus der edlen Familie der de Salgues in Poitou. Mein Vater lernte sie kennen, als er unter dem Grafen Montgomery in Frankreich Dienste that.

Sie war bis zuletzt ihrem Glauben treu, während mein Vater, mögen's ihm die Heiligen vergeben, ein arger Ketzer war. Doch sie ließ es sich angelegen sein, Helen und mich den Katechismus Hamiltons, der auch der „Zweigroschenkatechismus" heißt, von Anfang bis zu Ende zu lehren, unsre Paternosters und Aves zu beten, wie es guten Kindern Roms gebührt. Als wir aber nach Wedderburn kamen, brachten sie uns zur Kirche und lehrten uns das „lautere Evangelium", wie es hieß. Die arme Helen glaubte alles, was man ihr beibrachte; sie ist eben nur ein Mädchen, das gut ist zum Nähen und Spinnenlernen und dergleichen Dingen, aber doch nichts von religiösen Dingen verstehen kann."

Diese Erklärung lockte ein sehr charakteristisches, stilles Lächeln auf des Alten Antlitz. „Und Eure überlegene Weisheit, junger Herr, wie stand's damit?" fragte er.

„Offen gestanden, ich machte mir zuerst aus dem allen sehr wenig," gab Arthur ehrlich zu, „doch ich dachte, es könne keine Sünde sein, Gebete herzusagen, die unsre Mutter liebte. Und dann vor zwei Jahren etwa kam nach Manderstone —. Ich muß Euch noch sagen, daß der Lord von Manderstone mit dem von Wedderburn verwandt und zugleich benachbart ist, aber zwischen ihnen ist seit lange schon Feindschaft."

Das Lächeln auf Duries Antlitz war plötzlich verschwunden. Ein Beben flog darüber, als wecke der Name Manderstone in ihm gar schmerzliche Erinnerungen. Doch er sagte nichts, und Arthur fuhr deshalb fort:

„Also, es kam nach Manderstone ein armer Mann, der begehrte, dort Gärtner zu sein. Die Leute nannten ihn den alten Rob, doch, die Wahrheit zu sagen, war sein Name Pater Bennet, der in den alten guten Zeiten Mönch der Abtei zu Haddington war. Trotz der Feindschaft zwischen den beiden Gutsherren wurden wir zwei bald sehr gute Freunde. Wir unterhielten uns von mancherlei Dingen; er lehrte mich Gebete, erzählte mir Legenden und gab mir schließlich auch eines Tages ein Kreuzlein, das vom Erzbischof zu St. Andrews geweiht worden. Doch ich weiß nicht, warum, seit ich dies Kreuzchen bekam, ist trotz des bischöflichen Segens alles schief bei mir gegangen."

„Kein Wunder!" meinte Durie in ruhigem, trockenem Tone.

„Bald geriet ich in Zwiespalt mit unserm Lehrer, Meister James, bald in Zank und Streit mit des Lords Söhnen, Georg und David, so gut wir bis dahin miteinander fertig geworden, denn ich brachte ihnen französisch zu parlieren bei wie ein höfischer Monsieur. Endlich bekam ich von ihrem Vater böse Scheltworte zu hören, und meine Helen, das arme Mädchen, hatte gar viel Herzeleid um mich und konnte stundenlang flehen und mir Vorhaltungen machen. Doch, da ich sah, sie waren mir alle gram und hatten alle kein Vertrauen zu mir, wurde ich hart und meinte, ich müsse es ruhig nehmen, wie's sei, und mir nichts daraus machen. Doch, wie es gekommen ist, weiß ich nicht, Meister James fand mein Kreuzchen und schickte mich mitsamt demselben zum Lord. Ihr könnt denken, wie der zornig ward. Ich wurde aber auch bitterböse, als ich mir von ihm Heuchelei vorwerfen hörte. Da sagte ich ohne alle Rücksicht und Furcht vor ihm alles offen heraus, was ich dachte, sagte ihm, daß ich zur einigen, wahren Kirche gehörte, zu der alten Kirche seiner und meiner Väter, und daß es unserm Lande nicht eher wieder gut ergehen würde, bis es zu ihr zurückgekehrt sein werde. Da brauste er schön auf und hieß mich so lange in meinem Zimmer bleiben, bis er über mich beschlossen haben würde. Es fällt mir noch ein, daß er im Hinausgehen sagte: „Arthur Erskine, es kann sein, Du wirst noch in diesem Leben dahingelangen, mich zu verstehen, wenn Dir auch jetzt meine Worte nicht gefallen und unnütz scheinen mögen," und dergleichen mehr. Das war das letzte, was ich von ihm sah und hörte. Denn als ich nun in meiner Kammer steckte, da dachte ich bei mir selbst, was ich wirklich schon oft vorher gedacht hatte: daß es das beste für mich sei, ich ginge in meiner Mutter Land und zu ihrer Freundschaft jenseits des Meeres. Denn ich weiß, dort kann ein tapferer Mann Arbeit finden für sein Schwert, da kann er mit ihm fechten für Gottes und des Glaubens Sache gegen Ketzer und Ketzertum. Deshalb beschloß ich, Lord Wedderburns Entscheidung über mich nicht abzuwarten, die schimpflich genug ausgefallen wäre. Ich sprang, freilich mit dem Risiko meines Nackens, aus dem Fenster meiner Kammer, ging zuerst nach Haddington und dann bis nach Edinburg, alles zu Fuß, und so kam ich zu Euch."

„Und wie dachtet Ihr denn nach Frankreich hinüberzukommen?"

„Ich wollte auf einem Schiffe, das von Leith dorthin segelt, gleichviel in welchen Hafen, Dienste thun und so die Fahrt verdienen. Einmal drüben, dann verschafft mir dies Gold Wams und Schwert und bringt mich nach Paris, wo einige von der Sippe meiner Mutter wohnen."

„Das wird Dein Gold keineswegs thun, Junkerlein! Mehr als ein leichtes Rapier, wie es die Stutzer der Vornehmen tragen, erwirbst Du Dir schwerlich damit. Du verstehst noch gar wenig von der Welt und ihrer Art, bedünkt mich. Und Deine feinen, weißen Hände werden auf dem Schiffe was Rechtes leisten! Nein, nein, das ist ein ganz thörichter Plan; Du solltest ihn wirklich aufgeben, Rats von mir annehmen und zu Deinen guten Freunden zurückkehren. Deiner armen jungen Schwester wird das Herz brechen vor Leid um Dich; sie hat ja niemand auf der weiten Welt als Dich."

Sowenig Geschick und Takt auch der brave Durie besaß, wodurch er seine wohlgemeinten Absichten wesentlich in der Erreichung ihres Zieles beeinträchtigte, dieses letzte Argument war das wirksamste, dessen er sich bedienen konnte.

Arthur murmelte in traurigem Tone: „Mein armes Schwesterlein!" Erst nach einem Weilchen fügte er mit lebhaftem Blick auf den Alten hinzu: „Meint Ihr, ich könnte ihr vielleicht Kunde zukommen lassen, wohin ich gehe, und was ich dort will?"

Da legte ihm Durie die Hand auf die Schulter und sagte: „Bring' sie ihr selbst, mein Junge, und verlaß Dich darauf, sie wird keine bessere je gehört haben! Laß nicht Stolz und Leidenschaft siegen und ihr ganzes Leben vielleicht verderben! Es stehet geschrieben: Widerstehet dem Teufel, so fliehet er von Euch! Und Du mußt einsehen, daß Du dem Gehorsam schuldest, der Vaterstelle an Dir übernommen hat. Du hast unrecht an ihm gethan und mußt ihn und Gott auf den Knieen um Vergebung bitten. Und außerdem wolle Gott Dir die Gnade geben, daß Du einsiehst, welch große Sünde es ist, das Wort Gottes zu verachten und Ihm den Rücken zu kehren! Denn, merke Dir das, Arthur Erskine, wenn Du Seine Wahrheit nicht jetzt lernst in der Zeit der Lust und Jugendfreude, so wirst Du sie eines Tages in bitterem Herzeleid und Not lernen müssen!"

Arthur blickte auf, halb überrascht und halb geringschätzig. Er wunderte sich vermutlich mehr noch ob des Goldschmieds Freimut ihm gegenüber, als daß er ihm darüber zürnte. Aber keineswegs ließ er sich dadurch von seinem Vorhaben abbringen. Durie sah den entschlossenen Blick dieser dunklen, jungen Augen — da war nichts von Nachgeben — und seufzend verließ er das Zimmer und ging in seinen Laden, der mehr einer Bude oder „Kram" glich. Es war kein Kunde darin. Flemming war eben fortgeschickt worden; George Duncan saß hinter dem Ladentisch und besserte eine alte Goldkette aus, dabei den Laden überwachend.

Ein Weilchen stand sein Herr neben ihm und sah ihm zu; dann erteilte er ihm allerlei nicht eben nötige Weisungen über seine Arbeit in einem Tone, den Flemming „querköpfig" zu bezeichnen pflegte.

Bescheiden erwiderte ihm Duncan: „Das wollte ich gerade noch thun, Herr Meister!"

Durie schwieg wieder ein Weilchen; dann sagte er in einem durchaus andern Tone: „Es ist doch ebenso verkehrt und thöricht, das Wort Gottes mit Gewalt in eines Menschen Seele hineinzubringen, als wenn man ihm einen Dolch in den Leib hineinschleudern wollte."

Verwundert blickte Duncan zu ihm auf, und er fuhr fort:

„Ich denke nämlich an das arme, papistische Junkerlein, das seinem Hüter und Vormund, dem braven Lord Wedderburn, davongelaufen ist und nun durchaus aufs Meer, hinüber zur Sippe seiner Mutter nach Frankreich will. Kommt er aber hin, was ich noch bezweifle, so geht er unter mit Leib und Seele unter diesem abscheulichen papistischen Halsabschneidervolk, das Gottes Heilige würgt, als seien es Schafe. Das habe ich dem Junker gesagt, aber ich hätte es ebensogut hier zu den Goldketten sagen können. Er nimmt nichts von mir an."

„Hat er denn keine Verwandten, die sich um ihn kümmern?" fragte Duncan.

„Jawohl, eine Schwester," und, näher an George herantretend, fügte der Alte hinzu: „Könntest Du denn nicht ein Wörtchen mit ihm reden? Du hast solch eine hübsche, gute Art, ein jeder läßt sich gern etwas sagen von Dir."

Viertes Kapitel.

Arthur Erskines Geschichte, von anderm Gesichtspunkt betrachtet.

„Schlichte, demutsvolle Seelen meinen
Nimmer, daß als Engelwerk erscheinen
Kann ihr Tagwerk voller Kampf,
Noch, daß ihr Kreuz, so still getragen,
Zur Palme wird in sel'gen Tagen."

Arthur hatte die aufrichtige Absicht, seinem alten Freunde die volle Wahrheit zu sagen, als er ihm seine Geschichte erzählte. Waren auch seine Fehler weder gering noch ihrer wenig, Mangel an Offenheit gehörte nicht dazu; er war nicht bloß eine wahrhaftige Natur, sondern besaß auch einen ungewöhnlichen Grad von Mut, und diese Eigenschaft enthob ihn so mancher Versuchung zu Lüge und Verstellung. Doch trotz allem Wunsche, die Wahrheit zu sagen, müssen wir immerhin doch die Wahrheit erst selbst erkennen, bevor wir sie andern mitteilen können. Und wo es sich um unsre eigne Geschichte handelt, ist es etwas höchst Seltenes, daß wir die Wahrheit voll und klar erkennen. Müssen doch unsre Gedanken von dem, was wir oder was andre uns gethan, notwendig stark davon gefärbt sein, was wir von uns, wie von den mit uns in Berührung Kommenden halten und denken. Wie selten aber ist die rechte Selbsterkenntnis oder die nötige Unparteilichkeit, die zu solch richtiger Abschätzung gehört! Darum ist eine Selbstbiographie weit davon entfernt, die zuverlässigste Lebensbeschreibung zu sein, wie das manche meinen, sondern meist das gerade Gegenteil.

Arthur Erskine besaß natürlich nicht mehr Selbsterkenntnis, als wir sie bei Knaben von sechzehn Jahren zu finden gewohnt sind.

Überdem war er durch besondere Verhältnisse entweder gar nicht oder doch nur unvollkommen mit gewissen zur Geschichte seines Lebens gehörenden Thatsachen bekannt. Darum wollen wir die von ihm nicht berührten Fäden jetzt aufnehmen und die Wahrheit erzählen.

Sein Vater gehörte einem herabgekommenen, aber ehrenwerten Zweige des edlen Hauses derer von Erskine an und war früh schon auf die Seite der Evangelischen übergetreten. Dieser junge Harry Erskine von Blackgrange war eine so gutherzige, liebenswürdig weiche Natur, wie wir ihnen in solch rauhen, kriegerischen Zeiten wie jene selten begegnen und darum meinen, derartige Naturen seien eigentlich zur falschen Zeit geboren, im unrichtigen Jahrhundert; so gar wenig paßte auch Erskine in das seine. Mithin konnte er auch die herabgekommenen häuslichen Verhältnisse nicht auf ihre frühere Höhe zurückbringen, zumal im Schottland jener Tage. Er that darum wohl am gescheitesten, soweit es die Dinge dieses Lebens betrifft, daß er sich ins Ausland begab, und zwar nahm er samt einigen seiner Landsleute Dienste an im Heere König Heinrichs II. von Frankreich. Gleich manchem dieser gutherzig weichen Menschen konnte er auch sehr tapfer sein und zeichnete sich bald dadurch aus. Da er aber keine einflußreichen Freunde besaß und ganz besonders jener Eigenschaft ermangelte, die jetzt so bezeichnend „Schneid" genannt wird, so vermochte selbst der Ruhm ihm nicht den Weg zum Glück zu erschließen. Es konnte auch nicht von günstiger Wirkung für ihn sein, daß er mit voller Treue und Innigkeit seinem Glauben an das Evangelium anhing und sie auch mitten in allen Bedrängnissen, ja, Gefahren für denselben stets bewahrte.

Dennoch beging er einen großen Fehler, eine Katholikin zu heiraten. Unter dem starken Einfluß jener Leidenschaft, die schon so manchen Weisen zum Narren hat werden lassen, opferte er sein Gewissen und besseres Erkennen der auffallenden Schönheit und bezaubernden Anmut einer Tochter des Marquis de Salgues, der ihm, als er nach Frankreich kam, viel Güte und Gastlichkeit erwiesen hatte. Der Gegenstand seiner Neigung, das verwöhnte Edelfräulein, hörte freilich nie auf, ihre Verbindung mit Harry Erskine als ein Herabsteigen ihrerseits anzusehen, weil sie von höherem

Range, ob auch mit nicht viel größerem Besitze gepaart, zu sein sich rühmen durfte. Harry fand in ihr keineswegs das erträumte Glück, nicht einmal zu Anfang, und so bereitete er sich und den ihnen bescherten Kindern eitel Not und Leid. Es bleibt eben dabei, was die Schrift sagt: „Was der Mensch säet, das wird er auch ernten.“

Zunächst ward er schwer verwundet in der Schlacht von St. Quentin, wiewohl er sich dabei durchaus heldenhaft benahm. Da er fühlte, seine Gesundheit sei damit ruiniert, so sehnte er sich, in der teuren schottischen Heimat zu sterben, und bewog seine Gattin mit nicht wenig Mühe, ihm mit den Kindern dahin zu folgen und den Freuden der französischen Hauptstadt lebewohl zu sagen. Helen war damals elf, Arthur acht Jahre alt. So zogen sie denn nach Schottland und zwar nach Haddington, wo Harry noch ein Haus besaß als einzig ihm gebliebenes Erbe.

Doch Unglück über Unglück brach über die kleine Familie herein. Harry siechte rasch dahin; auch seines Weibes Gesundheit fing an, unter dem rauhen Klima und der veränderten Lebensweise zu leiden, zumal sie die gewohnte Unterhaltung und Anregung entbehrte, an der sie mit ganzer Seele hing. Da das vom Vater auf dem Schlachtfelde mühevoll erworbene Gold nur zu schnell verbraucht ward, so stellte sich gar bald auch Entbehrung und Armut ein. Helen, des Vaters Liebling, mußte seine Pflegerin, ja, Dienerin werden, denn eine solche zu halten war nicht möglich. Arthur, der Mutter Stolz, sah sich trotz all ihrer zärtlichen, parteiischen Liebe für ihn auf oft schmerzlich empfundene Beschränkungen angewiesen.

So war es also Helens Los, schon in so zartem Alter für den Vater, oft auch für die Mutter Sorge zu tragen. Letztere hätte, selbst wenn sie gesund gewesen, nie zu einer Pflegerin gepaßt, sondern viel besser in einen Ballsaal. Helen aber besaß eine wunderbare Gabe, ja, fast ein Genie, bei Kranken zu sein. Man konnte kaum eine geschicktere, zartere und behutsamere Wärterin sich denken, als sie es war, und hieraus entsproß ein gar inniges Verhältnis zwischen Vater und Tochter. Helen pflegte nicht oft von ihm zu reden, auch in späterer Zeit nicht. Es lag nicht in ihrer

Natur, viel von dem zu reden, was ihrem Herzen teuer war. Bei ihr galt: je näher dem Herzen, je ferner von der Lippe. Doch bis zu ihrer letzten Stunde lebte das Bild ihres so früh verlorenen Vaters im heiligsten Schrein ihrer jungen Seele. Jedes, auch das unbedeutendste Wort, das er zu ihr gesprochen, wurde heilig gehalten; jede Gabe, auch die einfachste, erschien ihren lieberfüllten Kindesaugen kein Spielzeug, sondern

„Ein Schatz geworden, drauf ihr Blick,
Im Thränenkristall leuchtend, fiel zurück."

Sein Vorbild und Einfluß waren es zumeist, die sie zu dem machten, was sie nachmals wurde.

Der Vater mochte etwa ein Jahr nach der Heimat zurückgekehrt sein, da starb er, treu bis zuletzt im Glauben, auch die Sorgen für seine Lieben dem überlassend, der da gesagt: „Ich will Dein Gott sein und Deinem Samen nach Dir."

Zunächst freilich folgten noch trübere Tage. Die Kränklichkeit der Mutter wuchs und damit die Dürftigkeit des kleinen Haushalts. Madame Stephanie erschien es unmöglich, all der kleinen und großen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten zu entraten, an die sie in ihrer Heimat gewöhnt war. So fiel die Last, für das Vorhandensein derselben bei äußerst geringen Mitteln Sorge zu tragen, auf die arme Helen. Oft versagte sie sich das Notwendigste an Speise und Trank, damit nur ihre Mutter nicht den ihr zusagenden gewohnten starken Wein oder ihre kräftige Brühe vermisse. Ward indes, was nicht allzu selten geschah, der Wein trotzdem als „nicht trinkbar", die Brühe als „unschmackhaft" befunden, denn das früher so heitere und liebenswürdige Naturell der Französin war durch all das schwere Geschick und ihr Leiden herb und bitter geworden, so lernte Helen dies sanftmütig und freundlich hinzunehmen und geduldig um Entschuldigung zu bitten, die sie in ihrem demütigen, pietätvollen Sinn wirklich für nötig hielt.

Man möchte in anbetracht solches rücksichtslosen, fast Mißbrauch zu nennenden Verbrauchens eines jungen, reichbeanlagten Lebens wohl fragen: „Warum wird so etwas zugelassen?", zumal da die, für die es sich also abnutzt, dies meistens kaum zu schätzen wissen, ja, sich dessen kaum bewußt sind. Doch geben wir solchen

Gedanken nicht Raum! Solche Fragen haben zu aller Zeit ihre Antwort gefunden in dem tiefen, soviel in sich fassenden Worte des Herrn: „Geben ist seliger denn Nehmen.“ Wenn auch die stille Schönheit eines solchen selbstlosen Lebens sich gleich duftenden Nachtviolen dem Glanze des Tages verbirgt, so daß der oberflächliche Beobachter ihr Vorhandensein gar nicht gewahr wird, wir wissen: Einer ist da, der ins Verborgene blickt, einer, bei dem die Thaten gewogen und in einem Buche aufgezeichnet werden.

Harry Erskine hatte es nicht erreicht, daß sein Weib den Glauben ihrer Heimat aufgab, so ernstlich er auch danach getrachtet hatte. Im Gegenteil, sie hing jenem während ihrer Krankheit und Leidenszeit nur noch mehr denn bisher an. Darum lehrte sie ihn auch ihren Kindern, obwohl mehr ihrem Herzblatt, ihrem Arthur, als Helen, die ihr als ein durchaus unbedeutendes Kind erschien. Und es gelang ihr, das Gemüt des Knaben mit einer Liebe zu diesem ihrem Glauben zu erfüllen, die, da sie sich mit seinen frühesten Erinnerungen verband, später um so schwerer zu vernichten sein sollte. Helen dagegen lernte jenen bereits uns von Arthur genannten Hamiltons Katechismus wohl auswendig, doch streiften ihre Gedanken stets dabei ins praktische Gebiet hinüber, z. B.: „Woher nehme ich die Zuthaten für Mutters Suppe? Wie kann ich aus ihrem Mantel eine Bluse für Arthur zurechtmachen? ꝛc.“ Das, was ihr einzig wichtig und über diese praktischen Dinge hinausgehend notwendig erschien, waren die Gebete und Geschichten der Heiligen Schrift, die ihr Vater sie lehrte. Sie waren ihre Hilfe im Leid wie in der Arbeit ihres so engumschränkten Daseins.

Als aber die Stunde kam, die sie und den Bruder zu völligen Waisen machte, da trug sie mit ihm tiefes Leid. Nun ward es schier Nacht um sie. Doch der Nacht folgte ein heller Morgen. Die edle Lady Wedderburn, die im Herzen ihrer Umgebung wie aller Fernerstehenden unvergessen blieb, hatte einige Zeit vor dem Tode der Frau Erskine das kleine Heim derselben gefunden und mit den Bewohnern desselben, da Wedderburn nicht weit ablag von Haddington, lebhaften Verkehr unterhalten, auch ihnen so manche Hilfe erwiesen. Dabei hatte ihr gleich den meisten Fremden zunächst Arthurs auffallende Schönheit, dazu sein kluges Wesen das Herz

abgewonnen. Helen schien ihr „ein gutmütiges, sanftes Geschöpfchen", dessen geistige Vorzüge sie noch nicht erkannte. Die Folge von dem allen war, daß sie einige Tage nach dem Tode der Mutter in Haddington erschien und das mit der vollen Zustimmung ihres Mannes, um die Kinder aus deren so kummerumschattetem Heim in ihres Schlosses lichte Hallen zu holen.

Das war ein glücklicher Tag für beide, als sie da Einzug hielten. Wie wohl mußte der Wechsel ihnen thun! Wie behaglich mußte es ihnen in diesem wohlgeordneten und wohlhabenden Hause zu Mute werden, wo übrigens bei allem Wohlstand keiner die Hände in den Schoß legte! Sie atmeten beide auf, sowohl das arme, von Sorgen schier abgezehrte, überangestrengte Mädchen, als der von Lebenslust sprudelnde, noch wenig gezügelte Knabe. Der Kaplan des Lords, Pfarrer James, hielt diesen für hochbegabt, für „ein großes Genie", und er mußte ihn darum sorgfältigst unterrichten in Latein, Grammatik und den andern Zweigen einer für jene Zeit schon großen und feinen Bildung. Helen ihrerseits hatte mit den Töchtern des Hauses alle die damals für eine Dame unerläßlichen Fertigkeiten zu erlernen, und dafür besonders begabt und geschickt, dazu sehr fleißig, brachte sie es bald zur Vollkommenheit, zumal in den Dingen des Hauswesens. Ihre junge Seele fühlte sich von tiefer Liebe und Dankbarkeit zu ihrer gütigen Wohlthäterin hingezogen und gab dem auch Ausdruck in der ihr entsprechenden Weise, indem sie für die Lady alles that, was ihr nur irgend möglich und erdenkbar war. Sie machte für sie die zierlichsten Handarbeiten, spann das feinste Garn und verrichtete eine Menge kleiner Dinge im Hause und mit dem größten Geschick. Dazu gab sie, wie auch Arthur, ihren jungen Gefährten Unterricht im Französischen, was damals sehr willkommen war, da Frankreich in sehr lebhaftem Verkehr mit Schottland stand.

Die Familie Home von Wedderburn gehörte zu den wärmsten Anhängern der Reformation; sie unterließen auch nichts, ihren neuen jungen Hausgenossen dieselbe wert zu machen. Helen nahm dies nicht nur mit willigem, sondern mit gar fröhlichem Herzen auf. Sie erschienen ihr der Schluß einer köstlichen Erzählung, die geliebte Lippen ihr mitzuteilen begonnen, aber, durch des Todes strenge Hand

gehemmt, nicht zu beendigen vermocht hatten. Die schlichten, doch so machtvollen Worte des lautern Evangeliums schufen darum auf also zubereitetem Boden bald lebendige Frucht. Sie fand in ihnen, was ihre Seele brauchte und ersehnte; sie glaubte an die Wahrheit, und die Wahrheit machte sie frei. Von nun an war sie ein glückliches Kind; ein jeder sah das ihrem strahlenden Gesichte an, hörte es aus ihrem frohen Singen, das sie bei aller Arbeit begleitete.

Doch mit Arthur ging es nicht so gut und glatt. War doch seine Anhänglichkeit an die Mutter gar groß, so daß es ihm als seine Pflicht erschien, das festzuhalten, was ihr teuer gewesen. Ohne die geringste eigne religiöse Überzeugung, hielt er es doch für etwas Großes und Edles, echt katholisch zu sein wie sie, wie alle die Heiligen, wie alle die hohen Ritter und Edelfrauen in Frankreich, von denen sie ihm erzählt hatte. Diese evangelische Lehre mochte wohl gut genug sein für das „arme, elende Volk, auch wohl für Handels- und Gewerbsleute und dergleichen Gesindel", aber nimmermehr paßte es für einen Edelmann, am wenigsten jedenfalls für den Enkel eines Marquis de Salgues. Indes war er keineswegs geneigt, ein Märtyrer für seinen Glauben zu werden. Darum lernte und wiederholte er pünktlich, was ihm aufgegeben wurde, und so natürlich ist es bei Kindern, daß sie ihre tiefsten Gefühle für sich behalten oder sie doch nur ihren Altersgenossen aussprechen, daß er sich kaum bewußt war, also eine Heuchelei zu begehen. Sehr bestärkt wurde er in dieser Beziehung durch jenen Mönch aus Haddington. Einem so kecken, abenteuerlustigen Knaben wie Arthur ward es nicht schwer, selbst mit einem der Untergebenen jenes mit Lord Wedderburn in tödlicher Feindschaft lebenden Lord Manderstone in Verkehr zu treten. Dazu kam, daß nach dem Tode der edlen Lady Wedderburn, die zwei bis drei Jahre nach der Übersiedelung der beiden Waisen starb, die strenge Hausordnung und Zucht bedeutend nachließ, was jene geheimen Zusammenkünfte des Pater Bennet mit Arthur sehr begünstigte und erleichterte. Der Knabe fand gerade an deren Heimlichkeit einen besonderen Reiz, noch mehr an dem Risiko, also durch einen verkleideten Mönch im Glauben Roms unterwiesen zu werden. Minder freilich gefielen ihm die damit verbundenen Nötigungen zur Verstellung, denn er war eine so offen angelegte Natur, daß es

ihm nicht möglich war, ohne großes Unbehagen und Ungeschick sich zu einer unwahren Äußerung und falschen Darstellung zu verstehen, obwohl dies hier geboten war. Darum konnte es auch nicht fehlen, daß er Verdacht, Mißtrauen und Vorwurf auf sich zog. Das erbitterte ihn natürlich und führte ihn immer weiter vom rechten Wege ab. Sein Benehmen wurde immer zügelloser, rücksichtsloser, ja trotzig. Mit Liebe hätte man nun wohl noch über ihn etwas vermocht, doch Lady Wedderburn, der er aufrichtig ergeben war, lebte ja nicht mehr, und seine Gefühle für den Lord gingen nie über den Respekt, dem etwas Furcht beigemischt war, hinaus. Helen freilich liebte ihn innigst und trug schwer an seinem veränderten Wesen, doch, so bereit sie war, für ihn zu arbeiten und sich zu opfern, so oft sie auch bis tief in die Nacht hinein ihre Nadel handhabte, um ihn im Anzug nicht von des Lords Söhnen abstechen zu lassen, so sorglich sie auch jede ihr gewordene Gabe für ihn aufsparte, so vermochte sie doch nicht auf ihn solchen Einfluß auszuüben, wie man daraus schließen sollte. Entweder war sie nicht jung genug oder noch zu jung, um ihn zu verstehen. Ihr so frühe schon von Sorge und Arbeit belastetes Leben mochte sie wohl untauglich machen, sich in das Empfinden eines wilden Buben wie Arthur hineinzuversetzen, und so war sie meist mehr bereit, ihm zu dienen, als mit ihm zu sympathisieren, und geneigt, das Arbeiten für die, welche sie liebte, mit dem ihnen Helfen zu verwechseln. So unbehaglich wurden die Verhältnisse für Arthur, daß es ihm eine Art Erlösung schien, als durch das Auffinden des Kreuzchens eine Krisis herbeigeführt wurde. Seine Freude, nun nichts mehr verbergen zu brauchen, ließ ihn vor nichts mehr zurückschrecken. Auf der andern Seite war es natürlich, daß der Zorn des Lord entbrannte und ihn nicht schonte. So kam es, wie es sich erwarten ließ. Helen Erskine ging ihren täglichen Pflichten in der gleichen Treue nach, stillschweigend, aber mit fast gebrochenem Herzen. Der ernste Herr Kaplan schüttelte bedenklich sein Haupt und meinte: „Ich wußte, daß aus diesem Burschen nichts Gutes werden würde.“ Diese traurige Prophezeiung schien nur zu bald sich zu erfüllen. War doch Arthur allein, ohne Schirm und Schutz, „in ein fernes Land“ hinausgezogen, gleich dem verlornen

Sohne. Doch, war es nicht im fernen Lande gewesen, wo dieser gedachte an seines Vaters Haus, und stieg nicht dort gerade aus seinem Herzen der Bußruf zum fremden Himmel empor: „Ich habe gesündigt"? Dieser Gedanke kam der armen Helen und brachte ihr endlich den ersten Trost und Hoffnungsstrahl, als sie bis tief in die Nacht hinein unter heißen Thränen an ihrem Lager kniete und für den fernen Bruder betete.

Fünftes Kapitel.

Des Goldschmieds Lehrling.

„Das Feenland, das Dir so wirklich scheint,
Es schwindet, während Du ihm eilest nach;
Drum besser ist's, so hab ich stets gemeint,
Laß das Ideal und schaffe treu Dein' Sach'!"

Es war ein lieblicher Tag, an dem Arthur Erskine und George Duncan von Edinburg zum Hafen von Leith hinauswanderten. Licht und warm schien die Aprilsonne vom blauen Himmel hernieder; hier und da kamen zwar Wolken und sandten kurze Schauer herab, doch darauf achteten die zwei nicht. Arthur dachte zunächst nur daran, wie er auf einem guten Schiff nach Frankreich hinübersegeln werde, und Georgs Gedanken schweiften auch fernab. Sein Meister hatte ihm Urlaub gegeben, damit er Arthur zum Hafen geleite. Eigentlich mußte sich ein jeder, der Allan Duries Charakter kannte, über ihn wundern; ja, er wunderte sich später, als er daran dachte, selbst über sein Verfahren in dieser Angelegenheit. Seiner Theorie nach hätte er Arthur ins Gefängnis geschickt und harte, „hochpeinliche" Strafe verhängt über ihn, bis er sein „gottloses Benehmen" eingesehen und voll Reue seinen Vormund um Vergebung gebeten hätte. Doch statt dessen hatte er mit ihm nur über das Thörichte und Unrechte seines Verfahrens geredet, und als er dann sah, er vermöge nichts über Arthurs Entschließungen, da versuchte er für ihn wenigstens möglichst gut zu sorgen. Da der arme, thörichte Knabe sich's nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, auf jeden Fall nach Frankreich zu gehen, so sollte er die Fahrt doch in einem guten Schiffe machen und unter einem respektablen schottischen Kapitän, den Durie

kannte, und da er hoffte, Duncan werde diese Dinge zur Zufriedenheit erledigen, so gab er ihn für heute frei.

Trotz alles Rangesunterschiedes schienen die beiden jungen Leute aneinander Wohlgefallen zu finden. Es war auch wohl der Rang das einzige, darin der Junker dem Goldschmiedslehrling überlegen sein mochte. Ja, Arthur hätte, fremd und mittellos, wie er war, eher Duncan beneiden können, denn dieser hatte ein ehrenwertes und gewinnreiches Gewerbe vollständig erlernt, hatte sich unter seinen Genossen Achtung und Ansehen erworben und mußte allem Anschein nach, sobald er Meister geworden, allenthalben sein Glück machen; dazu hatte dieser stille, schweigsame Jüngling etwas an sich, das Arthurs Interesse fesselte, und darum forschte er auch jetzt mit nicht wenig Neugierde nach seiner Herkunft. Duncan erzählte ihm hierauf, er sei der älteste von zehn Kindern, und sein Vater sei Verwalter oder Pächter von Dunsinane Brae zu Angus. Arthur äußerte seine Verwunderung, warum er nicht daheim geblieben und seinem Vater bei der Farmwirtschaft geholfen habe.

„Seht, dazu gab's viele Gründe," beschied ihn Duncan. „Ich hatte stets großen Hang zum Zeichnen und Formen und ähnlichen Dingen und, wie die Leute sagen," fügte er leicht errötend hinzu, „auch eine Art Genie dafür."

In der That hatte Duncan für alle Kunst eine wahre Leidenschaft, und hätte er zu einer Zeit gelebt oder in einem Lande, wo solche Gaben günstigere Pflege und Ausbildung gefunden, er würde sich mit Meißel oder Pinsel sicher ausgezeichnet haben. Unter seinen Verhältnissen war es darum der beste Ersatz oder die am meisten solchem Ziel sich nähernde Berufsform, daß er Goldschmied wurde, um in diesem edlen Metall feine Kunstgebilde und Schmucksachen zu schaffen, und ob diese Kunst auch dazumal bei dem Geistesstande und vollends bei der Armut seiner Landsleute noch auf einer sehr niedrigen Stufe sich befand, begann sie doch Zeichen von Lebensfähigkeit und Fortschritt zu geben und ward bereits mehr geschätzt, als man es für jene Zeit hätte meinen sollen. Doch noch andre Rücksichten hatten Georg Duncans Berufswahl entschieden.

„Abgesehen davon," so fuhr er fort, „macht sich Bruder Hugo, der im Alter der nächste nach mir ist, viel mehr aus dem Wirt-

schaften und Landbau, aber gar wenig aus einem Gewerbe. Hierzu kommt, daß wir so viele daheim sind, und darum schien es mir am nötigsten, daß ich mich auf eigne Füße stellte und soviel erwarb, um die jüngeren Brüder etwas Tüchtiges lernen und die Mädchen einmal nicht ohne eine kleine Mitgift in die Ehe gehen zu lassen."

„Wieviel Schwestern habt Ihr denn?" forschte hier Arthur.

„Vier — und fünf Brüder, und gar brav und herzig sind sie alle miteinander, Gott sei gelobt hierfür! Hugo, Jack und Jamie sind solche prächtige Buben, wie man im ganzen Land herum keine besseren finden kann. Jamie ist überdies solch ein Bücherheld, daß er wohl zu einem guten Pfarrer taugen könnte, wenn man ihn soviel lernen ließe."

„Welches von Euren Geschwistern liebt Ihr denn am meisten?" fragte Arthur.

„Das kann ich wirklich nicht sagen," erwiderte Duncan, „ich habe sie alle gleich lieb und noch nie darüber nachgedacht."

Fast zaghaft sagte nun Arthur: „Ich habe nur eine Schwester."

„Wohl, junger Herr," meinte da Duncan lächelnd, „da muß sie in Eurem Herzen all den Raum einnehmen, darein sich bei mir neune teilen."

„Duncan," rief da Arthur hastig vor Eifer, „wenn ich jemand fände, der treu und pünktlich ihr eine Nachricht von mir überbrächte, er sollte mit Freuden all dies Gold von mir dafür erhalten."

„Das wäre nun wohl nicht so schwer. Wo hält sich die junge Dame auf?"

Arthur beschied ihn.

„Nun," versetzte darauf nach einigem Überlegen der Jüngling, „so möchtet Ihr mir schon dieses Geschäft anvertrauen. Der Meister hat bei seinem Kollegen in Haddington, Forres, zu thun und wird mir sicher dies Geschäft für ihn gern überlassen. Von da bis Wedderburn ist ja dann nicht sehr weit."

„Ich danke Euch von Herzen dafür," sagte Arthur. „Wenn ich doch jetzt einen Brief schreiben könnte!"

„Und warum nicht? Junker Arthur, seht, dort gleich am Hafen ist eine Herberge! Dahin wollen wir gehen und Vesper

genießen; die Leute geben uns dann sicher gern Feder und Papier."

Dieser Plan wurde ausgeführt, und Duncan, nachdem er Arthur, mit Tinte, Feder und Papier versehen, in einem Privatzimmer des Gasthofs etabliert sah, begab sich an Bord des Schiffes „Ulysses", wo er auf Duries Rat für Arthur einen Platz zu erwerben suchte auf des ersteren Empfehlung hin. Nach etwa einer Stunde kam er wieder und klopfte. Da er kein Herein vernahm, trat er geräuschlos ein und sah — Arthur saß noch am Tische, hatte aber den kaum erst halb geschriebenen Brief von sich geschoben und den Kopf in seine Hände gestützt. Als Duncan dicht an ihn herantrat und ihm leise die Schulter berührte, sah er auf; seine Augen waren rot vom Weinen.

„O Junker Arthur," sagte da Duncan voll tiefen Mitgefühls, „Ihr solltet sicher das Fortgehen aufgeben. Euer eignes Herz sträubt sich dagegen, geschweige alles göttliche und menschliche Gesetz und Eurer einzigen, einsamen Schwester Heil und Friede. O, bitte, denkt daran, wie sie Euch so fröhlich würde willkommen heißen, wenn Ihr Euch jetzt ein Herz faßtet und ginget mutig wie ein Mann und ein braver obendrein zu ihr zurück und sagtet frank und frei: „Ich habe Unrecht gethan. Vergebt mir!" Ihr werdet sicher noch einmal mehr für sie thun oder überwinden als dies."

„Es ist jetzt zu spät," murmelte Arthur.

„Zu spät? O nein, bester Junker, wenn der Kampf lang und hart ist, wird der Sieg um so wertvoller."

„Aber es geht nicht, wirklich nicht. Seht, Duncan, sie würden sich dann rechte Mühe geben, mich in Eure neumodischen Lehren hineinzulocken zum Evangelium, wie Ihr's heißt; ich bin aber dem alten, wahren, katholischen Glauben treu und will, so wahr mir Gott hilft, darauf leben und dereinst sterben."

„Ich bin auch katholisch," gab Duncan ruhig zur Antwort.

„Ihr?"

„Nun ja, Herr Arthur! Katholisch soll ja nichts andres heißen als „allgemein", und mein Glaube ist der, welcher der ganzen Kirche Christi eigen ist, seit Er gen Himmel fuhr; der

Glaube, den Er selbst uns gelehrt hat und Seine heiligen Apostel Paulus, Petrus und Johannes."

„Ach, das ist alles dummes Zeug," warf Arthur ärgerlich hin. „Ihr wißt doch, daß John Knox Euch Eure neue Lehre gebracht hat."

„Meine eigne Mutter hat mich das Wort Gottes gelehrt, als ich noch ein klein Büblein war, Jahre zuvor, ehe Vater John auf solche Höhe kam. Aber es kommt wirklich nicht darauf an, wer uns lehrt, sondern daß das, was wir lernen, die Wahrheit überhaupt ist."

„Aber Duncan," warf Arthur hier ein, „wie könnt Ihr denn wissen, was die Wahrheit ist, außer durch die Stimme der einigen, wahren Kirche?"

„Und wie könnt Ihr wohl wissen, welche Kirche die wahre ist, außer wenn wir zuerst die Wahrheit selbst kennen? Nein, nein, Junker Arthur, unser guter Herr hat uns darüber nicht im Dunkeln gelassen. Er hat uns zwei gute Wegweiser gegeben, uns den rechten Pfad zu zeigen. Zuerst ist es das geschriebene Wort. Man braucht doch jetzt nicht mehr ein Gelehrter zu sein, um das Evangelium von Anfang bis zu Ende lesen zu können und selbst gar wohl herauszufinden, ob da unser Herr irgend etwas von Messen und von Fegfeuer und Gebeten für die Verstorbenen gesagt hat, ob Er etwa sprach: „Ihr sollt Mir einen Haufen guter Werke bringen, damit Ihr das ewige Leben habet!", oder ob Er irgend was andres gesagt hat als: „Kommet her zu Mir; glaubet an Mich; sehet Mich an!" Doch wir haben noch einen andern Helfer, der zu Ihm weist. Schaut, Junker Arthur, die Wahrheit gibt Euch alles, wonach Ihr begehrt, wie nichts andres auf dieser Welt es thut. Sie schafft Euch Friede und Vergebung und solche frohe, gewisse Hoffnung fürs Diesseits wie fürs Jenseits; unser sündiges Herz macht sie klar und rein; das wunde, kranke Herz heilt sie, und das harte wird weich und sanft."

„Nun, ich meine," sagte da etwas zögernd Arthur, indem er aufblickte, „mein Herz ist gut; ich will doch das Gute thun."

„Daß Ihr das wollt, Junker, daran zweifle ich nicht, aber ein gutes Herz ist doch noch etwas andres. Wenn ich fragen darf, habt Ihr wohl schon aus vollem Herzen dem gütigen Gott Liebe

und Gehorsam erwiesen, der Euch Leben und Wesen und Gesundheit gegeben hat?"

„Das thut ja niemand, George! Doch ich darf mich nicht aufhalten und schwatzen, sondern will meinen Brief fertig schreiben."

Er zog rasch den Bogen wieder an sich, überflog das Geschriebene und fügte ein paar Sätze hinzu. Dann hielt er inne, sah voll Unruhe und Zweifel vor sich hin, biß sich mit gerunzelter Stirn wiederholt auf die Lippen und warf schließlich die Feder weg.

„Ich kann's nicht!" rief er aus.

Duncan verhielt sich schweigend.

„George, Du bringst ihr diese Zeilen selbst? Nicht wahr, Du sagst ihr, daß es mir sehr schwer geworden, so von ihr zu gehen? Am allermeisten, sag' ihr, habe mich's geschmerzt, daß ich ihr nicht lebewohl gesagt. Erzähle ihr aber auch, ich müsse durchaus nach Frankreich, unsrer Mutter schöner Heimat; sage, wenn mir Gott und die Heiligen helfen, so werde ich dort Ruhm und Reichtum erwerben, und wenn ich heimkehre, mit ihr alles teilen! Ihr vergeßt nichts von diesem allen?"

„Jedes Wort werde ich ihr berichten, Junker! Aber wollt Ihr nicht den Brief unterzeichnen und zusiegeln? Ich will Euch das Nötige dazu holen."

Er that's, und nachdem Arthur die Unterschrift gemacht, zog er seines Vaters Siegelring hervor, den er samt einigen andern wertvollen Gegenständen bei sich trug, und siegelte.

Nun erzählte ihm Duncan vom „Ulysses". Heute abend schon sollte er absegeln. Der Kapitän war bereit, ihm gegen das besprochene Entgelt die Überfahrt zu gewähren, falls Arthur bei persönlicher Besichtigung sich als handlicher, brauchbarer Bursche erweisen würde.

„Ich danke Euch," erwiderte Arthur, „Ihr habt als wahrer Freund an mir gehandelt und Meister Durie ebenfalls. Wollt Ihr mich nun noch ans Schiff begleiten? Doch, bitte, nehmt dies an! Ihr wollt ihr doch diesen Brief selbst bringen?" Damit wies er ihm sein Goldbörschen.

„Nein, o nein, Junker!" wehrte da Duncan rotwerdend. „Auch nicht einen Heller nehme ich."

„Aber nehmt dann wenigstens diese beiden Kronen und kauft dafür ein neues Gewand für eine Eurer Schwestern!“

„Bitte, verlangt das nicht von mir, sonst denke ich, Ihr mißgönnt dem armen Lehrling die Freude, Euch solch einen kleinen Dienst zu erweisen!“

Dann brachte er Arthur an Bord und stellte ihn dem Schiffsherrn vor, der, da es ihm an Handlangern fehlte, Arthur erlaubte, für seine Überfahrt Dienste zu thun. Indes ging es nicht ohne einiges Murmeln ab über Arthurs große Jugend und allzu vornehmes Aussehen. Dann nahmen die beiden Jünglinge mit herzlichem Händedruck Abschied voneinander.

Sechstes Kapitel.

Wie's aussieht im Innern eines schlichten Mannes.

„Denk', daß auf die Sonnenuhr,
Die so schlicht und kunstlos nur,
Sonnenstrahl wie Schatten fällt,
Licht wie Dunkel dieser Welt!"

Als Duncan heimkehrte, zeigte er Meister Durie den Brief Arthurs und teilte ihm dessen Auftrag mit.

Durie sann eine Weile still nach; dann sagte er: „Wenn sich's nur um irgend einen andern Winkel Schottlands handelte, ich ginge wohl selbst hin, denn mit dem Lord David werde ich doch noch besser fertig als Du, George, aber gerade nach Manderstone sollten meine Füße mich eigentlich nie wieder tragen."

Eben wollte Duncan fragen, warum, doch zufällig blickte er dabei in seines Meisters Gesicht, da dünkte es ihm besser, zu schweigen.

Er hing Hut und Mantel fort und fragte nur, bevor er zur Werkstatt ging, ob sein Meister ihn etwa noch brauche. Da dies verneint wurde, so nahm er Papier und Bleistift und setzte sich möglichst nahe ans Fenster. Bald war er ganz in seine Arbeit vertieft: eine gar kunstvolle Zeichnung zu einem in Silber zu fertigenden Pokal.

Zweierlei Dinge gab es, wo die Ansichten von Meister und Lehrling auseinandergingen. Das eine war, daß, wenn Duncan mit irgend einem Diskretion erfordernden Geschäft betraut ward, so pflegte er sich den Kunden gegenüber liberaler, als es seinem Meister lieb war, zu verhalten. Dann konnte ihm dieser wohl

dafür grollen, aber da die Folge solcher Liberalität größere und noch vorteilhaftere Aufträge waren und Duncan den Effekt dieser Erfahrung niemals durch ein triumphierendes: „Seht Ihr! Habe ich's Euch nicht gleich vorher gesagt?" abschwächte und verdarb, so wurde er immer häufiger von seinem Meister in dergleichen Angelegenheiten verwertet.

Die andre Meinungsverschiedenheit war indes noch wichtigerer Art. Durie verstand das Mechanische seines Gewerbes vortrefflich und auch gründlich, ja, ebensogut oder besser als irgend ein Goldschmied seiner Zeit. Doch da ihm jegliche Erfindungsgabe abging, dazu auch wirklich guter Geschmack, so begnügte er sich bei seinen Schmuckarbeiten damit, unbedeutende, ja, sogar unschöne Vorbilder nachzumachen und zwar bei aller Korrektheit in pedantischer Weise. Darum vermochte er es nun durchaus nicht zu begreifen, wie das, was für ihn eben nur Gewerbe und Handwerk war, in den Händen seines reichbegabten Lehrlings zum Kunstgebilde wurde. Deshalb zweifelte er auch stark, ob dieser recht thue, soviel kostbare Zeit und Mühe, was doch gleichfalls Geldeswert in sich schloß, auf „Kleinigkeiten", wie das Zeichnen einer Figur oder Blume, zu verwenden.

So hielt er denn auch heute Duncan in etwas gereiztem Tone vor, dies sei nun schon der dritte Versuch zu einem Modell für den Trinkbecher „unsers Lord Murray". Doch so ärgerlich und verstimmt er auch über diese „Zeitverschwendung" sich zeigte, er hielt es schließlich doch für geraten, ein so wichtiges Geschäft wie die Ausführung des ersten ihm gewordenen Auftrags von seiten der zweithöchsten Persönlichkeit Schottlands jenen treuen Händen zu überlassen.

Darum nahm er seine Rechnungsbücher vor und verhielt sich also eine Zeitlang ganz schweigend, bis Duncan ausrief: „Meister, jetzt bin ich fertig!"

„Na, na, mein Junge, wenn das der Fall ist, brauchst Du mich doch nicht gleich so zu erschrecken; doch, laß sehen!"

„Es ist schon zu dunkel; wartet lieber bis morgen! Ich denke," fügte er dann zaghaft hinzu, „es ist nicht übel geraten. Vielleicht wird es Lord Murray ganz wohl gefallen."

„George Duncan," sagte da sein Lehrherr, „ich kann trotz alledem aus Dir nicht klug werden. So ein braver, fleißiger, gottesfürchtiger Bursche, wie Du bist, und mit soviel Verstand und Talent und hängt doch sein Herz an solche Kleinigkeiten. Ist schier ganz versessen darauf, irgend ein winziges Blümlein oder Blatt oder sonstigen Firlefanz zu zeichnen, als ob die Leute ihm für jeden Strich gleich einen Beutel mit blankem Golde gäben."

„Ich liebe meine Arbeit, Meister," erwiderte Duncan ruhig, „und darum verachte ich auch die kleinen Dinge, die sie mit sich bringt, nicht."

„Es ist alles eitel, ganz eitel," meinte Durie, „das steht im Worte Gottes geschrieben, und ich habe es erfahren zu meinem bitteren Leide."

Duncan hätte wohl hierauf mit Fug und Recht erwidern können, er glaube, sein Meister habe die Arbeit selbst nie geliebt, sondern nur ihren Lohn. Doch er hielt es für besser, still zu sein.

„Du aber, Jörge, bist ja noch jung; die Welt steht Dir noch offen. Ich bitte Gott, daß Du nicht durch so schmerzliche Lektionen hindurch mußt wie ich."

„Aber Meister," schaltete der Jüngling hier bescheiden ein, „uns, die wir das lautere Evangelium liebhaben, kann diese Welt ja niemals alles sein."

„Gott sei gelobt dafür! Nein!" rief Durie mit ganz besonderem Nachdruck aus. Damit stand er auf, ging ans Fenster und lehnte sich, sein Gesicht mit den Händen beschattend, dagegen. „Wäre dem nicht so, ich wüßte einen, den Sohn eines Edelmannes, des Leben nicht sicher gewesen wäre — doch, Gott vergebe mir diesen sündhaften Gedanken, denn jetzt ist er nicht mehr unter den Lebenden. Ja, Jörge, tot. Sage, ist etwa schon jemand, der Dir einst bitteres Herzeleid angethan, aus dieser Zeit geschieden?"

„Es hat mir noch niemand Herzeleid angethan, Meister; nur Gutes ist mir von Gott wie von Menschen zu teil geworden. Doch, wen meint Ihr, der nun gestorben sei?"

„Hast Du nicht gehört, wie das arme, thörichte, papistische Bürschlein uns so nebenbei erzählt hat, daß der Bruder des Lord

Manderstone just am Tage, bevor der Junker fortlief, plötzlich verschieden sei?"

„Nein, das habe ich nicht beachtet oder war wohl in unserm Laden."

„Das Junkerlein freilich ahnte nicht, daß es mir damit den Tod des Ehegatten meiner Tochter mitteilte, des eignen Vaters unsrer Elsie."

„Doch sie hat ihn, soviel ich weiß, nie gekannt, also ist's kein Leid für sie."

„Das finde ich gerade das allerleidvollste. Besser, ein Mädchen weint, bis ihr das Herz bricht, als sagen müssen: „Ich habe meine Mutter nie gekannt und keine Ursache zu trauern, wenn mein Vater stirbt." Es ist eben nur zu wahr: Gleich soll sich mit gleich verbinden, Bursche und Maid aus der gleichen Sphäre heiraten. Wenn der Sohn des Lords und die Tochter des Goldschmieds sich verbinden, da kann nichts Gutes herauskommen; 's ist nicht der Wille Gottes."

Duncan widersprach dieser Erkenntnis seines Meisters nicht, deshalb fuhr letzterer fort:

„Oft habe ich schon gedacht, ach, wie oft: Das ist die Strafe gewesen für all meine Sünden. Denn wie habe ich mich geplagt und gequält, simuliert und gesonnen, um meinem Kinde eine Mitgift zu schaffen, die besser wäre als die aller andern Mädchen von Edinburg! Damals habe ich nämlich ein gut Teil mehr eingenommen als heutzutage. Da hatte ja James Moßmann noch nicht sein großes Geschäft in Forresters Wynd etabliert, und ich hatte Aufträge von gar vielen Baronen und Edelleuten, und sie gaben mir ihr Silber, es aufzubewahren, und ich lieh ihnen Geld, auch das meiner Elsie, mit guten Interessen aus und gewann ein hübsch Sümmchen dabei." *)

Durie verweilte nicht ohne sichtliches Vergnügen bei diesen Erinnerungen, denn nach seiner Natur hing er an Goldesfunkeln und Silberglanz.

---

*) Damals waren die Goldschmiede meist auch die Bankiers.

„Wohl,“ so fuhr er fort, „der Brautschatz wuchs und wuchs, und mein hübsches Kind wuchs auch; es war noch ein beträchtliches Teil lieblicher und schöner als die kleine Elsie. Manch braver Bursche aus gleichem Stande warb um sie, aber — Thor, der ich war! — ich ließ sie alle ziehen. Da kam der junge Manderstone, am Finger den güldenen Ring, auf dem Haupte den Federhut; wie süß und schön er sprach und hatte doch ein ganz eiskaltes Herz! Es konnte einem ja nicht im Traume einfallen, daß er, der Lordssohn, um des Goldschmieds Töchterlein freien würde. Darum blähte Stolz und Eitelkeit unser Herz, und wir dachten nicht daran, daß er schwerlich nach unserm Kinde gefragt hätte, wenn er nicht arm und durch Verschwendung ganz bankrott gewesen wäre und die Leute ihm mit ihrem Lügen und Schwatzen die Mitgift nicht zehnmal größer vorgestellt hätten, als sie es war.

Nun, es kam also: Er führte sie heim in seines Vaters Schloß. Ach, fragt mich nicht weiter! Meines Kindes Herz brach. Das vornehme Volk da oben machte sich lustig über sie und mißachtete sie, und er, Duncan — seit mich Gott Seine Wahrheit erkennen ließ, habe ich redlich gekämpft, um ihn nicht zu hassen. Tag und Nacht habe ich für ihn gebetet, ob mir auch oft die Worte auf den Lippen erstarben und mein Herz brannte vor Zorn bei dem Gedanken an mein armes, schlichtes, gramverzehrtes Mägdlein, das so vereinsamt sich unter dem grausamen Volke da oben befand. Nun, Gott hat ihn jetzt vor Sein Gericht gefordert. Ich hoffe, ja, das thue ich, Gott hat ihm vergeben um Seines lieben Sohnes willen, wie Er mir auch vergeben hat.“

„Und Mistreß Elsbeth, für die Ihr so treu gesorgt habt, seit sie solch hilflos Kindlein war?“ fragte nach einer Weile Duncan.

„Nun, meine Tochter starb sehr bald, und ich konnte nicht um sie trauern. Aber, was hätte ich darum gegeben, wenn sie sich noch zur reinen Lehre bekehrt hätte! Doch, Gott hat alles in Seiner Hand, und Er thut, was Ihm gefällt, im Himmel und auf Erden.“

„Und wir verstehen nicht, was Er jetzt thut, wir werden's aber hernach erfahren,“ sagte Duncan leise, also halb unbewußt eines der köstlichsten Worte Jesu anführend, die schon für Tausende von

beschwerten, leidvollen Herzen zu Sternen in mitternächtlichem Dunkel wurden.

„Gut, ich ging also nach Manderstone und brachte die kleine Elsie mit heim, was sie mir auch keineswegs wehrten, und damit war's aus. Aber, Jörge, ich sage Dir, ich spürt's, wie mein Herz damals zu Stein wurde. Ich habe ja nichts auf der Welt so gern gehabt wie sie." Seine Stimme bebte hierbei, und wäre es hell genug in der Stube gewesen, so hätte Duncan sehen können, wie bleich vor Erregung Duries Antlitz war, als er also in tiefem Ernste zu ihm redete.

Der Alte gehörte zu jenen Naturen, die nur einmal in ihrem Leben einem andern ihr Herz erschließen. Ob er auch das Weib seiner Jugend aufrichtig geliebt, den Schlüssel zu seines Herzens Heiligtum sollte doch das zarte Händchen seines Töchterleins finden und brauchen lernen. Es ist das keine seltene Erscheinung, daß strenge, schroffe Männer einem lieblichen, herzgewinnenden Kinde das gewähren, was sie jedem andern verschließen. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Aber meine Arbeit half mir darüber hinweg, und so ging es vorwärts. Ich nahm damals alle Tage mehr ein und dachte, mein Geld solle mir helfen, mich an diesem Manderstone zu rächen oder doch der kleinen Elsie Leben lichter und leichter zu machen als das ihrer armen Mutter. Dann kam die Zeit, wo Vater John hier seine Predigten begann. Mein gutes Weib brachte mich dahin, mit ihr nach St. Giles zu gehen und ihn zu hören, obwohl ich eigentlich solch Wesensmachen um einen Menschen nicht leiden konnte. Aber, Duncan, Pfarrer Knox ist wahrlich ein Prophet; sagte er mir doch alles, was mir im Herzen steckte."

„Hat er Euch Trost gebracht?" fragte Duncan, zu dessen Seele Gott nicht im Erdbeben noch im Feuer und Sturm, sondern im stillen, sanften Sausen kam. Durie aber hatte durch sehr andre Wege zu Ihm zu gehen.

„Trost? Sag', ob Du wohl einem Dieb und Räuber Trost brächtest, den Du bei frischer That mit blutiger Hand ertappt hast? Er brachte mich dahin, daß ich einsah, ich bin ein arger

Sünder, und daß der Tod der Sünde Sold ist; nennst Du das vielleicht Trost?

Ich kann Dir sagen, eine gute Weile lang war ich so niedergeschlagen, daß ich kaum wußte, wo ich war, noch, was ich mit meiner armen Seele machen sollte. Aber — kannst Du Dir's vorstellen? — ich fing an zu bedenken, so jämmerlich ich mich auch fühlte, ob Silber mir wohl helfen könne. Nicht, daß ich gemeint, es könne mein wundes Herz heilen, aber doch, es könne mir vom Verderben helfen. Ich wollte all das sorgsam und mühevoll zusammengesparte Geld dazu brauchen, um für mich ein hübsch Teil Seelenmessen lesen zu lassen und auch für mein Kind, für uns alle; außerdem wollte ich eine Menge guter Werke thun. Na, das hat mir denn Vater John gehörig ausgetrieben; den ganzen Kram: Gute Werke, Seelenmessen, Heiligenanrufen u. s. w. hat er zu schanden gemacht, etwa wie man eine Eierschale in der Hand zerdrückt. Ach, es war schrecklich, Jörge! Hat er mich doch genommen und mich armen, elenden Wicht vor Gottes Angesicht gestellt, und ich fand nichts, aber auch gar nichts, womit ich mich zudecken, mich vor Seinem Zorngerichte schützen konnte. Wenn's was Furchtbares auf dieser Erde gibt, so ist's das, die Gegenwart des allmächtigen Gottes überall zu fühlen und ihr nicht entrinnen zu können bei Nacht wie bei Tage, bis wir das Angesicht unsers lieben Heilandes erkannt haben. Ach, wie lange Zeit habe ich mir damals gewünscht zu sterben, doch ich sah ein, das würde mich nicht retten, denn „bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist Du auch da". Hast Du so etwas schon mal erfahren, George?"

„Das gerade nicht," gab dieser sinnend und voll Ernstes zurück. „Ich glaube, ich habe fast solange, wie ich Vater und Mutter kenne und weiß, daß sie mich liebhaben, auch gewußt, daß der Herr mich liebt um Jesu Christi willen, und des bin ich, solange ich denken kann, froh und gewiß gewesen."

„Nun, das begreife ich nicht," meinte Durie im Tone des Zweifels. „Sieh, George, Wahrheit geht mir über alles, und darum stehe ich auch nicht an, Dir offen zu sagen: Ich habe stets geglaubt, Du seist dem Herrn ein gut Teil näher als ich selbst. Aber, daß Gold, welches noch nicht durchs Feuer geläutert ist, gut und brauchbar

wäre, das habe ich noch nie gehört. Ich kann mir's auch gar nicht denken, wie man den Vollwert der erlösenden Gnade unsers Herrn Jesu Christi recht würdigen und schätzen könnte, bevor einem die eignen Sünden noch nicht „zuviel" geworden sind und man zu Ihm geschrieen hat vor Herzensangst und Pein um sie."

„Meister, was Ihr vom Feuer des Läuterns eben sagtet, hat seine volle Richtigkeit, doch das ist Seine Sache und nicht die meine. Es wäre schlimm, hätte das Gold dabei etwas selbst zu thun, statt in seines Meisters Hand stillzuliegen, der schon dafür sorgen wird, im Schmelzofen ihm die Gestalt, die Ihm gefällt, zu geben. Was sodann das Sündenbewußtsein angeht, so meine ich, niemand kann die Sünde recht erkennen, ehe er erfährt, daß er damit dem wehe thut, der ihn geliebt hat, unserm Heiland. Wie wurde es aber nun weiter mit Euch, Meister?"

„Nach einer geraumen Weile ließ der Herr mich Sein Erbarmen erfahren. Jörge, sieh, von der Herzensangst und Not habe ich Dir wohl zu reden vermocht, von der Freude aber kann ich Dir nicht berichten. Es ist mir damals schon wie ein Wunder gewesen, und das ist mir's noch heute, wenn ich daran denke; Er selbst ist zu mir gekommen und nicht etwa in der Kirche während der Predigt von unserm Pfarrer John Knox, auch nicht in meinem Kämmerlein, wo ich so oft, o, wie oft! auf meinen Knieen lag und zu Ihm um Gnade schrie; nein, hier in diesem Zimmer, als ich emsig bei der Arbeit saß; ich weiß es noch wie heute; ich machte gerade einen Siegelring für den Amtmann Sanderan. Auch weiß ich, daß es der gleiche Morgen war, wo ich den Thunichtgut von Lehrling, den Rob Maxwell, dabei ertappte, wie er in die Ladenkasse griff; eben hatte ich bei mir beschlossen: Du verzeihst ihm und straffst ihn gelinde, willst dem früh verwaisten, armen Jungen wieder auf den rechten Weg helfen. All diese geringfügigen Dinge sind mir noch völlig klar und erinnerlich; doch das übrige, nein, das kann ich Dir nicht erzählen. Ich habe Seine Stimme zu mir sagen hören: „Dir sind Deine Sünden vergeben," und von dem Moment überströmten mich all die herrlichen Verheißungen, die ich im Evangelium gelesen, gleichwie mit einer Flut. Was mir vorher schwerer zu verstehen dünkte als Latein und Griechisch, das schien mir nun das

Einfachste, was ich bis dahin gehört hatte. Ich wunderte mich freilich sehr, wie groß doch die Güte Gottes sei, so groß etwa wie meine Sünde und Thorheit. Wie lange hatte ich früher über die schlichten Worte nachgesonnen: „auf Ihn trauen“, „Ihm glauben“ und ähnliche, und nun verstand ich alles: „Der Tod ist der Sünde Sold, aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu, unserm Herrn. Gott aber sei Dank für Seine unaussprechliche Gabe!“

Wohl wenige derer, welche Durie kannten, hätten ihn einer so starken, von so tiefem Ernst geheiligten Empfindung für fähig gehalten, wie solche aus jedem Ton seiner Stimme bei diesen Worten hervorquoll.

George Duncan schwieg ein Weilchen, dann sagte er: „Amen“.

Damit hatte die Unterhaltung zunächst ein Ende. Stumm und still saßen die beiden Männer eine Zeitlang im Dämmerschein bei einander.

Endlich begann Durie aufs neue und leitete das Gespräch aus der tiefen Strömung, in die es unvermerkt übergegangen war, wieder in die gewohnte Bahn des praktischen Lebens; solche Übergänge wurden ihm nie schwer.

„Also gut, George Duncan, das eine ist mir nun völlig klar geworden: thöricht ist's, wenn die Leute über ihren Stand hinaus heiraten. Mein Elsilein wird darum nicht schlechter fahren. Ich sorge nicht bloß für eine gute Mitgift, nein, auch dafür, daß sie zu seiner Zeit einen braven, gottesfürchtigen Mann vom Handwerk heiratet. Wenn es einer sein könnte, der dies mein Goldschmiedgewerbe fortführen, das Geschäft übernehmen würde, sobald ich auf den Friedhof hinausgebettet bin, so sollte es mir um so lieber sein.“

Es war mittlerweile völlige Nacht geworden, doch, wenn auch helle Mittagssonne ins Zimmer hineingestrahlt hätte, so würde dennoch auf Georges stillem Angesicht auch nicht das geringste Zeichen davon, daß er sich getroffen fühle, wahrzunehmen gewesen sein. Die Seelengeschichte Allan Duries lag ihm sehr viel mehr am Herzen als das Geschick der hübschen Enkelin. Doch da er das Interesse eines seiner Freunde für Elsie kannte, so suchte er zu dessen gunsten zu wirken und sagte:

„Nun, Meister, dabei denkt Ihr gewiß an den jungen Wilson, den Uhrmacher in der untern Stadt. Das ist auch ein gar freundlicher . . .“

„Ach, Unsinn, Du närrischer Mensch, den soll ich meinen!“ fuhr Durie ihm hier dazwischen. „Dem würde Elsie kaum mehr als einmal einen Blick gönnen. Doch jetzt geh und schaff eine Lampe herbei! Wir wollen nicht länger hier müßig sitzen und schwatzen. Ich muß doch noch die Rechnung für Lord David fertig machen, da Du ja hinaus nach Haddington gehen willst.“

So endete das Gespräch zwischen Meister und Gehilfen. Wir sagten vorhin, es sei unvermerkt in tiefe Strömung übergegangen. Das zu können, muß solche Strömung überhaupt zugänglich sein. Es war fast eine innere Notwendigkeit geworden, daß diese beiden Männer einander also ihr eigenstes Selbst einmal enthüllten. Liebten sie sich doch bei aller großen Verschiedenheit ihrer Charaktere und Eigentümlichkeiten fast wie Vater und Sohn; freilich redet auch ein Vater nicht oft in solcher Weise zu seinem Sohne. Duncan wurde aber nicht bloß von Durie großes Vertrauen entgegengebracht, alt und jung hegte solches zu ihm. Das halbe Canongate, das Stadtviertel Edinburgs, wo die Gewerbetreibenden zumeist lebten, kam zu Duncan, sowie sie irgend in Not und Verlegenheit sich befanden. Seine Alters- und Standesgenossen hatten wohl zu Anfang etwas Mißtrauen gefühlt, weil er, obwohl er an den Spielen und Kraftübungen, womit sie sich an den Sommerabenden zu ergötzen pflegten, teilnahm, sich doch meistens fern von all ihren Gelagen und Zweikämpfen hielt, die sie leider nicht minder liebten. Da er aber einmal so glücklich war, seine Tapferkeit aufs glänzendste darzulegen, als er sich eines durch papistische Soldaten angegriffenen Kameraden annahm, so verschwand sofort alles Mißtrauen, und er stand allenthalben ebenso geliebt als geachtet da.

Hierzu kam die Einwirkung einer andern Duncan verliehenen Macht. Er vermochte nicht nur, sich aller Herzen zu gewinnen, sondern verstand auch bei allen, die mit ihm zu thun hatten, stets die besten und edelsten Seiten hervorzulocken und wirksam fruchtbar zu machen. In seiner Gegenwart kam ihr besserer Mensch zum Vorschein, und milder, günstiger dachten sie voneinander. Ihm hatte

Jack Flemming es zu danken, daß er erkannt: wenn auch Meister Durie mitunter unwirsch und querköpfig ist, sein Herz meint es dennoch stets gut, und beweisen thut er das auch oft genug. Diese Erkenntnis hielt Jack allerdings für die Frucht seiner eignen Beobachtung und Erfahrung, obwohl es keiner zu zählen vermocht hätte, wie oft Duncan ihm Scheltworte und Schellen erspart und abgewehrt hatte, auch keine Ahnung, daß Duncans Einfluß und Fürsprache es gewesen, die Meister Durie zu dem, wenn auch ziemlich gemäßigten, in seinem Munde indes schon vielwiegenden Lobe gebracht hatte: „Jack ist zwar ein Leichtfuß, aber dabei doch kein übler Junge."

Diese Macht, an das Beste im andern zu appellieren, kam Duncan nicht etwa aus einer besonderen Eigentümlichkeit; sie ergab sich aus seinem ganzen Wesen. Bekanntlich gibt es Farbenzusammenstellungen, die an sich keineswegs das Auge fesseln, ihm auffallen; sie wirken wohlthuend und befriedigend. Sobald wir aber einen Kunstgegenstand, Bild oder Statue, dagegenhalten, so finden wir ganz erstaunt, daß dieser Gegenstand vorher auch nicht halb so schön aussah. In der Form wie in der Farbe wirkt der Hintergrund stets vorteilhaft: die Schönheit des einzelnen Gebildes wird gehoben, ja, erst recht erkennbar durch die schlichte, aber in sich vollendete Harmonie des Hintergrundes. So gibt es auch Charaktere, deren Wert mehr durch das, was sie auf andre wirken, als durch das, was sie an und für sich erscheinen, erkannt und geschätzt wird. Solche Charaktere sind freilich selten, denn es gehört schon eine gar harmonische Verbindung edler Eigenschaften dazu, ein reiches Maß von Herzensgüte und Sympathie und ganz besonders Mangel an Selbstsucht.

George Duncan hätte sich ganz gewiß höchlich gewundert, unter diese sich gerechnet zu sehen. Aber solche Harmonie des Charakters, zu der wie kaum etwas andres lautere, aufrichtige Frömmigkeit uns bringt und zwar von klein auf, ward auch ihm zu teil, weil er das Kind gar treuer und gläubiger Christen war, die für ihre Lebensstellung und Bildungsstufe ungewöhnlich viel geistige Regsamkeit besaßen. Unter viel Thränen hatten sie ihn Gott schon frühe zugeführt; fiel doch auf seine Wiege der Schatten

eines tiefen Leides. Doch dies Leid brachte sie dem recht nahe, ja, viel näher denn zuvor, der in Wahrheit ihres Lebens Licht ward. Mit viel Weisheit und Sorgfalt, unter viel Gebet vor allem ward ihr Knabe dem Herrn erzogen, und Er hatte solch Werk reichlich gesegnet. Sie erhielten später noch mehrere Kinder, die sie alle in der Zucht und Vermahnung zum Herrn großzogen, und die auch versprachen, wohlzugeraten für dieses wie für jenes Leben. Doch das Kind, das sie unter Thränen und Trauer zum Taufstein brachten, ragte stets unter ihnen allen hervor, und von ihm galt, was geschrieben steht: „Gott segnete ihn, und Seine Hand war mit ihm, und Er bewahrte ihn vor dem Übel, daß es ihm kein Leid that."

Siebentes Kapitel.

Im sonnigen Frankreich.

„Im Schmuck der Myrthe prangt das Schwert.“

Wäre Arthur Erskine ein Jüngling von gewöhnlichem Schlage gewesen, so hätte ihn die Mühsal und Beschwerde seiner Seefahrt von Edinburg nach Dünkirchen es bitter bereuen lassen, daß er sein behagliches, wohlgeborgenes Heim verließ. Und wenn es auch bei seinem bereits so fest ausgeprägten Willen nicht zu bitterer Reue kam, allerlei Zweifel und Bedenken, ob er wohl sehr weise und verständig gehandelt habe, flogen ihm doch wiederholt durch den Kopf. Er ließ sie indes nicht Raum gewinnen; noch weniger mochte er dem Gefühl der Verzagtheit nachgeben, das ihn, zumal als er am Gestade Frankreichs ohne Freund, einsam und fremd landete, zu übermannen drohte. Eine Nacht tiefen, gesunden Schlafs wirkte schon bedeutend auf die Lichtung seiner Zukunftsaussichten. So begab er sich denn fröhlich und wohlgemut auf den Weg nach Paris.

Bei dieser Wanderung mußte er sich jedoch bedeutende Entbehrungen und Selbstverleugnung auferlegen, um mit den wenigen Mitteln soweit hauszuhalten, daß er sich am Ziel seines Weges möglichst als Gentleman seinen Verwandten präsentieren konnte. Sowohl seine eignen, in früheste Zeit zurückdatierenden Erinnerungen, als seiner Mutter lange und eingehende Schilderungen von all den Personen und Stätten, an denen ihr Herz am meisten gehangen, gaben ihm das nötige Material in die Hand, ein Glied aus der Familie der de Salgues ausfindig zu machen, falls sich dieselbe in Paris aufhielt. Bald entdeckte er denn auch zu seiner

großen Freude, daß seiner Mutter alter Vater, ein eingefleischter Anhänger des Hauses Lothringen, vor kurzem in die Residenz gekommen war, um dem soeben aus der Türkei zurückgekehrten jungen Herzog von Guise seine Aufwartung zu machen. Der alte Marquis begegnete seinem Enkel äußerst huldvoll, war doch dessen Gesicht und Wesen schon ein Empfehlungsbrief; sodann sprach wohl begreiflicherweise das Festhalten Arthurs am alten Glauben und das mutige, selbständige Bekenntnis desselben gleichfalls sehr zu seinen gunsten. Da nun die Vormünder des jungen Herzogs eben im Begriff waren, ihm seinen Haushalt und Hof einzurichten und zwar mit einer Fülle und Pracht, die nur durch den des Königs übertroffen werden konnte, so wurde es einem soviel Einfluß besitzenden Edelmann wie dem Marquis de Salgues, nicht schwer, Arthur den Posten eines Pagen zu verschaffen.

Solcher Anfang hätte wohl einen Jüngling von weit größeren Erwartungen zu frohen Hoffnungen für die Zukunft berechtigen können; Arthur dachte jedenfalls: „Mein Glück ist gemacht für alle Zeiten," und der Ansicht war sein Großvater auch, gab ihm eine Börse voll Gold, seinen Segen dazu und sagte: „Nun steht Dir die Welt offen; ich erwarte in nicht zu ferner Zeit große Dinge von Dir zu hören." Gegen seine Freunde sprach er sich ungefähr also aus: „Dieser Arthur Erskine ist ein ungemein vielversprechender junger Mann; sicher wird er noch einmal Großes leisten, quelque chose de remarkable." Arthur verfehlte natürlich nicht, genau so hoch von sich zu denken wie sein Großvater von ihm.

Eins nur grämte und enttäuschte ihn. Es bedurfte niemand seines Schwertes. Zwei Jahre etwa zuvor hatten die Hugenotten mit hartem Kampf einen Frieden erstritten, der sowohl ihr Leben als die teilweise Ausübung ihres Glaubens freigab. Das Edikt von Amboise im Jahre 1563 hatte die ersten Unruhen beseitigt; der Bürgerkrieg war noch nicht wieder aufgelodert, wenn auch ein aufmerksamer Beobachter gewahr werden mußte, wie das ringsum vorhandene Material gar entzündlich war, und wie leicht ein Fünklein einen furchtbaren Brand entflammen konnte.

Indes, der erste Zug, den Arthur mit seinem jungen Chef zu unternehmen hatte, war keiner zu Kampf und Streit, sondern, so

stellte man es wenigstens hin, nur eine Begegnung zum Vergnügen. Es spielte sich nämlich hier jene berühmte Konferenz zu Bayonne ab zwischen der Königin-Mutter, Katharina von Medici, und ihrer jugendschönen Tochter Isabella, der Gattin des spanischen Philipp. Der Herzog von Guise gehörte zu jenen hohen Herren, die Königin Katharina und Karl X., den jungen König, hierher begleiteten.

Den ganzen Tag über erging man sich hier in festlicher Lust und Unterhaltung aller Art, ja, bis tief in die Nacht hinein wurden die Augen und Herzen der Jugend von prächtig arrangierten Bällen 2c. gefesselt, und manch bunter, wirrer Glückstraum sproß dabei empor. Arthur Erskine meinte, im Reich der Feenwelt zu sein. Von seiner Mutter hatte er einen zur Leidenschaft sich steigernden Sinn für alles, was glänzend, schön und prachtvoll war, geerbt; dieser hatte freilich, solange er Kind war und in schlichten, beschränkten Verhältnissen lebte, geschlummert. Nun aber erwachte er in vollster Stärke und fand auch seine Befriedigung: schwelgerische Pracht, zauberhaft schöne Musik, kostbarer Putz und Schmuck und vor allem viel hübsche und mit aller Grazie ihm lächelnde junge Damen übten eine bestrickende Macht über ihn aus.

So finden wir ihn also in jenen Festtagen von Bayonne als einen noch sehr viel hübscher gewordenen Jüngling wieder, der in seinem scharlachroten, mit Silbertressen verzierten, das silberfarbene Unterkleid nur zum Teil verdeckenden Wams behaglich in der alten, schönen Stadt umherschlendert und das schlichte Kleid der Knabenzeit für immer abgelegt hat. Am Gürtel hängt ihm ein reichverzierter Dolch; auf den fast schwarzen Locken prangt ein Federhut von scharlachrotem Samt, daran man Wappen und Abzeichen der Guisen sieht, um ihn als herzoglichen Pagen zu kennzeichnen.

Eines Nachmittags hat er sich mit einigen seiner Gefährten auf dem Turnierplatz ergötzt und hierbei eine Pause gemacht. Es ist ein heißer Tag, dazu sind die jungen Herren nicht mehr bei Laune. Ein Fremder hat sich beim Spielen ihnen zugesellt — den meisten wenigstens war er unbekannt — der sich bei ihrem damals sehr beliebten, zum höheren Sport gehörenden Lanzenwerfen als ihnen allen überlegen erwiesen hatte. Das nimmt selbst der sonst

stets höflich bleibende Franzose übel auf. Darum ward von den jungen Herren einstimmig beschlossen, mit Spielen aufzuhören. Sie scharten sich gruppenweise zusammen, schwatzten und lachten, so daß der also gestrafte Fremdling sich entweder mit einer stummen Beobachterrolle begnügen oder sich zurückziehen und damit also das Feld räumen mußte. Ziemlich leichter Art ist ihre Unterhaltung, von Witzen und Späßen übersprudelnd, aber auch von Flüchen. Bisher hat es Arthur in dieser Fertigkeit noch nicht zur Vollkommenheit gebracht. Dies Witzeln wie Fluchen flößt ihm, der so ganz anders erzogen worden war, Unbehagen, ja, Widerwillen ein. Bisweilen taucht dann das Antlitz seiner Mutter, oder das seiner Schwester plötzlich vor ihm auf und hält ihn von solchen Worten und Thaten, die bei ihnen nur Thränen oder Erröten hervorrufen konnten, zurück. Doch lange dürfte dieses Wehren dagegen und Fernhalten kaum mehr andauern, denn jetzt schon wird es ihm oft durch das halblaute Gespött verleidet: „Seht nur, unser Schotte will den Heiligen spielen!" oder, was viel empfindlicher war: „Er ist eben noch das reine Kind."

Augenblicklich sprechen sie von dem glänzenden Feste, das die Königin-Mutter tags zuvor auf einer hübschen Insel veranstaltet hatte. Arthur samt einigen Genossen hatte zu größter Genugthuung sich des Vorzugs erfreut, an der Tafel teilnehmen zu dürfen und zwar als ein in Gold und Atlas gekleideter Schäfer in der Tracht der verschiedenen französischen Provinzen. Deshalb machten sie sich auch kaum viel aus dem die Festlichkeit zu jähem Abbruch bringenden Unwetter; gab dies doch wiederum Anlaß zu neuen Scherzen und Späßen, sowohl während der Dauer desselben als hinterher.

„Unser Schotte ist mal wieder ernsthaft," sagte jetzt einer seiner Gefährten und klopfte ihm auf die Schulter.

„Ich mußte nur gerade," erwiderte Arthur auflachend, „daran denken, wie gar sehr doch unsre Unterhaltung jetzt absticht von der um diese Zeit daheim bei uns üblichen Abendandacht."

Die letzten Worte sagte er englisch oder eigentlich schottisch, und seine Genossen ahmten Ton und Accent spöttisch nach. Einer aber fragte, wie denn diese Abendandacht daheim gehalten werde.

„Nun, sie sprechen oder lesen Gebete, wie es die Ketzer eben zu thun pflegen, statt der Aves und Paternoster.“

„So? Ich dachte gar nicht, daß Ketzer überhaupt beteten,“ warf ein andrer hin.

„Dummkopf!“ schalt ein dritter, „freilich beten sie, aber zum Teufel.“

„Da seid Ihr aber doch alle beide im Unrecht,“ entgegnete hier Arthur, „sie beten nur in ihrer Muttersprache und lesen die vier heiligen Evangelien.“

„Was für Thorheit, von heiligen Evangelien zu reden!“ rief da François de Besme, Arthurs Freund, aus. „In Rouen hab' ich solch ein Buch in die Hände bekommen, aber ich verpfände Euch mein Wort, Ihr Herren, im Jahr zuvor war es erst gedruckt, während doch jeder weiß, daß es mehr denn fünfzehnhundert Jahre her sind, daß Christus auf Golgatha starb. Wie dürfen die Ketzer also jenes Buch das heilige Evangelium nennen?“

Arthur wollte ihm hierauf Bescheid geben, doch der das Gespräch anfing, kam ihm zuvor und sagte: „Von Büchern verstehe ich freilich nichts. Doch, das weiß ich, man kann jetzt nicht mehr durchs Land reiten, ohne überall Spuren von all den Verbrechen zu sehen, die diese jämmerlichen sogenannten Reformierten ausgeübt haben. Wo man auch hinkommt, überall verbrannte Dörfer, geplünderte Burgen und vor allem zerstörte Kirchen und Klöster. Diese Leute haben unser schönes Vaterland zu einer Wüste gemacht.“

„Das ist wahr,“ gab Arthur da zu. „Gestern, als ich bei unserm Chef die Aufwartung hatte, hörte ich ihn sagen: „Wahrlich, das Herz des Königs blutet um seines armen, zerstörten Frankreichs willen.“ Ja, es wurde erzählt, daß, wenn der König auf dem Weg hierher eine solche vernichtete Stadt oder Burg oder gar eine zerstörte Kirche gesehen habe, so hätte er die Stirn gerunzelt, vor sich hin gemurmelt und diese Feuerbrände von Hugenotten verflucht.“

„Laßt ihn immerhin fluchen!“ warf der Fremde da ein und näherte sich der Gruppe.

Arthur that jedoch, als bemerke er ihn nicht, und fuhr fort: „Bei uns daheim haben sie in gleicher Weise gehaust. Der Geist

des Widerstands und des Aufruhrs steckt in ihnen allen. Wo sie nur den Fuß hinsetzen, entbrennt auch Krieg und folgt Blutvergießen. Wenn nicht daraus zu sehen ist, mit wem sie im Bunde stehen, woraus sonst?"

„Vielleicht kann ich hier Bescheid geben," entgegnete der Fremde. „Sie wollen just nur ihre Forderungen durchsetzen, die natürlich äußerst unbillige sind."

Der Ton, in dem er dies sprach, hatte bei aller Haltung und Ruhe soviel Ironie und Sarkasmus, daß Arthur ärgerlich erwiderte: „Ich rede von den Schotten."

„Von denen weiß ich freilich nichts," gab jener ihm zur Antwort, „aber desto mehr von den Franzosen. Ich wiederhole, was ich so oft sagen hörte: „Alles Elend des Landes kommt von den Hugenotten her;" es ist völlig unmöglich, sie zu befriedigen oder auch nur sich mit ihnen abzufinden. Denn, sollte man's glauben, meine Herren, sie haben die Unverschämtheit, nichts Geringeres für sich zu fordern als zu leben."

Einige Minuten lang herrschte völliges Stillschweigen vor Überraschung. Der Fremde konnte also fortfahren: „Ihr werdet zugeben, meine Herren, daß dies eine sehr unbillige, unvernünftige Forderung ist. Wie ließe sich wohl annehmen, daß nach vierzig Jahren geduldigen Leidens diese — wie heißt Ihr sie? — diese sogenannten Reformierten, diese verfluchten Hugenotten oder wie sonst noch, schließlich des müde werden konnten, massakriert und gefoltert zu werden? Was nun gar ihre Abneigung, lebendig verbrannt zu werden, anbetrifft, so gebe ich in der That zu, daß dies zu absurd ist, um verstanden zu werden, außer von ihnen selbst. Jedenfalls können all die Priester und Bischöfe es durchaus nicht verstehen, vor allem nicht die Prinzen des Hauses Guise."

Diese letztere Anspielung war besonders unglücklich. Wie sollten wohl die jungen Herren vom Gefolge des Herzogs dies geduldig mit anhören? „Schurke, Heuchler, Ketzer, Hugenott!" so rief es laut und wild durcheinander, und François de Besme hielt es für tapfer, dem Sprecher den Hut vom Kopfe zu reißen, vermutlich als ein Signal für weitere Angriffe seitens seiner Kameraden.

Der Hugenott indes, falls er solcher war, legte den jungen Kämpen mit einem sichern Schlag zu seinen Füßen nieder. Dann schritt er, seine Hand an sein Schwert legend, mit geringschätzigem Blick die jungen Leute musternd, ruhig vom Schauplatze hinweg.

De Besme erhob sich und murmelte, den Staub von sich abschüttelnd, ingrimmige Flüche über diesen Ketzer. „Ich wünsche von ganzer Seele, daß er's mit der Feuerkammer zu thun bekäme." (So hieß in Frankreich das Gerichtszimmer über die Ketzer.)

Doch die leichtherzigen Jünglinge schienen mehr geneigt, über seine Niederlage zu lachen als sie rächen zu helfen. „Mach' Dir doch nichts daraus, François, und laß ihn gehen! Man weiß ja nicht einmal, ob er ein Hugenott ist."

„Was denn sonst?" fragte Arthur, und seine Kameraden stimmten ein.

„Ihr wißt's also nicht? De Villemorgue ist's, der Privatsekretär von Calignan. Und überdies, mein bester Herr Arthur, verdanken wir Dir dies Vergnügen seiner Gesellschaft. Ich hörte diesen Morgen, wie er Dubois fragte, wo und wann Du zu finden wärest."

„Wirklich? Du mußt Dich wohl irren, François; ich habe diesen Menschen bis zur Stunde nie gesehen, wie Du recht wohl wissen wirst."

„Nun, das thut ja nichts."

„Aber ist er wirklich ein Sekretär? Er schaut mehr aus wie ein Held vom Schwert als einer von der Feder, und sein Gebieter Calignan ist ja wohl Hofmeister des hübschen Buben, des Prinzen von Béarn?"

„Nicht ganz so verhält sich's. Er ist ein Edelmann von Béarn, eine Art Ratsherr dort, den die Königin Johanna von Navarra — nebenbei die entsetzlichste Ketzerin von ganz Frankreich — ihrem Gefolge einverleibt hat, damit der unglückliche kleine Prinz ganz so gottlos wird wie sie selbst. Es ist schade um ihn; er verdiente wahrlich bessere Erziehung. Reitet und schießt und ficht

er doch beinahe schon so gut als unser François, obwohl er gleich diesem mitunter die Hand eines Ketzers fühlt."

François ließ dies nicht ohne eine rächende Erwiderung, doch Arthur fuhr fort:

„Aber sage mir, ist's denn wahr, was dieser Villemorgue sagte, daß die sogenannten Reformierten nur das begehren: leben zu dürfen?"

„Keineswegs!" lautete die Antwort, von einem Achselzucken begleitet. „Aber woher soll ich das wissen? Laß uns lieber von etwas andrem reden! Wie hold Dir die schönen Augen der Mademoiselle de Limosailles gestern abend zuwinkten, Freund Arthur!"

„Unsinn, sie haben mich durchaus nicht angesehen, sondern nur gelächelt, weil ich so glücklich war, ihr meinen schützenden Mantel bei diesem Regenguß anbieten zu können. Aber ich muß jetzt gehen. Der Chef hat mir die Ehre erwiesen, heut abend ihm aufwarten zu dürfen, wenn er mit dem König und dem Herzog von Alba sein Wurfspiel abhalten wird."

Dies sagte Arthur nicht ohne Stolz; hielt er es doch gleich seinen Kameraden für keine geringe Auszeichnung, bei solchen Gelegenheiten Dienst thun zu dürfen.

* * *

Als er den Fechtplatz verlassen hatte, nahmen seine Kameraden ihr unterbrochenes Vergnügen wieder auf. Unterdes begab sich de Villemorgue zu seinem Chef, zu Calignan. Den größten Teil dieses Abends füllte ein Brief aus, den letzerer ihm diktierte, ein gar bedeutsames Schreiben an die Königin von Navarra.

Diese lustigen Festtage von Bayonne hatten eine Kehrseite. Unter den prächtigen Blüten verbarg sich eine Natter. Wird doch behauptet und wohl nicht ohne Grund, daß hier in Bayonne Saatkörner ausgestreut wurden, deren bittere Frucht die Greuel der Sankt Bartholomäusnacht waren. Erzählt wird, daß allnächtlich, wenn die rauschenden Feste vorüber und die erschöpften Gäste in Schlaf gesunken waren, die Königin Katharina durch einen verborgenen Gang sich in die Gemächer ihrer Tochter begab,

doch nicht um trauten Austausch zwischen Mutter und Kind zu halten, sondern geheime Beratung mit dem düstern, herzlosen Alba über hochwichtige politische Angelegenheiten. Alba pflegte dann sein Fundamentalprinzip geltend zu machen: die absolute Notwendigkeit, allen Religionsunterschieden ein für allemal ein Ende zu machen, in Frankreich ebensowohl als in Spanien und den Niederlanden. Zu solchem Endzweck sah er aber keinen andern Weg, als die Bekenner des neuen Glaubens auszurotten. Diese Maßregel hielt er mit unerschütterlicher Konsequenz der Königin immer aufs neue entgegen, und diese samt ihrem Sohne gingen unbedenklich darauf ein. Ein solches Massenhinschlachten von Hunderten und Tausenden von Menschen, Männern, Frauen und Kindern, war zudem gar nichts Unerhörtes. Vor drei Jahren bereits schloß Albas Gebieter, der spanische Philipp, ein Bündnis mit den Führern der hochkatholischen Partei Frankreichs, zu welcher der Herzog von Guise gehörte, und hierin fand sich, ganz ausdrücklich hervorgehoben, folgende Bestimmung: „Es steht zu wünschen aus guten und sonderlichen Gründen, daß in Frankreich unter keinerlei Bedingung und Vorwand das Leben eines, der zuvor sich zu jener Sekte bekannt hat, erhalten und geschont werde."

In diese gleichsam reine Bahn machende Maßregel schloß man auch andre Länder ein. Denn man hatte nichts Geringeres als die Ausrottung und Vernichtung allen Ketzertums durch ganz Europa beschlossen. Wir dürfen es unbedenklich aussprechen, daß jenes Dokument, dem die eben zitierten Worte entnommen sind, oder doch eins von gleichem Inhalt, kurz darauf abgefaßt, direkt nach Holyrood wanderte und daselbst von der schönen Hand Maria Stuarts unterzeichnet wurde.

Zum Verräter dieser mitternächtlichen Zusammenkünfte zu Bayonne ist ein Kind geworden, der nachmalige König Heinrich IV. Um seiner Schönheit und Klugheit willen war er, jetzt noch Prinz von Béarn, der besondere Liebling und Vorzug der Königin Katharina, so daß er ihr fast überallhin folgen durfte. So war er auch ihr ganz nahe, als Alba zu ihr sagte: „Mir scheint es ratsam, in Frankreich die Tragödie der sizilianischen Vesper sich wiederholen zu lassen und dabei auch des edelsten Blutes nicht zu

schonen, denn ein Lachs ist doch hundert Frösche wert." Dem Knaben, der ihn dabei verwundert anschaute, fiel dieser Ausdruck so auf, obwohl er schon ahnte, was damit gemeint war, daß er alsbald entschlüpfte und Calignan das Gehörte berichtete. Natürlich verlor dieser keine Zeit, solches der Königin Johanna kundzuthun, damit sie mit den Führern der Protestanten beriete, was sie zum Schutz ihres Lebens zu thun vermöchten.

Die Hand jenes de Villemorgue war es, welche diesen Brief in einer zum Teil von ihm erfundenen Zifferschrift niederschrieb. Darauf sorgte er für einen treuen und schnellen Boten, welcher das kostbare Schriftstück in die richtigen Hände überlieferte. Calignan setzte ein völlig unbegrenztes Vertrauen in seinen Sekretär; er wußte, Villemorgue würde sich eher in Stücke zerreißen lassen, als nur ein Haar breit von seiner Pflicht gegen die Königin von Navarra oder von seiner Treue gegen die Sache der Hugenotten abzuweichen. Dennoch vermochte dies Vertrauen das tiefbeschwerte Herz de Villemorgues nicht froh zu machen. Er gehörte zur Klasse derer, welche in jener Zeit des Kampfes und Schreckens ziemlich zahlreich war, derer, die entweder durch die Verhältnisse oder durch verwandtschaftliche Bande oder auch nur aus bloßer Verstandesüberzeugung zur Partei der Reformierten gehörten und darum an deren Leiden teilnahmen. Das Los solcher Märtyrer ohne Siegespalme erscheint einem gar traurig. Hier gilt Pauli Wort, aus Leiden geboren, denen die der Hugenotten allerdings nichts nachgaben: „Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen." Und Antoine de Villemorgue hatte noch nicht einmal in diesem Leben seine Hoffnung auf Christum gesetzt. Wohl war er von früher Kindheit auf in den Lehren und Geboten der Reformierten unterwiesen worden, ja, er hätte gleich einem Theodor von Beza oder gleich einem Calvin solche Lehren verkünden, auslegen und über sie debattieren können. Doch keine derselben hatte bisher in der wohlverwahrten Burg seines Herzens Eingang gefunden. Unzugänglich war sie zunächst durch eine in schönster Blüte zerstörte Liebes- und Lebenshoffnung, sodann durch enttäuschten Ehrgeiz und endlich durch jenen Fanatismus, wie Unterdrückung ihn in solchen starken

Naturen hervorzurufen pflegt. Bis jetzt sah de Villemorgue in seiner ganzen Vergangenheit nur Unbill und Unrecht derer, die er zu hassen gelernt, und Leid und Drangsal derer, an denen sein Herz voll Liebe und Verehrung hing. Für ihn barg die Zukunft nur die Hoffnung auf Rache, oder, wenn dies vergeblich von ihm ersehnt werden sollte, die Hoffnung, in solchem Trachten ehrenvoll zu sterben. „Dann," sprach er wohl zu sich selbst, „werde ich wenigstens Ruhe und Freiheit haben, denn soviel ich weiß, hat das Haus Lothringen drüben keine Besitzungen."

Achtes Kapitel.

Ein Blinder führt den Blinden.

„Gerechter Gott, schlief denn dein Schwert,
anstatt das Land zu retten?
Wo war Dein Arm, eh' Freiheit ward gebannt in eh'rne Ketten?
Wo war die Rute, die so schwer einst fiel
auf Zions Feinde?
Die eines Ammons Macht zerbrach, erlöst',
was litt und weinte?
Wo war der Sturm, der Pharaos Heer
am Schilfmeer überfallen,
Wo ruh'gen Schrittes Israel zum Ufer
konnte wallen?"

„Ich bitte tausendmal um Vergebung, aber habe ich nicht die Ehre, Herrn Arthur von Erskine zu sprechen?"

„So heiße ich; was wünscht Ihr von mir?" fragte dieser in einer allerdings der Höflichkeit seiner neuen Heimat wenig entsprechenden Weise. Es war ihm eben keineswegs sehr angenehm, von diesem Hugenotten, diesem de Villemorgue begrüßt zu werden.

„Ich habe mit Euch zu sprechen. Gestern auf dem Turnierplatze suchte ich Euch bereits, bis mich die Unterhaltung Eurer Gefährten veranlaßte, mich auf freilich nicht sehr weise Art in dieselbe einzumischen; kam es doch, wie Ihr wißt, fast zu einem Gefecht dabei."

„Ihr scheint mir allerdings ebenso schlagfertig mit der Hand wie mit der Zunge zu sein," meinte Arthur.

„Was hilft's?" erwiderte achselzuckend jener. „Manche Leute verstehen eben nur, wie es scheint, handgreifliche Sprache. Freilich, unsre Pastoren haben oft schon über meine Leidenschaftlichkeit ge-

scholten. Man macht nämlich denen nicht so leicht etwas recht wie Euern Priestern, mein bester Herr Arthur! Doch, was rede ich? Komme ich doch heute zu Euch um der alten Freundschaft willen, die zwischen Eurem und meinem Vater einst bestand."

Arthur vermochte nun freilich einerseits nicht gleichgültig zu bleiben, wenn jemand zu ihm von seinem Vater sprach, anderseits aber hatte er sich bereits zu schämen gelernt, sobald irgend einer auf seines Vaters Konfession oder auf etwas damit Zusammenhängendes anspielte. Darum wußte er nicht, was er antworten sollte, und spielte schweigend mit dem Wehrgehänge seines Dolches.

„Meines Vaters Andenken", fuhr nun ernsteren Tones de Villemorgue fort, „ist mir gar teuer und wert. Es hat nie ein treueres, braveres Herz geschlagen, als das seine war. So muß auch sein Freund gut und edel wie er gewesen sein. Wie oft habe ich ihn reden hören vom Herrn Hauptmann Harry Erskine!"

So sonderbar es ist, aber diese Worte würden Arthur nicht so wohlthuend berührt haben, wären sie minder voll vom Lobe bezüglich de Villemorgues Vater gewesen und mehr vom Lobe des Vaters von Arthur; diesem imponierte der Stolz, der in seines Gastes Worten lag, noch mehr als die darin atmende Liebe des Sohnes zum Vater. Dieser ihm verwandte Sinn zog ihn an; darum lautete auch nun seine Antwort durchaus artig, und bald war darum die Unterhaltung im schönsten Gange. De Villemorgue konnte ihm so manches Interessante aus der militärischen Laufbahn des Vaters berichten, was Arthur noch unbekannt war, und als sie auseinandergingen, geschah es mit dem Entschluß, zunächst von Arthurs Seite, sich einander von nun an öfter zu sehen.

Das geschah und immer häufiger. Es verging schließlich fast kein Tag, solange sie in Bayonne waren, wo sie einander nicht trafen. Welchen Grund de Villemorgue auch haben mochte, sich also für den Pagen des Guisenherzogs zu interessieren, es war jedenfalls Thatsache. Ob er den Wunsch hegte, Arthur zu bekehren, etwa zu seinen politischen Ansichten? Oder hatte er irgend einen persönlichen Dienst dabei im Auge, den Arthur ihm vermöge seiner Stellung oder Eigentümlichkeit zu erweisen vermochte? Vielleicht aber suchte er ihn nur um seiner selbst willen auf und war

ihm wirklich aufrichtig zugethan. Wie dem auch sein mochte, das erwies sich klar, daß ein Mann, der in den dreißigen steht und einen Jüngling von sechzehn Jahren an sich zu ziehen sucht, darin kaum fehlgehen kann. Ja, er hat ihn für sich erobert, wenn er dem Jüngling nicht bloß Verständnis, sondern auch Respekt entgegenbringt und solchen offen an den Tag legt.

Arthur sah seine Religion wie einen Zierrat an, den man etwa wie seinen Federhut oder wie seinen Dolch mit dem Silbergriff mit Stolz oder gar wohl damit prunkend tragen müsse. De Villemorgue wollte ihm das nicht in direktem Angriff bestreiten, doch in scherzendem Tone sprach er mitunter über diesen thörichten Wahn. Wohlweislich sich hütend, seine Pfeile gegen Arthur selbst zu richten, schoß er solche, ob auch stets in feinem Spott, nur gegen Arthurs sogenannten Glauben. Bisweilen deutete de Villemorgue auch darauf hin, daß er eigentlich Arthur um dieses blinde Ergebensein beneiden könne. „Wenn Ihr das wirklich glauben könnt,“ pflegte er zu sagen, „so finde ich das nur um so besser für Euch.“ Doch dergleichen Äußerungen verfehlten nie, in Arthurs Seele einen Stachel zurückzulassen.

Noch zerstörender und zersetzender auf dessen „blindes Ergebensein“ wirkte die Art, wie de Villemorgue ihm scheinbar ganz absichtslos den Widerspruch fühlbar machte, der zwischen Arthurs Bekenntnis und der Praxis in der Gegenwart bestand. Die Unheiligkeit des sogenannten Heiligen, die handgreiflichen Irrtümer des Unfehlbaren, die skandalöse Lebensweise der höchsten Schirmherren der Kirche, sowohl in Bezug auf die Laien wie auf die Geistlichen, dies alles wurde von Villemorgue nur obenhin und nebenbei beleuchtet, in anscheinender Gleichgültigkeit, und doch war die Wirkung bald spürbar. Arthur konnte seinen Glauben nicht verteidigen, wurde dieser doch auch nicht direkt angegriffen; gereizt aber und verstimmt zu werden, das erschien ihm als eine Schwäche, die ihn dem andern gegenüber nur in falsche Stellung gebracht hätte. Überdies war de Villemorgue so angenehm, so unterhaltend, erschien ihm im Vergleich mit den jungen Pagen sowohl in intellektueller wie in moralischer Beziehung so überlegen, daß es ihm faktisch unmöglich gewesen wäre, Streit mit ihm anzufangen. Da war es denn kein Wunder,

daß das bis dahin lichte Spiegelbild seines Glaubens sich zu trüben begann, gleich einem von Menschenhauch berührten Metall, und da dies kein reines, echtes Silber war, sondern allerlei Mischung, so verging solche Trübung nicht, sondern nahm zu und entstellte das Metall mehr und mehr.

Doch wiewohl er keinen Streit mit de Villemorgue anfangen mochte, so sah er sich trotzdem bald in solchen verwickelt.

Die Konferenz von Bayonne näherte sich ihrem Ende, und der Herzog von Guise schickte sich gleich den andern hohen Teilnehmern derselben an, in die Heimat zurückzukehren. Am Vorabend ihres Aufbruchs trafen sich die Freunde noch einmal in einem Gasthof und tranken, wie es ihre Gewohnheit war, ein Glas Wein miteinander. De Villemorgue forderte Arthur auf, eine Gesundheit auszubringen, und dieser ging hierauf ein und rief mit nicht wenig Enthusiasmus: „Unsre erlauchte Königin von Frankreich und Schottland, Maria Stuart, lebe hoch!"

Doch zu seiner höchsten Überraschung und Kränkung schleuderte de Villemorgue hier den unberührt gebliebenen Becher weit von sich und rief in hellem Zorn: „Eher will ich sterben als auf das Wohl einer Maria Stuart anstoßen. Ich bin kein Prophet, überlasse das den Fanatikern in beiden Heerlagern, aber das will ich ruhig behaupten: Maria Stuarts Sonne wird nur in Blut untergehen."

Solche Beleidigung konnte Arthur als tapferer, loyalgesinnter junger Mann keinen Moment länger zurückhalten. Ihm war zu Mute, als ob das Andenken seiner Mutter oder der Name seiner Schwester in seiner Gegenwart beschimpft worden wäre, und so jung er auch noch den Jahren nach war, er fühlte sich als ein Mann und betonte dies auch den Gefährten gegenüber.

„Heraus mit Eurem Degen!" rief er, und im selben Augenblick funkelte auch bereits sein Dolch in der Luft.

Ein Gefecht erfolgte, das ernsten Charakter hätte annehmen können, wenn de Villemorgue nicht, völlig ruhig bleibend, alles gethan hätte, um seinen Gegner nicht zu verletzen. Es war darum doch immer noch schwierig, auch für einen kaltblütigen Partner, einen Jüngling von Arthurs Energie und Mut zu entwaffnen, und

darum konnte dies auch nicht ohne einen ziemlich derben Hieb an Arthurs Arm erreicht werden.

Als de Villemorgue dies bewirkt hatte, ließ er sofort sein Schwert sinken und begann unter aufrichtiger Versicherung, wie leid ihm dies thäte, Arthur beim Verbinden behilflich zu sein. „Obwohl mein Beruf nicht so profaner Natur ist, meine ich doch ein besserer Wundarzt zu sein als der, welchen Euer Chef in seinem Gefolge hat. Verlaßt Euch darum auf mich: ein wenig kaltes Wasser und reines, weiches Linnen werden Euch bessere Dienste thun als all die schrecklichen Manöver der Herren Castellon und Vimienne." *)

„Warum habt Ihr aber meine Königin vorhin beleidigt?" fragte noch ziemlich erschöpften Tones jetzt Arthur.

„Natürlich schulde ich Euch eine Erklärung, und die sollt Ihr jetzt haben. Erst laßt mich aber mit Verbinden fertig sein; meine Hand könnte sonst zittern und Schaden thun."

Die Wunde war verbunden, der Schreck der Wirtsleute beruhigt und sie durch Gold zum Schweigen verpflichtet. Dann begaben sich die Freunde in de Villemorgues nahe Wohnung, und dieser begann: „Jetzt, Freund Arthur, will ich Euch erzählen, wo ich das wahrhaft sinnenbestrickende Antlitz Eurer schönen Königin gesehen habe. Ist unter Euch jungen Herren denn noch nie von der sogenannten Verschwörung von Amboise die Rede gewesen?"

„Ich kann mich dessen nicht entsinnen. Die Geschichte Eurer Kämpfe und Kriege ist mir noch neu."

„Damit Ihr das Ganze recht versteht, muß ich Euch zunächst, so ungern Ihr auch solche Themata habt, etwas über Euren heiligen Glauben sagen. Fast während der ganzen Regierung Heinrichs II. wiederholten sich die furchtbaren Verfolgungen beständig, bis zuletzt die Geduld der Opfer erschöpft war."

„Welche Verfolgungen?" fragte Arthur.

---

*) Diese waren die Wundärzte des verstorbenen Herzogs von Guise. Ohne deren falsche Behandlung wäre er nicht der Wunde, die ihm sein Feind Poltrot zugefügt, erlegen. Aber „kalt Wasser und Linnen" erschien ihnen Hexerei und darum unanwendbar.

De Villemorgues Bescheid hierauf detailliert wiederzugeben, ist wohl unnötig; es graut uns auch, mehr noch davon zu erfahren; das Blut könnte uns darob erstarren. Wie Schreckgespenster würden diese Bilder uns im Schlaf aufscheuchen und ihn fernhalten.

Und doch, die Wirklichkeit würde sie alle an Grausigkeit weit übertreffen. Es gibt Blätter in diesem Buche, das da beschrieben ist „von inwendig und auswendig mit Leid und Weh und großer Klage“ in der Geschichte der Märtyrer Frankreichs und der Niederlande, wo es dem Leser eine wahre Wohlthat wird, wenn es einmal heißt, daß jemand „bloß“ verbrannt wurde. Also genug von jenen Greueln!

De Villemorgue aber verfuhr Arthur gegenüber nicht so schonend. In unverblümter Sprache erzählte er ihm alles, was Frankreich erlebt hat, und das nicht nur ein- oder zweimal, sondern in geradezu empörend schneller Wiederholung. Von den Massenschlächtereien berichtete er, die an verschiedenen Orten stattgefunden und als schwache Vorspiele der Bartholomäusnacht anzusehen sind. Eins zeichnet sich da immer vor dem andern durch Züge auserlesener Grausamkeit aus; trotzdem hat die Geschichte der „executions“ diese Bilder noch in den Schatten gestellt. Er erzählte, wie der doch weder gutmütig noch human zu nennende König Heinrich immerhin noch zarterbesaitete „Nerven“ gehabt habe als die den Greuelszenen zuschauenden Damen des Hofes. Denn nachdem er einer dieser Szenen auf dem Place de la Grève zugeschaut, ergriff ihn der Schauder davor so mächtig, daß er ihn zeitlebens bis in seine letzte Stunde verfolgte, und drängten sich jene Bilder ihm auf, so sah man, wie er zusammenschauerte. Das geschah mitunter im lustigsten, pomphaftesten Fest, wie es deren damals viele gab, da die Grausamkeit mit Genuß, Kultus und raffiniertestem Luxus Hand in Hand ging. Hat doch der Handel mit Pretiosen und dergleichen nie so treffliche Geschäfte gemacht, als da man „trunken ward“ im Dienst Babels, trunken vom Blute der Heiligen und Märtyrer Jesu.

„Wie bleich Ihr aussehr!“ unterbrach de Villemorgue sich plötzlich, „thut Euch der Arm etwa so weh?“

„Mein Arm? den hatte ich völlig vergessen. Ach, Freund, was Ihr mir erzählt, ist gar zu entsetzlich! Und diese unglücklichen

Menschen glaubten wirklich alle, daß sie in den Himmel kommen würden? Wenn man sich das vorstellt: die Todesqual ist vorüber, der Tod eingetreten; sie erwachen und finden sich, ausgeschlossen von der Seligkeit der einen, wahren Kirche, o Gott, wie furchtbar!" und Arthur verhüllte das bewegte Gesicht.

Da legte Villemorgue ihm die Hand auf die Schulter und sagte in herzlichem Tone: „Du armer Junge, Du glaubst also wirklich, daß Gott im Himmel grausamer sei als die schlimmsten Seiner Kreaturen, die das Werk Seiner Hände schänden?"

„Das glaube ich nicht gerade; doch," erwiderte Arthur sichtlich befangen, „Ketzer sind jene doch, und Ketzerei ist eine so entsetzliche Sünde."

„Wenn Du das durchaus festhalten willst, nun, meinetwegen!" gab Villemorgue ruhig zurück. „Doch, welche Sünde ist wohl größer: jedes Gesetz, das Gott uns gab, zu brechen, wie dies fortwährend täglich rings um Dich her geschieht, oder Sein heiliges Wort in der Muttersprache zu lesen und demselben durch sein ganzes Leben zu folgen zu trachten?"

„Aber, was — was glaubt Ihr denn?"

„Warum frägst Du mich? Möglich wär's, man könnte von mir sagen: ich sei weder ganz auf der Seite der Märtyrer, noch auf der der Verfolger. Doch, wenn einmal gewählt werden muß, so möchte ich wahrlich lieber zu jenen als zu diesen gehören. Freilich, wäre Gott ganz auf der Seite jener, ob Er da nicht zu ihrer Sache Sich bekennen und helfen würde?"

Das letztere sprach er mehr zu sich selbst in leisem, tieferregtem Tone. Einige Minuten vergingen, während welcher er wie gebannt hinauf zu den Wolken blickte; dabei lag ein tieftrauriger, fast verzweifelnder Ausdruck in seinen dunklen, wundersam sprechenden Augen.

Endlich sprach Arthur: „Doch, sagt, was hat denn dies alles mit Schottlands Königin zu thun? Ihr wißt, meine Zeit ist knapp zugemessen, da ich heute abend die Aufwartung beim Chef habe und doch zuvor noch die Spuren unsrer kleinen Fehde tilgen muß."

„Sehr wahr; indes entweder laßt Ihr mich meine Geschichte auf meine Art zu Ende erzählen oder gar nicht! Es ist also, um

auf jene Verschwörung von Amboise zurückzukommen, bei Euch zur herrschenden Ansicht geworden, daß sie sowohl als der Bürgerkrieg durch die unzufriedenen, unruhigen Hugenotten hervorgerufen ward und sodann durch den Ehrgeiz der Bourbonen und Chatillons, wie durch die Eifersucht des Herzogs von Guise und andre ähnliche Anlässe. Einige dieser Momente haben auch in der That dabei mitgewirkt, gleich Nebenflüssen, die sich dem Strome auf seinem Wege zum Meere zugesellen und seine Kraft und Größe mehren. Die wahre Ursache all der Unruhen aber war die unbarmherzige, bis aufs Blut verfolgende Feindschaft gegen alle Reformierten.

Am Anfange der Regierung des vorigen Königs Franz II. hatte der Vater Eures Gebieters und sein Bruder, der Kardinal von Lothringen, es dahin gebracht, sich die ganze Staatsgewalt in die Hände zu spielen und das hauptsächlich, wie Ihr Euch wohl denken könnt, durch Schottlands schöne Königin. Da sie die Häupter der ganzen hochkatholischen Partei waren, so setzten sie demzufolge auch die grausamen Verfolgungen gegen die Protestanten mit neuem Eifer fort. Sie wurden jedoch auch von vielen Katholiken um der gegen dieselben verübten Bedrückungen willen gehaßt, und sodann klagte man sie einer Art Tyrannei über den jungen König sowohl, wie über die Königin-Mutter an.“

„Wenn Ihr aber von den Guisen übel redet, so darf ich Euch wirklich nicht mehr zuhören; esse ich doch ihr Brot.“

„Mein junger Freund, sowohl Übles wie Gutes werde ich so-wenig als möglich von ihnen sprechen, denn ein wohlthuendes Gesprächsthema sind sie mir wahrlich nicht. Habe ich doch durch sie alles fast, was der Mensch verlieren kann, verloren! Also, einige unter den Hugenotten, die höchsten Häupter allerdings nicht, organisierten einen Plan — nennt ihn meinethalben Verschwörung! — zu dem Zweck, das Haus Lothringen seiner durch Anmaßung erlangten Macht zu entkleiden und Gewissens- und Glaubensfreiheit zu erlangen. Monsieur de la Renaudie, nicht gerade der hellste und beste unter uns, wurde das nominelle Haupt des Komplotts; doch ihm folgten edlere Männer, und unter ihnen mein tapferer Vater und der Baron von Castelnau-Chalosse. Bis zuletzt haben sie ihre Loyalität gegen den jungen König bewahrt; unbewaffnet wollten

sie vor ihn hintreten und auf Knieen ihn um freie Religionsübung bitten. Würde ihnen solche indes verweigert werden, was sie als nur zu wahrscheinlich voraussahen, da er unter der Guisen Einfluß stand, so sollte die rings um den Palast heimlich versammelte Schar zu den Waffen greifen, den Hof überfallen, die Guisen gefangennehmen und dem Prinzen von Condé die Regierung übertragen. Diese Absichten wurden jedoch dem Kardinal von Lothringen hinterbracht, und dieser ergriff nun die nötigen Maßregeln, um sie zu vereiteln. M. de la Renaudie fiel in einem Scharmützel, andre aber, die zu ihm stoßen wollten, hatten noch minder Glück. M. de Castelnau lieferte sich selbst aus und zwar gegen Bürgschaft des Duc de Nemours, der ihm schriftlich versprach, weder ihm noch seinem Gefährten werde irgend ein Leids geschehen, und Audienz beim König solle ihnen bewilligt werden, um ihre Beschwerden diesem persönlich vorzutragen. Fünfzehn Edelleute verbanden sich mit Baron von Castelnau, und einer von ihnen war mein Vater."

„Und hielt man ihnen jenes Versprechen?"

„Man hielt es nach der schmachvollen Art der priesterlichen Ansicht: „Einem Ketzer braucht man sein Wort nicht zu halten," und nach der Ansicht der Könige: „Einem Rebellen gegenüber bindet kein Versprechen." Jene Sechzehn wurden in den Kerker geworfen, um unter schweren Fesseln und entsetzlichen Folterqualen ihnen ein Wort abzuringen, das ihre Loyalität Lügen strafen würde. Doch selbst die namenloseste Todespein vermochte diesen starken Seelen kein einziges andres Wort als die schlichte Wahrheit zu erpressen. Nur gegen die Guisen hatten sie sich verschworen, aber nimmer gegen den König von Frankreich. Der Baron von Castelnau, von dem zu reden ich ein besonderes Recht habe," hier wandte de Villemorgue sein Gesicht ab, „da ich bald darauf ihn Vater nennen sollte, hat sein ganzes Verhalten mutig vor versammeltem Rat dargelegt und seinen Glauben verteidigt. Doch, wiewohl seine Richter verstummten und beschämt den Kopf vor ihm senkten, es war alles umsonst. Er wurde wie die braven fünfzehn Genossen zum Schafott verurteilt."

„Und wurde das Urteil vollstreckt?" fragte Arthur kaum hörbar.

„Jawohl, am hellen, lichten Tage, in Gegenwart des Königs und der Königin-Mutter, des ganzen Hofs und der Ritterschaft, sowie aller schönen Edelfrauen unsers Landes. Arthur seht, das Antlitz Eurer schottischen Königin hat, ohne auch nur zu zucken, nein, mit wahrem Triumph auf das furchtbare Schauspiel hinzublicken vermocht. Bis in meine letzte Stunde hinein werde ich dies ihr Antlitz sehen, wie es in diesem Moment vor mir steht: mit verführerischem Lächeln auf der Lippe, mit Scherzworten auf der Zunge, mit geradezu strahlendem Antlitz. So hat sie zugesehen, wie ein Haupt nach dem andern dahinsank. Ach, Arthur, ich kann nicht mehr, war doch eines davon das meines Vaters!"

Er wandte sich ab und fuhr erst nach einem Weilchen fort: „Ich sollte mich nicht also davon aufregen lassen, sondern mich dessen getrösten: Er ist bei Gott. Wie nun der letzte der Sechzehn an die Reihe kam, tauchte er beide Hände in das Blut seiner Gefährten, erhob sie gen Himmel und rief laut: „Herr, schaue an das Blut Deiner also ungerecht dahingeschlachteten Kinder! Du wollest diese rächen, o Herr, und Du wirst es!""

„Und dennoch hat Er es nicht gethan, Arthur! In Seinem verborgenen Heiligtum dort oben sitzt Er und gibt die arme Erde den Händen ihrer Verderber preis."

„Aber, guter Freund! . . . . ."

„Geduld, Arthur! Meine Geschichte ist noch nicht zu Ende. Schaut, ein Weib, das schön und jung war, gleich Maria Stuart, hat in jener Stunde ihren Todesstreich empfangen, ob auch nicht von Henkershand. Wir Männer vermögen wohl auch das, was alle unsre Nerven beben und unser Hirn schwindeln macht, schweigend zu ertragen. Wenn aber Frauen solche Qual mit ansehen und schweigen müssen, so ist das ihr Tod. Wir Männer haben unsre Arbeit und starke Hände, diese zu vollbringen; sodann stützt uns unser Stolz und der aus ihm erwachsende Mut. Bei den Frauen aber strömt aller Mut und Stolz und Arbeitsfreude, kurz, alles aus dem süßen, stillen Glück des Herzens und des Hauses. Doch, wozu all die Worte? Von jenem Schreckenstage an siechte Aimée de Castelnau dahin wie eine welkende Blume. Viermal hat der Frühling seitdem ihr Grab mit jungem Grün geschmückt;

doch, ich gehöre zu denen, welche nur einmal lieben können und dann nie wieder!"

„Ihr solltet nicht um sie trauern. Sicher ist sie nun dort oben ein Engel Gottes!" sagte Arthur, in seiner Teilnahme den Lehren seiner Kirche kühn widersprechend.

„Du guter Junge, glaubst Du das wirklich? Frag nur erst Deinen Beichtvater darüber! Doch," fuhr er in weicherem Tone fort, „da ich Dir schon soviel gesagt habe, muß ich auch das noch hinzufügen: Ihr Tod war allem, was ich bis dahin vom Sterben gesehen hatte, völlig unähnlich. Es war, als thäte die Hand eines Vaters nur leise die Thür auf, um ein draußen harrendes Kind hereinzulassen."

„Glaubt Ihr, daß sie an ihren Vater und an das Wiedersehen mit ihm dabei gedacht hat?" fragte Arthur.

„Nein, ich glaube kaum, daß sie es gethan, und das erschien mir als das größte Wunder dabei. Obwohl sein Tod gleichsam die Pulsader ihres Lebens durchschnitten hat, so schien es mir doch, als ob sie den, dessen Angesicht sie nie gesehen, noch unendlich mehr liebte als ihren Vater. Wahrlich, es ist seltsam, vollkommen unbegreiflich, wie das schlichte Evangelium vom Sohne Gottes die Herzen aller, der Männer wie der Frauen und Kinder, mit einer so ganz ausschließlichen, alles darangebenden Liebe zu erfüllen vermag, so daß alle andre Liebe, so tief und innig sie sei, davor erbleicht und verschwindet. Aimée de Castelnau starb, gleich den armen Duldern auf dem Place de la Grève, mit dem Namen auf ihren Lippen, der sie wie jene selig und stark machte. Schau, mein Arthur, diese Thatsache ist's, die bis zur heutigen Stunde mich davor geschützt hat, eine Beute des völligen Skeptizismus zu werden!"

So griff Antoine de Villemorgue nach dem goldnen Schlüssel zu jenem Schrein, der das in sich barg, was ihm jenes Wunder und Geheimnis hätte offenbar machen können. Er bewunderte die kunstvolle Form des Schreins, er staunte ob der Macht, die andre ihm entnahmen; doch all dieses half ihm nicht, solange er diese Macht nicht an sich selbst erprobte.

Wieder schwieg er eine Weile. Dann fuhr er in dem vorigen, geschäftsmäßigen Erzählertone fort: „Vielleicht war das alles so am besten, nach einer Richtung hin. Da mein Vater als Verräter galt, so verfiel sein Besitztum selbstredend dem Könige oder richtiger den Guisen. Und dann wäre es ein Unrecht gewesen, mein gefahr- und entbehrungsvolles Leben mit einer andern teilen zu wollen. Daß ich nun aber im letzten Kriege, den, wie alle Welt weiß, das Blutbad zu Vassy, also der Guisenherzog, hervorrief, zum Schwerte griff, brauche ich Dir wohl kaum noch zu sagen. Ich hatte ja ein volles Recht dazu. So sagte ich mir denn bei jedem Papisten, den ich in Rouen, in Dreux oder Orleans zu Boden streckte: „Wieder einer zum Andenken an die Märtyrer von Amboise.“ “*)

„Haben denn etwa noch andre außer jenen Sechzehn sterben müssen?“ fragte Arthur.

„Kind, das waren ja nur die ersten Tropfen des Gewitters. Durch das ganze Land ward nun das Blut von allem, was edel und unschuldig war, vergossen. Beinahe zwölfhundert wurden geköpft, gehängt, ertränkt, außer denen, welche von den Soldaten wider alles Recht und Gesetz hingemetzelt wurden. Doch halt, ich will Dir hierzu etwas zeigen.“

De Villemorgue nahm aus seiner Brieftasche einen noch heute existierenden Kupferstich heraus; darauf war das Schloß von Amboise nach der Niederwerfung der sogenannten Verschwörung dargestellt. Es war eine furchtbar düstere Geschichte, die darauf ohne Worte und doch beredt erzählt wurde. Doch noch furchtbarer als die den Hintergrund des Bildes füllenden Galgen und Schafotte war der Anblick der unaufhörlich lachenden und schwatzenden Damen, die dem Schauspiele zuschauten.

Arthur blickte stumm darauf hin. Wenn er nichts andres hieraus lernte, so doch, daß noch schlimmere Dinge verübt worden waren als die Mißhandlungen an jenem katholischen Priester zu Edinburg.

---

*) Diesen Namen gab er ihnen nur. Seine Kirche, Calvins Kirche, würde sie nimmer also bezeichnet haben. Sie nannte nur diejenigen Märtyrer, welche es verschmähten, ihr Leben durch Widerruf zu retten, und im Tode Jesum bekannten.

„Und jetzt, mein Freund, sagt mir," fragte nun Villemorgue, „habe ich Euch nun hinreichend erklärt, warum ich nicht auf Maria Stuarts Gesundheit trinken wollte?"

„Ich vermag nichts zu sagen," erwiderte Arthur gedankenvoll. „Vermutlich würde ich ebenso fühlen wie Ihr, wenn ich in Eurer Stelle wäre."

„Wenn ich in Eurer Stelle wäre," wiederholte de Villemorgue. „Wenn die Katholiken die Gnade gehabt hätten, diese einfache Reflektion anzustellen, sie würden uns alle die Bürgerkriege erspart haben. Aber daran denken sie ebensowenig, wie der Jäger an die Gefühle seines Wildes denkt, bevor er es tötet. Doch jetzt geht! Eure Zeit ist abgelaufen. Ich kann kaum sagen, was mich eigentlich dazu gebracht hat, Dir, der Du doch noch ein Knabe bist, dies alles zu erzählen. Unsre Freundschaft ist ja noch so jung. Es muß wohl in Deines Vaters Andenken geschehen sein, und um dieses freundlichen, ehrlichen Blickes willen, den Deine Augen haben, den seinen so gleich. Wenn Du ein Fanatiker würdest, ein Werkzeug der Guisen, es wäre schade. Lieber sähe ich Dich auf Deinem ersten Schlachtfelde sterben."

„Vorderhand ist wenig Aussicht zu einem Schlachtfelde, Villemorgue, und mich dünkt das ein Unglück."

„Nun, dann werden Dir die Augen bald aufgethan werden. Dein Chef und sein würdiger Onkel, der Kardinal, werden sich ebensowenig scheuen, das Edikt von Amboise zu brechen als das vom Januar. In Wahrheit ist ja letzteres bereits gebrochen. Weißt Du, wie viele unsers Glaubens seit dem Frieden von Amboise ungerächt umgekommen sind, sowohl in Massenschlächtereien und öffentlichen Tumulten als durch die Gewaltthätigkeit einzelner?"

„Nein, ich weiß es nicht — wohl zwei- bis dreihundert?"

„Dreitausend! Und wenn dies zu Friedenszeiten geschieht, wo eines Königs Wort uns Leben und Freiheit schützt, was wird es sein, wenn die Schrecken des Krieges auf uns losgelassen werden und die Priester von allen Kanzeln aus ihre Gemeinden ermahnen, uns zu schlagen und nimmer zu schonen, denn es sei der Streit des Herrn der Heerscharen?"

„De Villemorgue," sagte Arthur, sich erhebend, „ich meinte, es sei in einer gerechten Sache und unter edlen und großen Männern, daß ich Dienste angenommen, aber Ihr habt mich mit Schrecken erfüllt. Und doch, der Herzog von Guise ist einmal mein Chef," fügte er hinzu, „und ich ein schlichter Page und ein getreuer Katholik."

„Sei's immerhin! Es liegt mir fern, irgend einem das so unsichere Los eines Hugenotten zu wünschen. Wie es zugeht, daß Tausende zu einem Glauben sich bekennen, dessen Schild und Wappen Folter und Schafott sind, ist wahrlich ein Geheimnis. Doch Du gehörst nicht zu denen, die Tod und Elend vorziehen, so rate ich Dir: Bleibe, was Du bist! Also lebe wohl, mein Freund! Wenn wir uns wiedertreffen, so kann es leicht so sein, daß nur zwei Fuß Raum zwischen uns ist und der Stahl zwischen uns blitzt und keine Schonung gilt. Feinde sind wir dann. So laß uns jetzt als Freunde noch einmal einander umarmen. Ich hatte Dich lieb, Arthur!"

„Und ich Euch, de Villemorgue! Es ist mir leid um Euch; darum will ich täglich um Euren Übertritt zum Katholizismus bitten."

„Und zu der gesicherten Partei? Habe schönen Dank für Dein Wohlmeinen! Jedenfalls vertraue ich Deinen Gebeten nicht minder als denen des Papstes selbst und seines ganzen Kollegiums von Kardinälen. Nochmals lebe wohl, mein Arthur! Gott segne Dich!"

Neuntes Kapitel.

Das Fest von Poitiers.

„Nicht dem kleinen Finger ließest Du ein Leid geschehen um dieser willen.“

Es war im schönen Junimonat des Jahres 1566. Himmelsluft und Himmelsglanz durchströmte sogar die engen, schmalen Straßen der düstern, alten Stadt Poitiers. Doch von diesen Spenden von oben abgesehen, schien ohnedies heute alles aufgeboten zu sein, was die Bewohner an Geschmack und Geschick besaßen, um dem Ganzen ein möglichst lichtvolles und anmutiges Gepräge zu geben und, soviel das möglich war, die holden Reize des Land- und Naturlebens mitten hinein in das Herz der geschäftigen, geräuschvollen Stadt zu verpflanzen. Guirlanden von Frühlingsblüten umrahmten Thüren und Fenster oder zierten die an den Enden der Hauptstraßen aufgeführten Triumphbogen und die kleinen Altäre, Reposoirs genannt, die an verschiedenen Orten der Stadt sich erhoben. Um letztere herum standen schöne, als Engel angekleidete Kinder, in den Händen brennende Kerzen, Kruzifixe oder als Symbole von Friede und Unschuld geltende Lämmer. Schon diese Kinder würden ohne die stattlichen Prozessionen, die, von dunkelgekleideten Priestern und Mönchen geleitet, die Straßen durchzogen, genügender Beweis gewesen sein, daß es sich um einen großen katholischen Festtag handle. Es war das „Fête Dieu“, ein Fest, das den Katholiken Frankreichs zu jener Zeit sehr hoch stand.

Unser Freund Arthur Erskine hatte das Glück, diesem unstreitig anziehenden und interessanten Schauspiele beizuwohnen. Es traf

sich, daß er gerade in diesen Tagen durch Poitiers kam, statt seinen Posten im Hof- und Haushalt des Guisenherzogs zu Paris zu versehen und zwar infolge des kürzlich erfolgten Todes seines Großvaters, des Marquis de Salgues. Durch das persönliche Wohlwollen seines jungen Gebieters hatte er, was dazumal Jünglingen seiner Stellung nur selten gewährt wurde, Urlaub erhalten, so daß er die letzten Stunden jenes seines alten Verwandten mit ihm hatte durchleben und ihn dann zur letzten Ruhe begleiten können. Nun lag alles hinter ihm, und er wollte über Poitiers, wo er auf Schloß Clisson Verwandte hatte, noch zu rechter Zeit nach Paris zurückkehren, ehe sein Urlaub ganz abgelaufen war. Es that ihm herzlich leid um seinen Großvater, der ihm stets viel Güte bewiesen, doch konnte solch Leid um einen ihm immerhin wenig bekannten und in Alter und Sympathieen ihm so fernstehenden Verwandten ihm natürlich keinen tieferen Kummer bereiten.

Seit wir Arthur zuletzt gesehen haben, ist ein Jahr verstrichen. Sehr verändert schaut er aus. Jetzt könnten weder Feinde noch Freunde von ihm sagen: „Er ist noch das reine Kind.“ Der Knabe hat sich zum Mann entwickelt, und ob seine Gefährten ihn auch für einen lustigen und heiteren Kameraden ansehen, für einen famosen Gesellschafter, so hat er doch den ungetrübten, vollglücklichen Jugendfrohsinn für immer verloren. An dessen Stelle ist freilich die stärker flutende, leichter erregte Heiterkeit eines leidenschaftlich empfindenden Mannes getreten, der am liebsten über nichts mehr lange nachsinnt, um sich selbst und seinen Gedanken zu entfliehen. Da gleicht ein Ausbrechen der Lustigkeit dann dem Aufflackern von Phosphorlicht auf den Wogen eines hochgehenden, brandenden Meeres.

Auch in seiner Ausbildung hat er sich vervollkommnet und mancherlei Fertigkeiten sich angeeignet. Doch auch im Spiel ist er perfekt. Gerade jetzt schuldet er einem seiner Mitpagen eine Summe, von der er einstweilen nicht weiß, wie sie wiederzahlen. Wenn er nun auch der einzige seiner Genossen ist, der von weiter noch abwärtsführender Leidenschaft sich bisher freigehalten hat, so ist das nicht sowohl einer gewissen angeborenen Selbstschätzung und Reinheit seines Charakters zuzuschreiben, als den teilweis noch unver-

gessenen Lektionen seines Elternhauses. Hatte er auch einst viel davon geringgeschätzt und vergessen, die zehn Gebote leben noch unverblaßt in seiner Erinnerung. Ob das auch später noch wird behauptet werden können? Das steht sehr zu bezweifeln, denn die Verderbtheit seiner Umgebung ist groß, und eine bedenkliche Vertrautheit mit all der Verderbnis hat er sich bereits angeeignet.

Mancherlei Täuschung ist auch schon sein Los geworden. Einige seiner Illusionen hat de Villemorgue ihm zerstört, und tief und nachhaltig ist dessen Einfluß für ihn gewesen. Ob das zu Arthurs Heil oder Nachteil war, mußte sich noch herausstellen. Die Enttäuschungen sind jedenfalls durch eigne Beobachtung fortgesetzt worden, und wahrlich, es ist etwas gar Trauriges und keineswegs Vorteilhaftes für einen Siebzehnjährigen, den Unterschied von Sein und Schein gar zu genau zu kennen, zumal auf einem Gebiet, wo sein jugendlicher Enthusiasmus und sein warm hingebendes Herz erst so hell aufgeflammt war.

Dies Fest nun in Poitiers hat Arthur Zeit seines Lebens nie wieder vergessen; bis in die kleinsten Einzelheiten hat er alles behalten; warum, werden wir sehen. Am Abend vorher war er müde und erschöpft angekommen und in einem Gasthof abgestiegen. Am andern Morgen wohnte er dem Hochamte bei und speiste darauf zu Mittag im Hause eines der Häupter der Stadt, dem er durch die Verwandten auf Schloß Clisson empfohlen war; elf Uhr wurde damals als Bürgerstunde für diese Mahlzeit angesehen. Den Nachmittag verlebte er mit dem Sohne seines Gastgebers, einem jungen Mann von ein- bis zweiundzwanzig Jahren, der ihn umherführte, um mit ihm das Fest recht zu genießen.

Zunächst geleitete er Arthur in die Kollegien von St. Marian und St. Picereau, die beide damals eine europäische Berühmtheit besaßen. Arthur indes fühlte sich weit mehr zu den römischen Altertümern hier in Poitiers hingezogen; zumal der alte und schöne Triumphbogen interessierte ihn lebhaft, sodann das teils zerstörte, teils verfallene Amphitheater, wo sich einst die blutigen Gladiatorenkämpfe abgespielt hatten. Er bat daher seinen jungen Freund, mit ihm noch einmal dorthin zu gehen, und fragte dabei noch mancherlei über diese Reste vergangener Zeiten, mehr indes, als jener zu

beantworten vermochte. Jetzt rief letzterer, als sie aus der den Triumphbogen abschließenden Hauptstraße in eine stillere und schmalere Straße einbogen, um dem Gedränge besser zu entgehen: „Seht nur, seht, Herr Arthur! Hier gibt es etwas, das viel interessanter als der alte Triumphbogen ist."

Arthur blickte hin und sagte: „Die Leute scheinen sich dort zusammenzuscharen, als ob sie dem Hause da drüben etwas anthun wollten; sie schauen aus, als wollten sie die Fenster einschlagen oder gar noch Ärgeres."

„Seht Ihr nicht, weshalb? Es ist auch in der That ein Wunder, in unsrer alten, guten Stadt Poitiers ein Haus zu sehen, das heute am Fête Dieu keine Guirlanden oder sonstigen Schmuck angethan hat."

„Freilich, das Haus fiel mir vorhin schon auf. Ich dachte, da wird wohl jemand darin gestorben sein."

„Keineswegs! Deshalb unterbliebe die Ausschmückung nicht; man fügt nur Trauerflor dann hinzu. Nein, jenes Haus gehört dem Handschuhmacher Maçon, einem der verfluchten Hugenotten."

„Welche Unverschämtheit!" rief Arthur. „Das konnte er wahrlich thun und heut so ein paar Ellen Zeug heraushängen. Man sollte diese Ketzer jedenfalls bessern Respekt lehren vor dem heiligen Sakrament!"

„Allerdings! Doch seit dem Edikt von Amboise hat sich alles von oberst zu unterst gedreht. Man hat keine Macht mehr über diese Ketzer. Doch es ist faktisch empörend; die Menge denkt das gleichfalls, wie es scheint; hört nur, wie sie johlen und brüllen!"

„Laut genug ist's; ich glaube, es wäre ein Leichtes, die Menge zum Angriff zu bringen, daß sie das Haus niederreißen, statt so unnütz sich heiser zu schreien."

„Es kann wohl noch dahin kommen."

„Ist denn dieser Maçon der einzige Hugenott in Poitiers?"

„Ach nein, ehrlich gestanden, es gibt noch genug, mehr als genug. Doch die andern sind zu furchtsam oder zu vernünftig, um ihr Leben wegen der paar Blumen und Behänge zu riskieren. Dieser Maçon aber ist ein kühner Mensch, freilich zugleich unser bester Handschuhmacher. Guten Abend, Kamerad!" so fügte er

hier kopfnickend gegen einen der in buntem Putz einherschlendernden jungen Leute hinzu, der soeben auf das Haus Maçons zueilen wollte.

Die Menge vor dem Hause wuchs fortwährend; immer lauter und leidenschaftlicher wurde ihr Geschrei. Arthur und sein Gefährte wurden wacker während ihres Gespräches gedrängt und gestoßen. Jetzt aber sahen sie Steine fliegen; ein mächtiges Drängen nach der Hauptthür des Hauses entstand, als ob diese aufgebrochen werden sollte.

„Schaut, so ist's recht," lachte Arthurs Freund. „Sie werden diesen Hugenott wohl zur Vernunft zu bringen wissen."

„Was wollen sie ihm denn thun?" forschte Arthur.

„Ich weiß es nicht. Kommt nur und seht selbst! Es ist wirklich Thorheit, hier stehenzubleiben und sich totdrücken zu lassen."

„Mich dünkt, es ist gerade nichts Schönes, sich dergleichen anzusehen," meinte Arthur achselzuckend. „Der Hugenott dort ist doch nur einer und gegen ihn eine solche Menge. Sollte da nicht der Magistrat ihm lieber den nötigen Respekt anbefehlen ohne all solchen Aufstand?"

„Mein Bester, dem sind die Hände doch durch das Edikt jetzt gebunden. Laß nur die braven Kerle dort für ihn handeln! Hört, schon rufen sie: „Ins Feuer mit dem Ketzer!""

„Ins Feuer? Das wäre entsetzlich! An solchen Ausgang habe ich vorhin doch nicht gedacht; ich meinte, sie würden ihn höchstens für ein paar Tage einstecken oder ihm Geldstrafe auflegen."

„Empörte Menschen, wie die da, begnügen sich nun einmal nicht mit halben Maßregeln. Aber nun schnell! Die Geschichte wird mit jeder Minute amüsanter."

Arthur vernahm dies letztere, so ganz dem französischen Charakter entsprechende Wort nicht mehr; das Geschrei und Gebrülle wurde immer lauter und verworrener; andrer Lärm mischte sich hinein. Steine und Beile wurden bereits gegen die starkeichene Thür geschleudert.

Derartige Szenen waren eigentlich nach Arthurs Geschmack; sich da hineinzumischen oder doch bis zuletzt zuzuschauen, konnte er sich kaum versagen. Er hielt es auch für seine Pflicht, dem Ketzer

eine tüchtige Lektion geben zu helfen ob seines unverschämten Eigensinns. So ließ er sich, ohne weiter zu widerstreben, von seinem Begleiter auf den Schauplatz führen.

Als er da ankam, erfaßte ihn plötzlich ein nicht zu bezähmender Thatendrang. Die Leute machten ihm Platz und begrüßten in ihm ihren Anführer, ehe er es sich versah. Ganz vergaß er dabei, daß ihn das Abzeichen der Guisen an seinem Hut als Anhänger des Herzogs auszeichnete und so ihm die in fanatischem Eifer dem Hause der Lothringer ergebenen Bewohner von Poitiers zu voller Hingabe gewann. Es war ihnen wie eine Art Sanktion ihres Thuns, daß einer vom Hofe an ihre Spitze trat.

Jetzt gab die Thür nach; die Rotte stürmte in das Haus, Arthur allen voran. Was er nun aber erblickte, so flüchtig es auch war, das prägte sich ihm auf immer ein. Vor ihnen stand des Hauses Herr, Maçon, der Hugenott; bleich und ruhig schaute er der wütenden Meute entgegen, wie ein tapfrer Löwenbezwinger etwa dem wilden Tier ins Auge blickt und es also bändigt. Arthurs Herz erbebte bei diesem Blick; gern wäre er zurückgeeilt, doch es war zu spät.

Da ertönte der Ruf: „Nach dem Hauptplatz mit dem Ketzer! Ins Feuer hinein!“

In demselben Moment wurde eine Thür zur Seite geöffnet; eine schlanke Frauengestalt drängte sich herein und umklammerte ihren soeben also verurteilten Gatten. Ein Blick unaussprechlicher Seelenangst brach aus ihrem stillen Gesicht hervor, und jene eben noch fest auf die Meute gehefteten Augen schienen nun nichts mehr als die Gestalt an seiner Seite zu sehen. Doch dieses Weibes Liebe vermochte ebensowenig über ihre Feinde als ihres Mannes Mut. Ein Aufschrei, ein Jammerruf, ein wildes Ringen, und jene weichen Frauenarme waren gelöst; man ergriff den starken Mann und schleppte ihn hinaus. Wohin? „Nach dem Hauptplatz!“ brüllten sie draußen.

Da bricht das arme Weib zusammen. Arthur Erskine steht wie gelähmt vor Entsetzen neben ihr. Nicht von fern hatte er an solchen Ausgang gedacht.

Während sie noch den armen Herrn des Hauses über seine eigne Schwelle zerren, die er nie wieder betreten soll, blickt er noch einmal zurück und ruft mit klarer, lauter Stimme, die selbst in diesem Toben deutlich zu hören war:

„Ist unter Euch nicht ein Mann von Ehre und Menschenfreundlichkeit, der mir Weib und Kinder schützen will?“

Da kam eine Antwort: „Ich will es thun, und sollt' es mir mein Leben kosten.“

Arthur Erskine sprach diese Worte. Ohne daß er es ahnte, schlug damit die Entscheidungsstunde für die ganze Geschichte seines Lebens.

Er ward damit zunächst aus seinem lähmenden Entsetzen herausgerissen. Es war keine kleine oder leichte Aufgabe, die er damit auf sich genommen. War es doch möglich, ja, wahrscheinlich, daß die Meute mit ihrem Zerstörungswerk fortfahren und alles, was da lebte in diesem Hause, dem Untergange weihen würde. Geschahen doch ähnliche Dinge damals oft genug.

„Sie ist ebensolch ketzerisches Geschöpf als ihr Mann,“ rief jetzt ein schurkisch blickender Mensch und kam schon, mit einer Waffe in der Hand, auf die arme, ohnmächtige Frau zu.

„Nieder mit Dir, Du Elender!“ schrie da Arthur und ließ die That dem Worte folgen. „Sofort soll ein jeder von Euch das Haus räumen!“

Sein blinkender Dolch und seine in gebieterischem Tone gesprochenen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht; der größere Teil der Meute, zugleich die am meisten fanatisch Gesinnten, verzogen sich und eilten zu der schrecklichen Richtszene auf dem Hauptplatz. Die zurückblieben, gehörten zur „Hefe“ des Volks, die nur aus Lust am Plündern und Zerstören ins Haus gestürmt waren und auch jetzt noch nicht gewillt waren, mit leeren Händen davonzugehen. Arthur aber that sein Werk nicht halb, und wollte er das Besitztum ebenso schützen als das Leben der Besitzer.

„Wer auch nur einen Heller Werts hier anrührt, wird niedergeworfen,“ rief er laut und mußte auch alsbald seine Drohung mit Schlägen und Hieben in sehr kräftiger Form wirksam werden lassen. Seine Kraft war gleich der von Zehnen; nicht, daß seine Herzens-

reinheit ihn stark gemacht hätte, sondern, weil er vor heftigem Unwillen ob der ihn umgebenden Grausamkeit und Gemeinheit glühte und brannte.

Es währte nicht lange, so war es dem Pagen des Guisenherzogs gelungen, vermöge seines guten Schwertes und noch mehr mit Hilfe seines energischen Willens und mutigen Herzens die wehr- und haltlose Rotte in die Flucht zu treiben und auch den letzten beharrlich umherstöbernden Eindringling auf die Straße zu schleudern. Dann begann er mit Hilfe von ein paar nun aus ihrem Versteck hervorkommenden Mägden und dem etwa zwölfjährigen ältesten Sohne Maçons eine Art Barrikade zu errichten von Bänken, Schränken, Tischen und andern Möbeln, alle von gewichtiger Gestalt und darum dazu brauchbar.

„Nun seid Ihr sicher,“ sagte er dann zu dem neben ihm stehenden Knaben.

Dieser fragte: „Aber, wo ist unser Vater, lieber Herr, mein lieber, guter Vater?“

Die Antwort hierauf wurde Arthur erspart; ein kleines Mädchen kam weinend zu ihnen gelaufen, faßte ihres Bruders Hand und rief: „O, Charlot, komm schnell, ganz schnell! Mutter ist tot!“

Arthur folgte den Kindern in eine Art Wohnzimmer und fand, wie er sich gedacht, die Mutter abermals in Ohnmacht gesunken im Gedanken an ihres Gatten nur zu wahrscheinliches, ja sicheres Geschick.

Arthur wußte nicht, was thun; er rief die Mädchen, ihrer Fürsorge die arme Herrin anheimbefehlend, und beruhigte sie abermals, daß sie jetzt außer Gefahr seien. Dann nahm er, von dem kläglichen Schluchzen des kleinen Mädchens bewegt, dies auf seine Arme und suchte ihm zu erklären, daß die Mutter nicht tot sei, sondern bald es anschauen und mit ihm sprechen werde. Außer diesen beiden Kindern waren noch drei in dem Zimmer, ein älteres Mägdlein, das dicht neben der Mutter stand und mit seinen Händen die ihrigen umschloß, und zwei Büblein von vier und zwei Jahren, die sich in den Besitz von Arthurs Federhut gebracht und darin ein schönes Spielzeug gefunden hatten. Arthur blickte stumm auf sie herab; ein bitteres Wehgefühl durchdrang ihm dabei die Seele: Diese selbe

Stunde machte ja all diese kleinen Geschöpfe vaterlos! So schmerzlich erfüllte ihn dieser Gedanke, daß es ihm zu eng im Zimmer ward; er fürchtete ersticken zu müssen und suchte wiederherauszukommen. Ihm dünkte, er werde draußen eher aufatmen können; dazu begann die Mutter zu erwachen; er als Fremder mußte sie genieren. Darum setzte er behutsam die Kleine neben sie aufs Sofa und schlüpfte leise hinaus.

Er konnte nur im Flur auf- und niederschreiten und durch einen Spalt in der improvisierten Barrikade hindurchspähen, was außerhalb vorging. Hier und da flogen noch, von müßigen Händen geschleudert, ein paar Steine gegen jene, doch das geschah immer seltener. Die Straße ward immer stiller; nur aus der Ferne vernahm er mitunter ein Aufjohlen und Schreien. So sehr nahm ihn die Bedeutsamkeit seines Wächteramtes hin und der Gedanke, wie es mit Maçon geworden, daß ihm die Seltsamkeit seiner Lage und ihre Folgen nicht in den Sinn kamen. Während er eine Weile durch den Spalt spähte, um über Maçon etwas erfahren zu können, bemerkte er endlich einen gar ärmlich und schwächlich aussehenden Alten, der sich ängstlich umschaute und dann auf der Thürschwelle sich niederließ.

„Komm ein bißchen näher, Alter!“ rief Arthur ihm durch den Spalt zu.

Der Alte hielt sein Haupt mit beiden Händen, sich auf die Kniee stützend, und stöhnte laut. Doch jetzt erhob er sich langsam und näherte sich der Stelle, wo die Stimme herkam.

Arthur wiederholte seine Worte, und nun fragte der Alte, wer er sei.

„Jemand, der hören möchte, was draußen geschehen ist.“

„Ach, mein Gott, mein Gott, lieber Herr, das werdet Ihr bald genug hören!“

„Sagt mir doch die einfache Wahrheit! Was haben sie mit dem Hugenotten gemacht?“

„Mit dem Hugenotten? So seid Ihr nicht einer von uns? Und ist dies Haus in den Händen unsrer Feinde?“

„Nein, ich bin kein Feind. Ein jeder brave Mann ist der Freund und Beschützer von wehrlosen Frauen und Kindern. Aber, rasch! Wie steht es mit dem armen Maçon?“

„Ach, sie — sie verbrennen ihn — drüben auf dem Hauptplatz. Ich hoffe — es ist — jetzt vorüber."

Da wandte Arthur sich ab. Wie im Traume nur, aus weiter Ferne vernahm er des Alten Jammern und Klagen, das jenen Worten folgte.

Wielange er also an die Barrikade gelehnt dastand, er wußte es nicht. Er konnte nicht nachdenken, überlegen; er fühlte nur. Ach, das also war das Ende des Fête Dieu de Poitiers! Der brave Vater, der vor kaum einer Stunde so mutvoll der wütenden Meute entgegengeblickt, war jetzt nur ein Aschenhäuflein. Und das bleiche Weib, die lieblichen Kinder da drinnen?

Leise öffnete sich in diesem Moment die Thür und ward ebenso wieder geschlossen. Charlot, der älteste, stellte sich neben Arthur. Ach, dieser hätte ihn wohl tausend Meilen weit von sich wünschen mögen! Wie konnte er dem armen Buben jetzt ins Auge blicken oder mit ihm reden? Doch, er bezwang sich und fragte: „Wie geht es Deiner Mutter jetzt?"

„Besser, lieber Herr!"

„Weint sie noch?"

„Nein, Herr, sie betet. Darf ich wohl jetzt hinausgehen?"

„Nein," war die fast herbe Antwort, „keineswegs! Bleib' hier!"

„Aber," sagte da Charlot zögernd, „ich möchte ja nur, wenn Ihr mir nur ein bißchen dabei helfen wolltet, den großen Schrank da beiseite schieben, damit ich durchkann und sehen, was sie mit unserm lieben Vater gemacht haben. Mutter möcht's so gern wissen, lieber Herr, und ich . . ."

„Mein armes Kind, Du brauchst Dein Leben darum nicht zu riskieren. Ich kann es Dir sagen, aber Du mußt mir versprechen, tapfer zu sein, nicht laut aufzuweinen und Deine arme Mutter zu erschrecken."

„Ich will's versuchen; bitte, sagt es!"

„Mein Kind, Dein Vater ist tot! Ein armer Alter, der zu Eurer Gemeinde zu gehören scheint, kam vorbei und hat's mir berichtet. Sie haben ihn auf dem Hauptplatz — verbrannt."

Ein unterdrücktes Aufschreien des Entsetzens folgte; dann bedeckte der Knabe sein Gesicht und weinte bitterlich. Endlich sagte

er flüsternd: „Wir dachten's uns. Mutter wußte es. Er ist nun ein Märtyrer Jesu Christi!"

„Ist Dir das ein tröstlicher Gedanke, mein armer Knabe?" fragte Arthur in weichem Tone.

„O wohl!" erwiderte dieser und blickte durch Thränen zu ihm auf. „Es ist etwas Heiliges und Schönes, für den lieben Heiland als Märtyrer sterben."

Wohl mag es wundersam erscheinen, daß der Knabe also sprach; doch die Verhältnisse jener Zeit waren wohl dazu angethan, Kinder, selbst auch unter Charlots Alter, so ernst zu machen. Wird uns doch berichtet, daß damals die Hugenottenkinder, statt wie andre zu spielen, von Märtyrerwerden sich unterhielten und sich übten, tapfer dabei zu bleiben, wenn die Reihe an sie kommen sollte.

Ein Weilchen verging, wo Arthur und Charlot beide kein Wort sprachen. Dann trat die Kleine ein, die Arthur vorhin auf dem Arm gehabt, und lief, augenscheinlich im Auftrag ihrer Mutter, ganz fröhlich, zuversichtlich auf ihn zu. Aber sie erschrak vor seinem ernsten, fast düsteren Blick. Ganz scheu und verwirrt brachte sie ihre Bestellung heraus.

„Mutter sagt, bitte, lieber Herr, Mutter sagt, Ihr müßtet doch Hunger haben. Möchtet Ihr nicht ins Wohnzimmer kommen und Abendbrot essen?"

Der Gedanke schon an Essen war Arthur widerwärtig; deshalb wunderte er sich, daß das kummervolle Weib da drinnen an so etwas gedacht habe. Er wußte eben noch nicht, daß eine der traurigen Lektionen, die wir auch in Traurigkeit lernen müssen, die ist, daß, ob auch unser Herz darüber bräche, das Leben doch fortgeht und seinen gewohnten Gang verfolgen muß. Man muß essen und trinken und schlafen, und all die damit verbundenen Mühen und Sorgen, so lästig sie uns werden, fordern unerbittlich ihr Recht an uns. Für die Frauen liegt in der Pflicht solchen Sorgens und Mühens für andre oft, ob auch unbemerkt, eine Wohlthat und Erleichterung. Ja, oft vermögen Frauen diese Pflicht bis ins einzelne mit einer Hingabe zu leisten, als ob ihr ganzes Herz daran hinge, während es im Innern zuckt und blutet vor Weh und Seelenpein. Hätte Arthur Frau Maçons Einladung angenommen, so würde er

das beste, wohlbereitetste Mahl und den ältesten, kostbarsten Wein gefunden haben, und selbst der verwöhnteste Gast hätte das schneeweiße, feine Linnen und schwere Silber bewundert, damit dies im Herzen todeswunde Weib den Beschützer ihrer Kinder ehren wollte.

„Sage Deiner Mutter, ich dankte ihr, aber essen könnte ich heute abend nicht; ich habe keinen Hunger," beschied Arthur die Kleine in schier rauhem Tone.

„Aber möchtet Ihr nicht wenigstens ins Zimmer gehen?" fragte Charlot leise. „Kommt, bitte, sagt das der Mutter!"

Da spielte Arthur zum erstenmal in seinem Leben den Feigling. Er war freilich noch sehr jung und allen jungen Leuten ist der Anblick großen Leides nicht nur schrecklich, sondern ganz eigen beängstigend und beklemmend. Sie wissen dann nicht, was sie dabei thun und sagen sollen, und diese ihre Unkenntnis ist ihnen peinvoll bewußt. „Ich kann es nicht, kann nicht davon mit ihr sprechen wie Du; ich bin nicht gleichen Glaubens mit Euch. Aber ich bitte Gott und die Heiligen, daß sie Euch Trost geben."

Wäre Charlot älter gewesen, so hätte ihm wohl vor der ihm bevorstehenden Aufgabe gebangt, doch so erschien es ihm etwas Natürliches, ob auch gar Trauriges, daß er es „Mutter sagte". Er nahm seines Schwesterleins Hand und ging stillschweigend mit ihr ins Wohnzimmer, Arthur also sich selbst überlassend, sich selbst in der schon Nacht werdenden Dämmerung und seinem schmerzlichen Sinnen.

Wie wünschte er jetzt von Grund der Seele, er hätte Paris nie verlassen, oder, daß man ihn in Clisson länger festgehalten hätte oder sonstwo — alles lieber, als daß er nach Poitiers sich begeben und in diese Schreckensgeschichte sich gemischt hätte. Dann machte er sich darüber Vorwürfe, daß er zu Anfang den schändlichen Leuten seine Hilfe geboten hatte, die den armen Maçon zu so schmählichem Tode gebracht. Dann sagte er sich immer wieder, er habe keine Ahnung gehabt, bis zu welchen Greuelthaten sie vorschreiten könnten. O, er war so böse auf sie; er schämte sich ihrer gründlich und zweifelte durchaus nicht daran, daß diese ihre Grausamkeit, mitten in Friedenszeit vollbracht, von der vollen Schärfe des Gesetzes gestraft werden würde. Erst nach einiger Zeit fragte

er sich, ob er nicht unter andern Verhältnissen das gut geheißen haben würde, was er eben so energisch verurteilte? Wenn die Edikte, Ketzer zu verbrennen, zur Zeit in Kraft gewesen wären, hätte er da nicht ohne jedes Bereuen sowohl, als auch mit voller Beistimmung Maçon zum Scheiterhaufen schleppen sehen? Bestand denn aber das Verbrechen nur in seiner Ungesetzlichkeit, oder vielmehr erschien dies Strafgericht über einen Ketzer, aus der Entfernung und abstrakt betrachtet, gerecht und geboten vom Gesetz, und fiel erst dadurch ein ganz andres Licht darauf, daß man dem Ketzer Auge in Auge gegenübergestanden, mit seinen Kindern gekost und tröstlich geredet hatte? Doch jedenfalls war dies Verfahren der Rotte ungesetzlich und hätte durch die Behörden der Stadt verhindert werden müssen; damit war's freilich nun zu spät, aber die Rädelsführer sollten unbedingt ermittelt und bestraft werden. Dergleichen gutheißen wäre doch ein Herabsetzen der Majestät, ein Beschimpfen ihrer guten katholischen Sache und deren Gerechtigkeit und ein Sich-bloßstellen und Preisgeben vor den Ketzern und ihren bittersten Angriffen. Wie mußte solche Greuelthat deren Haß schüren und verstärken! Mit welchen Gefühlen mußten diese heut vaterlos gewordenen Kinder aufwachsen den Mördern gegenüber!

Hier ward sein Sinnen unterbrochen durch einen wahren Hagelschauer von Steinen, die gegen die Barrikade flogen, von lauten Flüchen und Schimpfreden begleitet, womit eine Schar schon halb betrunkener junger Männer sich teils aus Übermut, teils aus Schadenfreude den Eingang ins Haus zu erzwingen mühten.

Arthur antwortete ihnen mit zorniger Abwehr und heftigen Drohungen. „Ein Edelmann aus dem Gefolge des Herzogs von Guise hat dies Haus und alles, was darin ist, in seinen Schutz genommen," rief er ihnen zu, „und sein Herr wird nicht verfehlen, eine jede Beschimpfung oder Beschädigung dieses seines Schutzbereichs zu bestrafen."

Gern hätte er jetzt statt des Schwertes eine gute Pistole gehabt, und machte er sich auf den äußersten Widerstand gefaßt, falls sie die Barrikade stürmen würden. Doch es kam nicht soweit; die Erwähnung des Namens Herzog von Guise, der im Guten wie im Bösen so machtvoll war, übte seine Wirkung auch hier aus im

Verein mit der ziemlich gewichtigen, schutzbietenden Barrikade. Die jungen Nachtschwärmer verschwanden.

„Es war doch sehr kühn," dachte nun Arthur, „ihnen mit dem Zorn meines Gebieters zu drohen. Es frägt sich, ob meiner Drohung irgendwelche Verwirklichung folgen würde. Auch besorge ich, daß mich diese meine „Ritterschaft" später nach Paris bringt, als der Urlaub gestattet. Denn ich kann doch diese armen Leute da drinnen nicht eher verlassen, als bis es heller, lichter Tag ist und sie sich selbst von der überwundenen Gefahr überzeugen können. Es ist wirklich eine recht fatale Sache für mich. Ich muß sehen, was ein Galoppritt erreichen kann, und sollte ich das Mißgeschick haben und nicht rechtzeitig eintreffen, so werde ich selbst mit unserm Chef reden, und sicher wird er gutheißen, was ich gethan habe. Er ist doch viel zu rechtlich und großdenkend, als daß er das rügen sollte."

Zeigte nun auch diese letzte Schlußfolgerung gerade keine sehr eingehende Bekanntschaft mit dem Charakter seines Chefs, so gewährte sie ihm doch zur Zeit hinreichend Trost und befähigte ihn, sich leichter und freudiger in seine selbsterwählte Haft zu fügen.

Mittlerweile war es völlig Nacht geworden und alles um ihn her still. Die Straße schien völlig menschenleer, und im Hause hörte er keinen Laut. Diese Stille wirkte einschläfernd auf ihn; auf dem vorspringenden Absatz eines Schrankes sitzend, den Rücken gegen einen massiv-eichenen Schreibtisch gelehnt, der umgestülpt war, hatte er eine leidlich bequeme Ruhestatt gefunden, wo er bald in festen Schlaf versunken war.

Die Leute auf dem Hauptplatze von Poitiers hatten ihr finsteres Werk beendet und mit schwelgerischem Mahl in ihren betreffenden Häusern gekrönt. Alles war wieder still geworden; einsam und lautlos lag der weite Platz im nächtlichen Dunkel; ein Gerüst und ein Aschenhaufen gaben allein noch Zeugnis von der grausen Tragödie, die sich dort abgespielt. Und von oben hernieder blickten die Sterne, so ruhig und mild. Waren es doch ungemessene Weiten, die sie von der Erde und all ihren Schmerzen und Qualen trennten. Noch ein Auge blickte herab, das die Sterne zählt und sie bei Namen kennt. Aber war dies Auge, war Er, der da

wohnt in einem Licht, da niemand zukommen kann, nicht noch viel weiter ab als die Sterne?

Thörichter Gedanke! Lange bevor die Sonne zu Rüste ging oder der erste Stern auf die schuldbeladene Stadt herniederschien, hatte sich der erlöste Geist des armen Dahingeopferten weit über Sonne und Sterne hinaufgeschwungen, in die Gegenwart dessen, der ihn geliebt und mit Seinem teurem Blute erlöste. Das wissen wir, und was wir noch nicht wissen, können wir getrost Ihm überlassen. Er wird Sich zu Seinem getreuen Knecht bekannt haben und auch dereinst Rechenschaft fordern von seinen Mördern.*)

*) Keine Erfindung ist diese Geschichte, auch noch nicht die schlimmste derer, die damals geschahen und die Protestanten zum Bürgerkriege trieben.

Zehntes Kapitel.

Nach dem Fest.

„Gibt es kein Wort für all dies Weh?
Frag' all die Tausend, die es durchlitten!"

Als Arthur aus seinem festen Schlafe erwachte, war es Tageslicht, und Charlot stand neben ihm. Der Knabe sah bleich aus und als ob er eben geweint habe.

„Wie fest Ihr geschlafen habt, Herr!" sagte er, „ich bin zweimal hier gewesen in der Nacht, aber da ich Euch so fest schlafen sah, mochte ich Euch nicht wecken."

Arthur erwiderte, er habe sich als schlechter Wächter benommen, der auf Posten habe schlafen können. Als er dann alles Vorgefallene sich wieder vergegenwärtigte, fragte er den Knaben, wie sich seine Mutter befände.

„Es geht ihr gut," sagte dieser ruhig, „und wenn es Euch recht ist, sie möchte so gern mit Euch sprechen."

„Ich fürchte nur, ich kann jetzt nichts für sie thun. Wenn ich's nur könnte!..."

„Aber Ihr werdet doch zu ihr gehen, ihr lebewohl sagen?"

Da konnte Arthur nicht nein sagen. Er folgte Charlot hinein ins Wohnzimmer, ob er auch lieber statt dessen vor der Front einer ganzen Schwadron gestanden und „Feuer" gegeben hätte. Als er eintrat, erhob sich das bleiche, aber ruhig blickende Weib und ging ihm entgegen. „Ihr müßt mir schon erlauben, daß ich Euch für Eure große, unerwartete Hilfe Dank sage."

Madame möchte es doch nicht weiter erwähnen, bat Arthur. er bedaure nur, nicht mehr haben thun zu können. Seine Art der

Anrede war der Frau eines Handwerkers gegenüber damals etwas Ungewöhnliches, aber in der Haltung dieses bleichen, herzwunden Weibes lag eine Würde, die ihr unbewußt Hochachtung, fast Ehrfurcht im Herzen des jungen katholischen Ritters gewann. Mit warmen, tiefen Gefühlen sagte er jetzt:

„Ihr könnt versichert sein, Madame, daß ich aus vollem Herzen das Geschehene beklage, und daß ich hoffe, die, welche das Furchtbare thaten, werden ihre gerechte Strafe finden."

„Ich glaube nicht, daß es geschieht, auch wünsche ich es nicht, es sei denn um andrer willen. Er würde es *nicht* gewünscht haben." Das sagte sie ohne sichtliche Anstrengung. Noch konnte sie von dem Verlorenen reden. Schmerzt doch eine Wunde nicht am meisten bei der *ersten* Berührung!

„Ihr müßt doch aber Gerechtigkeit fordern, Rache," hielt Arthur ihr entgegen.

„Gerechtigkeit freilich, damit andre nicht Ähnliches erdulden, aber die Rache überlassen wir getrost den Händen *dessen*, dem sie allein zusteht."

Arthur erstaunte im Innersten ob des Tones voll Ruhe, in dem sie dies aussprach, und als er ihr ins Antlitz blickte, da schaute es aus so still und ruhig, fast wie das Antlitz eines Toten.

Ein gefühlloser oder gleichgültiger Zuschauer hätte schließen können: „Die Frau hat kein Herz." Doch Arthur hatte, so jung er war, selbst zuviel Gefühl, um dies anzunehmen. Trotzdem konnte er nur halb begreifen, wie es mit ihr stand. Es ist das auch eine von Gottes gnädigen Einrichtungen, daß ein großes Herzeleid wie ein schwerer Schlag zuerst betäubt und lähmt, aber diese Betäubung gilt mehr vom Herzen als vom Geiste; hierin kann reges, thätiges Leben bleiben, während das Gefühl gleichsam lahmgelegt ist. So war es bei Frau Maçon. Sie war sich völlig klar, was geschehen war, auch völlig im stande, all den durch ihren schweren Verlust über sie nun verhängten neuen Pflichten zu begegnen. Dennoch war in ihr eine wunderbare Ruhe, gleich jener Stille vor dem Sturme. Noch hatten sich die Schleusen in ihres Herzens Tiefe nicht aufgethan, ihr armes, vereinsamtes Herz mit der vollen Flut ihres Wehs zu überströmen. Die Stunde solchen Ausbruchs sollte

noch für sie kommen und noch manche Stunde voll herzbrechender Vereinsamung und tiefer, qualvoller Entbehrung, da die Worte ersterben und nur heiße, sich ins Lebensmark hineinbrennende Thränen fließen. Würde dann nicht Gott zu ihr stehen, so möchte wohl Leib und Seele darüber vergehen.

Ihre Stunde tiefsten Herzeleids war also noch nicht gekommen, aber Gott hatte sie schon mit Seiner trostreichen, aufrechthaltenden Gegenwart gesegnet, mit dem Lichte von oben, das die tiefste Dunkelheit irdischer Nacht zu einer vom natürlichen Verstand ungeahnten Helle aufklären kann. Aus jener Kraft heraus, die Christus oft denen gibt, die für Ihn leiden, kamen Worte still geduldigen Vertrauens, ja sogar ernstgemeinten Dankes, die Arthur mit größtem Staunen von ihr vernahm.

„Ich danke dem Herrn für meinen lieben Gatten,“ sagte sie als Antwort auf seine, aus mitfühlendem Herzen kommenden, aber ziemlich gewöhnlich klingenden, halb gestammelten Worte des Bedauerns. „Er hat ihn zu hoher Ehre erhoben, daß Er ihn unter Seine Märtyrer aufgenommen, und nun hat Er ihn mit der güldenen Krone geschmückt, und er darf vor Ihm stehen und Ihn schauen von Angesicht zu Angesicht.“

„Und Ihr haltet es wirklich für eine große Ehre,“ fragte Arthur staunend, „für verdienstlich, ein Märtyrer zu sein?“

„Für eine große Ehre, ja, lieber Herr, für die größte, die einem armen Kinde der Erde von Ihm zu teil werden kann. Wir dürfen Ihm ja da unser Allerbestes geben und zu Ihm sagen mit Tropfen unsers Bluts statt mit Worten: „Herr, Du weißt alle Dinge; Du weißt, daß ich Dich liebhabe!“ Und auch ich, ich,“ doch dies war unsicherer Boden; hätte sie fortgefahren, so würden die Schleusen aufgebrochen sein und die Natur ihr Recht gefordert haben. Darum griff sie sofort nach anderm Thema: „Aber „verdienstlich“ sagtet Ihr, Herr? Da sei Gott vor, daß solch ein Gedanke in uns aufkommt! Wie könnte es verdienstlich sein! Es ist doch nur alles das Seine, was wir Ihm gegeben haben, von Anfang bis zu Ende. Wir haben nichts, Ihm zu geben, was wir nicht erst von Ihm empfangen. Und auch jene weißen Kleider, damit

unsre Märtyrer droben geziert werden, sind nur in Seinem Blute gewaschen, nicht im eignen."

„Mutter," fragte da das Mägdlein, Arthurs kleiner Schützling, außer Charlot das einzig anwesende Kind, „Mutter, hat Vater jetzt auch ein weißes Kleid an?"

„Ganz gewiß, mein Töchterchen!" sagte jene, die Kleine an sich ziehend und mit den kalten, bleichen Fingern über ihr Haar gleitend.

„Ich möchte ihn wohl darin sehen, Mutter, wie er darin ausschaut."

„Aber wir werden ihn nie wieder sehen; er ist so weit, weit fort von uns!" entgegnete Charlot mit stockender Stimme.

„Aber, Charlot!" verwies ihn die Kleine voll Zuversicht, „das weiß ich viel besser; er kann doch gar nicht weit fort sein. Er ist ja beim Herrn Jesus, und der ist immer bei uns; das weißt Du doch!"

Da füllten sich Arthurs Augen mit Thränen. „Wenn dies Hugenottentum ist," dachte er, „so steht es allerdings in starkem Kontrast zu dem von de Villemorgue. Der schien mir wirklich nur soviel sicher zu wissen, als er mit Augen sehen, mit Händen festhalten konnte, und soviel ich beobachtet habe, befinden sich viele Katholiken im gleichen Falle." Dann sagte er laut: „Die Kinder sprechen ja vom Himmel, als wäre er sozusagen „gleich um die Ecke", und vom Herrn Jesu, als ob sie Ihn selbst gesehen hätten."

„Mit Augen des Glaubens haben wir Ihn auch gesehen," sagte die Mutter. „Hiervon könnt Ihr fest überzeugt sein, lieber Herr! Denn wie hätten wir wohl sonst die Kraft, all dies zu ertragen?"

Darauf vermochte Arthur freilich nichts zu antworten. Er murmelte etwas vor sich hin, woraus sich nicht viel mehr als die aufrichtig respektvolle Freundlichkeit seiner Gesinnung erkennen ließ, und dann stand er auf, um Abschied zu nehmen, nachdem er die Einladung, am Frühmahl teilzunehmen, abermals abgelehnt hatte.

„Ich weiß nicht," meinte Frau Maçon, „was Euch dazu bewog, so gut und teilnehmend gegen uns zu sein; es kann nur unser Herr selbst gewesen sein. Wir können's Euch nicht vergelten; Er aber kann und wird es thun. Denn was Ihr gethan habt einem Seiner Geringsten, das habt Ihr Ihm gethan. Der Segen derer, die

Ihr vor dem Verderben gerettet, wird Euch folgen. Möge Sein Segen gleichfalls allewege mit Euch sein bis in Ewigkeit!“

Jetzt brachte Charlot den Federhut herbei, den er am Abend zuvor den zerstörungslustigen Händchen seiner beiden kleinen Brüder entwunden hatte. Arthur schüttelte ihm die Hand, küßte das Schwesterlein und ging hinaus, begleitet von den Segenswünschen und Gebeten der armen, ihres Hauptes beraubten Familie.

Er hatte viel zu erwägen und zu sinnen auf seinem Wege nach Paris. Viel traurige Bilder nahm er von Poitiers hinweg, darunter jedoch eines, das sie alle aufwog und überstrahlte. Er wußte nun, was er weder unter seinen lustigen, gottlosen jungen Gefährten, noch von dem sarkastischen, kühlen de Villemorgue je gelernt haben würde. Einen Glauben gibt es, den Frauen wie Männer, ja sogar kleine Kinder als Eigentum erlangen können, der die Welt des Unsichtbaren ihnen wirklicher zu machen vermag als die sie umgebende sichtbare, der sie mit Freude und Frieden erfüllt auch in größter, herzzerreißender Not und Todesgefahr. Wohl besaß er diesen Glauben noch nicht, ja, er wünschte kaum, ihn zu besitzen; hielt er ihn doch — sollte ihn wenigstens halten — für falsch und ketzerisch. Dennoch war es immerhin etwas, daß er sein Vorhandensein erfahren hatte, da wir ja nur glauben wollen, was unsre eignen Augen gesehen haben. Es waren dies eben nur einige Saatkörner, in sein Herz hineingefallen. Ob sie aufgehen und Frucht bringen würden?

An die Rolle, die er selbst bei dem ganzen Vorgang gespielt, dachte er wenig, außer daß er sich Vorwürfe über die Beteiligung im Anfang machte. Es erschien ihm gerad' nur sonderbar (drôle, wie er es bei sich nannte, da er französische Denkungs- und Sprechweise angenommen), daß er vor wenig mehr als einem Jahre um eines katholischen Priesters willen, den er vor der Edinburger Straßenrotte schützte, den Ritter gespielt hatte und nun den Beschützer einer Ketzerfamilie in Poitiers, welcher letztere Posten freilich bedeutend wirksamer war. Aber es kam ihm nicht in den Sinn, daß er oder irgend ein braver, ehrenwerter Mensch überhaupt anders hätte handeln können.

Es ist immer in ähnlichen Zeiten der Verfolgungen Gottes Wille gewesen, daß die Leiden Seiner treuen Blutzeugen an denen, welche solche Leiden miterlebten und zugegen waren, eine gottgeweihte Aufgabe zu erfüllen hatten. Zunächst wurde dadurch das Mitleid in ihnen erweckt. Hier treten nicht wenige Namen vor uns hin, und hinter ihnen stehen ungezählte und unbekannte andre, die der Anblick der Geduld und Leidensstärke jener Zeugen Christi zu Mitgefühl und Erbarmen bewegte, und denen diese anfangs nur menschlich natürlichen Empfindungen der Weg zur lebendigen Erkenntnis der Wahrheit wurden. Wenn sie auch zur Zeit, da sie in solchem Gefühl und Ausüben des Erbarmens den „Becher kalten Wassers" reichten, den, zu dessen Dienst dies geschah, noch nicht kannten und oft solch Dienen noch mit abgewandtem Angesicht und furchtbebender Hand ausübten — der Segen folgte dennoch, der Segen des Herrn.

Doch wehe denen, welche kühlen Blickes und kalten Herzens dabei blieben! Wehe denen, die mit Triumph oder doch mit Gleichgültigkeit jenen Szenen am Scheiterhaufen und Schaffot zuschauen konnten! Für sie wurde die Feindschaft und Verfolgungswut jener Richter und Schergen selbst zum Gericht. Indem sie sich also gegen alle Regungen menschlichen Gefühls verhärteten, verwarfen sie den letzten, lautesten Mahnruf der göttlichen Gnade und bezeugten also jene Unbußfertigkeit und Herzenshärtigkeit, die der göttlichen Gnade eine Grenze zieht, wovor uns Gottes Wort wiederholt und in so furchtbarem Ernste warnt, als vor einem uns hier schon treffen könnenden Gericht.

Elftes Kapitel.

Umschlag des Glückes.

„Wenn ein schöner Zukunftsplan,
Den wir lang' im Herzen trugen,
Plötzlich scheitert, ist uns dann,
Als ob alles aus den Fugen,
Als sollt' unser Schiff zerschellen
In den grimmen Meereswellen."

Arthur erreichte Paris kurz zuvor, ehe sein Urlaub abgelaufen war. Sofort übernahm er wieder alle ihm obliegenden Pflichten, und sicher würde er bald wieder sich völlig in das bisherige Leben und Treiben versenkt haben, wenn jenes Fête Diue de Poitiers nicht tiefe, nachhaltige Eindrücke hinterlassen hätte. Solch glanzvolles, auf der Oberfläche sich bewegendes Leben war eigentlich nach seinem Geschmack — es war ein „mit dem Strom schwimmen", das keinerlei Anstrengung und Selbstverleugnung forderte. In den seiner Rückkehr folgenden ersten vierzehn Tagen lag ihm zunächst daran, sich seiner Spielschuld gegen seinen Gefährten François de Vesme zu entledigen. Doch er hatte fortgesetztes Unglück beim Spiel und geriet nur noch tiefer in Schulden. Sodann erfuhr er zu seinem größten Verdruß, daß sein „Abenteuer" in Poitiers auf irgend eine Weise am Hofe des Herzogs ruchbar geworden war. Er mußte fortwährend bald nur scherzhafte, bald höhnische Angriffe auf sein „Hugenottenrittertum" aushalten. Wie fatal mußte das ihm sein, Arthur Erskine, einem so strenggläubigen, musterhaft treuen Sohne Roms!

Da er sich jedoch dessen, was er in Poitiers gethan, keineswegs zu schämen hatte, wie er fühlte, so begegnete er solchen Angriffen nur auf herbe, hochfahrende Art. Man hörte ihn einmal sagen: „Es ist mir doch geradezu unbegreiflich, wie Edelleute von Ehre meine Motive hierbei nicht verstehen oder in meinem Verhalten irgendwelchen Grund zur Verdächtigung meines Glaubens und meiner Treue gegen die Kirche erblicken können!"

Indessen — der Verdacht nahm zu seinem großen Verdruß um so mehr überhand, als man wußte, daß sein Vater zu den „Ketzern" gehört hatte, und daß er in seiner Kindheit darin unterwiesen und erzogen worden. Ein Wunder war es fast, daß Arthur, da er oft also hochfahrend und heftig auftrat, nicht wiederholt zu sogenannten „Affairen von Ehre" gefordert wurde.

Aber es sollte noch schlimmer kommen. Eines Tages ließ ihn der Haushofmeister des Herzogs zu sich bescheiden, ein hochgestellter und auch durch Geburt hochvornehmer Mann, und eröffnete ihm höchst freundlich, aber kühl, sein Gebieter, der Herzog, bedürfe der Dienste des Herrn Arthur Erskine nicht länger.

Wie erstarrt stand dieser da. Schärfer als Schwertstiche erschienen ihm diese glatten, höflich ausgesprochenen Worte. War doch damit für ihn Stellung und Rang, Hoffnung und Aussicht für die Zukunft, mit einem Wort, alles, was das Leben begehrenswert machen konnte, verloren. Einen Moment zuvor noch „des Guisenherzogs Page", ein junger Edelmann, der im ganzen Lande niemanden zu beneiden brauchte, und nun ruiniert, verlassen, aller Ehre entkleidet, ohne eine Seele, die für ihn zu sorgen fähig war.

Wohl wußte er, daß solch Urteil unwiderruflich war, daß es vergebens wäre, dagegen zu appellieren, und er that dies auch nicht. Doch nach dem ersten Gefühl des lähmenden Entsetzens kam sein ihm angeborener Stolz ihm zu Hilfe und drängte alles andre Gefühl zurück.

„Sehr wohl, mein Herr!" gab er, sich verneigend, zur Antwort. „Ich bitte nur noch, die Güte haben zu wollen, Sr. Durchlaucht meine unterthänigste Ergebenheit und tiefgefühltesten Dank für alle bisher von ihm mir erwiesene Güte versichern zu wollen."

Der Haushofmeister sah ihn plötzlich mit einem fast respektvollen Blicke an. Arthurs Geistesstärke imponierte ihm. Es lag sogar etwas wie Wohlwollen in seinem Tone, als er jetzt erwiderte:

„Es thut mir leid um Euch, Herr Arthur! Ich habe das Vergnügen, Euch hiermit dies zu ......"

„Entschuldigen Sie, mein Herr," fiel ihm Arthur in übel angebrachtem Hochmut hier ins Wort und wies das ihm hingehaltene zusammengefaltete Papier zurück. „Durchlaucht wünschen meine Dienste nicht mehr, so wünsche ich auch keine derartigen Gunstbezeugungen."

Oft hat er diese in echt jugendlicher Unerfahrenheit und Übermut geschehene Ablehnung nachher bereut. Doch, wenn er nicht in so hohem Grade Stolz gezeigt hätte, würde er sich in jener Stunde tiefer Kränkung und Pein schwer haben behaupten können.

So schritt er denn, erhobenen Hauptes und mit hochrotem Antlitz aus dem Zimmer. Doch als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, da schwankte er einen Moment und erbleichte, als ob ihm eine tödliche Wunde versetzt worden wäre. Er lehnte sich gegen die Wand des Korridors, um sich zu erholen, sich zu sammeln. Dicht neben ihm war ein Fenster offen; er hörte, wie unten auf dem Fechtplatz seine Genossen scherzten und lachten. Sein erster Impuls war, sich unter sie zu begeben und sie zu fragen, wer ihn beim Herzog verleumdet habe, und den Thäter zu fordern. Doch nach kurzem Besinnen erkannte er, *sie* hatten ihm den Streich *nicht* gespielt. Keiner von ihnen thäte ihm das an. Wer aber war der Schuldige, der ihn dem Ruin überliefert hatte? Da kam ihm wie ein Blitz die Aufklärung. Er entsann sich, daß der Hauptmann von der Leibgarde des Herzogs gestern abend halb im Scherz die Äußerung hingeworfen hatte: „Es ist das erste Mal, daß sich am Hof des Herzogs von Guise ein Freund der Hugenotten befindet; jedenfalls würde das auch keine Stunde länger dauern, erführe dies der Herzog."

So also war es gekommen! Trotzdem lag für Arthur ein gewisser Trost in dem Bewußtsein: „Ich habe nur gethan, was

meine Pflicht war; darum würde ich, träte der gleiche Fall wieder an mich heran, ganz ebenso handeln."

Er ging deshalb nicht zum Spielplatz der Kameraden hinunter, sondern auf sein Zimmer, wo er dann mit jugendlicher Energie sein Hab und Gut einzupacken begann. Er dachte kaum darüber nach, wohin er nun gehen sollte; ein Gefühl nur hatte Raum in ihm — das Verlangen, sobald als möglich das Schloß zu verlassen.

Noch lag der größte Teil seiner reichen und schönen Garderobe in chaotischer Unordnung im Zimmer umher; er stand eben still und schaute halb abwesend darauf hin — da pochte es. Er fuhr zusammen; keineswegs angenehm kam ihm diese Unterbrechung.

„Wer ist da?" fragte er in hörbar verstimmtem und verdrießlichem Tone.

„Ich, François de Vesme! Laß mich doch hinein! Ich weiß schon alles, denn „böse Kunde reitet schnell.""

„Ob er mich wohl wegen meiner Schulden plagen kommt? Er hätte sich doch auf mein Ehrenwort verlassen können. So schnell erfahre ich's, daß ruinierte Leute keine Freunde haben!" Mit diesen trüben Reflexionen im Herzen, die sich deutlich auf seinem Antlitz abspiegelten, öffnete Arthur.

„Ich werde morgen in Lacrois sein und von dort aus Deine Forderung befriedigen!" rief er kalt und herbe dem Eintretenden entgegen.

„Meine Forderung befriedigen? Was meinst Du denn damit? Ach so, die Schuld von neulich; daran habe ich auch nicht im entferntesten gedacht," versicherte François achselzuckend, und heftig vor Erregtheit fügte er hinzu: „Und ich sage Dir, wenn Du die Geschichte noch einmal erwähnst, machst Du mich bitterböse. Ich nehme auch nicht eine Krone von Dir an. Doch, was machst Du eigentlich? Höre, ich habe einen guten Rat für Dich in petto."

Damit setzte er sich in der ihm eignen, ungenierten, dabei doch graziösen Art auf Arthurs Bett und schaukelte mit den Füßen.

Gerührt von seinen edelmütigen Worten, deren Verwirklichung er indes keineswegs anzunehmen gesonnen war, blieb Arthur vor

ihm stehen, ohne sich zu rühren, und harrte dessen, was nun kommen sollte.

„Wahrhaftig, eine höchst fatale Sache für Dich, mein Freund!" meinte jetzt François. „Ich wollte, Du hättest Deine Hugenotten hübsch in Ruhe gelassen."

„Und ich wollte, daß dies die Bürger von Poitiers gethan hätten," entgegnete Arthur mit einem Auflachen, das leichtherzig klingen sollte und doch gar bitter war. Es gibt Momente, wo man viel eher lachen und scherzen kann als ruhig und ernst sprechen.

„Da Du Dich nun aber einmal mit ihnen eingelassen hast," fuhr François fort, „so würde ich auch weitergehen, wäre ich an Deiner Stelle."

„Was willst Du damit sagen?" forschte Arthur verwundert.

„Nun, ganz zu den Hugenotten übergehen. Es wäre das Gescheiteste, was Du jetzt thun kannst."

„Wahrhaftig, das ist ein sehr übel angebrachter Hohn von Dir!" fuhr Arthur zornig auf. „Also noch kränken willst Du mich?" Er konnte diese leichte Denkungsart des jungen Franzosen nicht begreifen, und doch vertrug diese sich ganz gut sowohl mit dessen religiösen Anschauungen, als sie auch überhaupt etwas damals ganz Gewöhnliches war. Wie oft beweist es die Geschichte, daß solche Leichtfertigkeit zu einer Zeit, wo die Moral auf eine so tiefe Stufe herabgesunken war, mit Fanatismus Hand in Hand geht!

„Geduld, mein Freund, Geduld und höre! Ich sage Dir nur, wie ich handeln würde, wenn ich das Unglück hätte, in Deiner Stelle zu sein. Da ist z. B. der Prinz Coligny, ein tapferer Held und braver Mann, ob er auch ein Ketzer ist. Dem würde ich mich vorstellen — es kann nichts Einfacheres geben — ich würde ihm versichern, daß ich des Herzogs Gunst um meiner lebhaften Sympathie mit der neuen Lehre willen verloren hätte...."

„Dann würde ich ihm eine grobe Lüge sagen."

„Nun, dann meinetwegen um der Sympathie mit den Anhängern derselben willen; das ist ziemlich das gleiche," fuhr der nicht zu werfende Junker fort. „Der Admiral wird Deine Geschichte sicher mit Beifall anhören; diese Leute sind ja so durstig nach Kon-

vertiten! Er wird Dir einen guten Posten in seinem Hofhaushalt verschaffen und sich's angelegen sein lassen, Dich zu befördern. ..."

„Und ich stände dann da als ein ehrloser Verräter und stürbe als Renegat und Apostat! Ich danke Dir; habe keine Lust, meine Seele so zu verkaufen," erwiderte Arthur, der kaum seine Empörung und Verachtung zurückzuhalten vermochte.

„Ach, Du nimmst als echter Schotte immer alles so ernsthaft! Die Sache verhält sich aber anders. Du wirst doch nicht glauben, daß all jene edlen Kavaliere unsers Landes, unter ihnen solche, die unsern besten Familien angehören, so thöricht sein würden, ihre Seelen zu „verkaufen". Dazu haben sie viel zuviel esprit, mein Bester! Wenn's mit ihnen mal zu Ende geht, lassen sie den Priester zu sich kommen, beichten, und alles ist wieder gut."

So sprach François als ein echtes Kind seines Standes und Glaubens in jener Zeit. Er war auf seine Art ein ganz aufrichtiger Katholik, der jedoch mehr Vertrauen in sein blaues Blut als in seinen Glauben setzte und am allermeisten sich auf jenen alten Satz verließ, der, solange es Menschen gibt, besteht: „Laßt uns für die Gegenwart leben! Die Zukunft mag für sich selber sorgen."

Doch François sah, daß Arthur tief verstimmt und voll Ungeduld war. So ging er denn mit unverwüstlichem Humor auf ein andres Thema über. Eine halbe Stunde suchte er seinen Freund mit allerhand Klatsch- und Skandalgeschichten zu unterhalten, auch mit allerlei leichtem Scherz über gleichgültige Dinge. Das hätte wohl für jemand in Arthurs Lage ähnlich wie „Essig auf Salpeter" wirken können. Doch, so war es hier nicht. Dies Gerede besaß bei all seiner Schalheit einen gewissen Reiz und Wert für Arthur. Damit schien ihm François zu sagen: „Sieh, ob Du auch Schimpf und Ungnade erfahren hast, bleibe ich doch derselbe für Dich." Und diese Zusicherung, nicht ganz von aller Welt verlassen dazustehen, war etwas wohl zu Schätzendes.

Als endlich François es für gut fand, sich zu erheben, und lachend und scherzend aus dem Zimmer tändelte, dachte Arthur, sowenig ihm dies Zurückbleiben leid that: „Er ist mir doch mehr zugethan, als ich glaubte, und so ganz hohl ist er auch nicht, der gute Junge. Wenn man nur tiefer die Sonde anlegt, kommt man

auf ganz brauchbares Metall. Nun," fügte er dann seufzend und wieder an andres denkend hinzu, „mein Pferd muß ich aber verkaufen und ihn bezahlen. Es thut mir leid um Dich, mein Barbarossa, aber es muß sein. Besser ist's doch, als wenn ich mein Schwert opferte; und meine Schuld muß ich los sein."

So nahm er denn noch an diesem Abend Abschied vom Palast des Herzogs. Er sagte sich hundertmal, daß er sich nicht den Deut draus mache, aber das war Irrtum. Und dabei ahnte er nicht, was alles ihm noch bevorstand.

Zwölftes Kapitel.

Immer tiefer hinab.

„Voller Sehnen und Verlangen
Blickt er auf sein Heimatland:
Schottlands Berge, blum'ge Halden,
Ihm von klein auf wohlbekannt.
Wird er sie auch wiedersehen, auch die stille
Schlummerstatt,
Wo die teuren Schläfer ruhen, die er lang'
verloren hat?"

Drei Monate sind seitdem vergangen. Da steht Arthur Erskine auf der Straße Notre Dame in Paris vor einem der berühmten Spielhäuser und scheint unentschlossen, ob eintreten oder nicht. Wer ihn früher gesehen, würde ihn kaum wiedererkennen, und doch rührte das nicht von dem veränderten Anzug her. Den hätte wohl, ob er auch einfacher als bisher war, jeder anständige Herr seiner Zeit ohne Bedenken tragen können. Weder die runde, schwarze Samtmütze, noch das olivgrüne Schnürenwams mit der hellfarbigen Weste darunter sprach von sehr merklichen Vermögensverlusten. Anders jedoch war es mit dem Ausdruck der unter der Samtmütze hervorblickenden großen Augen, der tieftraurig war, mit dem hohlwangigen und schier abgezehrten Gesicht. Da hatte sich tiefes, einschneidendes Leid seelischer wie körperlicher Art nur zu deutlich eingegraben.

Wenn ein Mensch nur aus seiner bisherigen Stellung und Stufe ohne weiteren Schaden auf eine unter derselben stehende herabfiele, so wär's noch kein allzugroßes Unglück. Doch das gelingt ihm nicht oft. Er gleitet von einer zur andern hinunter,

weil er auf keiner Raum findet, bis er zu jener gefahrvollen untersten kommt, die sich als „Massenquartier" zeigt. Bekanntlich wird der Brahmine, der aus seiner Kaste scheidet, kein Sudra, sondern ein Pariah.

Noch freilich war Arthur nicht soweit gesunken; doch er war nahe genug daran. Zuerst hatte er versucht, einen Posten im Hause eines oder des andern großen Herrn zu bekommen. Doch diese, als gute Katholiken, wiesen ihn ab, kühl, ob auch höflich. Die, welche die Ursache seiner plötzlichen Entlassung nicht wußten, hielten ihn doch begreiflicherweise eines sicher gewichtigen Vergehens schuldig, während die, welche Bescheid wußten, ihn als einen Verdächtigen ansahen, der die Interessen seiner Partei verraten habe, und dies gilt wohl als das schwerwiegendste Verbrechen, welches in einer Zeit allgemeiner bürgerlicher Zwietracht einem Manne zur Last gelegt werden kann.

Der stolze, feinfühlende Jüngling beschloß darum bald, sich solchem Ablehnen nicht mehr auszusetzen. Als er vom Hotel des Herzogs von Nemours zurückkehrte, sagte er zu sich selbst: „Hunger kann ich ertragen, aber nicht Beleidigung und Schimpf." Mit diesem Wort verwarf er zugleich jenen scheinbar einzig ihm noch überbleibenden Ausweg, den François ihm vorgeschlagen hatte. Allerdings konnte das, was ihm die Gunst der Katholiken verscherzt hatte, verdienstvoll in den Augen der Anhänger eines Prinzen von Condé werden. Doch Arthurs Grundsätze, mehr noch sein Stolz, hielt ihn vom Übertritt zu den Hugenotten zurück. Man hätte vielleicht nicht von ihm verlangt, seinen Glauben abzuschwören; immerhin aber mußte er seine Partei wechseln, und das erschien ihm als etwas fast Entehrendes. Dazu kam, daß er dann aus seinem Verhalten im Hause Maçons zu Poitiers sich ein Verdienst machen und anderseits sein Bedauern kundgeben mußte, um solchen Rettungsaktes willen entlassen worden zu sein; das widerstrebte ihm gründlich.

Ebensowenig fiel es ihm ein, sich um irgendwelchen untergeordneten Posten zu bemühen. Schließlich hätte er auch, selbst wenn sich ein solcher ihm darbot, was doch fraglich war, nicht dafür sich geeignet. Wohl dachte er daran, sich in der Hochschule von Sarbonne als Student aufnehmen zu lassen, doch die dazu nötigen

Mittel fehlten ihm, und wie konnte er wissen, ob er die Zahlung späterhin zu leisten vermöchte?

Von seinen Verwandten befand sich damals niemand in Paris; doch würde er sich auch an sie nicht um Hilfe bittend gewendet haben, wären sie am Orte gewesen. Hatten sie doch für ihn nach besten Kräften gesorgt und gethan, was er irgend von ihnen erwartet, und mehr als das. Sie jetzt wiederzusehen oder sie von seiner gegenwärtigen Lage in Kenntnis zu setzen, wäre ihm überaus peinlich gewesen. Scheute er sich doch bereits immer mehr, einem von denen zu begegnen, die ihn in besseren Zeiten gekannt hatten.

Durch Verkauf aller überflüssigen Luxusartikel, dann durch den seiner reichen Garderobe bestritt er seinen Unterhalt eine Zeitlang ganz genügend; doch der Vorrat schwand nur zu schnell, obwohl Arthur sich in mancherlei Entsagung und Entbehrung übte, schon um seinen ohnedies energischen und starken Charakter dadurch noch mehr zu stählen. Solche Selbstzucht sich aufzuerlegen, gewährte ihm förmlich eine gewisse Wohlthat und Befriedigung; sie ersetzte die ihm fehlende Beschäftigung und Thätigkeit.

Unstreitig lagen in dem Mangel an jeglicher Arbeit, sowie in der Aussichtslosigkeit seines jetzigen Lebens die schwersten Gefahren desselben für ihn. Für einen so lebhaften, vorwärtsdrängenden und feurig empfindenden Jüngling konnte es wirklich kaum etwas Furchtbareres geben, als Tag für Tag also ohne jede andre Aufgabe als die geduldigen Ertragens dahingehen zu sehen und keine Beschäftigung zu haben als die, sich in trübe, traurige Erinnerungen zu vergraben. Nirgends aber sah er Ausweg und Abhilfe, nirgends ein Ziel oder Zweck des Lebens. So kamen viele Stunden, wo er sich einer unbeschreiblichen, endlosen Trostlosigkeit überließ; doch folgten ihnen gewöhnlich solche, wo die ihm eigne Leidenschaftlichkeit seinem Kummer in heftigem Zorne Luft zu machen pflegte.

Mitunter richtete er diesen jedoch auch gegen sich selbst. Nicht daß er sich über sein Beschützeramt in Poitiers Vorwürfe gemacht hätte, obwohl ihm dies teuer genug zu stehen kam, aber er zieh sich jener in den Augen vieler Menschen als schwerstes Verbrechen geltenden Schuld, „Fiasko“ gemacht zu haben. Wie stolz und

siegesgewiß zog er hinaus, und wie bald hatte sein Schicksal ihn bezwungen! Darin lag für ihn eine tiefe Demütigung, ja eine schmerzliche Pein.

Heute stand er nun vor jenem berüchtigten Spielhause — in der Tasche nur eine goldene Krone; davon mußte er aber noch die Miete für sein gar bescheidenes Quartier bezahlen. Indes, es fiel ihm ein, durchs Spiel könne er ja noch einmal soviel als diese Krone gewinnen und mehr. Und doch zögerte er, in das Haus einzutreten. Er scheute nicht etwa die Karten, aber ihm war bange, ob er es riskieren dürfe, sich von seiner Krone zu trennen, dem einzigen, was er noch sein nennen durfte. Doch die Hoffnung siegte über die Furcht. Mit einem Gebet zur Mutter Gottes trat er ein, hin zu dem Spieltisch, warf seine Krone hin und — gewann sie doppelt wieder. Seit drei Monaten hatte er das Gefühl der Freude kaum mehr gekannt; um so wonniger durchbebte es ihn jetzt. Es war nicht bloß dieser kleine Geldgewinn, sondern zumeist das neue Aufleben von Mut und Hoffnung, was derselbe mit sich brachte. So war er also doch noch nicht ganz vom Glück verlassen und vergessen! „Es wäre doch schade, wenn ich jetzt aufhörte," meinte er bei sich selbst. Also setzte er abermals ein und hatte das gleiche Glück. Schließlich verließ er das Haus mit zehn Goldkronen in der Tasche und einem so frohen Herzen, wie er es lange nicht mehr gehabt. Was hinderte ihn nun wohl, morgen und übermorgen wieder hierherzugehen und sein Glück zu probieren? Konnte er nicht, wie so mancher andre, ganze Haufen von Gold gewinnen? Warum sollte er, Arthur Erskine, minder bevorzugt sein? Dazu gab schon diese Spannung und Erregung seinem so trostlosen, einförmigen Dasein eine angenehme Abwechselung. Es war ihm zu Mute, als träte er aus einem düstern, engen Kerker hinaus in den Sonnenschein eines hellen Morgens und atme schon frische, erquickliche Lebensluft. So ging er also wieder und immer wieder in jenes Spielhaus und hatte im ganzen auch viel Glück. Das währte etwa drei Wochen; bei deren Ablauf hatte er sich soviel erspielt, um sich gut und reichlich zu nähren, sich Wein anzuschaffen, ja, er dachte sogar daran, sich ein besseres Quartier zu mieten.

Indes, dieses Aufleuchten der Glückssonne starb rasch dahin. Sein Gewinnen verleitete ihn zu immer größeren Einsätzen, und eines Tages setzte er sein ganzes Besitztum ein und — verlor es. Da ging er hinweg vom Spieltisch in voller Verzweiflung. „Alles hat sich gegen mich verschworen; es ist alles aus," so sagte er sich immer aufs neue, indem er mechanisch, wie im Traume nach Hause wankte.

Doch diesmal befand er sich im Irrtum; es war durchaus nicht alles gegen ihn. Gerade die „rückwärts" gesetzten Typen machen den Druck des himmlischen Setzers auf dem Blatte unsers Lebens klar und leserlich; was uns anfangs als gegen uns gerichtet erscheint, das erkennen wir oft als für uns, wenn der Druck vollendet ist.

Es ist allezeit ein „für uns" und unter unsre größten Segenserfahrungen zu rechnen, wenn der Engel des Herrn uns „im Wege" steht und uns von verbotenen Pfaden zurückbringt, und wäre es auch mit dem „bloßen, hauenden Schwert" in der Hand und mit schrecklichem Angesicht. Im Leben Arthurs waren diese beiden Tage vielleicht die besten, wiewohl sie ihm als seine allerschlimmsten erschienen: der Tag, wo er aus dem Dienste des Herzogs von Guise entlassen wurde, weil er ihn davor bewahrte, ein frivol gesinnter Fanatiker zu werden, und der andre, wo er all sein Geld am Spieltisch verlor, weil er nun dem Abgrund entging, ein ehrloser, routinierter Spieler zu werden.

Freilich sah er das einstweilen noch nicht ein, sondern nur, daß jetzt sein einziger Hoffnungsstrahl erloschen war. Die Jugend geht gar schnell von einem Extrem zum andern über und ist darum so geneigt, gleich zu verzweifeln. In reiferen Jahren verliert man sich selten in solche völlige Hoffnungslosigkeit, wie sie einen jungen Geist übermannt, wenn sein Pfad von Täuschung und Mißerfolg gekreuzt wird.

Wie der Schatten seines bisherigen Selbst schlich Arthur nun umher. Es kam ihm der Gedanke sogar, wenn er den Quai entlangging oder auf der Vogelbrücke stand — eine nur für Fußgänger bestimmte Brücke über die Seine — wie schnell ihn ein

Sprung in die tiefe, dunkle Flut da unten von all der Mühsal und Kümmernis seines jetzigen Lebens auf immer befreien würde!

Was hielt ihn zurück, dies zu probieren? War es Furcht — nicht vor dem Tode etwa, sondern vor dem, was nach dem Tode kommen konnte? Im Dunkeln offenbart sich oft, was im Lichte verborgen bleibt. So erkannte auch Arthur in der Finsternis jener schweren Stunden zum erstenmal den furchtbaren Ernst und die Wahrheit der Ewigkeitswelt. Zum erstenmal erschien ihm sein bisher in den Augen seiner Genossen, wie in seinen eignen für so unschuldig und harmlos geltendes Leben als ein langer Irr- und Abweg von Gott. Die Sünde, die für ihn nur ein leeres Wort oder doch etwas ganz Unwichtiges gewesen, ein Flecken, der mit wenig Mühe und Kosten zu beseitigen sei, erschien ihm als die größte und schwerwiegendste Wahrheit in der Welt und vor allem in ihm selber. Sie wurde ihm handgreiflicher, wirklicher als alle Leiden und Erniedrigungen seines jetzigen Daseins und bedeutend schrecklicher als aller Mangel und Ruin, denn sie verbarg ihm das Angesicht Gottes und verschloß Sein heilig Ohr seinem Gebet, wenn er überhaupt solches noch zu Ihm zu erheben wagte.

Seine Religion, die von klein auf für ihn nur die Romanze seines Lebens gewesen war, konnte ihm nicht viel mehr helfen als der Strohhalm dem Ertrinkenden. Sie war ihm ein Spielzeug für glückliche Stunden, nicht die Kraft und Zuflucht in der Zeit der Not. Trotzdem griff er jetzt voller Angst danach und klammerte sich daran in tiefster Seelenpein.

Freilich folgten hierauf auch wieder Stunden voll der seltsamsten Zweifel. Wer vermag all die Strömungen herzuzählen, damit ein also sturmdurchwogtes Herz wie das seine in wirrem Auf und Nieder durchflutet wird? Kein Senkblei hat so ein armes, leidendes Herz zur Hand, um die Tiefe dieser Strömungen zu untersuchen. Nur Einer vermag dies zu thun.

Oft und viel gedachte Arthur in dieser Zeit an seine Heimat, seine Kindheit, und das hielt ihn unbewußt aufrecht. Um sein Dasein zu fristen während des inzwischen hereingebrochenen Winters — und für Paris war er kalt und trübe genug — hatte er sich von der letzten Reliquie seines Glücks und Glanzes trennen müssen, von

seinem teuersten Kleinod, seinem kostbaren Schwert. Die ihm vom Pfandhaus hierfür gewährte Summe vermochte ihm bis zum Frühjahr wohl noch Obdach und Brot zu schaffen, doch bis nach Hause brachte sie ihn nicht. Auch war ihm der Gedanke, so völlig verarmt und verlassen heimzukehren, für jetzt noch unerträglich.

Dennoch war es bereits als eine Wandlung anzusehen, daß er Frankreich nicht mehr als sein „zu Hause" betrachtete. Auch wuchs das Sehnen nach seiner nordischen Heimat mehr und mehr, zumal nach dem so holden, lieben Antlitz seiner Schwester. Sogar die Erinnerung an die Freunde in Wedderburn und an sein Leben dort wurde immer lichter; es konnte ihm zuweilen an Tagen, wo scharfer, schneidender Frost herrschte, ein wahres Vergnügen gewähren, all die hübschen Stunden sich zu vergegenwärtigen, wo er sich dort auf dem großen Schloßteich mit Schlittschuhlaufen unterhalten hatte. Dann hätte er schier oft weinen mögen, wenn er der stillen Lust und Freude gedachte, mit der Schwester Helen all seinen Spielen und Genüssen folgte. Welch eine weite Kluft trennte ihn jetzt von ihr, eine Kluft, die er selbst, sein Stolz und Eigensinn hervorgerufen hatte. Weder Thränen aber, noch Gebete, so dünkte es ihn, vermöchten sie nun zu überbrücken, obwohl er fest wußte, daß seine Helen, solange sie lebte, weder mit Beten, noch mit Weinen um ihn aufhören würde. Doch er sagte sich stets aufs neue: „Nein, ich werde ihr liebes Angesicht auf Erden nie wiedersehen," und mit schneidendem Weh im Herzen setzte er hinzu: „Es ist doch wahr, das Wort der Heiligen Schrift: „Die Wege des Übertreters sind beiseits und ungebahnt.""

Dreizehntes Kapitel.

Ganz in der Tiefe.

„Nicht beim Schiffbruch unsers Lebens,
Nicht im Kampf sind wir sein müde,
Sind wir mutlos, lebenssatt —
Erst, wenn aller Kampf vergebens,
Folgt Entwaffnung, toter Friede,
Wo nichts Wert und Reiz mehr hat."

Dem Winter war endlich der Frühling gefolgt, doch ohne einen Wechsel in Arthurs Dasein herbeizuführen. Da kam es, daß er eines Tages in der Nähe des prächtigen Palais des Prinzen von Condé sich befand. Es schien irgend etwas Außergewöhnliches in demselben vorzugehen. Die großen Portale standen heute weit offen, und eine Menge von Menschen aus den allerverschiedensten Klassen der Gesellschaft drängte sich in das Innere des Palastes.

Da fragte Arthur einen brav und bieder aussehenden Gewerbsmann, der ein Buch unter dem Arme trug, was denn heute da drinnen vorginge.

„Es wird eine Predigt gehalten werden und zwar in dem großen Saale des Prinzen von Condé," lautete die Antwort.

„Und wer ist der Prediger?" fragte Arthur weiter.

„Ein Herr Pastor...." den Namen konnte Arthur nicht verstehen. Er hat ihn auch nachmals nie wieder gehört. Aus Langerweile zum Teil, doch zum Teil auch durch jenen Geist getrieben, der uns zu der Frage des Psalmisten drängt: „Wer wird uns unterweisen den rechten Weg?" schloß Arthur sich der immer noch zahlreich herbeiströmenden Menge an und trat mit ihr ein.

Bald befand er sich in einem weiten, hochgewölbten Raum,

der mehr denn tausend Personen zu fassen vermochte. Er war froh, ein stilles Plätzchen zu finden, denn der Menschenzudrang wurde immer stärker und stärker. War es doch ein großes und seltenes Ereignis, wenn einmal wieder eine Predigt gehalten wurde; dann strömten nicht bloß alle Hugenotten in Paris, so sie nur irgend teilnehmen konnten, herbei, sondern auch viele von auswärts. Auch Katholiken fanden sich ein, die wie Arthur von Neugier dazu getrieben wurden.

Wenige Bänke nur vor sich sah Arthur jemand sitzen, den er gar wohl kannte. Eine Fülle der verschiedensten Gefühle durchzuckte ihn, als er die hohe Gestalt und die düster ernsten Gesichtszüge de Villemorgues so vor sich erblickte. Sein erster Impuls war, hinzugehen und sich neben jenen zu setzen und nach Schluß des Gottesdienstes ihm alles zu erzählen, was er seither durchlitten hatte. Doch der Gedanke, das könne scheinen, als wolle er auf Schutz und Hilfe damit Anspruch machen, hielt ihn zurück. Allzusehr widerstrebte das seinem unabhängigen, stolzen Charakter.

Indem er noch darüber nachsann, erhob sich die ganze Versammlung und begann mit voller Beteiligung und Hingabe, ob auch nicht mit viel Kunst, einen Psalm zu singen. Von dieser Innigkeit des Gesanges wurde Arthur aufs tiefste ergriffen, obschon er den Text kaum beachtete. Das Lied begann:

„O thöricht Volk, wie kannst du es nur wagen,
Feindschaft und Krieg dem Heiland anzutragen?“

Ein alter Mann saß neben Arthur. Ihn in sein Gesangbuch blicken lassend, belehrte er ihn, daß dies geistliche Lied von jenem „treuen Märtyrer Jesu Christi“, dem Königlichen Ratsherrn du Bourg gedichtet sei.

Hierauf wurde ein Gebet gesprochen in der raschen, lebhaften Art, wie sie den Franzosen eigen ist. Der Betende schien das Interesse seiner Kirche heut besonders im Herzen zu bewegen und seinem Gotte vorzutragen. Darum hörte Arthur nicht gerade sehr aufmerksam hin. Es that ihm indes doch wohl, wieder einmal das schlichte und doch so ehrfurchtsvolle „Du“ zu vernehmen, womit er von Kind auf den Herrn anzureden gewohnt war, statt des

„vous" des französischen Katholiken, das so allgemein höflich, so menschlich klingt.

Als das Gebet beendet war, beobachtete Arthur voll Interesse den Prediger, der nun das für ihn heut im Saale errichtete Pult betrat. Seine Erscheinung hatte weder etwas besonders Würdiges noch sofort Einnehmendes. Er war ein kleiner, hagerer Mann von mittlerem Alter, nach Art der Genfer Geistlichen gekleidet. Auch konnte das, was er sprach, anfangs nur schwer ein gewisses Vorurteil bei Arthur überwinden, da Accent und Ausdrucksweise des Predigers nur zu deutlich seinen Mangel an Bildung und Form kennzeichnete. Man machte in jener Zeit häufig den Geistlichen der reformierten Kirche solchen Mangel zum Vorwurf. Indes, diese durfte darauf mit einer wohl traurigen, aber doch stolzen Apologie antworten: „Unsre besten, begabtesten Söhne, aus edlem Blute stammend, weilen nicht mehr auf Erden, sondern tragen ihre Märtyrerkrone bereits droben. Unsre andern Söhne sind meist arme ihres Glaubens wegen Verbannte und müssen ohne Ruh' und Rast und Heimstätte über Berg und Thal pilgern."

Doch daran dachte freilich Arthur nicht, sondern war eben nahe daran, „diesen Hugenotten" als einen zum Predigen ganz ungeeigneten und ungebildeten Bauern zu verurteilen, dem er gar nicht weiter zuhören wolle, da wurde plötzlich ganz wider Arthurs Willen seine Aufmerksamkeit gefesselt. Der Prediger hatte die Einleitung beendet und las nun mit lauter, herzbeweglich ernster Stimme den von ihm gewählten Text vor: „Wie dem Menschen gesetzt ist, einmal zu sterben, danach aber das Gericht, so ist Christus einmal geopfert, wegzunehmen vieler Sünde." (Hebr. 9, 27. 28.) Diese gewaltigen Worte hatte Arthur in Wedderburn einst auswendiggelernt, und waren sie ihm, wenn auch anfangs nur mechanisch dem Gedächtnis eingeprägt, späterhin öfter wieder aufs Herz und ins Herz gefallen. Daher war er begierig zu hören, was wohl dieser so schlichte Prediger darüber sagen werde. Zuerst war er enttäuscht, sogar verstimmt; dennoch lauschte er voller Spannung. Die Predigt hatte mehr polemischen Charakter und bewegte sich hauptsächlich um das eine Opfer Jesu Christi gegenüber dem der Messe Roms. Eine höchst eigenartige Predigt

war es — weder gelehrt, noch mit irgendwelcher Kunst aufgebaut, auch nicht eigentlich beredsam, ob ihr auch eine besondere Art der Beredsamkeit innewohnte. Vor allem aber war sie packend, wunderbar ergreifend. Mit unerbittlich strenger Logik, mit vollster, wärmster Energie führte der Prediger trefflich gezielte Streiche gegen die Lehre von der Messe, und keiner konnte diese Streiche parieren, abwehren. Mit den Worten der Heiligen Schrift sowohl, wie durch Hinweis auf die menschliche Vernunft bekämpfte der Geistliche sodann die Lehre von der Transsubstantation der Hostie im Heiligen Mahle.

Hätte Arthur solche Predigt gehört, als er vor nun bald zwei Jahren zuerst den Boden Frankreichs betrat, so hätte er sich einfach nur über dieselbe geärgert. Es gibt eben Zeiten, Gemütsverfassungen, wo eine Wandlung in unsern Ansichten, menschlich gesprochen, unmöglich ist. Will jemand der Stimme der Vernunft nicht Folge leisten, so kann niemand ihn hierzu zwingen. In dem so geheimnisvollen Bereich unsers innern Lebens ist nun einmal der Wille der einzige Monarch, der die Vernunft und nur zu oft auch das Gewissen zum Schweigen zu bringen vermag.

Indes, mancherlei Anlässe und Ursachen hatten bei Arthur dahin mitgewirkt, die stolze Burg seines „Glaubens" zu unterminieren. Kein Wunder darum, daß sie schwankte und nahe am Fallen war. Die Messe ist das Hauptbollwerk des Papsttums; darum fällt mit derselben alles übrige dahin — das wußte der Prediger sehr gut. Als er zum Schluß seiner, wie er meinte, kurzen Rede kam, hatte diese bei einem der Zuhörer einen innern Sieg davongetragen. Es war heut mehr ein Niederreißen als ein Aufbauen, mehr Ikonoklastentum, was der Prediger sich zur Aufgabe gestellt. Wenn nun auch diese Aufgabe ihre volle Berechtigung, ja, mitunter auch Notwendigkeit hat, so läßt sich doch nicht leugnen, daß ein Tempel, in dem solches Ikonoklastentum vollzogen ward, einen recht niederschlagenden Eindruck dem gewähren muß, der in solchem Tempel „unwissend Gottesdienst gethan hat".

Einen solchen Tempel gab es heut im Saal dieser Hugenottengemeinde, wo langgehegte Idole von ihren Piedestalen herabgestürzt und zertrümmert worden waren. Zu Boden geschleudert war all

der kunstvolle Putz und Schmuck; die bunten Glasfenster, die das Sonnenlicht nicht rein und klar hereinstrahlen ließen, sondern in Regenbogenfarben, lagen in eitel Scherben da. Dafür aber konnte nun das Sonnenlicht frei und voll hereinströmen, konnte in jeden Schlupfwinkel dringen und ungehindert allenthalben leuchten.

Leider schien in diesem einen Tempel keine Sonne. Dichte Wolken verdeckten sie; Dunkel und völlige Zerstörung herrschte darin.

Wenn die Negation des Papsttums allein schon Protestantismus wäre, so könnte man sagen: Arthur verließ den Palast des Prinzen Condé als ein Protestant.

So kann das Gepräge eines ganzen Lebens, innen und außen, in einem einzigen Moment sich wandeln, und oft genug geschieht das. Doch diese Wandlung ist durch die stille, verborgene Arbeit vieler Tage, ja Jahre vorbereitet.

Mehr denn je widerstrebte es Arthur, de Villemorgue jetzt anzureden. Das Herz that ihm allzuweh. Ihm war zu Mute, als ob er alles verloren hätte. Bis dahin war sein Glaube doch noch sein einziger Trost in seinem Elend gewesen — was blieb ihm nun, da jene starke Hand ihm ihn entwunden hatte? Nichts! Er hätte sagen können: „Ihr habt meine Götter geraubt; was bleibt mir noch?"

Da wurde seine Aufmerksamkeit von der wogenden Innenwelt auf die ebenso unruhvolle Außenwelt gelenkt. Noch hatte sich der Strom der ernstblickenden Zuhörer nicht völlig in dem Gedränge der Straßen und Gassen der Riesenstadt verloren, da kam unglücklicherweise eine Prozession heran, die Hostie vorantragend. Einige Jahre früher und auch einige Jahre später würde jeder, gleichviel ob Kind, Weib oder Mann, in Stücke gerissen worden sein, der dann nicht sofort auf seine Kniee gefallen wäre. Doch zur Zeit herrschte das Prinzip der Toleranz; die Häupter der Hugenotten standen in ausgesprochener Gunst bei der Regierung. Das leichterregte, zu tollem Fanatismus geneigte Pariser Volk mußte sich also wohl oder übel stillschweigend in so manches fügen und Frieden aufrechthalten. — Indes, es ließ sich kaum erwarten, daß ein offenes Weigern des Respekts vor der Hostie am hellen, lichten Tage ohne einige charakteristische Bezeugungen der Unzufriedenheit

hingenommen werden würde. Anderseits ließ es sich aber auch nicht erwarten noch wünschen, daß Leute, deren Herzen eben noch so tief bewegt worden von jener Predigt, ihre Kniee beugen sollten vor der Hostie, die sie als eine konsekrierte Lüge und Gotteslästerung erkannt hatten.

Ebensowenig ließ es sich erwarten, so wünschenswert es auch gewesen wäre, daß sie sowohl wie jene hierbei die rechte Weisheit und Freundlichkeit bezeigt und bewahrt und der Versuchung des Spottes wie der Zurechtweisung widerstanden hätten.

Wohl gab es viele unter den Hugenotten, die dies thaten. Doch als die Schimpfreden der Gegner in Gewaltakte übergingen, Schläge und Steine hin und herflogen, da waren sie keineswegs alle schweigende Dulder.

Arthur war von Anfang an entschlossen, er wollte nicht niederknieen. Es war ihm gleich, falls sich daraus ein Streit entspann, ob er sich an ihm beteiligte oder nicht. Er hatte ja nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu gewinnen.

Doch bedauerte er sehr, daß ihm sein gutes, noch verpfändetes Schwert fehlte. Darin stand er freilich den Hugenotten nicht nach, denen das Gesetz verbot, bewaffnet in ihre Versammlungen zu gehen.

Während er sich nach etwas umsah, das sich als Waffe verwenden ließ, redete ihn ein Fremder in gebrochenem Französisch an und bat ihn, sich einer schreckerfüllten Mutter und ihrer beiden kleinen, angstvoll sich an sie klammernden Kinder anzunehmen. Diese Aufgabe war durchaus nach Arthurs Geschmack. Es kostete ihm freilich nicht geringe Mühe und Arbeit, seine Schutzbefohlenen durch die wogende Menge in die Obhut eines nahen Ladens zu bringen. Beinahe war dieser erreicht, da traf ihn ein Stein aus unbekannter Hand. Ein heftiger Schmerz — ein Dunkelwerden um ihn her — tosender Lärm — ein Schwanken — und Schwinden des Bewußtseins folgte.

* *
*

Lange nachher erwachte er und nur allmählich. Er lag in einem bequemen, guten Bett; ruhig und traulich war es rings um ihn her. Es saß jemand neben ihm. Leise fragte er: „Wo bin ich denn?“

„Bei guten Freunden,“ erwiderte eine Stimme im wohlbekannten, heimischen Hochlandsdialekt.

Auf der ganzen Welt hätte wohl kein Ton dem bleichen, heimatlosen Jüngling dort auf seinem Bette nur halb so holde Musik erscheinen können als diese Worte. Nun hatte er zum erstenmal wieder nach so langem Entbehren das Gefühl der Ruhe, des Geborgenseins. Alles um ihn her kam ihm freilich noch so gar seltsam und wunderlich vor, er war aber noch zu schwach, zu forschen, wie er hergekommen, was mit ihm geschehen sei, und wer bei ihm sei.

„Ihr müßt Euch aber still verhalten, Herr Arthur!“ sagte jene Stimme jetzt.

Dem armen Kranken fiel es nicht einmal auf, daß man ihn bei seinem Namen kannte. Gutwillig trank er die in einem Becher ihm jetzt gereichte Arznei; sein Wärter war dabei so behutsam und zart, wie nur Frauenhände es sein können.

Zuerst schien er Arthur durchaus fremd, weit von ihm entfernt; dann aber erschien er ihm wie ein Traumgebilde, davon er, eben noch in seinem Kinderbette zu Wedderburn liegend, erwachte.

Aber wachte er wirklich, oder träumte er noch? Ihm kam es vor, als sei er doch wieder in Wedderburn, nicht mehr im Bett, aber auf dem Spielplatz mit Ball und Reifen, und die freundlichen Augen der Schloßherrin und Schwester Helens, auch die seiner geliebten Mutter, ruhten auf ihm.

Doch eine mehr als tropische Glut brannte in seinen Adern, und es mußte doch Winter draußen sein! Trotzdem schien alles, was er anrührte, sogar das Eis um ihn, zu glühen und zu kochen. Ach, es war sein armes, wundes Gehirn, das also glühte. Heftiger Schmerz durchzuckte es immer aufs neue. „Mutter, meine Mutter!“ so rief er jetzt laut. Aber seine Mutter konnte nicht zu ihm kommen; das fühlte er dunkel, so nahe sie ihm auch jetzt war. „Helen, liebe Schwester,“ rief er jetzt, „leg' mir deine Hand aufs Haupt!“

Und dann legte sich eine sanfte, kühle Hand liebreich auf seine fiebernde Stirn, und eine freundliche Stimme sagte: „Ich thu's für sie.“ Dies aber war kein Traum.

Andre wirre Traumbilder folgten indes, eins immer wilder als das andre; starkes, hohes Fieber tobte nun — Tod und Leben rangen um die Herrschaft.

Selbst wenn seine natürlich gute Konstitution noch besser gewesen wäre, als sie war, hätte sie kaum der Anstrengung und Anspannung der letzten Monate zu widerstehen vermocht. Physische Leiden, Herzensqualen und Pein aller Art hatten ihr Werk an ihm gethan. Jener Steinwurf nach der Predigt bot nur die Veranlassung, nicht die Ursache zu einer Krankheit, die allerdings „zum Tode“ schien.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Freund in der Not.

„Hat je ein Herz mit Dir am Todesrande,
In tiefem Leid Dir stete Treu' bewähret,
Wenn Krankheit um Dich schlang die harten
Bande,
Dann ist es Dir verwandt, von Gott beschert."

Fünf Wochen etwa mochten seitdem vergangen sein. Arthur lag schwach wie ein Kindlein, doch völlig wieder bei Bewußtsein, auf seinem Bette. Neben ihm saß noch immer der treue Wächter, der all die Zeit her kaum von ihm gewichen war. Nun aber war die Gefahr vorüber; darum las er jetzt voll Eifer in einem kleinen Buche.

Arthur beschäftigte sich unterdessen damit und das immer noch nicht ohne Anstrengung, die verschiedenen, in sein Gedächtnis zurückkehrenden Momente und Thatsachen zusammenzufügen. Er wußte, daß er noch in Paris war, konnte sich auch darauf besinnen, wie er sein Quartier verlassen und der Predigt des Hugenottenpastors zugehört hatte, wie dann der Straßentumult folgte und er eine Frau mit ihren erschreckten Kindern unter seinen Schutz nahm. Aber war dies alles gestern geschehen oder lange vorher, etwa vor Wochen oder Monaten schon?

Darüber konnte er sich nicht klar werden. Aber alles, was ihn berührte und er beobachtete, deutete darauf, daß er krank, sehr krank gewesen sein mußte oder noch war.

Doch wo war er? Nicht zu Hause, in seiner Wohnung. Hierüber war er klar. Wer hatte ihn nun gepflegt, für ihn so

treulich gesorgt all die Zeit her? Darauf hätte er gar zu gern Bescheid gewußt, um so mehr, als er die lebhafte Überzeugung hatte, daß es seine Muttersprache war, darin er hatte reden hören. Er entsann sich ziemlich deutlich, daß vor gar nicht langer Zeit jemand in schwarzem Rock ihm den Puls gefühlt und dann zu seinem Wärter gesagt hatte: „Nun wird sich's schon machen.“ Dazwischen hatte er aber wieder so seltsame Träume von Wedderburn und Haddington, von seinem ganzen früheren Leben, daß er nicht recht wußte, ob dennoch nicht alles um ihn her nur Traum war.

Das war indes unbedingt keiner, daß ein junger Mann mit stillem, ernstem Antlitz und schlichtem, dunklem Wams lesend ihm zur Seite saß. Auch darin irrte er sich nicht, daß dieser ihn gepflegt hatte in der Krankheit. Es wollte ihm dies Gesicht, als er es aufmerksamer prüfte, bekannt vorkommen, er wußte aber nicht, wo er es schon gesehen und vermochte nicht, lange und scharf nachzusinnen. Er hatte das für sein armes, krankes Gehirn schon genug gethan. So fielen ihm denn bald die Augen zu, und Schlummer umfing ihn.

Nach einer Weile erwachte er mit dem vollen Bewußtsein, daß sein treuer Pfleger niemand anders sei als der Lehrling von Allan Durie, George Duncan. Er wunderte sich jetzt, daß er das nicht gleich erkannt habe, da er sich stets etwas darauf zu gute that, ein sehr gutes Physiognomieengedächtnis zu besitzen; dazu kam die letzte Unterhaltung, die er mit Duncan gehabt, der Auftrag, den er diesem gegeben; das alles war hinreichend, sein Bild ihm in die Seele einzuprägen.

Da traf ihn ein langer Blick aus den stillen Augen; nun war er vollends seiner Sache sicher. „George Duncan!“ brachte er leise hervor.

Das Buch ward schnell beiseite gelegt; ein blasses, aber gar angenehmes Gesicht wandte sich ihm zu und fragte: „Nun, Junker Arthur?“

„Bin ich denn sehr krank gewesen?“

„Freilich, Junker! Aber jetzt seid Ihr in der Besserung, Gott sei Dank!“

Wie wohl ihm das zu hören that! Denn allen andern Gedanken lag die unbestimmte Sorge, wohl Furcht zu Grunde, es könne nicht wieder besser mit ihm werden. Aber er war noch zu schwach, bei diesem Gedanken zu verweilen oder gar Konsequenzen zu ziehen. Sein Geist verschloß sich instinktiv und willenlos gegen alles Nachsinnen, etwa wie das Augenlid über dem Auge, dies zu schützen. Vielleicht wollte er sich auch lieber ihnen noch entziehen und sich mit unwichtigeren Dingen beschäftigen.

„Sagt, Duncan, habt Ihr mich denn all die Zeit über gepflegt?" fragte er nach einer Pause.

„Wir haben's gethan, Herr! Doch zerbrecht Euch jetzt nicht damit den Kopf! Die Euch pflegten, thaten es aus reinem, gutem Herzen um des Herrn willen."

„Ist denn Meister Durie hier?"

„Nein, ich bin auch nicht mehr bei ihm im Geschäft, sondern in dem des Meisters Patrick Lindsay in Edinburg, und in seinem Auftrag bin ich hierhergekommen."

„So bin ich wohl in Eurer Wohnung?"

„O nein, Herr Arthur, Ihr seid ein gut Teil besser placiert. Ihr befindet Euch im Hause Seiner Hoheit des Lord von Murray und unter seinem Schutze, wofür Ihr wohl Gott Dank sagen mögt!"

„Beim Lord von Murray?" rief Arthur in höchstem Staunen.

„Wie ich Euch sage, so ist's. Seit wir Euch damals hergebracht, hat er's Euch an nichts fehlen lassen."

„Aber wie bin ich denn zu Euch gekommen?"

„Das ist bald erzählt. Also ich traf an jenem Tage den Herrn Nikolas Elphinstone, der mit Lord Murray gut Freund ist, und er bewog mich, mit ihm in die Predigt des Hugenottenpastors im Palais des Prinzen Condé zu gehen, mit uns noch einige Landsleute. Derselbe Herr Nikolas war's, der Euch bat, das arme, junge Weib mit ihren Kindern in Sicherheit zu bringen. So kam's, daß er und ich dabei waren, als der Stein Euch an den Kopf flog. Ich hob Euch auf und da — erkannte ich Euch gleich, Junker Arthur! Ich sagte es dem Herrn Nikolas, Ihr seiet ein Freund von mir, und daß ich Euch in meine Wohnung tragen wolle. Aber er meinte, da des Lord Murray Haus viel

näher sei und er dessen gutes, treues Schottenherz kenne, so wolle er Euch zu ihm bringen. Er lief auch sofort hin und fragte Mylord. Und der brave, edle Herr zeigte sich als guter Christ, wie als treuer Schotte und wollte Euch, seinen Landsmann, nicht in Not oder in fremden, gleichgültigen Händen lassen. So hat er denn an Euch gethan, was er nur konnte, mehr, als ich Euch jetzt aufzuzählen vermag, und überdies hat er mir noch erlaubt, hierzubleiben und Euch zu pflegen."

Da füllten sich Arthurs große, leuchtende Augen mit Thränen. „Es fällt mir durchaus nicht schwer," sagte er, „mein Leben Euch beiden, dem großen, echten Edelmann und Bruder unsrer Königin, und Euch, George Duncan, zu verdanken," und damit reichte er diesem die bebende Hand.

George hielt sie einen Moment, ohne zu reden; dann schien er sprechen zu wollen, schwieg aber wieder. Nach einer Weile sagte er lächelnd: „Wir müssen machen, daß diese arme weiße Hand stärker und tauglicher wird, wieder Schwert und Lanze zu tragen, bevor wir nach Schottland heimkehren."

Einige Tage gingen wieder hin, bevor sich Arthur im stande fühlte, aufs neue ein Gespräch zu beginnen. Er war jetzt schon daran gewöhnt, mitten in Paris und doch von schottischen Landsleuten, sogar von einem schottischen Arzte sich umgeben und gepflegt zu wissen. Indes, je mehr seine Kräfte zunahmen, je mehr fingen auch andre und gar wichtige Dinge an, ihn zu beschäftigen und in Unruhe zu versetzen. Eines Abends reichte ihm sein treuer Pfleger eine Tasse mit stärkender Kapaunbrühe; da fragte Arthur plötzlich: „Sagt, George, könnt Ihr mir denn nichts von Schwester Helen erzählen?"

So ungeahnt kam George diese Frage, daß die Hand, welche die Tasse an des Patienten Lippen führte, sichtlich schwankte. Helles Rot überflog des jungen Mannes Angesicht.

Da richtete sich Arthur halb auf und fragte, George am Arm erfassend: „Sag' mir die volle Wahrheit! Ist sie tot? Habe ich sie etwa durch meine thörichte Flucht getötet? Ach, mir ahnte, es würde so kommen!" fügte er hinzu und sank, sein Gesicht mit der Hand bedeckend, in die Kissen seines Lagers zurück.

„Aber nein, lieber Herr Arthur," hörte er da Georges sanfte Stimme, „wer hat Euch nur auf solche Gedanken gebracht? Die liebe junge Dame ist, Gott sei gelobt! ganz munter und wohlauf."

„Doch was bewog Euch denn vorhin, so ein sonderbares Gesicht zu machen, als ich nach ihr fragte?" hielt ihm jetzt Arthur in der allen Kranken eigentümlichen Reizbarkeit entgegen.

Duncan antwortete nicht sofort; leise sagte er nur: „Ich — ich habe Miß Helen kurz zuvor, ehe ich Edinburg verließ, gesehen. Vielleicht wird es Euch leid sein, zu hören, daß sie nicht mehr in Wedderburn sich aufhält."

„Ist sie denn verheiratet?"

„Behüte, nein, Herr Arthur! Doch Lord Wedderburn hat wieder geheiratet, und deshalb — doch das wird Euch Eure Schwester schon noch alles selbst erzählen. Es mag ein Jahr her sein, nein, drüber, da ging Meister Durie nach Haddington hinüber. Wie er dann zurückkam, brachte er Miß Helen mit heim, zunächst freilich nur, um einige Tage bei ihm zu wohnen, bis ihre Freunde im Westen unsers Landes, zu denen sie hingehen wollte, sie abholen lassen würden. Doch da trat Tod und Trauer ein, so daß sie Miß Helen nicht abholen konnten. Genau weiß ich dies allerdings nicht, indes doch soviel, daß sie seitdem im Hause von Meister Durie wohnt."

„Was, bei dem? Bei einem Handwerker von Canongate?" murmelte Arthur, von dieser Kunde offenbar nicht sehr beglückt.

„Nun ja, Junker Arthur!" erwiderte Duncan, dem es anzumerken war, wie er seine Empfindungen dabei gewaltsam beherrschte. „Freilich ist das für Miß Helen keine passende Behausung, und doch, glaube ich, fühlt sie sich ganz glücklich. Ich weiß zudem, wie sehr sie von allen geliebt und verehrt wird. Sie hat auch in der That nur Segen ins Haus gebracht."

„Habt Ihr denn damals ihr meinen Brief abgegeben?"

„Ei versteht sich, Herr Arthur, schon vor langer Zeit."

„Ist es ihr wohl noch leid um mich, oder zürnt sie mir?"

„Leid um Euch ist ihr, freilich. Es war ihr einziger, liebster Wunsch, daß Ihr —" doch Duncan brach ab, offenbar nicht gewillt, den Satz zu vollenden.

Da sah Arthur ihn lang und forschend an, so sehr, daß Duncan zu Boden sah und sich abwandte. Dann fragte Arthur: „Sagt, George, was fehlt Euch?" Denn seine eignen Leiden hatten ihm den Blick für die Leiden und Kümmernisse andrer erschlossen und sein Herz weich und mitfühlend gemacht.

„Mir? Gottlob! nicht das geringste!"

„Ach, das sind nur Phrasen; ich weiß das besser. Als ich Euch zuletzt gesehen habe, da schautet Ihr aus wie ein frischer und fröhlicher junger Bursche, und nun wie ein müder, abgehärmter Mann. Entweder habt Ihr seitdem eine schwere Krankheit oder ein großes Leid durchgemacht; gesteht's nur, George!"

Nun mag wohl der „gerade Weg" immer für den besten gelten, indes der weiseste, der am sichersten in das Herz eines Freundes hineinführte, ist er keinesfalls. In seiner reizbaren, noch von Krankheit erregten Stimmung hatte Arthur, was er wohl sonst unterlassen hätte, hier den „geraden", direkten Weg gewählt.

Ganz erschrocken schaute der arme George Duncan drein, sichtlich peinvoll berührt durch diese unumwundene Art, auf ihn einzudringen. Verstecken aber und Ausflüchte brauchen, lag seinem echt wahrhaftigen Charakter fern; trotzdem wäre er zur Zeit nicht im stande gewesen, sein Innerstes zu enthüllen und am allerwenigsten Arthur.

Einige Minuten vergingen daher, bis er diesem zu antworten vermochte. „Mich dünkt, Herr Arthur, daß ein jeder hier auf Erden seine Leiden und Kümmernisse hat, der eine auf diese, der andre auf jene Weise. Davon eine Ausnahme zu sein, will ich keineswegs behaupten. Dennoch habe ich keine Ursache, mutlos und traurig zu sein, sondern im Gegenteil hinreichend Grund, Gott zu danken, sowohl für das Vergangene, als getrost in die Zukunft zu blicken."

Ein Weilchen schwiegen sie nun beide, dann sagte George halblaut, wie im Selbstgespräch, die ersten Verse eines der geistlichen Lieder von James Wedderburn her. Es war eine Umschreibung des 23. Psalms in der schottischen Übersetzung desselben.

Fünfzehntes Kapitel.

George Duncans Geschichte.

„Was wir sein möchten, ach, wir sind es nur
In der Verklärung flüchtigem Moment;
Die Gegenwart verdrängt die Himmelsspur,
Zeigt unser Schattenbild, das jeder kennt."

Es währte ziemlich lange Zeit, bevor Arthur auf jene so unverblümt an George gerichtete Frage von diesem eine Antwort erhielt. Da diese indes mit seiner eignen Lebensgeschichte eng verwoben ist, so müssen wir dieselbe jetzt schon wiedergeben.

In jedem Menschenleben fast sind große und kleine Dinge so miteinander verflochten, daß es schwierig, wenn nicht unmöglich ist, von jenen zu berichten, ohne diese dabei zu berühren. Es läßt sich freilich auch eine Art Schattenriß, ein Gerippe aus der Geschichte eines Menschen zusammenstellen, wo nur die nackten Thatsachen aufgereiht werden. Doch das würde kein der Wahrheit voll entsprechendes Bild geben. In der Seele eines jeden, der die Wahrheit kannte, wird dies „Gerippe" stets, ebenso natürlich in der Seele dessen, von dem ein solches Lebensbild entworfen wird, mit Fleisch und Blut, mit Kleid und Hülle bedeckt sein. Hunderte von Verhältnissen, von Einflüssen geben jenen „nackten Thatsachen" Licht und Farbe und wirken in ihrer Totalsumme dahin, solch ein Dasein zu dem zu machen, was es gewesen ist: ein nützliches oder ein vergeudetes, ein Leben des Segens oder des Fluches für die Mitmenschen.

Würde man von George Duncan verlangt haben, er solle den bedeutsamsten Tag seines bisherigen Lebens nennen, so würde sofort und in lebendigster Anschaulichkeit und Klarheit, bis ins

einzelnste hinein seinem Gedächtnis eingeprägt, ein Maienmorgen vor seiner Seele aufgetaucht sein. Doch ebensowenig, wie zu Arthur, würde er darüber zu sprechen vermocht haben. Hätte er doch niemandem irgendwie handgreiflich beweisen können, daß jener Maienmorgen, wo er, um den Auftrag Arthurs auszurichten, von Haddington nach Wedderburn hinüberritt, sich auf irgend eine Weise ausgezeichnet habe. Und doch wandte sich seine Erinnerung oft und gern diesem Morgenritte zu, sodann der Unterredung in der großen Halle unten mit dem Herrn des Schlosses, der so freundlich dem jungen Goldschmiedsgehilfen entgegenkam.

Als er seinen Auftrag ausgerichtet, auch des Schloßherrn Fragen nach Meister Durie beantwortet hatte, trat Miß Helen in die Halle, weil man nach ihr geschickt hatte. Das nun sich entwickelnde Gespräch derselben mit George war, wie die Begrüßung, durchaus einfach und harmlos; keines von ihnen dachte dabei an sich selbst. Helen schmachtete schon längst gleich einer Verdursteten nach Kunde von dem geliebten Bruder; da konnte es kaum dabei ins Gewicht fallen, ob der Becher, der ihr diesen Labetrunk zuführte, ein silbernes Gefäß war oder ein irdenes. George dagegen erzählte ihr wohl alles, was er zu erzählen hatte, voll Treue und Eifer, doch seine Seele war dabei passiv; sie empfing währenddes eine Fülle von Eindrücken. Zunächst bemerkte er, wie einfach Helen gekleidet war. Das dunkle, schlichte, von selbstgesponnenem Stoff gefertigte Gewand, das anspruchslose, ihr braunes Lockenhaar umschlingende Band, in welch einem Kontrast stand das alles zu Elsbeths Sonntagskleid von schwerem, schönem, mit kostbaren Spitzen besetzten Taft, das an der Seite das elegante Unterkleid freiließ! Trotzdem fühlte George bis in sein Innerstes hinein: er sprach mit einer Dame. Jeder Blick, jedes Wort bestärkte dies Gefühl. Hoch über ihm stand sie; ihr herzlicher, schlichter Dank für die überbrachte Kunde, wie für alles, was man dem Bruder gethan, erschien ihm als ein sich zu ihm wohlwollend Herablassen. Wie er aber dann heimritt, ja, da sah er nichts andres als nur jene schlanke, zarte Gestalt im dunkeln Gewand, die blütenweiße, hohe Stirn, das lockige Haar. Und dies Bild erfüllte seine Seele um

so ausschließlicher, als er wohlbegreiflicherweise glaubte, daß er auf Erden dem Originale nie wieder gegenüberstehen werde.

Doch als Meister Durie daheim eine möglichst genaue Beschreibung von ihm begehrte, als Elsbeth voller Neugier fragte, wie denn diese Miß Helen ausschaue, da brachten sie wenig mehr als dies von ihm heraus: „Ihrem Bruder Arthur gleicht sie nicht die Spur, aber eine feine, vornehme Dame ist sie."

Sechs Monate darauf hatte Meister Durie Geschäfte mit dem Chef des Münzhauses zu Haddington zu erledigen. Diesmal aber sandte er nicht George, sondern überließ diesem nur die Obhut seines Ladens und Hauses und ging selbst. Einige Tage vor seiner Rückkehr erschien ein von ihm abgesandter Bote mit folgender mündlichen Bestellung an seine Gattin: sie solle ein Zimmer herrichten und es mit allem, was eine vornehme Dame nur irgend brauchen könne, ausstatten. Es werde ihn nämlich eine solche auf seiner demnächstigen Heimreise begleiten und einige Tage bei ihnen sich aufhalten. Gab das ein Wundern, ein fröhliches Intermezzo bringendes Leben in das sonst so stille Haus! Indes allzugroß konnte die Überraschung nicht sein, denn damals geschah es häufig, daß vornehme Herren, wenn sie in der Stadt Geschäfte hatten, bei wohlgestellten Handelsleuten, zumal bei den Goldschmieden (die ja Bankiers für sie waren), Obdach nahmen. Mit letzteren hatten sie meist höchst wichtige Dinge zu beraten.

George Duncan hatte soviel zu thun und zu denken, daß er kaum auf die Vermutungen und Ansichten der Hausfrau und Elsbeths viel acht gab. Indes das änderte sich sehr bald. Eines Abends rief Fleming, der bereits zwei Stunden auf „Wachtposten" stand: „Schnell, George, kommt! Der Meister ist da."

Nun half George diesem vom Pferd absteigen, und dann wandte er sich zu der hinter dem Meister sitzenden, dicht verschleierten Dame. Ihr Gesicht vermochte er nicht zu erkennen, doch ihre hohe Gestalt, ihre Hand, auch die leichte Neigung ihres Kopfes genügten vollkommen, um des braven Meisters Durie wohlgemeinte Mahnung: „Duncan, hilf Miß Helen Erskine vom Roß herunter!" sehr überflüssig erscheinen zu lassen.

Mit gewandter, sogar eine gewisse Grazie bekundender Hand ward solche Hilfe geleistet, und das sanfte, freundliche: „Ich danke Euch, George Duncan!“ sollte diesem nur aussprechen: „Ich habe Euch nicht vergessen.“

George aber fühlte sich bei diesen Worten von solcher Freude durchbebt, daß sein Gesicht mit Purpurröte übergossen ward. Tief verneigte er sich und trat dann bescheiden zur Seite, um den Meister seinen Gast ins Haus führen und den Seinigen vorstellen zu lassen.

Es war Helen Erskine keineswegs leicht geworden, die traute, wohlgeborgene Heimstätte so mancher Jahre zu verlassen. Gehörte sie doch zu denen, welche allem Wechsel abhold sind und gern an den gewohnten Bildern und Umgebungen festhalten möchten. Auch hatte in jenen Tagen solch ein Umtausch der Wohnstätte bedeutend mehr auf sich als heutzutage, zumal für eine junge, schutzbedürftige Dame. Darum mochte man wohl manchmal die stille, wohlangesehene Zufluchtsstätte, die das Kloster darbot, zurückwünschen, ob man auch dem damit verbundenen System aus aufrichtigem Herzen abgeneigt war.

Die Wiederverheiratung des Lord Wedderburn, die sich bald nach Arthurs heimlichem Entfliehen vollzogen hatte, erwies sich weder seinen Kindern noch den andern Hausgenossen als glückbringend. Indes würde Helen alles Schwere still ertragen haben, um nur das geliebte Daheim nicht verlassen zu müssen; dazu war sie mit ihrem stillen Fleiß, ihrer Klugheit und Geschicklichkeit, wie mit ihren völlig anspruchslosen Gewohnheiten ein viel zu schätzenwertes Glied des Hauses Wedderburn, um von demselben ohne weiteres drangegeben und entbehrt werden zu können. Nun traf es sich aber, daß der älteste Sohn des Hauses um diese Zeit seine besondere Vorliebe für Helen aufs deutlichste an den Tag legte, während ihm doch seit seiner Kindheit bereits eine „viel bessere Partie,“ nämlich die wohlbegüterte Tochter des benachbarten Lords, zugedacht war. Der Gedanke, nun Zwietracht in dies ihr zur Heimat gewordene Haus hineinzubringen und also Sir Davids Güte gegen sie mit Herzkränkung und getäuschten Hoffnungen zu vergelten, war für Helen geradezu schrecklich. Nur ein Ausweg schien ihr hier offen, dem

allen vorzubeugen. Darum entschloß sie sich nach viel innerer Unruhe und Kampf und viel angstvollem Flehen zu Gott, ihr liebes Wedderburn, ihr trautes Heim, für immer zu verlassen. Das Haus der Familie Johnstone auf Elphinstone erschien ihr, obwohl hier die Verwandten der verstorbenen Lady Wedderburn lebten, ebenfalls kein geeigneter Aufenthalt, weil der junge Lord sehr oft und gern von Wedderburn hierherkam zu kürzeren oder längeren Besuchen. Doch gewährte es ihr schon immerhin einen Trost, sich bei diesen Johnstones wenigstens Rat zu holen. Letztere wunderten sich über die kindliche Zuversicht und Ruhe, mit der Helen ihrer noch so ungewissen Zukunft entgegenblickte. Es schien, als könne sie nur für und um andre sich sorgen, zumeist um ihren Bruder, doch nicht für sich selbst. Was indes sie so ruhig und getrost machte, war, daß sie klar und deutlich die ihr vorliegenden Pflichten erkannte. Sie hatte recht gehandelt, konnte sie sich sagen, von Wedderburn fortzugehen, und deshalb hielt sie daran fest: „Wo ich auch hingehe, Arbeit und Brot wird sich finden." Das beides zusammen gehörte für sie notwendig zum Leben.

Es eröffnete sich wirklich bald eine Aussicht. Das Haupt jener Johnstones, dessen Schloß im Südwesten von Schottland lag, kam nach Haddington und fühlte sich von Helens ganzem Wesen sehr angesprochen. Er meinte, seine Gattin werde ihr sicher mit Freuden Herz und Haus aufthun zu bleibendem Asyl und sie wie eine Tochter behandeln. Wenn sie bis Edinburg sichere Begleitung fände, so solle dann von dort einer seiner Söhne sie abholen und in sein Heim geleiten. Bald darauf kam Meister Durie nach Haddington, und da wurde er denn als Reisepatron Helens erwählt.

Wohl hätte sie nicht geahnt, als sie das Haus des Goldschmieds betrat, daß sich die Tage ihres Aufenthalts dort zu Wochen und diese zu Monden ausdehnen würden. Doch ein Tag nach dem andern verging, ohne daß jemand von den Johnstones sie abholte. Sie konnte sich solches Verziehen schließlich nur noch damit erklären, daß man sie vergessen habe. Erst lange Zeit danach kam das Rätsel zur Lösung, und zwar war diese gar trauriger Art. Lord Johnstone hatte auf der Jagd einen Unfall gehabt, der

seinen Tod herbeiführte. Damit war auch alles Hoffen auf ein Daheim in seinem Schloß abgeschnitten.

Indes, Helen hatte von Gott einen verständigen und zugleich energischen Sinn empfangen, dem ihr fester Glaube vollends Lebenskraft und Begründung verlieh. Es stand darum bei ihr fest: „Nach Haddington kann ich nicht zurückkehren." Das sagte ihr ebenso ihr Gewissen als ihre Vernunft. Bis sich etwas andres für sie fände, müsse sie bei Duries bleiben. Durch die Arbeiten ihrer ungewöhnlich geschickten und kunstgeübten Hände hoffte sie sich für solche Gastlichkeit genügend dankbar erweisen zu können. Sie war, wie wir wissen, bereits von der verstorbenen Lady Wedderburn sorgfältigst in allen Künsten weiblicher Fertigkeiten unterwiesen worden, ja vordem hatte schon ihre Mutter sie allerlei Handarbeit, besonders „in französischer Manier und Mode" gelehrt, die bis dahin noch Geheimnisse für die Frauen und Jungfrauen Schottlands waren. Als Helen ihr erstes derartiges Kunstprodukt vollendet hatte, wandte sie sich an Elsbeth, das hübsche Enkeltöchterlein Duries, das ihr mit warmer Freundschaft anhing, und zog sie ins Vertrauen. Elsie war ganz entzückt ob dieses Wunders von Stickerei in Goldfäden und Seide, auch ob der für sie fast unbegreiflichen Geduld und Ausdauer, die hierzu erforderlich war. Voll Bereitwilligkeit versprach sie, Helen einen Käufer dafür zu besorgen. Das gelang ihr, dem Glückskind, auch alsbald und zwar, ohne daß sie sich den Kopf darüber zersann. Seit langer Zeit schon hatte sich das ganze Haus Durie in stillschweigender Übereinstimmung daran gewöhnt, jegliche häusliche Verlegenheit, jedes irgendwie schwierige Anliegen George Duncan zu übergeben, oder doch bei ihm Rat zu holen. Diesen Posten eines Nothelfers oder „Hans in allen Ecken" hatte nun George noch niemals mit solcher Freude versehen und seine Aufgabe noch nie so eifrig übernommen als diesmal, wo Elsie für Helen eine Hilfe brauchte. Aus tiefster Seele verehrte er diese nun vollends, daß sie, die vornehme junge Dame sich also keiner Arbeit schämte, wohl aber dessen, sich von andern abhängig zu machen und ihre Schuldnerin zu werden.

Seine Hilfe erlangte auch befriedigende Resultate, so daß — selbstverständlich unter deren Fortgewährung — diese Art Lebens-

erwerb ein durchaus ersprießliches Berufsfeld für Helen zu werden versprach. Dazu traten bald noch andre Verhältnisse ein, die Helens Stellung den Duries gegenüber durchaus umgestalteten. Krankheit zog ins Haus — das Schattenbild des Todes. Die Gattin des Goldschmieds, eine kränkliche, zarte Frau, wurde die Beute eines jener schweren und langwierigen Leiden, die wohl von der Wissenschaft der Neuzeit erkannt und klassifiziert wird, die jedoch in jener Zeit der Unwissenheit als Folge von Zauberei oder langsamen Giftes galt. Die kleine hübsche Elsie — eine jener Mädchengestalten, die meist ihr ganzes Leben hindurch „klein" genannt werden — also die kleine Elsie war ihren Jahren nach längst erwachsen, doch ihrem Sinn und Wesen nach ein holdes, anmutiges Kind, ein nettes Spielzeug. Als solches taugte sie wohl ganz gut für glückliche Stunden, aber in der Zeit der Not konnte sie unmöglich eine Hilfe und Stütze sein. Wahrhaft kläglich schaute sie aus, als sie eines Abends, schon nahe an Mitternacht, mit gerungenen Händen zu Helen ins Zimmer stürzte und unter heißen Thränen — sie kam soeben vom Lager der armen, schwerkranken Großmutter, wo sie nie lange aushielt — jener zurief: „Liebe, gute Miß Helen, aber was soll nur noch daraus werden?"

Jetzt sollte sich Helens starke und tiefangelegte Seele offenbaren und erproben. Zeiten, wie solche im Hause Duries, prüfen die Geister und scheiden das lautere Gold von dem oberflächlichen, glänzenden Firnis. Es gibt Frauen, welche an Leidens- und Sterbenslagern zu Hause zu sein scheinen, überall, wo Not, Sorge und Gefahr vorhanden ist. Sie gehen stets dorthin, wo andre nicht hingehen „können", und thun stets das, was andre nicht thun „können", einfach, weil sie sich zweier wunderbarer, geheimnisvoller Gaben erfreuen — sich selbst zu vergessen und des zu gedenken, daß Gott mit und bei ihnen ist. Und schauen wir diesen Frauen ins Antlitz, so treten jene Gestalten vor uns hin, die einst in den Amphitheatern Roms den hungrigen Löwen zur Speise vorgeworfen wurden, oder jene, auf welche der düstere Schein der Scheiterhaufen fiel in nicht weniger grausamen Verfolgungszeiten. So war es denn auch ganz natürlich und selbstverständlich, daß Helen Erskine, als ihre Schutz und Obdach ihr gewährenden Haus-

genossen in Not und Leid gerieten, helfend und teilnehmend eintrat. Merkwürdig war es, wie ihre freundliche, still fröhliche Erscheinung schon wohlthuend wirkte, sowohl im Krankenzimmer als im ganzen Hause. Ein Auge, das in aller Stille sie beobachtete, das des jungen Gehilfen George Duncan, staunte oft über die dadurch sich vollziehende Umwandlung. Die kranke Hausfrau wurde mit unermüdlicher Treue und Umsicht gepflegt und dabei doch niemals das Wohlbehagen der Gesunden außer acht gelassen.

So wirkte Helen allenthalben segensvoll. Sie selbst aber hielt sich immer zurück, wiewohl sie einem jeden stets gut und freundlich begegnete, und blieb so unnahbar, daß es schwer war, einmal mit ihr zu einem Gespräch zu kommen. Überall traf George die Spuren ihres Waltens und Schaffens, selten aber sie selbst. Sie hatte zuviel zu thun, um Zeit zur Unterhaltung zu finden. Ihre Gegenwart schien ihm immer mehr jener köstlichen Narde zu gleichen, deren Duft das ganze Haus erfüllte, ein Element von unsagbar holdem, segensreichem Einfluß, doch in aller Verborgenheit.

Er bemühte sich, in allerhand kleinen Dingen ihr Beistand zu leisten, und das um so mehr, als er bald gewahr wurde, wie sie stets das mühevollste Teil einer Arbeit auf sich zu nehmen pflegte und über dem Sorgen für andre stets sich selbst vergaß. Bisweilen gab es eine kleine Mußezeit, etwa am Sonntag oder auch am Feierabend des Werkeltages, wo die Verhältnisse ihn mit Helen zusammenführten. Dann redeten sie wohl miteinander von „Vater Johns" Predigt oder auch über ein Bibelkapitel in der Tageslektion. Dabei entdeckte denn George, daß die stets arbeitseifrige, praktische Miß Helen eine gar tiefangelegte Christin war, deren Stärke und Lebenskraft die Freude am Herrn war. Als dieses Thema, das ihnen beiden so teuer war, erst einmal berührt worden war, da gab es ohn' Ende sich etwas mitzuteilen. George hatte wohl bisher eitel Sonnenschein auf seinem Lebenspfad genossen, Helen aber war zumeist durch Schatten gepilgert. George fühlte: bei ihr hatte in Wahrheit Geduld Erfahrung, Erfahrung Hoffnung gebracht. Hier und da trieb es ihn, außer diesen ihnen am meisten am Herzen liegenden Interessen ihr von zu Hause zu erzählen, von seiner Mutter, an die sie ihn oft und in ihm unerklärlicher Weise erinnerte. Bei solchem Erzählen

kam es, daß sie einst die Äußerung that: „Euer Jamie muß in gleichem Alter sein mit meinem Bruder Arthur. Ach, könnte ich nur noch einmal sein liebes Antlitz wiedersehen und mich überzeugen, daß Gott ihn zu einem wahren Christen gemacht hat, dann wollte ich ganz glücklich sein!"

Sicher hätte Helen sich wohl bedacht, ehe sie diese Worte geäußert, wenn sie die geringste Ahnung gehabt hätte, wie George dieselben auffassen würde. Doch solch Ahnen kam ihr eben durchaus nicht, und so setzte sie sich nach diesem Gespräch wieder ganz ruhig und harmlos an ihren Stickrahmen, ohne die geringste Vorstellung davon zu haben, welchen Gedankenstrom sie soeben angeregt hatte, und wie derselbe das Leben George Duncans völlig umgestalten würde. Schweigend ging dieser in seines Meisters Laden zurück, das Gelübde im Herzen, daß, wenn Arthur Erskine überhaupt noch unter den Lebenden sei, er ihn suchen wolle, und sollte er darum bis an die äußersten Enden der Welt hinausgehen — und fand er ihn, so wolle er den Bruder der Schwester zurückbringen und zwar als Bekenner des wahren Glaubens.

Und dann wiederholte er sich immer aufs neue ihre Worte: „Dann wollte ich ganz glücklich sein!" Dann würde also jene Wolke der Sorge von ihrem lieben Gesicht verschwinden, dann würde sie so jung ausschauen, als sie ihren Jahren zufolge ausschauen sollte; dann würde das süße Lächeln, das sie so oft für andre hatte, sie aufzuheitern, doch einmal aus einem fröhlichen Herzen, aus sich selbst hervorstrahlen. Und dann — doch dachte er wohl wirklich hier noch einen Schritt weiter? Es läßt sich schwer sagen. Vielleicht!

Es gab eine Zeit, eine kurze, doch sehr glückliche Zeit für George, wo der Traum, Arthur wiederzufinden und zu retten, Hand in Hand ging mit stillem Herzenswunsch und leisem Hoffnungsplan. Seine Lehrzeit nahte sich nun ihrem Ende, und er zweifelte kaum, daß sein gutherziger, wohlgesinnter Meister ihn für das Geschäft nach Frankreich hinüberschicken würde, nach Lyon, Paris und Rouen. Also konnte es ihm, zumal mit Miß Helens Weisungen, nicht schwerfallen, den fernen Bruder zu ermitteln. George befand sich eben in jener Gemütsverfassung, für die es keine Schwierigkeiten gibt, oder vielmehr, wo diese nur Sporn und Reizmittel zu stärkerem Eifer werden, anstatt ihn zu lähmen.

Sechzehntes Kapitel.

Noch mehr von Georges Geschichte.

„Es gibt kein Weh und Herzeleid,
Des Ende nicht einst naht,
Dem, der zu Gott ruft allezeit
Und ihn zum Freunde hat."

An jenem denkwürdigen Vormittage, wo der erste Schlag der Mittagsstunde vom Tolboothturme herab den Lehrgehilfen George Duncan zum freien Mann machte, gab es wohl in ganz Schottland keinen glücklicheren Menschen als ihn. Aber auch das Herz seines Meisters und Lehrherrn Allan Durie war voller Glück und Frohsinn, wiewohl er bei dem kleinen Festessen, das er George zu Ehren veranstaltet hatte, es offen aussprach: „Für mich ist es eigentlich kein Freudentag, denn ich verliere heute den besten Lehrgehilfen, den es nicht bloß in unserm Canongate (dem Gewerbsviertel von Edinburg), sondern im ganzen Königreiche gibt."

Die Krankheit der Frau Meisterin Elsbeth Durie hatte sich soweit zum guten gewendet, daß sie sich, ob auch noch nicht genesen, so doch in leidlichem Wohlsein befand. Doch so sehr dies auch ihren Ehegatten zu Dank und Freude stimmen mochte, der eigentliche Quell seiner Heiterkeit, wie sie ihm an diesem Tage aus den Augen leuchtete und seine sonst so harten, herb und scharf geschnittenen Gesichtszüge verklärte, war jene Besserung dennoch nicht.

Der biedere Meister hatte sich zu einem großen und bedeutsamen Entschluß hindurchgearbeitet, und einer solchen Errungenschaft sich bewußt zu sein, kann schon ein Herz froh machen, wie es selten etwas sonst vermag. Er hielt dies Fröhlichsein

auch für durchaus gottgefällig, hatte er doch an diesem Morgen Gott gedankt für den Sieg, den er über seine beiden Hauptsünden errungen hatte: über seine Habsucht und seinen Ehrgeiz. Der gute Meister bildete sich wirklich ein, er habe diesen seinen beiden Feinden für immer das Handwerk gelegt, ihnen den Todesstreich versetzt. Nun, wir wollen ihn nicht richten; mußte er es doch noch mit bitterem Leid an sich erfahren, daß es keineswegs so leicht ist, den inneren Feinden für immer den Garaus zu machen.

Sein ganzer Stolz und Ehrgeiz konzentrierte sich in seiner hübschen Enkelin Elsie; damit hing auch seine Gewinnsucht zusammen. Dieses Kind seines Herzens, seine „arme, kleine Elsie," war sein ein und alles, seine Welt, der Ziel- und Mittelpunkt all seines Strebens und Trachtens. Vom ersten Tage an, wo er ihr Haus und Herz als Heimat erschloß, hatte er sich's zu festem Grundsatz gemacht, zu vergessen, daß sie noch einen andern Namen, noch andre Verwandtschaft besaß, daß sie Elsbeth Home of Manderstone hieß und nicht Elsbeth Durie. Er sah sie von nun an als sein ausschließliches Eigentum an, als Bürgerskind und Goldschmiedstochter und als nichts weiter. Den Ideen seiner Zeit entsprechend, hielt er es jetzt für durchaus angemessen und notwendig, die große Frage über ihre Zukunft zu entscheiden und letztere dauernd sicherzustellen. Da sich aber die Lektion seines Lebens: das Glück eines Kindes nicht dem Ehrgeiz zu opfern, es nicht über seinen Stand hinaus zu verheiraten, mit brennenden Lettern in sein Herz hineingegraben hatte, wie kaum eine andre Lektion es gethan, so war jedenfalls diesmal die Gefahr ausgeschlossen, seine „kleine Elsie" dem Sohne eines Lords zu versprechen. O nein, er haßte diese ganze „vornehme Klicke". Doch er ging noch weiter und errang es über sich, bei der Wahl des zukünftigen Schwiegersohnes nicht bloß nicht auf Geburt und Rang, sondern auch nicht auf Reichtum zu sehen. Er hatte ja davon genug für sie, und was er also sein ganzes bisheriges Leben hindurch zusammengespart hatte, das werde sicherlich auf das beste angelegt werden, wenn er es zur soliden Basis ihres Glückes machte.

Was er nun in dem zukünftigen Gatten seiner Elsie suchte, war zunächst Ehrenhaftigkeit, Biederkeit, Gottesfurcht, ein gutes,

wohlwollendes Herz, endlich auch die Fähigkeit, dereinst sein Geschäft fortzuführen, zuvörderst dessen Partner zu werden.

Nach der Verwirklichung dieser Wünsche und Pläne hatte er auch nicht erst weit zu suchen. Seit zwei bis drei Jahren bereits hatte er sein Auge auf George Duncan gerichtet. In ihm glaubte er das seinem hohen Ideal entsprechende Individuum gefunden zu haben.

Daß seine „kleine Elsie“ hiermit durchaus einverstanden und zufrieden sein würde, unterlag bei Allan Durie kaum einem Zweifel. Noch weniger natürlich konnte eine Frage aufkommen, ob George Duncan anders als von Dank und Freude völlig überwältigt sein würde. Seines Meisters hübsche Enkelin zu heiraten, Nachfolger seines Geschäfts zu werden, das war doch der Gipfel alles Erdenglücks, war Krone und Lohn aller Treue — mußte es sein bei jedem solchen Muster von einem Lehrling, solange Handel und Wandel in Flor steht. Was der berühmte Whittington erlebt hatte, das konnte doch auch in Schottland sich ereignen. Warum sollte denn nicht der „Meister George Duncan“, Goldschmied und Uhrmacher von Canongate, eines schönen Tages, wenn nicht gerade Lordmayor von London, so doch Lordprovost der guten, alten Hauptstadt Edinburg werden können? George Duncan sollte dann, was er, Durie, oft schon bei sich geplant und bedacht hatte, zur Ausführung bringen und den immerhin noch gar schlichten Laden Allan Duries, dem freilich dieser Name für alle Zeiten Glanz und Ruhm verlieh, in das Stadtviertel der Vornehmen von Edinburg verpflanzen. Doch selbst wenn er das nicht that — auf jeden Fall konnte Duncan in wenig Jahren der ehrenwerten Gilde der „Hämmerer“ als Meister oder als Diakon einverleibt werden, welche mit den Goldschmieden eine gemeinsame Korporation bildeten. Es war für Allan Durie so gut wie gewiß, daß sein spezieller Nebenbuhler, der Goldschmied Moßmann in Forester Wynd (ebenfalls ein Teil von Edinburg), durch das ungewöhnliche Geschick George Duncans, sowie durch seine höchst kunstvollen, eleganten Zeichnungen völlig in den Schatten gestellt werden würde. Hatten doch schon mehrere der ersten Edelleute des Landes und solche, die sich darauf verstanden, dem Meister Durie oder eigentlich wohl

dessen begabtem Gehilfen verschiedene Aufträge erteilt, wenn auch die papistische junge Königin und ihr Hof — was ließ sich anders wohl von diesen armen, in der Irre lebenden Leuten erwarten? — den Goldschmied Moßmann noch vorzogen, vermutlich, weil er vom gleichen Schlage war wie sie.

Das waren so ungefähr die Gedanken des braven Meisters Durie am Morgen jenes denkwürdigen Tages, wo George Duncan ein freier Mann wurde. Mit Gefühlen oder dergleichen Kram gab er sich nicht ab, kannte sie nicht; darum durften und konnten andre Leute auch keine solchen hegen. Es war damals keine Zeit der Gefühle, wenigstens in Schottland nicht — wie sollte also Meister Durie darin etwas voraus haben?

Er beschloß also, heute noch mit George zu reden, ganz offen und gerade heraus.

So forderte er denn auch diesen noch am selben Abend auf, mit ihm in sein kleines, stilles Hinterstübchen zu kommen und zwar in all der siegesgewissen, froh gehobenen Stimmung, in die ihn sein bedeutsames Vorhaben hineinversetzte. Voll Behagen entrollte er dem lauschenden George seinen Plan und verlangte vor der Hand keine Antwort. Endlich jedoch hielt er in seiner Rede inne und fragte mit ein wenig schwankender Stimme: „Nun, mein Junge?" Er sah diesem nämlich jetzt erst ins Auge, und dabei kam ihn ein banges, eigentümliches Verlegensein an.

Doch George schwieg. Kummer sowohl wie Überraschung spiegelte sich in seinem Angesicht.

Da rief Durie halb befremdet, halb unwillig: „George, seid Ihr denn etwa stumm geworden, oder habt Ihr Euren Verstand verloren?"

Jetzt wurde ihm die Wahrheit mitgeteilt, zwar nicht der Vollgehalt derselben, doch genug, o übergenug für Allan Durie. Nur wenige Worte brachte George hervor und mit zitternder Stimme — Staunen, Dank, treubleibende Ergebenheit lag darin, aber keine Einwilligung. Er werde seinem Meister solche Güte all sein Lebetage nie vergessen, doch es sei unmöglich.

Durie konnte oder wollte ihn anfangs nicht verstehen. Solch furchtbare Thorheit, solch schnöder Undank schien ihm geradezu un-

denkbar. Daher zwang er den armen George, seine Antwort zu wiederholen und zwar noch deutlicher und offener.

Als dies geschehen war, überflutete nun der Zorn alles Wundern und Zweifeln, was, wenn auch unrecht, doch erklärlich war. Wurde doch mit diesem „Nein!“ sein Stolz sowohl wie seine Liebe zu George an der verletzbarsten Stelle verwundet. Sein Edelmut war verschmäht, seine Güte zurückgewiesen worden und das durch den, der ihm lieb und wert wie ein eigner Sohn gewesen war.

So ließ er denn seiner Leidenschaft freien Lauf und kümmerte sich nicht darum, was für Worte er sagte. Undankbar, falsch schalt er George, Heuchler und Betrüger. Ja, er sagte, er verwünsche den Tag, da er George zuerst gesehen, und hieß ihn für immer aus seinen Augen gehen.

George blickte ihn nur voll Staunen an, ohne jede Empörung. Wohl ward er rot und dann wieder bleich und wieder rot, denn, ob er auch bereits ins Mannesalter vorgerückt war — bisher hatte er nur Worte voll Freundlichkeit und Liebe gehört, und nie war ihm also begegnet worden.

So stand er da, neigte sein Haupt, preßte die Lippen zusammen und ließ den Sturm über sich ergehen. Ein Sturm war's in der That. Duries ganze Leidenschaftlichkeit kam zum Ausbruch, alle sonstige Selbstbeherrschung durchflutend und überwältigend. Und in die bittern Worte, die er dem armen Duncan sagte, mischten sich leider auch solche ein, die nicht wie die meisten der Wahrheit entbehrten. Denn er endigte seinen Zorneserguß damit, daß er sagte:

„Es ist nicht so schwer, herauszukriegen, warum Ihr mir das anthut. Die Goldschmiedsenkelin steht dem Herrn George Duncan nicht an. Ihm wird keine andre gut genug sein als das vornehme Edelfräulein, eine Erskine.“

Da fuhr Duncan zusammen. Die Blässe, die zuletzt sein Gesicht allein noch bedeckte, wurde noch intensiver. Er stammelte einige bebende, erregte Worte, doch sie erstarben ihm auf den Lippen.

„Ja, ja," wiederholte Durie, seine Stimme noch mehr erhebend, „eine Erskine von Blackgrange, so arm sie auch ist, ist ein besserer Preis, während eine hübsche Maid aus Eurem Stand — doch sie ist ja nicht einmal aus Eurem Stand. Ich bitt' Euch, wohl zu bedenken, Meister George Duncan, wenn's beliebt, daß mein Enkelkind aus vornehmem Blute stammt von Vaters Seite und es mit den Erskines also wohl aufnehmen kann. Aber geht nur Eurer Wege! Ich zwing' Euch wahrlich nicht. Wenn's Euch so paßt, so geht doch noch morgen früh hinaus nach Holyrood und bittet den Stallmeister der papistischen Königin um Fräulein Helens Hand. Wollen sehen, was der für ein Gesicht dazu machen wird über den schmucken Freiwerber, den Goldschmiedslehrling, dessen Vater nichts weiter als ein armer Pächter in Dundee ist."

Da erhob Duncan den Kopf und sagte mit leiser, zitternder Stimme: „Herr, mein Vater ist ein braver, rechtschaffener Mann, ist Gottes treuer und wohlangesehener Diener. Von mir mögt Ihr sagen, was Ihr wollt, aber seinen Namen laßt unangetastet!"

Durie aber diente diese Erwiderung als Tonschlüssel gleichsam zu einer neuen Melodie seiner Strafrede. Er habe immer gedacht, George liebe seine Familie und mühe und plage sich um ihrer Wohlfahrt willen. Aber das sei ja nun klar, daß dies alles nicht stichhaltig gewesen, da er so ohne weiteres die Gelegenheit von sich wiese, wodurch er seiner ganzen Sippe zu Reichtum und Wohlfahrt helfen könne, und das alles aus Eitelkeit und Ehrgeiz, oder wie er es sonst nennen wolle.

George wartete still, bis Durie ausgeredet, dann sagte er mit nur ein paarmal schwankender Stimme: „Meister, ich habe Euch nicht erzürnen noch undankbar sein wollen. Wäre ich das, so hätte ich alles verdient, was Ihr mir gesagt, und mehr. Denn Ihr habt an mir wie ein Vater gehandelt vom ersten Tage an, wo ich zu Euch kam als vierzehnjährig Bürschlein. Nicht kann noch will ich Euch dies je vergessen. So lebt denn wohl, Meister, und Gott segne Euch! Er wird es Euch einst alles offenbar machen, das ist mir gewiß."

Und so ging Duncan, und Allan Durie sah ihn, seinen Liebling und erkorenen „Schwiegersohn", scheiden, ohne ihm auch nur ein freundlich Wort noch zu gönnen oder ihn anzusehen.

Doch in der Nacht, die darauf folgte, da mußte er „den Lohn dafür zahlen", wie er später sagte. Da lag er auf seinen Knieen und schrie zu Gott in tiefer Reuequal: „Herr, ich habe wider Dich gesündigt." Und er mußte lange harren, bevor er die Antwort vernahm: „Der Herr hat Deine Sünde von Dir genommen," ehe er Frieden fand.

So aufrichtig indes seine Reue auch war, daß er also dem „Satan Raum gegeben" habe, fühlte er doch keineswegs sich geneigt, George Duncans Verhalten milder zu beurteilen und den „schnöden Undank" zu entschuldigen. Vergeben wollte er ihm wohl, gewiß, war ihm selbst doch auch vergeben worden, und wollte er doch ein treuer Jünger des Herrn sein, aber mit ihm wieder reden, ihn um sich sehen, nein, das nicht, nimmer!

George aber dachte an seinen bisherigen Meister und Wohlthäter ohne einen Schatten von Groll. Denn schweres Leid vernichtet nicht nur jedes andre Leid, es verbannt auch jedes andre unrechte Gefühl. Und das Herz des armen George wollte schier vergehen unter der Last dieses seines ersten großen Leides.

Anfangs war es ihm nicht schwer gefallen, seines Meisters bittere und unverdiente Vorwürfe geduldig anzuhören. Sie prallten an ihm ab wie an guter Rüstung. Dann aber ward, vielleicht nur aufs Geratewohl, ein Pfeil ihm entgegengeschleudert, der einen offenen Punkt in seinem Harnisch traf und ihn bis ins Herz hinein verwundete. Ach, es war ja Wahrheit, die ihn hier durchfuhr. Er konnte kein Wort von dem, was Durie über Helen Erskine fallen ließ, Lügen strafen, und doch konnte ihm keine größere Grausamkeit widerfahren. Durch diese rauhe Berührung fiel sein holdes Traumgebild, das stilles Denken und Sinnen mit allen Farben ausgeschmückt, in sich zusammen. George hätte nie, kaum mit sich selbst, davon reden können; das Bild vertrug das nicht, wie ihm Duries derbe, schonungslose Worte hinreichend bewiesen. Es schwand vor ihm im Augenblick dahin wie ein Elfenreigen im Morgenlicht. Wie durfte er, George Duncan, der gestern noch ein Goldschmiedslehrling und heut ein herrenloser Handwerker war,

seine Augen zu solchem Preise aufheben? Er hätte über diesem Bedenken seiner Vermessenheit lächeln mögen, ja, er lächelte wirklich, aber darin barg sich tieferes Leid als in der reichlichsten Thränenflut.

So wurde George Duncan berufen, einen ihm noch unbekannten Weg zu gehen, den des Herzeleids und des Kampfes. Es konnte nicht anders sein. Seine Natur war wohl eine stille, aber tief angelegte; was er empfand, Freude wie Leid, es nahm ihn ganz hin. Und diese seine Liebe zu Helen, die seine Vernunft als aussichtslos und thöricht erkannte, war in der Stille und Verborgenheit, darin sie erwuchs, mit seinem innersten Wesen verschmolzen und verwachsen.

Doch jene Tage und Nächte voll tiefen Leides wurden zu kräftiger Hilfe, fortan weiser, treuer und tapferer durchs Leben zu gehen. Er lernte mehr aus ihnen, als er durch irgend etwas andres hätte lernen können. Bekanntlich redet man von einem elektrischen Experiment, das in einem dunkeln Zimmer auf Goldblattbuchstaben einen Funken hervorruft, durch welchen dann entweder ein einzelner Buchstabe oder eine ganze kleine Geschichte in feurigen Zügen hervortritt und lesbar wird. So waren auch George, freilich schon vor so langer Zeit, daß er sich solcher „Einschrift" nicht mehr erinnern konnte, goldene Lettern in die Seele gedrückt worden, Worte etwa wie die: „Ich bin Dein Gott." „Ich habe Dich je und je geliebt." „Ich bin mit Dir." Er hatte dann gemeint, diese Schrift gar wohl zu kennen. Doch als das helle Licht des Tages sich verbarg, als ein ach, nur zu trübes Dunkel an dessen Stelle trat, da konnte er zuerst diese Schrift nicht erkennen, da sah er sie sogar kaum. Dann aber kam ein helles Licht von oben; wie ein Blitz erleuchtete es die Schrift, und nun trat dieselbe deutlich aus dem Dunkel hervor und brannte und glühte in lebendigem Feuer. Dieser Moment wog viele Stunden der Dunkelheit auf und bot reichen Ersatz, selbst wenn er nur vorübergehend ihm beschert worden wäre. Doch George bewahrte ihn für sein ganzes Leben.

So sagte er denn, ob auch mit Weh und Leid, so doch fest und tapfer, dem Traume seines Herzens lebewohl, dem Traume

von einem allzuviel Selbstsucht in sich schließenden Lebensglück. Doch jenem andern Traume sagte er nicht lebewohl: die, welche er liebte, „ganz glücklich“ zu machen, indem er ihr den schmerzlich ersehnten verlorenen Bruder wieder zuführte. Im Gegenteil, an diesem Traum hielt er fester denn je, und sein Entschluß, demselben zur Erfüllung zu helfen, gewann täglich an Reife und Festigkeit.

Gleich nach jenem verhängnisvollen Zwiegespräch mit Meister Durie begab er sich zunächst in die Heimat, nach Dundee, seine Eltern und Geschwister zu besuchen. In dieser Zeit war es, wo jene weltberühmte Tragödie ganz Schottland aufs mächtigste bewegte, bis in die fernsten Teile und Kreise hinein. Der an Henry Darnley vollzogene Mord erfüllte ebenso das Herz Meister Allan Duries in seiner Werkstätte als das des großen Lord Wedderburn in seiner Ahnenhalle, und so auch das stille Heim George Duncans im trauten Thal der Sidlawberge und zwar mit Zorn und Abscheu gegen den Thäter. Die hierdurch herorgerufenen Gefühle wie die nimmer enden wollenden Gespräche über dies Ereignis wurden für George zu heilsamer Ablenkung. Schließlich jedoch sehnte er sich wieder nach Arbeit, und so kehrte er denn auch bald zurück nach Edinburg.

Auf Anraten seines Vaters suchte er hier den sehr geschätzten Uhrmacher und Goldschmied Patrick Lindsay auf, um bei ihm Arbeit zu erlangen. Diesem wackeren Meister gebührt die ehrenvolle Anerkennung, daß er in den ersten Tagen der Reformation, lange bevor John Knox aus seiner Verborgenheit hervortrat, sich offen und freimütig zu Jesu Christo bekannte. Daneben war er ungewöhnlich geschickt und besonders als Uhrmacher ausgezeichnet und berühmt. Was einem Allan Durie nur Geschäft, einem George Duncan eitel Kunst war, das ward einem Patrick Lindsay zur Wissenschaft.

Dieser biedere Mann war es nun wohl zufrieden, einen so guten Gehilfen wie George als „sein Kind“ zu erlangen, wie die Meister damals ihre Arbeiter zu nennen pflegten. „Ich habe einen Silberbecher gesehen, den Ihr, Duncan, für Se. Hoheit Lord Murray gezeichnet habt,“ sagte er, „und wer das konnte, der weiß, wie er Auge und Hand zu brauchen hat.“

Von solch gütigem Entgegenkommen ermutigt, rückte George nun mit dem Wunsche heraus, auf Reisen geschickt zu werden.

„Wartet doch nur Eure Zeit ab, George!“ lautete hier der Bescheid, und nun ward zwischen den beiden auch nicht ein Wort mehr darüber geredet.

Meister Patrick gab George alsbald eine Menge von Arbeiten und zwar solche, worin dieser Meisterschaft besaß, wo sowohl künstlerischer Geschmack als Sorgfalt und Geschick erforderlich war. Der Gewinn entsprach den Forderungen. Weislich sparte George ihn für seinen Traum und dessen Ausführung auf. Aus den während der Lehrzeit gesammelten Ersparnissen mochte er nichts dazunehmen, denn diese hatte er für Bruder John aufgespeichert, damit dieser die Kosten seiner Lehrzeit einmal davon bestreiten könne. Darum mußte denn eine beträchtliche Zeit vergehen, selbst bei der größten Enthaltsamkeit und Einschränkung, bevor George genug zusammengespart hatte, um nach Frankreich reisen zu können.

Dieser Termin sollte früher eintreten, als er geahnt, und nicht von seinem kleinen Fonds abhängig sein. Patrick Lindsay war ein treuer Freund von John Knox und mit allen wohlgesinnten Gliedern, auch mit den Edelleuten der Gemeinde, auf herzlich freundschaftlichem Fuße. Sie alle hielten große Stücke auf ihn und vertrauten ihm unbedingt. Als nun diese Spitzen der Gemeinde einen zuverlässigen Boten suchten, um einen Brief von großer Wichtigkeit in die Hände des Lord Murray in Paris zu befördern, wohin sich dieser sehr bald nach dem Morde Darnleys begeben, waren sie es gar wohl zufrieden, daß Lindsay ihnen einen solchen vorzuschlagen wußte. Es könnte keinen sicherern und geschickteren Agenten geben, keinen, der mehr dazu geeignet sei, meinte sein Meister. Zunächst befähigte George Duncan dazu seine so ruhige, maßvolle Art, seine Klugheit und Diskretion; sodann konnte er Aufträge für seines Meisters Geschäft besorgen und damit sicher allem Verdachte entgehen.

Voller Dank hierfür ging George zu Helen und erbat sich von ihr die nötigen Unterweisungen und Winke behufs ihrer Verwandten in Paris. Freilich erfuhr sie nichts weiter, als daß er

als Meister Lindsays Gehilfe dorthin ginge und es doch schade wäre, eine so günstige Gelegenheit, Kunde von ihrem Bruder sich zu verschaffen, ungenützt vorübergehen zu lassen. So gab sie ihm denn freudigen und dankerfüllten Herzens alle ihr irgend zu Gebote stehende Auskunft. Sie hatte keine Ahnung, daß er seit längerer Zeit bereits mit großem Fleiß und gutem Erfolg sich die Kenntnis des Französischen erworben hatte nur für diese ersehnte Expedition nach dem verlorenen Bruder.

Wohlbehalten kam er in Paris an. Er übergab Lord Murray jenen wichtigen Brief und verkehrte bald in herzlichster Weise mit den schottischen Herren in seinem Gefolge, was wohl ganz natürlich war bei der Gleichheit der Interessen und Sympathieen in Politik und Religion und inmitten einer völlig fremden Riesenweltstadt.

Doch verlor er keine Zeit, ernstliche Nachforschungen nach der Familie der de Salgues zu beginnen; indes fand er zu seinem großen Leidwesen nur zu bald, daß sie ohne Erfolg blieben. Eines Tages sann er noch darüber nach, welchen Weg er nun wohl einzuschlagen habe, Arthur aufzufinden, da wurde er von Sir Nikolas Elphinstone aufgefordert, mit einigen der Beamten vom Hofstaat Lord Murrays ihn zu jener Predigt des Hugenottenpastors im Saal des Palais des Prinzen de Condé zu begleiten. Dadurch fand er Arthur, aber in welcher Verfassung, leiblich wie seelisch!

Ein Wunder ist's also nicht, daß er diesen während der nun folgenden langen Krankheit in treuester, brüderlicher Liebe pflegte. Dabei quälte ihn große Sorge und Angst um Arthurs Innenleben. Er war sich völlig klar, daß auch Helen solche empfinden würde, da die eine große Hauptsache nicht das Leben oder Sterben hier, sondern das, was danach kommt, ist. Aus dem aber, was Arthur in seinem Delirium äußerte, war gar wenig Tröstliches zu entnehmen. Mitunter freilich hörte er abgebrochene Worte des Gebets, doch in diese hinein mischten sich leichte, französische Verse, einzelne Brocken von zwischen Ernst und Frivolität auf und abschwankender Unterhaltung und dann wieder rührendes Flehen, an Mutter und Schwester gerichtet, zu ihm zu kommen. Es waren darum gar schwere Wochen für den armen George; ihm bebte oft das Herz

beim Gedanken an die Rechenschaft, die er ihr davon zu geben haben werde. Doch der Herr blieb allzeit seine Zuflucht. Als er später von dieser Zeit einmal sprach — selten genug geschah dies — da sagte er: „Es war eine schlimme Zeit, Herr Arthur! Jeder meinte, Ihr würdet sie nicht überstehen. Doch ich ergab mich in des Herrn Willen. Vier Anker warf ich aus: Gebet, Glaube, Hoffnung und Geduld, und sehnlich schaute ich nach dem Lichtwerden aus."

Siebzehntes Kapitel.

Das Licht bricht durch.

„Du würdest Gott nicht suchen, hätte
Er Dich nicht schon gefunden.“

Einige Tage nach jener früher berichteten Unterhaltung zwischen Arthur und George saß der letztere an dem heute offenstehenden Fenster in Arthurs Krankenstube und las diesem vor. Das Wetter war heiß und schwül, was wohl zum Teil die Ursache war, daß Arthurs Kräfte nur langsam sich wieder hoben. Dieser verhielt sich meist schweigsam und das ganz besonders über die Dinge, von denen mit ihm zu reden George am allermeisten am Herzen lag. Aber, so schmerzlich dies dem letzteren auch war, er wagte es nicht, solch Schweigen zu unterbrechen. Konnte doch eine Erregung für Arthur leicht einen Rückfall seiner Krankheit bringen und infolgedessen all sein Sehnen und Hoffen für immer zerstört und vernichtet werden.

Doch hörte der arme Patient ihm gern zu, wenn er ihm vorlas, und so hatte George ihm bereits den größten Teil der Evangelien nahegebracht. Daran aber lag George am meisten, da, ob auch „alle Worte des Herrn lauter sind und im Feuer bewährt,“ die Evangelien sein besonderes Kleinod waren, zumal alles, was darin speziell vom Heiland geschrieben steht. Aus ihnen schöpfte er alles; sie waren seines Fußes Leuchte. Sein ganzes inneres Geistesleben hatte sich hauptsächlich von dieser Kost genährt, hatte daraus seine Färbung und Grundstimmung entnommen. Darin unterschied er sich wohl am meisten von seinen Zeitgenossen, die sich mehr in das Alte Testament und sodann in die Episteln als in die Evangelien zu versenken pflegten.

An diesem Tage nun las George Duncan die Geschichte der Samariterin am Brunnen vor, Joh. 4. Doch der arme Arthur ward, wie das öfters geschah, von seiner Schwäche übermannt und schlief ein. Im Traum jedoch trat das soeben Gehörte in vollster Lebendigkeit wieder vor seine Seele. Er fühlte sogar die Glut der syrischen Mittagssonne; er blickte hinein in die kühlen Fluten des geweihten Brunnens und hatte ein deutliches Bewußtsein davon, daß auf dem niedrigen Rande dieses Brunnens jemand saß, jemand, der auch müde war und der doch zu allen Müden gesagt: „Ich will Euch Ruhe geben für Eure Seelen," jemand, den dürstete und der doch zu allen Dürstenden sprach: „Ich gebe Euch lebendiges Wasser." Arthur war ebenfalls müde, wachend sowohl wie im Traum, müde, und sein Innerstes lechzte und dürstete nach Wahrheit, nach Friede, nach Leben. Das wollte er eben aussprechen, gerade noch gewahrend, wie das Gefäß in den Brunnen hinabgelassen wurde, ja, er hörte das Plätschern des kühlen Wassers — da erwachte er und sah mit wahrem Schmerz, daß er sich getäuscht, daß alles verschwunden war.

Freilich, das, was er im Traume erblickt, war verschwunden, der glühende Himmel Syriens, der Jakobsbrunnen, auch der, welcher an dessen Rande saß und mit ihm die Ruhe und Hoffnung, die Seine Gegenwart mit sich brachte. Nur George Duncan saß noch da am offenen Fenster und las eben folgende Worte: „Ich bin das Licht der Welt; wer Mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben."

„Also gibt es doch Licht," dachte da Arthur, „und Jesus Christus ist der, welcher solches Licht uns darbietet; Er gibt es denen, welche Ihm nachfolgen. Was ist es aber eigentlich um solches Nachfolgen? Ist damit gemeint, der Kirche nachfolgen? Nein, das gewiß nicht, denn da findet sich allzuviel Dunkelheit und kein Licht. Aber was denn? Mich dünkt, das, was jene arme Hugenottenfamilie zu Poitiers erfahren und erkannt hat und dort George und meine Schwester Helen. Diese alle haben sicher jenes Licht des Lebens. Doch die Bekenner der neuen Lehre sagen, daß gute Werke nichts wert sind, daß es nicht das Geringste darauf ankommt, ob wir Gutes oder Böses thun. Das klingt mir aber

allzu sonderbar. Vielleicht habe ich es falsch verstanden; ja, so wird es sein. Ich habe in Wedderburn niemals richtig hingehört, stets andres im Sinne gehabt, wenn Pfarrer James uns Gottes Wort vorlas und auslegte."

„Sage, George," fragte er jetzt, den Lesenden unterbrechend, voll Eifers: „Glaubst Du denn auch, daß nichts darauf ankommt, ob Du Gutes oder Böses thust?"

George schaute ein wenig verwundert zu ihm auf ob dieser plötzlichen Frage, die mit dem, was er eben vorgelesen hatte, so ganz ohne Zusammenhang schien. „Glaubt Ihr das denn, Herr Arthur?" fragte er dann, „oder glaubt das überhaupt ein denkender Mensch, es sei denn, daß sein Gewissen völlig in ihm erloschen ist?"

„Ich? Nun, ich habe freilich guten Grund, zu wissen, daß sehr viel darauf ankommt," erwiderte Arthur, „denn, hätte ich nicht soviel Unrechtes gethan, so würde ich ja überhaupt gar nicht mich hier befinden."

Dieses Zugeständnis zu machen, wurde Arthur keineswegs leicht, doch es war ihm, als müsse er es machen und zwar je eher, je besser. Nun dies geschehen war, wandte er sich wieder zu dem vorhin beregten Gegenstand: „Schau, George, die Katholiken sagen: Ihr glaubet, daß ein Mensch nicht durch seine guten Werke selig wird, darum könne er soviel Böses thun, als er Lust habe, wenn er nur Glauben habe. Das kann doch aber keine Nachfolge Christi sein?"

Während Arthur also sprach, rüstete sich George zu der Aufgabe, jenen ältesten und weitverbreitetsten Einwand gegen die evangelische Lehre aus dem Wege zu räumen, und sprach nun also: „Herr Arthur, wenn ein kleines Kind allein gelassen wird in einem Hause und mit Feuer spielt, so wißt Ihr, was die Folge ist. Doch vielleicht vernimmt ein guter Freund oder Nachbar des Kindes Schmerzensruf, wenn es die Flammen erfaßt haben, und kommt und rettet es, ob er auch das eigne Leben dabei aufs Spiel setzt. Würde nun das Kind denken: Es hat mit dem Feuer nichts auf sich, und sich fortan nicht mehr davor fürchten und hüten?"

„Das ist allerdings höchst unwahrscheinlich,“ meinte Arthur lächelnd.

„Wartet, bitte! Ich bin noch nicht zu Ende. Der, welcher uns aus dem Feuer gerettet hat, that mehr, als das Leben riskieren — er gab es wirklich dran. Die Flammen haben Ihn als ein heilig Brandopfer verschlungen, damit sie keine Macht mehr über uns hätten, ja, daß sie uns kein Härlein unsres Hauptes versehrten. Doch indem er das that, gebot er uns: „Spielet hinfort nicht mehr mit dem Feuer, rühret es auch nicht an, bedenket, was es mich gekostet hat!“

Regungslos lauschend lag Arthur da. Erst nach einer geraumen Weile sagte er: „Ich glaube, nun verstehe ich’s.“

„Der Herr wird Euch helfen, es immer besser zu verstehen, wenn Ihr Ihn bittet.“

Da heftete Arthur seine großen, sinnenden und tieftraurigen Augen, darin Zweifel, Schmerz und brennendes Verlangen zugleich sich spiegelten, auf das friedevolle, stille Antlitz Georges.

„Ach, mein guter George, sieh, ich habe gebeten und gefragt und keine Antwort erhalten. Ich habe angeklopft, doch niemand hat mir aufgethan, und nun bin ich irre und bange geworden, ob überhaupt jemand da ist, mir zu antworten und aufzuthun?“

Da ging über Georges Antlitz ein unbeschreiblich schmerzlicher Ausdruck, darin auch Befremdung und Betroffenheit lag. Bisher war er noch nie jemand begegnet, dem alles wankend und ungewiß geworden war. Er blickte um Hilfe flehend empor und erwiderte dann ruhig: „Daß „niemand“ da sei, kann ich Euch jedenfalls als einen Irrtum bezeugen; denn seht, ich habe gerufen und Antwort empfangen; ich habe angeklopft, und mir wurde die Thür aufgethan.“

„Das mag sein; andre haben’s mir auch schon versichert, und das hat mich vor der Verzweiflung gerettet. Ich habe es nie vergessen, selbst als ich die letzte Planke verlor, daran ich mich geklammert, den letzten Haltepunkt des alten Glaubens: das Opfer der Messe.“ Diese letzteren Worte sagte Arthur leiser und nicht ohne Widerstreben.

„Gott sei gelobt dafür!“ rief da George voll Inbrunst aus.

„Sage das nicht!“ entgegnete Arthur bitter. „Wie könntest Du wohl Gott dafür danken, daß Er Dir alles nahm und Dich als einen für dieses und jenes Leben zum Bettler gewordenen Menschen ohne jede Hoffnung und Aussicht daliegen ließ?“

„Ich sage auch nicht, Herr Arthur, daß Ihr Ihm bereits jetzt zu danken vermöget, doch Ihr werdet es eines Tages noch thun, denn Ihr befindet Euch in Seiner Schule, ob Ihr auch den Lehrmeister noch nicht kennt. Zwei gute Lektionen habt Ihr bereits gelernt: erstens verlangt Ihr danach, Eurer Sünden los und ledig zu werden, und zweitens wißt Ihr, daß der Priester Euch nicht los und ledig machen kann.“

„Gewiß, Vergebung meiner Sünden muß ich haben,“ erwiderte Arthur, „sonst muß ich vergehen. Doch mehr noch muß ich haben: volle Wahrheit über Gott und dann über mein eignes Herz. Ich muß wissen, daß er mich liebt, mich nicht verwirft. Und thut Er das, wird Er mich dann gut machen und mir Frieden schaffen, Frieden mit Ihm und mit mir selbst?“

„Nun, Herr Arthur, Ihr verlangt nach Wahrheit, nach Leben und Frieden, das sind ja just die Gaben, die unser Herr Jesus uns vom Himmel herniedergebracht hat.“

„So steht es in den Evangelien, das weiß ich. Eine Menge solcher Worte des Trostes stehen darin, wie: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ „Ich bin das Licht der Welt.“ „Ich gebe Euch Ruhe für Eure Seele.“ „Meinen Frieden gebe ich Euch.“ Doch, George, sind diese Worte auch volle Wahrheit?“

„Gott hat sie ausgesprochen, Herr Arthur!“ erwiderte George in der ihm eignen, ruhigen, festen Zuversicht.

„Doch könntest Du Dich und Ihr Evangelischen alle Euch nicht ebenfalls täuschen, wie ich mich über die Messe, über alles in unsrer Kirche getäuscht?“

„Nein, Herr Arthur, die Sache verhält sich anders. Eine Predigt, wie wir beide sie damals gehört, als ich Euch wiederfand, kann die ganze Messe wie all Eure Priesterweisheit umstürzen und zunichte machen, weil's eitel Menschenfündlein sind, auf die sich niemand verlassen kann. Dieses teure Buch aber und jedes Wort darinnen wird bleiben und bestehen in Ewigkeit. Wo und wie Ihr

es auch probieren mögt, es wird die Probe wohlbestehen, mögt Ihr nun den Prüfstein anlegen durch die Geschichte oder durch die Vernunft oder auch nur durch den schlichten Menschenverstand oder durch die Erfahrung des eignen Herzens und Lebens, welche letztere Probe ich allerdings für die weitaus beste halte. Unser Herr Jesus sagt heute noch, wie Er damals that: „Kommt und sehet!‟"

„George, ich möchte kommen, wenn ich nur könnte!"

„Wenn Ihr meinet, Ihr könntet nicht kommen, so sehet! Denn, Herr Arthur, sehen und kommen ist im Grunde dasselbe, da Er Euch zur Seite steht, Sich nach Euch umsieht und auf Euch wartet."

„Wie, Er steht mir zur Seite?"

„Ganz gewiß thut Er das. Ihr dächtet doch sicher nicht schon so lange Zeit an Ihn, wenn Er nicht längst schon an Euch gedacht hätte."

„So glaubst Du wirklich," erwiderte Arthur zaghaft, „daß — daß Er mich liebt?"

„Fragt Ihn nur selbst, lieber Herr Arthur, und seht, hier habt Ihr Sein Wort, aus dem Ihr es erfahren werdet."

Da griff Arthur nach dem schlichten, abgenutzten und doch so überaus kostbaren Buche und fragte: „Willst Du es mir wohl ein Weilchen überlassen?"

„Von ganzem Herzen gern. Doch, Herr Arthur, wie Ihr wißt, muß ich jetzt fortgehen. Wird es Euch auch nicht unangenehm sein, jetzt allein zu bleiben?"

„Im Gegenteil, es ist mir erwünscht."

George sorgte nun noch für alle etwaigen Bedürfnisse seines Patienten und ging dann leise hinaus.

Zwei Stunden verflossen, bevor er wiederkam. Er fand Arthur eingeschlafen; auf seinem Antlitz lag ein Ausdruck der Ruhe; das Neue Testament lag offen ihm zur Seite. Es verging eine ganze Weile, bevor er erwachte. Er sah auf; George fragte ihn jetzt, ob er sich besser fühle.

„Wohl, mein Jörge!" sagte er freundlich. „Ich verlasse mich auf den lieben Heiland, daß Er mir Sein Wort nicht brechen, sondern mir Vergebung und Licht in die Seele senken wird." Nach einer

Pause fügte er hinzu: „So ein wenig Lichtschein muß Er mir wohl schon gegeben haben, sonst hätte ich doch das, was Du mir vorhin sagtest, nicht als wahr erkannt.“

Spät am Abend war's, da sagte er zu George, der im gleichen Zimmer schlief: „Jörge, ich möchte, Du erklärtest mir bald einmal die ganze Lehre des Evangeliums und lehrtest mich den Unterschied vom Glauben der katholischen Kirche.“

„Die Lehre des Evangeliums, Herr Arthur? Ei, die kennt Ihr doch jetzt selbst schon. Ihr wißt ja seine frohe Botschaft: Gott hat Euch lieb und vergibt Euch Eure Sünden um des lieben Heilandes willen, und daß Er alles hat, was Ihr braucht für dieses wie für jenes Leben, und es Euch gern geben will ohne Geld und umsonst.“

Dieser Tag wurde für Arthur der Anbruch eines neuen Tages; es begann ein neues Leben, das kein Ende mehr haben, nimmermehr untergehen konnte jetzt und in Ewigkeit.

Achtzehntes Kapitel.

Was indes in Schottland geschah.

„Wechsel und Wandel ist hier unser Los;
Tief sinkt in den Schatten, was hell einst und groß;
Drum wollet nicht trauern um die, die dahin!
Hier wankt alles Große und menschlicher Sinn.

Von jenem Tage an hoben sich auch Arthurs leibliche Kräfte zusehends. Bald konnte er sein Lager, dann sein Zimmer verlassen, einen kurzen Ausgang machen oder draußen sitzen in diesem oder jenem öffentlichen Garten. Viel Güte und Freundlichkeit ward ihm erwiesen, sowohl von seinem hohen Gastgeber, Lord Murray, als von dessen Gefolge. George Duncan blieb nach wie vor sein steter, treuer Gefährte.

Es währte nicht lange, so erfuhr Arthur, daß sich unterdessen gar seltsame Dinge in der Welt um ihn her ereignet hatten. Nicht in der immer heiteren Pariser Welt — mit dieser hatte er nichts mehr zu thun und wollte auch nie wieder etwas zu thun haben — nein, ihn umgaben jetzt Schotten, und schottische Interessen und Kämpfe nahmen ihn völlig in Anspruch. Es war ihm, als ob ihn jeder für einen jener Siebenschläfer im Märchen ansähe, der nach ein paar Jahrhunderten zu der Welt der Lebendigen zurückkam. Und doch war Arthur nicht viel über zwei Jahre nur von daheim fern gewesen. Dazu trug wohl bei, daß George, entweder mit oder ohne Absicht, ihm nichts von alledem mitgeteilt hatte, was in der großen Welt während seiner Krankheit geschehen war, und in den trüben Monaten, die dieser vorangingen, befand sich Arthur in so völliger Vereinsamung, daß kaum auch nur ein Gerücht von dem, was damals jedes Schottenherz aufs tiefste bewegte und im

ganzen Kontinent mächtigen Widerhall fand, an sein Ohr gedrungen war.

So kam es, daß er, als er zum erstenmal sein Krankenzimmer verließ, eine ganz harmlose Frage wegen „ihrer Königlichen Majestät Maria" aussprach in Gegenwart von mehreren aus Lord Murrays persönlicher Umgebung. Diese Frage aber machte seine ganze Unwissenheit offenbar und rief darum einen wahren Hagelschauer von verwunderten Ausrufen und von, wie ihm schien, widerspruchsvollen Belehrungen hervor. „Wo habt Ihr nur all die Zeit über gesteckt?" fragte ein Schotte in mitleidiger Geringschätzung, weil er entdeckt, daß Arthurs Kenntnisse der schottischen Politik mit der Vermählung der Königin und Lord Darnleys ein Ende hatten.

Arthur blickte ihn ganz verblüfft an, so daß ein andrer wohlmeinender, aber derber Schotte halblaut sagte: „Der arme Junge hat, fürchte ich, seinen Verstand verloren, ist ein Idiot."

In diesem Wort war zufällig mehr Wahrheit, als der Sprecher selbst sich dessen bewußt war. Denn „Idiot" soll ursprünglich nur jemand ohne Sinn und Anteil für politische Dinge bezeichnen; diesen Vorwurf aber verdiente Arthur, daß er bisher in mehr als einer Richtung nur sich selbst gelebt hatte.

Nachdem er seiner Verwunderung, auch zum Teil seinem Unwillen Raum gegeben über die Art und Weise, wie man von der Königin zu reden gewagt, verfiel er in Schweigen, was sicher das weiseste war. Draußen aber, als er mit Duncan im Freien saß, fragte er ihn, was denn das alles bedeute.

„Ich habe immer gemeint," sagte er, „daß das Volk wohl zufrieden sei mit unsrer Königin Regiment, und daß unser Lord Murray hier und die andern Häupter der „Kongregation," wie sie heißen, die Staatsgewalt hauptsächlich in Händen hätten."

„Jawohl, Herr Arthur, es schien auch so. Aber das Herz der Königin war diesen niemals zugethan noch irgend einer guten Sache. Sie ist auf Abwege geraten vom ersten Tage an, wo sie als Gottes Gericht für unsre Sünden zu uns kam."

Und nun erzählte George, was in diesen letzten drittehalb Jahren geschehen war. Natürlich berichtete er von seinem Gesichtspunkt, von dem seiner Partei und Rangstufe aus; moderne Kritiker

würden wohl manches darin zu mildern und vieles zu erklären finden, doch vielleicht nicht allzuviel zu ändern, wenigstens nichts, was den wesentlichen Sachverhalt angeht. George sagte mit dürren Worten: „Die schöne Königin hatte eben kein Herz für Christi Evangelium, obschon dieses ihr durch Pfarrer John Knox selbst gepredigt worden war," — ein großer Vorzug in Georges Augen, der jedoch auf Arthur ohne jeden Eindruck blieb. „Sie ist hartnäckig und harten Herzens geblieben, eine unbeugbare Fürstin. Vollends ihre Heirat mit Henry Darnley, der Hauptstütze der Hoffnungen Roms in England, ward als eine offenbare Kundgebung ihrer geheimen Pläne und Absichten angesehen, ja, als ein Schritt zur bereits angestrebten Wiederherstellung des Papsttums in schottischen Landen."

Da aber unterbrach ihn Arthur und meinte: „Das zu sagen, George, ist nicht schwer, aber wohl es zu beweisen. Bist Du auch Deiner Sache ganz sicher, daß die Königin das angestrebt hat?"

„Ohne Zweifel, Herr Arthur! Ihr Benehmen später, als die Herrschaft in ihre Hände kam, hat es nur zu deutlich bewiesen. Habe ich doch selbst mit diesen meinen Augen die Altäre gesehen, die sie in der St. Gileskirche errichten lassen wollte, und solltet Ihr nichts von der katholischen Liga gehört haben?"

Das konnte der einstige Page des Herzogs von Guise natürlich bejahen.

„Seht, Herr Arthur, dabei hat Lady Maria ihre Hand im Spiele gehabt. Also wie sollten wir wohl noch ihren freundlichen Worten, daran sie es uns nicht fehlen ließ, viel Glauben schenken, da wir wußten, ihr Name war unter den Führern der Liga, und da sie gelobt hatte, mit Feuer und Schwert die Bekenner des Evangeliums zu vertilgen? Als Gattin eines Henry Darnley meinte sie, die sämtlichen Papisten Englands gleichsam am Bändel zu haben, und wie sollte es den getreuen Bekennern des Evangeliums dann ergehen? Das wußten die Herren von der Kongregation gar wohl, auch unser Vater John, wie der denn überhaupt fast alles weiß, zunächst durch den von Gott ihm verliehenen Scharfblick, von der Erleuchtung durch den Geist Gottes noch zu schweigen," schaltete George hier ehrfurchtsvoll ein. Dann erzählte

er weiter von dem mißglückten Versuch Lord Murrays und andrer eifriger Protestanten, die Vermählung Marias mit Darnley zu hintertreiben, sogar durch Waffengewalt, und wie derselbe vereitelt und mit Verbannung der Beteiligten bestraft ward.

„Die Königin bekam also nun ihren Willen, und ein böser Wille war's in der That. Sie hat sich aus dem jungen Gatten auch nicht das geringste gemacht; es war freilich auch nicht viel dran an ihm. Dafür machte sie sich aber um so mehr aus einem italienischen Sänger, einem David Rizzio, ihrem Sekretär. Ach, ich will über diesen elenden, armen Menschen nicht zu Gericht sitzen, Herr Arthur, denn sein Werk ist vollbracht, und er steht nun vor seinem himmlischen Richter. Das kann ich indes wohl sagen: für uns Schotten ist es ein Unglückstag gewesen, als der in unser Land gekommen ist. Obschon er ein Fremdling war und ein Untergebener, hat er doch das ganze Königreich in Händen gehabt und beherrscht und die Königin vollends, und das war wohl schwer für uns Schotten. Und dabei lag es ja klar am Tage, daß er das Evangelium von Grund der Seele haßte. Darum trachtete er im Verein mit der Königin danach, das Parlament zu zwingen, gegen Lord Murray einen Angriff ins Werk zu setzen und zwar während seiner Abwesenheit."

Von diesem Punkte an wurde George Duncans Bericht immer trüber und schattenreicher; es thut einem allzuweh, um ihn genau hier wiederzugeben. Würden wir doch in Gebiete hineinblicken, die nur zu fern von allem, was „edel, was lieblich, was wohllautet", liegen. Fassen wir uns daher kurz! Es scheint uns, als habe der erste Akt in Maria Stuarts tragischer Geschichte damit begonnen, als die empörten Edelleute Schottlands an jener Treppe in Holyrood auf den jammervollen Rizzio „wie Hunde auf den Jagdwolf sprangen" und in ihrer Wut sich kaum genug thun konnten. Wem soll sich hierbei wohl unser Mitleid zuwenden? Jenem vergebens um Erbarmen flehenden Sänger oder der also offen beschimpften, schönen Königin, die unter hervorquellenden Thränen flüstert: „Armer Davy, gutes, treues Herz! Gott sei Dir gnädig!" Diese Thränen aber wurden später zu feurigen Funken des Zornes in dem Gelübde: „Dieses Blut soll Euch noch einmal teuer zu

stehen kommen.“ Oder bemitleiden wir den schwachen, schuldbeladenen König, der in seiner Rache ebenso feige und allen Edelmutes bar sich zeigte wie fast bei jeder That in seinem kurzen, trüben Leben, oder die verwegenen Frevler, die jenen Akt vollzogen, oder die denselben gutheißenden Leute, die es sonst redlich meinten und darum unbedenklich die Frucht solches Strafakts genossen?

Es ist etwas ebenso Trauriges als Auffallendes, wie in jener so ereignisschweren Zeit die Silberadern echten geistlichen Lebens durchflochten sind von den schwarzen oder blutgetränkten Linien weltlichen Hasses und Ehrgeizes. So sprachen Männer, wie z. B. George Duncan, von dem Morde Davies als von einer durchaus gerechten Strafe für diesen Buben, diesen Verräter, wie auch John Knox ihn bezeichnete, der also habe gerichtet werden müssen, da er durch den Arm der Gerechtigkeit nicht anders ereilt werden konnte.

George fügte freilich den Wunsch hinzu: „Wäre doch solches Strafamt so, wie zuerst geplant worden, vollzogen worden! Sie hätten ihn festnehmen sollen, verurteilen, meinethalben ihn hängen; doch das wollte der thörichte König nicht. Dieser ganze Hergang erinnert mich an einen Ausspruch des Sir David Lyndsay, den er nach der Hinrichtung des blutdürstigen Kardinal Beaton gethan hat:

„War nun auch Ziel und Zweck hier gut,
Die That bleibt bös und riecht nach Blut.“

Indes, sie war nun einmal geschehen,“ fuhr George fort, „und infolgedessen kam Lord Murray aus seiner Verbannung zurück, zur großen Freude für jedes getreue Schottenherz. Nun begann aber die Königin, es mit der Verstellung zu versuchen, und darin versteht sie sich vortrefflich. Wiewohl sie ihren Bruder, Lord Murray, im Grunde des Herzens haßt und sie noch vor kurzem ihm nach dem Leben stand, fiel sie ihm jetzt um den Hals und küßte ihn und nannte ihn ihren herzlieben Bruder und meinte, man würde sie sicherlich nicht also behandelt haben, wäre er zugegen gewesen. Und,“ fügte George hier aufseufzend hinzu, weil es ihm schwer ward, etwas zugestehen zu müssen, „Wahrheit muß allenthalben Wahrheit bleiben, und so muß ich es auch zugeben, daß Lord Murray seine Schwester aufrichtig liebhatte. Er konnte es eben nicht vergessen, daß seine Schwester das hübsche, heitere Töchterlein

König Jakobs war. Bisher habe ich wie Pfarrer Knox gemeint, das sei ein Unrecht von ihm gewesen, ihr nun beizustehen und ihre Sache zu vertreten, es sogar vom Volke zu erwirken, daß sie die alte, götzendienerische Meßwirtschaft in ihrem Schloß fortbestehen lassen durfte; auch kann ich das heute noch nicht für ganz unbedingt recht von ihm ansehen. Ach, leider, leider ist's oft gar schwer, das Richtige zu erkennen. Doch möchte ich lieber zuviel und zu leicht vertrauen und allzuschonend und rücksichtsvoll mit einem armen, schmerzerfüllten und in Irrtum befangenen Weibe umgehen als es nach der andern Seite hin versehen."

„Du wirst ja ganz warm in der Verteidigung Lord Murrays, mein Jörge! Doch mich dünkt, es bedarf solcher gar nicht. Hätte er anders gehandelt, als er that, so würde ich wenigstens ihn hassen."

„Nun, wir wollen das auf sich beruhen lassen," versetzte George aufseufzend. „Jedenfalls ist es Faktum, daß sein Herz in Liebe zur Schwester schmolz und sie tröstete und er ihr die volle Freiheit zurückzuerlangen gelobte. Jetzt wendete sie sich dem armen Könige zu, und obwohl zwischen den beiden durch das Blut Rizzios für immer eine Grenzmauer gezogen war, so that sie jetzt schön mit ihm und schmeichelte und hätschelte, bis der arme, einfältige und wenig Scharfblick besitzende Thor sich in dem Glauben wiegte, sie liebe ihn von ganzer Seele und habe ihm alles verziehen. Schließlich entfloh sie mit ihm; Euer Onkel, Herr Arthur, half ihr dabei. Sie saß hinter ihm auf dem Roß und soll gesagt haben: „Und wenn ich das Leben von tausend Menschen in der Hand hätte, ich würde Euch vertrauen.""

„Wie froh bin ich, daß ich nicht dabei war," meinte hier tiefaufatmend Arthur.

„Und warum, Herr Arthur? Ihr hättet es Eurem Onkel doch nicht zu wehren vermocht."

„Im Gegenteil, George, ich würde an seiner Stelle wahrscheinlich das Gleiche gethan haben."

„O nein, lieber Junker, das doch wohl nicht."

„Nun, das weiß ich nicht. Ein so schönes Weib, dazu unsre Königin, die Beherrscherin unsers lieben Vaterlandes, die Tochter

unsrer Könige und in solcher Not und Bedrängnis, wo sie treuer Diener mehr denn je bedurfte, und dabei so allein und voller Gram inmitten der grimmerfüllten, rauhen Männer, die ihren treuergebenen Liebling — und ihr ist er doch treu gewesen — fast unter ihren eignen Augen töteten — ich glaube, George, Du bist allzuhart im Urteil über sie."

Da umwölkte sich des letzteren Stirn; sein sonst so ruhiges Gesicht nahm einen Ausdruck an, der Arthur höchlich überraschte. Er verstand es noch nicht, daß etwas moralisch Ungehöriges auch in der mildest gearteten Seele tiefen Abscheu erwecken kann. „Herr Arthur," sagte er, „ich hab' auch mal gerufen wie die andern: „Gott segne unsre schöne Königin und sei mit ihr allzeit!" Hab' auch oft genug Lust verspürt, meine Arbeit im Stiche zu lassen und zu wandern, bis meine Füße wund wären, nur um ihr süßes Angesicht von ferne erblicken zu können. Hab' die Gehilfen im Geschäft von Meister Moßmann geradezu beneidet, daß sie von diesem öfters nach Holyrood geschickt wurden, denn sie hat selbst für so schlichte Leute ein holdes Lächeln, ein freundliches, wohlwollendes Wort. Dann dacht' ich gar oft — doch das ist alles nun vorbei. Herr Arthur, seht, ich kann Euch nicht alles sagen, was ich jetzt von ihr denke, von ihr weiß. Soviel nur sag' ich Euch: Käme ihr einmal der Einfall, eines Tages in mein trautes, stilles Elternhaus Boten zu senden, um einer meiner kleinen Schwestern zu verheißen, diese solle fortan mit ihr am gleichen Tische sitzen und aus ihrem Becher trinken und gleichwie ihr Kind gehalten werden, so würde ich sie lieber und jeden meiner Lieben in ihrem Sarge erblicken unter dem grünen Hügel des Friedhofs.

Doch ich will fortfahren. Lady Maria langte mit dem Könige glücklich in Dunbar an. Nun aber bot sie ihm Trotz und beherrschte ihn dergestalt, daß sie ihn schießlich um den Finger wickeln konnte und er dahin gebracht ward, seine ganze Beteiligung am Morde David Rizzios abzuleugnen. Darauf schlossen sich alle, die den wahren Sachverhalt nicht kannten und der Lehre des Evangeliums abhold waren, der Königin an, und so bekam sie wieder Oberwasser. Sie begab sich wieder nach Edinburg, und jetzt mußten alle, die gegen Rizzio aufgetreten waren,

sich schleunigst aus dem Lande entfernen und verstecken. Hiermit hatte sie indes noch nicht genug. Das Volk wußte es sehr wohl, daß ihre Seele in Haß gegen die reine Lehre erglühte. So deutlich trat das hervor, daß unser lieber Vater John Knox nicht mehr unter uns gesichert war, sondern sich nach Kyle wenden mußte.

Um diese Zeit wurde der kleine Prinz geboren, der Erbe von Schottlands, vielleicht auch von Englands Krone. Ein Weilchen ging es nun ganz gut mit der Königin, doch ihr Herz hatte keine Ruhe. Sie ist ihr eigner bitterster Feind gewesen, Herr Arthur!"

Darauf erzählte George in schmucklosen, ja bisweilen derben Worten die trübe Geschichte zwischen Bothwell und der Königin und dies von dem Gesichtspunkte aus, den alle seine Gefährten Maria gegenüber festhielten und, fügen wir hinzu, den alle, die vorurteilslos und gründlich der Wahrheit nachforschten, als richtig erkannt haben. Dabei zu verweilen, thut nicht wohl. Indes ist das Verbrechen, wenn auch die dasselbe vorbereitenden Schritte völlig in Vergessenheit gesunken sein mögen, doch zu kraß und zu folgenschwer, um je ganz der Vergessenheit anheimfallen zu können. In grellem Lichte schimmert dies Bild: Der arme, betrogene Jüngling von einundzwanzig Jahren, dem Maria das unselige Geschenk ihrer Hand einst gab, liegt nun einsam und krank, freudlos in dem Landhause, dahin sie ihn zu locken gewußt. Im Ohre gellen ihm ihre ominösen Abschiedsworte: „Gerade um diese Zeit im vorigen Jahre wurde Davie erschlagen." „Sie war sehr freundlich gegen mich," äußerte er später, „doch warum sprach sie gerade hiervon?" Es trat dann tiefe Stille ein, bis ungefähr zwei Stunden nach Mitternacht ganz Edinburg aus dem Schlafe aufgeschreckt ward durch ein donnergleiches Getöse — das Haus Balfour in Kirk a Field lag zur Hälfte in Trümmern, und etwa vier Ellen weiter sah man die Leichen von Henry Darnley und zweier seiner Diener. So endete das kurze, keinem nützende und jammerreiche Dasein Darnleys, nicht aber das Verbrechen, das diesen Lebensfaden durchschnitten hatte.

George Duncan hegte keinerlei Zweifel darüber, auf wem der Makel dieser Blutschuld haftete. Voll tiefen Unwillens berichtete er Arthur, wie die Königin den Urheber der That mit dem schützenden

Mantel ihrer Autorität gedeckt, wie sie ihn mit Gunsterweisungen überhäuft habe, der Gerechtigkeit sogar in den Strafe vollziehenden Arm gefallen sei und schließlich dem Thäter den Platz seines Opfers eingeräumt habe. Auch vergaß George nicht jenes nur zu durchsichtigen Schleiers zu erwähnen, damit die Königin den wahren Sachverhalt umhüllte, jener sogenannten „Gewaltthat“. „Doch der Schleier war allzu dünn,“ fügte hier George hinzu, „Freund und Feind haben ihn darum verworfen.“

Dann gedachte er voll Leides an den edlen Mann, der in Schottland jetzt wohl der einzige war, der Maria aufrichtig liebhatte und sie nun mit einem von Leidenschaft geblendeten Auge den Weg zum Abgrund dahineilen sah. Doch Lord Murray vermochte nicht, sie vor sich selbst zu retten und zu schützen.

„Wäre er in Schottland geblieben,“ so meinte George, „dann hätte er entweder Bothwells Opfer oder dessen Richter werden müssen. Deshalb ging er außer Landes, erst nach England, dann nach Frankreich.“

„Und was folgte nun weiter?“ fragte Arthur, der schweigend bisher ihm zugehört hatte.

„O, noch viel, Herr Arthur! Jene furchtbare Versündigung an Gottes Gesetzen hat jedes brave Schottenherz bis ins Innerste hinein mit Scham und Abscheu erfüllt. Unsre Geistlichen scheuen sich ebensowenig wie alle andern, dies offen auszusprechen: Es gibt bei Gott kein Ansehen der Person und nach Seinem Gesetz soll ein Totschläger des Todes sterben.“

„Bothwell meinst Du, nicht wahr? Und wenn Deine Mitteilung wahr ist, so hat das keiner mehr als er verdient.“

„Aber Bothwell hat in dieser sündhaften That nicht allein gestanden. Darum, meint das Volk, sollte er auch in der Erleidung der Strafe dafür nicht allein dastehen.“

„Aber Duncan!“ rief Arthur hier erbleichend aus.

„Nun, ich sage ja nicht, daß es dazu kommen wird. Doch, Herr Arthur, dazu ist es schon gekommen, daß Lady Maria nicht mehr unsre Königin ist, sondern eine arme, von Angst verzehrte, von aller Welt verdammte und schier vernichtete Gefangene in den Mauern von Lochleven-Castle, und über ihrem Haupte hängt das

Schwert des Todes. Also, wenn sie gesündigt hat, so hat sie auch, das weiß Gott, dafür gelitten."

„Und wer hat ihr das alles angethan?"

„Schottland, Herr Arthur! Schaut, das ganze Volk stand gegen sie auf wie ein Mann; ich meine alle, die noch Gefühl und Verstand haben und Recht und Unrecht voneinander scheiden können. Und was geschehen ist an ihr, war billig und recht, und es ist Gott nur dafür zu danken. Damit war der schwarze Fleck auf dem Schild unsrer Ehre getilgt. Nun brauche ich mich nicht mehr zu schämen, hier durch die Straßen zu gehen und nicht zu fürchten, also sprechen zu hören: „Seht, das ist auch so ein Schotte, in dessen Vaterland man die zehn Gebote nicht kennt, denn ungestraft werden auf Schottlands Thron die schwärzesten Thaten ausgeübt.""

Eine lange Pause folgte. Dann sagte Arthur, sich abwendend: „Sieh, George, da kommt, scheint mir, Sir Nikolas Elphinstone auf uns zu."

„Ganz recht; er ist's. Ich bin begierig, was er uns wohl zu bringen hat. Es ist nämlich nicht gerade seine Gewohnheit, am Nachmittag so umherzuwandern."

„Er scheint uns in der That zu suchen."

Bald darauf saß Sir Elphinstone neben den beiden auf der Bank. Es war zu merken, daß er George etwas Wichtiges mitzuteilen habe und Arthur dabei nicht ausschließen wollte. Hatte er doch diesem auch schon viel Freundlichkeiten erwiesen und das darum, weil er sich als die freilich nur indirekt schuldige Ursache von Arthurs Krankheit und Unfall ansah. Ohne viel Umschweife kam er nun mit dem, was er wollte, heraus: „George, ich will heimkehren. Heut noch verlasse ich die Stadt."

„Was ist denn geschehen?" fragte George, erschreckt auffahrend.

Elphinstone blickte prüfend zu Arthur hin. Das sah George, doch er wollte nicht als Arthurs Fürsprecher auftreten. Darum sagte er nichts weiter als: „Eben habe ich Herrn Arthur alles berichtet, was daheim bei uns in Schottland seit seinem Weggange geschehen ist."

„Und was meint Ihr zu der Geschichte, junger Mann?"

„Ich kann noch kaum etwas „meinen“. Alles erscheint mir so unsagbar traurig und fremd. Doch sagt, ist's wahr, daß wirklich die Königin — Ihr wißt, was ich sagen will — ist kein Zweifel hier möglich?“

„Wenn solcher bisher auch noch möglich war, so ist er es jetzt nicht mehr — es kann eben gar kein Zweifel mehr sein. Ich rede frei heraus in der Annahme, daß Ihr die Anschauungen Eures Oheims und Namensbruders nicht teilt, mein Herr Arthur Erskine!“

„Ihr nehmt das Richtige an. Ich bin Protestant und Schotte, und sollte es mir mitten in allen diesen Wirren gelingen, meinen Glauben in Demut, aber offen zu bekennen und meinem Vaterlande treue Dienste zu erweisen, so wollte ich Gott dafür danken.“

„Das war gut gesprochen, Erskine! Jetzt will ich Euch also mitteilen, was ganz Schottland bereits weiß. Man hat also einem der Diener dieses Schurken, des Bothwell, ein mit Silber emailliertes Kästchen abzunehmen gewußt, worin sich Maria Stuarts „Morgengabe“ für ihn befand, unter andern wichtigen Papieren auch gewisse Briefe von ihrer eignen Hand, welche den Hergang jener schmachvollen Verschwörung, die ihrem Gatten das Leben und ihr selbst ihren guten Namen kostete, nur zu klar ersichtlich machen. Infolgedes übersteigt die allgemeine Empörung wider sie schier alle Grenzen, und alles fordert ihr Blut.“

„Und was sagt dazu Lord Murray?“ fragte Arthur, nachdem sein Staunen und Entsetzen in lautem Ausruf sich Luft gemacht hatte.

„Das läßt sich nicht so leicht sagen; doch was er thut, kann ich Euch mitteilen. In seinem Auftrag soll ich nach Schottland eilen, so schnell ich kann, um Fürsprache einzulegen für das Leben seiner Schwester. Nur um ihr Leben will er bitten; doch wie die Sachen stehen, scheint mir's schon viel erbeten. Ohne Zweifel wird er sobald als möglich selbst nach Schottland kommen. Seine Landsleute wünschen es nämlich alle, daß er das Heft selbst in die Hand nimmt. Doch nicht deshalb schickt er mich als Vorläufer hin. Er will sich zu keinerlei Versprechungen verpflichten, bevor er nicht in die Heimat zurückgekehrt ist. Doch solche Rückkehr dürfte ihm möglicherweise noch recht schwer gemacht werden. Denn solange hier eine Katharina Medicis am Ruder ist, möchte es wohl

jemand von Lord Murrays Stellung und Bedeutung leichter sein, hier ins Land herein- als wieder hinauszukommen. Doch ich darf nicht länger säumen. Kommt, wenn's Euch recht ist, jetzt mit mir! Wir können unterwegs noch miteinander reden. George Duncan, zunächst muß ich Euch gestehen, daß ich Euch in meinen eignen Angelegenheiten aufgesucht habe. Ihr müßt mir beistehen, noch allerlei Geschäfte vor meiner Abreise hier abzuwickeln."

„Es wird mir eine Ehre sein, Euch dienen zu dürfen," versicherte George.

Damit ging das Gespräch zu den verschiedenen mit Sir Elphinstones plötzlicher Heimkehr verbundenen Anliegen und Interessen über. George erwies sich hierbei als trefflicher Agent für seines Meisters Geschäfte. So hatte Arthur volle Muße, über das soeben Gehörte nachzusinnen. Noch freilich schwirrten ihm all diese Bilder und Eindrücke ziemlich chaotisch im Kopfe herum. Darüber zu sprechen hätte er einstweilen nicht vermocht.

Neunzehntes Kapitel.

Gelichtete und geebnete Pfade.

„Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein lebenlang, und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.“

Sobald als es Arthur möglich war, legte dieser die Gewohnheiten des Invalidentums beiseite, obwohl sein bleiches Gesicht und seine hagere Gestalt noch lange deutlich bezeugten, was er durchlitten hatte. Es gab indes jetzt so mancherlei, was ihn fesselte und in Anspruch nahm. Lord Murrays Palais war der Sammelplatz aller der Schotten in Paris, die mit ihm sowohl gleichen Glaubens als gleichen politischen Standpunktes waren, wohingegen die Partei der Andersdenkenden sich im Schloß des alten Herzogs von Chatelherault vereinigte. Außerdem herrschte stets reger Verkehr mit den Herren der englischen Gesandtschaft und mit vielen Häuptern und Mitgliedern der immerhin großen Partei der Hugenotten von Frankreich.

„Erskine, der Junker von Blackgrange,“ wie ihn jeder jetzt nannte, davon durch George informiert, erhielt gleichfalls zu dieser ihn aufs lebhafteste interessierenden Gesellschaft Zutritt. Sein gewinnendes Wesen und hübsches Gesicht erwarben ihm eine gewisse Berücksichtigung, einen wohlwollenden Vorzug, obwohl seine Jugend und seine unbekannte Vergangenheit ihn in den Hintergrund verwiesen. Ihm war es aber ganz nach Wunsch, im Hintergrund sich aufhalten und von da aus freiere Beobachtung anstellen zu können. Mit großer Aufmerksamkeit hörte er den Verhandlungen und Debatten zu, sonderlich, wenn es sich um Schottlands Angelegenheiten handelte. Doch soviel er auch insgeheim über diese

nachsann, so hielt er doch damit zurück, sich über das Gehörte irgendwie zu äußern, selbst George Duncan gegenüber.

Ganz besonders hielt er allerdings damit zurück, über seine Erlebnisse in den vergangenen dritthalb Jahren sich näher auszusprechen. Er redete eigentlich nur zu George davon und zu diesem auch nur selten und mit Maß. Zu forschen aber erschien dieser treuen Freundesseele ein Unrecht. Ein freiwillig geschenktes Vertrauen stand ihm selbstverständlich höher als ein erzwungenes. Dazu hatte er ein Vorgefühl davon, daß es in der Geschichte dieser zwei Jahre im Leben Arthurs Punkte gäbe, die für ihn schmerzlich anzuhören und für Arthur noch schmerzlicher mitzuteilen sein möchten. Darum ließen sie alle ihn ungefragt und unbehelligt seinen Weg gehen, auch eingedenk jener alten Sitte, die jedes Forschen und Fragen nach den früheren Verhältnissen eines Gastes oder Schutzbefohlenen verbot.

Schließlich wurde jedoch diese Schranke einmal durchbrochen. Eines Tages war die Mittagstafel eben beendet; die zahlreich versammelten Gäste verweilten noch in einzelnen, sich lebhaft unterhaltenden Gruppen bei einander. Arthur saß in einer tiefen Fensternische und las eben eine von George am Morgen ihm zugestellte Ballade über Henry Darnleys Tod. Nicht weit von ihm entfernt befand sich eine Gruppe von Schotten und Engländern, in ihrer Mitte einen lebhaften, scheinbar sehr redseligen Franzosen. Dieser kleine Herr, übrigens Hugenott, erschien heute zum erstenmal in diesem Kreise. Arthur gab jedoch nicht acht auf die Unterhaltung, noch auf das, was sonst um ihn her vorging. Da kam er zu dem Vers in seiner Ballade, wo der Autor nach allen möglichen Ausfällen und Angriffen auf die Königin Maria sich schließlich noch wünscht: „Ich wollt', ein Frettchen wär' ich, und sie — Kaninchen dann ꝛc.", um seinen Racheburst und Zorn an demselben auszulassen. Da wirft Arthur halb lachend und halb ärgerlich das Blatt mit der Ballade beiseite. In diesem Augenblick hört er, wie der kleine Franzose in seinem französisch accentuierten Englisch lebhaft versichert: „Ich entsinne mich ganz deutlich, daß man mir erzählt hat, dieser junge Mann habe damals ein ziemlich lockeres Leben geführt."

„Nun, irgend etwas Besonderes muß er freilich ausgeübt haben, weil man ihm an diesem Hof den Dienst gekündigt hat," meinte der Leibarzt des Lord Murray, welcher Arthur in seiner Krankheit viel Teilnahme und Güte bewiesen hatte.

„Das mag schon sein, denn diese hohen Herren pflegen sonst in ihrem Gefolge oft wahre Schurken, ganz gottloses, schändliches Gelichter, so daß jemand wirklich etwas apart Schlimmes und Böses begangen haben muß, um solcher Gesellschaft nicht mehr für würdig befunden zu werden," sagte hier ein Hauptmann Stuart, ein ziemlich keck und kühn auch mit den Worten keineswegs vorsichtig auftretender junger Schotte, der hierbei wohl mitsprechen durfte, weil er seit Jahren in Frankreich lebte und sich am letzten Hugenottenkampfe beteiligt hatte.

„Der arme Junge! Wer hätte das wohl von ihm gedacht?" sagte bedauernd sein gutherziger älterer Nachbar und Landsmann und schüttelte dazu sein graues Haupt.

Da wurde denn Arthur doch begierig, wer wohl dieser „arme Junge" sei, dessen frühzeitige Verderbtheit so allgemeines Mitleid erregte.

„Aber meine Herren," mischte sich jetzt ein andrer ein, „wissen Sie denn auch genau, was er so Böses begangen haben soll?"

„Das eben nicht. Doch mein Vetter, der Haushofmeister beim Herzog von Guise (hier fuhr Arthur empor — das Blut schoß ihm durchs Gesicht), und ich, wir sind gute Freunde, außer in Glaubenssachen. Also dieser Vetter hat mir's im geheimen angedeutet, der junge Herr habe bei irgend einer tollen Affaire in Poitiers sich eingelassen."

„Wie? Also wirklich von mir wird gesprochen? Ich bin der Gegenstand des allgemeinen Bedauerns und Mißachtens? O, dieser schändliche Lügner!" So jagten die zornglühenden Gedanken durch Arthurs Seele.

Was noch folgte, hörte er kaum, nur den Schluß: „Kurzum, man hielt es nicht für passend, daß jemand, der sich so erniedrigt habe, ferner solchen Posten bei Hofe bekleide."

Da hielt sich Arthurs Zorn nicht länger zurück. Fast hätte er sich zu handgreiflicher That gegen den ihn also beschimpfenden

Franzosen hinreißen lassen, was ihm als dessen hierfür verdiente Strafe ganz gerecht erscheinen wollte. Doch er bezwang sich noch und verharrte einen Moment schweigend auf seinem Platz. Es kostete ihm harten Kampf; doch der neue Mensch in ihm, die freilich im ersten Aufwecken noch wirkende Gottesgnade, gewann die Oberhand über seine alte Natur.

Dann aber begab er sich raschen Schrittes mitten in die Gruppe hinein und sprach: „Meine Herren, ich hätte mich Ihnen früher als anwesend vorgestellt, hätte ich ahnen können, daß von mir soeben die Rede war."

Die schottischen Herrn blickten ihn erstaunt, obwohl nicht ohne Verlegenheit an; einen hörte man das bekannte Sprichwort murmeln: „Quand on parle du loup, on en voit la queue." Der Franzose aber war betroffen und verstimmt zugleich. Fürchtete er doch, Arthur beabsichtige, einen persönlichen Zwist mit ihm zu beginnen, und er wußte nicht recht, sollte er darauf eingehen oder um Entschuldigung bitten. Im Grunde hatte er es nicht böse gemeint; er wiederholte nur, was ihm berichtet worden war, allerdings nicht ohne allerlei Ausschmückung und Abänderung, wie solche bei unbedachtem Geplauder so leicht mit unterläuft. Doch Arthur würdigte ihn keines Blicks, sondern wendete sich nur an seine Landsleute, an deren guter Meinung ihm sehr viel gelegen war.

„Was ihr von mir gehört habt," sagte er, „das hat freilich bösen Schein wider sich, und ich gebe zu, ein Teil Wahrheit ist auch daran. Der Page des Guisenherzogs bin ich gewesen; an dem Aufruhr in Poitiers habe ich mich beteiligt und infolgedessen meine Entlassung erhalten."

„Nun, das nenne ich doch wie ein Mann geredet," meinte Hauptmann Stuart.

„Gewiß, mein junger Freund," fügte Dr. Skeyne hinzu, „die Wahrheit offen bekennen, heißt dem Teufel einen Streich spielen. Übrigens hättet Ihr wohl noch sehr viel Schlimmeres verüben können, als an einem Straßentumult teilzunehmen."

Dieser letztere Vorwurf würde, da dergleichen damals häufig geschah und wohl verzeihlich war, Arthur auch keineswegs so tief gekränkt haben. Doch der Franzose hatte vorhin auf noch viel

schwerer wiegende Vergehen hingedeutet, und gerade diese nur halbwahren Äußerungen mußten um so mehr auf die Gemüter der Zuhörer einwirken. Indes bezwang er sich weiter und fuhr in einem auffallend ruhigen, gehaltenen Tone fort: „Ich will Euch alles berichten, damit Ihr den wahren Grund, warum ich entlassen ward, erfahrt. Gewiß habt Ihr bereits von der Hinrichtung des armen Handschuhmachers Maçon in Poitiers gehört?"

Doch nur der Franzose konnte dies bejahen. Näheres wußte dieser indessen auch nicht; er entsann sich nur, daß man die Sache einmal erwähnt habe als eine der vielen Anklagen, die seine Partei gegen die römischen Feinde erhoben. Darum verneigte er sich nur. Arthur aber sah dies nicht, weil er nicht hingeblickt, und fuhr fort: „Dieser Handschuhmacher also, ein braver, mutvoller Mann, hatte es unterlassen, am Fête Dieu sein Haus auszuschmücken. Ihr werdet zugeben, daß dies eine sehr geringfügige Versäumnis ist; dennoch hat sie ihm das Leben gekostet. Die Leute stürmten ihm das Haus, schleppten ihn hinaus auf den Richtplatz und verbrannten ihn daselbst als einen hartnäckigen Ketzer."

Hier brachen die meisten Anwesenden in lautes Staunen und Unwillen aus; einer von ihnen fragte: „Habt Ihr das selbst mit angesehen, Herr Arthur?"

„Nicht nur sah ich es mit an," erwiderte dieser tief errötend, „sondern, zu meiner Scham und Bekümmernis gestehe ich's ein, ich nahm anfangs sogar teil an dieser That."

Die ihm zunächst standen, rückten ein wenig ab von ihm; alle aber harrten schweigend auf den Ausgang.

„Das that ich nämlich," fuhr Arthur fort, „bevor ich auch nur eine Ahnung hatte, was die Leute eigentlich im Schilde führten. Das werdet Ihr mir doch glauben, meine Herren Landsleute?" fragte er mit beredtem, echt mannhaftes Vertrauen und Freimut bekundendem Blick.

„Freilich! Sicher! Ja, ja!" so lautete die Antwort; einer meinte: „Wir setzen keinen Zweifel mehr in Dich, mein Junge!"

Es war der Arzt, und er fügte noch die Frage hinzu: „Darum hat Dich wohl der Herzog schwerlich entlassen, denn das gliche ihm,

dem Stockpapisten, keineswegs.“ Und der Hauptmann mußte beim bloßen Gedanken spöttisch auflachen.

„Nein,“ sagte Arthur, „gottlob! nicht deshalb. Nicht um meiner Sünde willen habe ich leiden müssen, sondern lediglich um meiner geringen Bemühung willen, meine Sünde wiedergutzumachen. Als man den armen Maçon als Schlachtopfer hinausschleppte, da wendete er sich noch einmal um und appellierte an den unter den Anwesenden, der Ehre und Menschlichkeit besitze, und bat diesen, sein unschuldiges Weib und seine Kinder schützen zu wollen. Da trat ich hervor, versprach's und that's — konnte ich wohl anders? Und die wilde Meute trieb ich dann aus dem Hause.“

„Wie, das habt Ihr gethan auf eigne Hand und ganz allein?“ fragte man hier halb staunend, halb ungläubig durcheinander.

„Es war keine so schwere Sache,“ erwiderte Arthur bescheiden. „Diese Meute bestand ja nur aus einer Menge von aufgeregten, meist waffenlosen Feiglingen, obendrein aus der Hefe des Volks. Und dann strömte die Mehrzahl mit hinaus auf den Hauptplatz, um dem schrecklichen Schauspiel beizuwohnen. Mit den Zurückbleibenden bin ich dann bald fertig geworden. Um indes ihre Rückkehr zu verhindern, blieb ich im Hause und hielt die Nacht hindurch Wache. Seht, damit habe ich nun mein Verbrechen Euch dargelegt, meine Herren!“ Und hiermit wollte er hinausgehen.

Doch Hauptmann Stuart trat ihm in den Weg und sagte: „Mein junger Herr Arthur Erskine, damit habt Ihr eine bravere That vollbracht, als ich jemals mein lebenlang verrichtet, wiewohl diese Hand hier so manchen herzhaften Streich ausgeteilt hat. Schlagt ein, wollt Ihr fortan mein Freund sein!“

„Auch mir gewährt diese Ehre,“ bat nun der Franzose, ihm die Rechte bietend, „falls Ihr nämlich gütig genug sein wollt, mir zu verzeihen!“

„Redet nur nicht mehr davon!“ meinte Arthur, und dabei bebte ihm die Stimme ein wenig.

Seine Erregung ward aber nicht gelinder, als nun sein alter Doktor kam und so herzlich sagte: „Gott segne Dich, mein Junge! Ich freue mich recht, daß ich Dich Deinem garstigen Fieber aus dem Rachen gezogen habe.“ Und dann wurde ihm noch so mancher

kräftige, feste Händedruck, manch warmes, wohlgemeintes „Hand und Fuß“ habendes Wort der Zustimmung und des Beifalls gesagt, als einem, der Schottland Ehre mache, der auch um des Evangeliums willen gelitten habe. Darauf aber sagte er: „Das ist zuviel, das habe ich nicht verdient und ist auch unbegründet, denn damals kannte ich das Evangelium noch nicht und hatte es noch weniger lieb; ich wandte ihm sogar noch den Rücken. Das nur weiß ich: täglich habe ich Gott dafür zu danken und zwar in diesem wie in jenem Leben, daß ich jene That vollzog. Wäre es nicht geschehen, so befände ich mich noch heute im Dienste des Guisenherzogs und wäre das geworden, was seine andern Pagen und Untergebenen sind. Gott führt die Blinden auf einem Wege, den sie nicht kennen. Darum gebührt der Dank und Ruhm nicht dem Blinden, sondern allein dem gnädigen, barmherzigen Gott.“

Das sagte Arthur voll tiefen Ernstes, ohne jede Scheu und Befangenheit; es war dies einer jener seltenen Momente, wo ein Mann, von einer mächtigen Empfindung getrieben, so frei und offen zu Hunderten oder Tausenden reden kann, als ob er's nur mit einem einzigen Zuhörer zu thun habe.

Völlig verstehen konnten alle jene ihn freilich nicht. Der Hauptmann meinte: „Nun ja, das ist schon alles recht gut und schön, ändert aber nichts an dem Faktum. Darum wiederhole ich jetzt, ob Ihr mir nun widersprecht oder nicht, Ihr habt gleichfalls für unsre große Sache gelitten, wenn Ihr das zur Zeit auch noch nicht so aufgefaßt haben mögt. Das gereicht Euch aber zur Ehre in den Augen aller, die zu dieser Sache sich halten. Doch, meine Herren, da kommt unser hoher Chef, wir wollen ihm das Ganze berichten und hören, was seine Meinung darüber ist. Ich weiß, ihm wird eine That, wie sie unser junger Freund hier vollbracht hat, wohlgefallen.“

Der Hauptmann hatte recht, und was sich daraus ergab, war für Arthur von großer Wichtigkeit.

* * *

Am Abend desselben Tages stand Arthur mit George am offenen Fenster des Stübchens, wo der erstere soviel durchlitten und soviel gelernt hatte. Es war ein schmales Fenster und blickte nur auf die Mauern und Dächer einiger Nachbarhäuser, so daß nur ein kleines Stück blauen Himmels sichtbar war; doch hell und klar schimmerte sein Blau, wie in Paris gewöhnlich. Jetzt zog der Mond darüber hin; sein volles, zauberhaftes Silberlicht verklärte die ganze, sonst so reizlose und unschöne Umgebung. Poetische Seelen würden sich daran entzückt haben; die beiden indes, welche heute abend darauf niederblickten, sahen nichts davon. Ihr Herz war voll von andern Dingen. Wäre um sie her auch ägyptische Finsternis gewesen, in ihnen wäre es licht geblieben, bei Arthur zunächst, doch auch bei seinem getreuen George.

Dieser unterbrach zuerst das Schweigen und fragte: „Ihr seid gewiß sehr froh, daß es nun heimgeht, Herr Arthur!"

„Ei freilich, George, und besonders noch darüber, daß unser Schottland mir wieder das liebe Daheim ist."

„Ja, Ihr seid nun wieder Schotte und kein Franzmann mehr," meinte George.

Arthur nickte und sagte: „Mich dünkt, noch nie ist mit einem Menschen sowenig nach Verdienst verfahren worden wie jetzt mit mir."

„Meint Ihr damit über oder unter Verdienst?" fragte George, lächelnd ihn anblickend.

„Über natürlich, tausendmal über und so überfließend viel, daß es mich tief in den Staub beugt! Ich, der alles, was Gott mir Gutes beschert hat, von mir hinwegwarf und den richtigen Weg zu leiblichem und seelischem Verderben einschlug, stehe nun da als einer, der gerettet, geborgen, versorgt und von bestem Schutz umgeben ist, dem vor allem die Augen aufgethan sind über Gutes und Böses. Und nun, als ob ich nicht schon übergenug empfangen hätte, soll ich auch noch in meine Heimat zurückkehren und nicht als der Ausreißer und Thunichtgut von ehedem, als der Bettler, der ich zu sein verdiene, sondern mit der Zusage unsers Lord

Murray, er wolle mir einen Posten verschaffen, wie er einem tapfern und treuen Manne gebühre."

Da richtete George sich empor, helle Freude im Gesicht: „Das hat er Euch verheißen? O, wie das mich freut! Dann habt Ihr doch auch wohl keinen Zweifel mehr darüber, Herr Arthur, daß ..... daß ....."

„Worüber? Über Königin Maria? Ach nein, leider kann ja niemand mehr daran zweifeln. Aber das bleibt ein böses Thema; laß uns lieber von anderm sprechen! Sieh, mein Jörge, nun bin ich gewiß, daß, indem ich bei unserm Lord Murray in Dienst trete, ich zugleich unserm Vaterlande Dienste erweise. Und das kann ich Dir sagen, ich bin noch nicht oft jemandem begegnet, dem ich so von Herzensgrund gern dienen möchte als Lord Murray."

„Das soll wohl sein," stimmte George ihm bei, „er hat Euch auch viel Güte erwiesen, und das fühlt Ihr in Eurem dankbaren Herzen."

„Das ist noch nicht alles, obschon es richtig ist," meinte Arthur und spielte gedankenvoll mit seinem Federmesser. „Weißt Du denn übrigens, daß bereits alles für unsre Überfahrt eingerichtet und festgestellt ist? Ein englisches Fischerboot wird uns von Dieppe aus nach Rye hinüberbringen."

„Gut! Dennoch meine ich, daß wir trotzdem sehr behutsam und vorsichtig zu Werke gehen. Die Herren hierzulande sind gar glatte, aber unzuverlässige Leute, zumal die italienische Königin, und es wundert mich auch durchaus nicht, daß eine Katharina von Medicis unsern Lord Murray nicht ziehen lassen will. Denn seiner Festigkeit und unwandelbaren Treue verdanken wir Schotten es, daß wir nun hoffen dürfen, dieses Weib samt ihrem ganzen Anhang loszuwerden, ja, was ich noch für wichtiger halte, jenes Haus, das der Fluch und Unstern für Frankreich ist und längst auch schon für unser Land, nämlich das blutbeladene Haus der Guisen."

„Jörge, ich glaube jetzt, daß Gott mich hierher nach Frankreich geschickt hat, damit ich sowohl die Guisen wie das ganze papistische Wesen kennen lernen sollte."

„Das wird wohl so der Fall sein, Herr Arthur!"

„Eins macht mir aber das Herz schwer, Jörge: ich habe bisher mein Leben vergeudet, habe noch niemand damit zu nutzen und zu dienen vermocht.“

„Laßt Euch doch nicht auslachen, lieber, guter Herr Arthur! Euer Leben fängt ja eben erst an. Wie alt seid Ihr doch?“

„Schon über achtzehn Jahre,“ gab jener zur Antwort in einem Tone, als ob es nicht achtzehn, sondern achtzig wären.

„Nun, Herr Arthur, unser ehrwürdiger John Knox war doppelt so alt und drüber, als man ihn bei uns zum erstenmal predigen hörte, und doch hat Gott ihm Zeit und Kraft für ein Werk gegeben, wie es, soviel ich weiß, kein andrer ihm gleich gethan hat. Doch was Euch betrifft, Ihr seid noch jung genug, Gott Dank zu sagen in Wort und That für die Gnade, daß Ihr Ihn „frühe suchen und finden“ durftet.“

„Doch meine Vergangenheit!“

„Nun, vergeudet ist diese auch nicht zu nennen. Es verhält sich damit ähnlich wie mit Eurem schönen Schwerte.“

Da fiel ihm Arthur ins Wort: „Halt, mein Jörge, wie soll ich doch Dir genug dafür danken, daß Du mit so feinfühlender, zartsinniger Liebe es herausgebracht, wo es sich befand, und daß Du es wiedereingelöst hast. Ja, wahrlich, Dir habe ich soviel zu danken, daß ich nicht weiß, wo anfangen. Ob ich's Dir wohl je werde beweisen können, daß ich wenigstens erkenntlich bin?“

Da wandte George sein Gesicht ab, und zögernd sagte er: „Vielleicht später.“ Dann fügte er in verändertem Tone hinzu: „Doch nein, nein! Ich bitte, denkt nicht weiter an dieses Wort! Es war ein unrechter Gedanke. Wir haben hier verschiedene Lebenswege zu gehen, Herr Arthur! Sobald ich wieder nach Hause komme, muß ich wieder in mein Geschäft und tüchtig arbeiten. Was mich auf Euer Schwert vorhin gebracht, war, daß es so schön aussieht und dabei auch von Nutzen sein wird in fester Hand und im Dienste einer gerechten Sache. Nun mögt Ihr wohl an die lange Zeit denken, wo es nutzlos dalag, auch an die, wo es gegossen, geschmiedet und soweit vollendet wurde, bis es aussah, wie Ihr es jetzt wiederhabt. Geradeso verhält es sich mit Euch selbst, Herr Arthur! Bis zu dieser Stunde habt Ihr Euch gleichsam

in Eures Schöpfers Werkstatt befunden, in Seiner Hand. Nun aber hat Er Euch soweit fertig gemacht, daß Ihr Nutzen schaffen könnt. Nun ist's gewiß an der Zeit, mit der Arbeit zu beginnen und etwas Ordentliches zu vollbringen. So wollen wir also in unser liebes Schottland zurückkehren und das mit frohem, hoffnungsfreudigem Mute und das Werk thun, das Er uns aufgetragen hat, ich in meinem, von Ihm mir gewordenen Beruf, Ihr in dem Eurigen, und dieser wird vermutlich wertvoller, lichtvoller sein als der meinige."

Zwanzigstes Kapitel.

Schwester Helen.

„Still, traute Maid! Laß klug und weis'
die andern reden!
Du aber grüble nicht ob großer Helden-
thaten —
Vollbring' sie still! Das Leiden heil', des
Todes Schäden!
Streu' ins Vergängliche des ew'gen Lebens
Saaten!"

Ein schöner Augusttag war's im Jahre 1567. Das alte Edinburg erschien heut noch lebendiger und bewegter als sonst. Dichtgedrängte Menschenmassen zogen durch die engen Gassen und Gäßlein. Hatte sich doch am Abend zuvor etwas Wichtiges zugetragen, und rasch flog die Kunde davon durch die Stadt. Alles war voll Neugier und Erwartung; Tagewerk und Amt mußte ruhen; man zog umher. Doch ein Haus gab es, das des Goldschmieds Allan Durie in Canongate, das von solcher Unruhe und Bewegtheit eine Ausnahme machte und zugleich einen Schatten warf auf die allgemeine, noch vom lichten Sommerglanz erhöhte Heiterkeit. Kein Käufer betrat heute die Schwelle des Ladens, und in den Wohnräumen daneben vernahm man nur trauriges Flüstern und leise, gedämpfte Schritte. Gestern abend, als ganz Edinburg im Schlummer lag, trat in Meister Duries Haus ein Gast, dem keiner den Eintritt zu wehren vermag, ob er nun am stattlichen Portal des Königsschlosses oder an der schlichten Thür des armen Mannes pocht. Durie saß in seinem Hinterstübchen und gedachte voll Trauer an das Weib seiner Jugend, an die vielen Jahre, die sie gemeinsam durch-

pilgert hatten, an die wenigen, die er nun noch allein zu durchwandern haben würde. Ja, daran dachte er, ob das auch kein andrer wußte als der eine treuste, allgegenwärtige Freund, der alles sieht und versteht, ob sich auch den festgeschlossenen Lippen kaum ein Stoßseufzer entwindet.

Zur gleichen Zeit saß Elsie, seine Enkelin, im Zimmer Helens mit dieser vereint. Elsie verbarg ihre Empfindungen nie — die ganze Welt konnte sie getrost erfahren. Dieses Zimmer war ihr besonders lieb, und behaglich und freundlich, ja, geschmackvoll in gewisser Art hatte Meister Durie es für Helen ausstatten lassen; auch Mutter Elsbeths stets im kleinen fürsorgende Hand war hier zu spüren. Helen nannte die gute, stets wohlwollende, nun heimgegangene Frau bereits seit einiger Zeit schon „Mutter". Indes besaß dieses Zimmer nicht nur durch seine behagliche Einrichtung manche Anziehungskraft für die Bewohner des Hauses. Es war für sie alle eine Art „Adullamshöhle", die Zufluchtsstatt eines jeden, der in Not und Bedrängnis war, geworden, und es verließen sie wohl nur wenige, ohne Hilfe, niemand aber, ohne den rechten Trost erfahren zu haben.

Jetzt also saß die „arme, kleine Elsie", wie ihr Großvater sagte, auf einem eichenen Sessel vor dem halboffenen Fenster, halb lag sie darin, so daß ihr prachtvolles Goldhaar ihr in losem Gewirr über die runden Schultern fiel. Das immer noch kindlichen Ausdruck tragende Gesicht war offenbar tief erregt, die Augen rot vom Weinen. Sich hin und her werfend und die kleinen, weißen Hände zusammenpressend, stöhnte sie laut auf:

„Ach, meine Mutter, meine Mutter! Du weißt ja, Helen, ich habe nie eine andre gekannt als sie, und so gut, so gut war sie gegen mich, liebste Helen! (Elsie ließ das respektvolle, von den andern Hausgenossen stets festgehaltene „Miß" meist fallen.) Sie, die gute Mutter, war es ja, die mich hierherholen ließ, als ich noch als winzig Würmlein im Schlosse zu Manderstone herumkroch. Und sie war stets so geduldig und verstand es so gut, mich zu behandeln! Ach, ich mag gar nicht darüber nachdenken, wie ich's nun aushalten soll ohne sie." Und Elsies Thränen strömten aufs neue.

Da zog Helen sie dicht zu sich heran und redete ihr zu und liebkoste sie zärtlich, Elsie dabei daran erinnernd, daß nun ihre gute Großmutter bei ihrem Heiland sei, selig Ihm allezeit nun nahebleiben zu dürfen, und auch, wie so herzlich gern sie zu Ihm gegangen sei, wie fest sie auf Ihn und Seine Liebe vertraute, wie geduldig und durch Seine Kraft sich stärkend sie ihre Leiden getragen habe.

„Du hast sie eigentlich besser gekannt als ich," sagte da Elsie mitten in ihrem Schluchzen und Weinen, „auch hast Du sehr viel mehr für sie gethan. Siehst Du, ich muß jetzt auch darüber weinen, daß Du bis zuletzt bei ihr geblieben bist, ihr zu trinken gegeben, ihren Kopf und ihre Hände gehalten hast all die langen, bangen, schweren Todesstunden hindurch. Sag', wie hast Du es nur aushalten können, Helen?"

„Gott gab mir Kraft, meine Elsie!" erwiderte diese leise. „Er hat mich geschickt, diese Aufgabe zu erfüllen und sie mir als Sein Werk auferlegt. Zudem ist ja Dein Großvater stets dabei gewesen und so gut und teilnehmend, sorgsam wie eine Frau."

„Meine Elsie," fügte sie nach einer Pause hinzu, „hast Du wohl schon daran gedacht, daß er seit gestern vormittag weder gegessen noch getrunken hat? In Deiner Stelle ginge ich und holte ihm Brot und Wein und bäte ihn, es zu sich zu nehmen."

Elsie fand, daß Helen recht habe, und erhob sich schon halb, es auszuführen. Doch plötzlich warf sie sich wieder in ihren Stuhl und sagte in ganz kläglichem Tone: „Aber ich weiß ja gar nicht, wo ich etwas finde."

„Nun, ich will's herbeiholen," tröstete Helen und verließ rasch das Zimmer.

Zufolge der in solchen Ausnahmezuständen unvermeidlichen Verwirrung dauerte es länger als sonst, bevor Helen das Gewünschte beisammen hatte. Daher mochten etwa 20 Minuten verstrichen sein, ehe sie zurückkehrte. Sie fand Elsie auf ihrem Sessel fest eingeschlafen, was wohl nach den beiden letzten durchwachten Nächten, nach all den Thränen und Erregungen natürlich war. Ein liebliches Bild, dieses schlummernde Blondinchen: Das Haar

beschattete halb ihr Gesicht; an den langen Wimpern zitterte noch eine Thräne; die runden Wangen schimmerten im Rot der Aufregung. Voll Mitgefühl blickte Helen sie an. Glich Elsie nicht einer das Köpfchen senkenden Rosenknospe? Schwer trug das lichte Sonnenkind an diesem Leide ihres Hauses; es war ihr ein völlig fremdes Element. Leise holte Helen aus ihrem angrenzenden Schlafzimmer einen Mantel und deckte ihn über die zarte Gestalt. Dann zog sie sich still auf ihren Eckplatz ans Fenster zurück. Hier befanden sich ihre beiden teuersten Heiligtümer, die sie für fast unentbehrlich hielt. Zunächst ihr Stickrahmen, auf welchem eine sehr mühsame und kunstvolle Arbeit ihrer Vollendung entgegenging. In den letzten Tagen hatte diese natürlich hinter die höheren Pflichten der Pflege für die Heimgegangene zurücktreten müssen. Da sie indes zu einem bestimmten Termin abgeliefert werden mußte, so benutzte Helen jeden freien Moment, um daran thätig zu sein. Doch was neben ihr lag auf dem Tisch, war ihr noch unendlich teurer und wertvoller — ein Buch von mäßigem Umfang in dunkelbraunem Ledereinband. Es enthielt das Alte und Neue Testament in französischer Sprache, außerdem allerlei mehr noch: für einen Theologen nützliche Notizen, Erklärungen, historische Register, Katechismen, Gebete, Glaubensbekenntnisse, die Psalmen Davids in Th. Bezas und Marots Übersetzung und in wunderlich gestalteten Noten in Musik gesetzt. Außerdem befanden sich noch Karten darin, die einem Forscher der Gegenwart viel Interessantes geboten haben würden. Die Städte auf diesen Karten waren durch kleine Schlösser angedeutet, die Gebirge bunt gemalt. Wellen von fast gleicher Größe deuteten das Mittelmeer an, auf welchem etwas rätselhaft geformte Galeeren vor Anker lagen. Sogar vom Tempel Jerusalems gab es darin höchst seltsame Bilder und Pläne, darauf sich auch die Bundeslade befand. Schließlich umfaßte das wunderbare Buch auch noch einen Kalender mit kunstvollen Holzschnitten, worauf jede Jahreszeit mit den zu ihr gehörenden Landarbeiten und die Sternbilder des Zodiakus dargestellt waren.

Dies Buch war Helens höchster irdischer Schatz; ihr Vater hatte es von einem lieben Freund und Glaubensgenossen in Frankreich geschenkt erhalten und es seinen Kindern vermacht. Dadurch

schon ihr geweiht, war es doch vor allem ihr unsagbar teuer an sich selbst. Sie schöpfte hieraus all ihre Lebensfreude und Kraft; mehr denn Speise und Trank bedurfte sie es. Während sie an ihrem Stickrahmen saß, pflegte sie es offen neben sich zu haben, um von Zeit zu Zeit hineinzublicken und die kostbaren „Worte des Lebens“ in ihr Innerstes einzuprägen.

Doch heute lag es geschlossen neben ihr, während ihre geschickten Finger hurtig hin und her flogen zwischen den wertvollen Gold- und Silberfäden. So weiß und klein wie die Hände Elsies waren die ihrigen keineswegs. Es waren Hände, die von viel Leistungskraft sprachen, die alles thun konnten und wohl auch wirklich schon ziemlich alles gethan hatten, die im Dienste andrer niemals geschont wurden. Da war es natürlich und keineswegs auffallend, daß sie etwas abgearbeitet erschienen; Gesicht und Gestalt sahen gleichfalls so aus. Dadurch konnte man Helen für soviel älter halten als Elsie für jünger, denn beide in Wahrheit waren. Wohl uns, daß es auch hienieden schon höhere Vorzüge und kostbarere Gaben gibt als die der Jugend- und Kindesfrische!

Wer Helen Erskine ins Antlitz schaute, konnte sehen, daß ihr solche zu teil geworden waren. Für gewöhnlich trug dies Antlitz stets stillen, heitern Ausdruck, jetzt aber schien noch ein besonders helles Licht es zu verklären. Während sie so emsig arbeitete, zogen sichtlich glückbringende Gedanken durch ihre Innenwelt. Mitunter ziehen solche auch in Stätten der Trauer ein; sie dachte an die Verklärte. Treulich hatte sie ihr Liebesdienste erwiesen in aufrichtiger Zuneigung, nicht bloß in Mitgefühl, denn sie hatte in der Gattin Duries eine ihr in Christo verwandte Schwesterseele gefunden. Deshalb und auch, weil ihr ganzes, ruhiges, stilltreues und echt weibliches Wesen Helen wohlthuend berührte, war es dieser wie ein Vorrecht und eine Freude erschienen, die Krankenpflege zu übernehmen.

Sie dachte jetzt diesem ganzen hier zu Ende gegangenen Leben und Sterben nach. Im Grunde war Frau Elsbeth Durie ein gar schlichtes, beschränktes, in vielen Dingen völlig unwissendes Weib, was freilich Helen kaum, auch vor sich selbst nicht, zugeben würde. Sie verstand aber wirklich nur von den Dingen im Haushalt etwas, und selbst hierin, was für sie, seit sie denken konnte, doch ihr Element

war, hatte Helens geschickte Hand und geübter Blick sie gar bald übertroffen. Nie hatte die gute Frau, wenigstens nicht solange sie krank war, irgend etwas geäußert, das des Erwähnens wert gewesen wäre. Stets war sie ein Weib von wenig Worten und, was nicht stets damit verbunden ist, von wenig Gedanken gewesen. Nur zweimal während ihres ganzen Lebens hatte sie ihr Ich, ihr Recht auf selbständiges Sein und Handeln geltend gemacht, gehandelt, ohne sich von andern abhängig zu machen.

Das erste Mal geschah dies, als sie in ihrer Jugend den damals noch armen und ziemlich wenig Aussichten auf Erfolg besitzenden Allan Durie zum Lebensgefährten erkor, ihn, den doch nicht allzu liebenswürdigen, herb und streng Gearteten andern viel annehmbarer erscheinenden Werbern vorziehend. Und dann, was allerdings einer sehr viel späteren Zeit angehörte, als sie mit ihrem sonst so schwachen, zum Anlehnen neigenden Willen den starken ihres Gatten besiegte und ihn überredete, mit ihr zur St. Gileskirche zu gehen, um John Knox predigen zu hören.

Durch dieses treuen Gotteszeugen Wort hatte sie unter dem Segen von oben eine innere Kraft erlangt, die ihrem ganzen Leben Ziel und Interesse, ja, Schönheit und Bedeutung verlieh. Ihre Seele glich einem wohl eng und dürftig ausgestatteten Stüblein, das aber „ein Fenster nach Osten“ offen hat, und durch dasselbe strömt das volle, goldige Licht des herrlichen Tagesgestirns hinein, und die es umwebenden Morgenwolken grüßen das schlichte Stüblein mit ihrem allen Königspurpur überstrahlenden Glanze gleich dem Vorhang vor Gottes Allerheiligstem. So hatte die einfältige Seele dieser Frau den Gruß der Vergebung aus göttlicher Gnade in sich aufgenommen, und die Frucht hiervon war auch hier „Liebe, Freude, Friede, Geduld, Langmut, Gütigkeit.“ Doch davon erfuhren die andern, selbst die, mit denen sie ihr tägliches Leben verband, nur wenig. Allan, ihr Gatte, dem höhergerichtetes Streben oder vielmehr stärkeres, seiner kraftvolleren Natur mehr entsprechendes Ringen zu teil ward, blickte auf das immer gleich sanft und freundlich dreinschauende Antlitz seines Weibes mit einer Art mitleidsvoller Überlegenheit. „Gewiß, auf ihre Art hat sie das Evangelium Christi lieb,“ pflegte er zu sagen; er würde jedoch, ob er's sich auch nicht

zugestand, eher eine seiner Uhren und Kleinodien in seiner Werkstatt um Rat und Teilnahme gebeten haben als seine gute Frau.

Doch die lange, schmerzvolle Krankheit sprengte auch hier die Bande des inneren Lebens, löste des Brunnens Siegel. Das Schweigen dieser nimmer murrenden Lippen war beredter denn aller zum Lobe Gottes aufsteigende Gesang. Und die wenigen ihr erst abgelockten Worte waren so voll von stillem, unerschütterlich festem Glauben, von wahrhaft geheiligter Liebe und Dankbarkeit, daß die, welche sie hörten, erstaunten und es inne wurden: sie kam aus Jesu Gemeinschaft, aus Seiner Nähe. So ging sie auch furchtlos und freudig hinein in das dunkle Thal des Todes, denn Gott selbst war mit ihr; Sein Stecken und Stab trösteten sie.

An alles dies dachte jetzt Helen voll tiefen Dankes. Sie gedachte Seiner wunderbaren, unerschöpflichen Weisheit, die diese ihre getreue Freundin sicher geleitet und zu den Wohnungen des Friedens geführt hatte. Und stärker vielleicht denn je zuvor fühlte sie jetzt das Glück, sich in der gleichen Liebesleitung geborgen zu wissen. „Er wird mich fernerhin führen," sprach sie bei sich selbst, „wie Er es bisher gethan. Er thut es auch jetzt, denn Er gab mir Arbeit für Ihn und Kraft, sie zu vollbringen. Deshalb vertraue ich Ihm auch getrost meine Zukunft und auch die meines Bruders Arthur."

Dieser letzte Gedanke beschäftigte sie allerdings am meisten; er lag jedem andern zu Grunde und gab jedem ihrer Gebete und Gefühle, jeder Handlung Ton und Färbung. „Alle Wege führen nach Rom," sagt das Sprichwort, so ist auch das gar wahr, daß wenn in einem Herzen eine Macht wohnt, die alles andre beeinflußt und beherrscht, ein Element, das die ganze, geheimnisvolle innere Welt durchdringt, daß dann jeder Weg unsers Sinnens und Trachtens, soweit ab er auch liegen mag, zu diesem Mittelpunkt hinüberleitet.

Erst nach langen, heißen Kämpfen vermochte ein Herz wie das Helens sein liebstes Kleinod ohne Rückhalt und Bedenken den Händen d e s s e n überlassen, dem sie ihr ganzes sonstiges Leben übergeben hatte. Dieser Kampf in ihrer Seele ging fort mitten in allem, was sie in diesen beiden Jahren ihres thatenvollen Lebens vollbrachte; er blieb gleichsam dessen Grundmelodie. Oft fiel es

ihr schwer, die bangen, ja, recht verzagten Gedanken zu verscheuchen, und gelang es ihr auch wohl, sie durch äußerliche Arbeit niederzuhalten, wozu sie sich öfters geneigt fühlte, so hatte sie sicher nachher doppelt darunter wieder zu leiden. Denn Arbeit darf nimmer, auch wenn sie zu Seiner Ehre geschieht, Ihn selbst in den Hintergrund drängen. Wohl ist sie ein Kanal, der ungezählte Segnungen der Seele des treuen Arbeiters zuströmt, doch sobald wir unser Herz in irgend etwas anderm Grund und Ruhe finden lassen als in Ihm, dem Urquell allen Segens, so haben wir schon etwas eingebüßt, verloren.

Doch es kamen auch für Helen bessere Zeiten, wo das Vertrauen, auch in betreff Arthurs und seiner Lebensschickung, ihr leichter wurde, wo diese im Glanze des ewigen Lichtes vor ihr dalag; auch kamen sie nicht allzuselten und allzuflüchtig, denn Helen wohnte in Ihm, der das Licht ist, und Seine Worte des Lebens wohnten in ihr.

War es nun eine solche Segensstunde, die von der Rückerinnerung an das Leben der Dahingeschiedenen noch bewegt war und süßen, köstlichen Frieden in sich schloß, der aber wieder Zeiten des Bangens, des Niedergeschlagenseins folgten, oder war es eine Stunde, wo das innere Leben wächst, etwas gewinnt, was nie wieder dahinschwinden soll, eine Stunde, wo der Schüler in seines Meisters Schule in eine höhere Klasse hinaufrückt, weil die Lektionen der bisherigen treulich erlernt wurden? In der inneren Geschichte so manches Menschen kommen solche Stunden. Es sind das keine plötzlich und krampfhaft auftretenden Bewegungen ohne Zusammenhang mit dem Vorhergehenden; nein, sie gleichen denen der langsam vorrückenden Meeresflut. Da gibt es auch bald ein Vorwärts, bald ein Rückwärts; oft vermag man sogar nur bei schärfster Beobachtung ein Bewegen überhaupt wahrzunehmen. Doch endlich rauscht das Wasser um den Kiel des festgefahrenen Bootes; es wird frei und fährt fröhlich hinaus ins Meer. Ähnliches geschieht mitunter in unsrer Innenwelt: die seit Jahren darin wachsende, ob auch vielgehemmte und nur langsam sich fortbewegende Flut des Glaubens und der Liebe zu Gott erreicht endlich in einer besondern Segensstunde den Punkt, wo aller Zweifel und alle Drang=

sale und Irrtümer, darunter wir so lange Jahre gelitten, uns plötzlich wie von der Seele hinweggeschwemmt werden.

So gelangte auch Helen dahin, still zu sprechen: „Vater, es geschehe Dein Wille, auch mit Arthur!" Aus der Tiefe ihres Herzens kam es, und sie fühlte, daß solches Ergebensein auch nimmer wieder wankend werden könne.

Über dies alles nachsinnend, hörten ihre Hände doch nicht auf, sich geschäftig und emsig am Stickrahmen zu rühren. Wohl aber schweiften nun Augen wie Gedanken nach dieser Anspannung der innersten Kräfte bisweilen wieder etwas umher. Wie die Leute draußen eilig hin und her liefen! Wie hastig alle Dienstleute ihre Besorgungen und Aufträge abzumachen suchten! Und jetzt kam gar ein Zug vornehm blickender Herren, meist Edle, mit ihrem Gefolge die Straße daher, vom Schloß herunter. Da fiel ihr ein, Lord Murray wurde schon gestern aus Frankreich zurückerwartet; er war gewiß jetzt gekommen. Sie hoffte das um der Ruhe des Landes und der Kirche des Evangeliums willen. Weiter dachte sie indes nicht darüber nach; ihr Interesse an Politik war nicht sehr groß, vermochte sie keineswegs zu absorbieren. Da hört sie es klopfen unten an der Hausthür; das war ihr bedeutend wichtiger als die Heimkehr Lord Murrays.

Verstand sie doch den schweigsamen, schier verschlossenen Charakter des alten Meisters Durie hinlänglich, um seinen Wunsch zu ehren, in dieser ersten Zeit nach seinem schweren Verlust für sich alleinbleiben zu wollen. Es würde ihr wirklich schmerzlich gewesen sein, wenn irgend ein Nachbar diese so wohlthuende Einsamkeit in übelangebrachter Teilnahme gestört hätte. So horchte sie, bei sich überlegend, ob sie hier dazwischentreten und abwehren dürfe. Doch dann meinte sie, der eben nach kurzem Hinundher mit dem Gesinde ins Haus tretende Ankömmling könne niemand anders sein als Jack Fleming, Duries Lehrling, der heute seinen freien Tag hatte und gewiß denselben bei seiner vor kurzem erst nach Edinburg übersiedelten Familie zugebracht hatte. Er mußte wohl aus dem Alkoven oben, seiner Schlafstätte, irgend etwas notwendig brauchen, denn sie hörte rasche, feste Schritte die Treppe hinansteigen.

„Er hätte doch wenigstens diese derben Stiefel unten lassen können," dachte da Helen, der wie allen im Hause die unbedachte, leichtsinnige und rücksichtslose Art dieses jungen Burschen eine Quelle häufigen Verdrusses war. Sie stand auf, um mit ihm zu reden, und ging an die Thür, diese halb öffnend.

So oft sie sich späterhin dieses Moments erinnerte, gedachte sie auch stets daran, daß es gerade elf Uhr vom Kirchturm zu Tolbooth schlug, als sie zur Thür trat. Ehe noch der letzte Schlag verhallt war, hatte all ihr Sein und Leben eine Umwandlung erfahren. Alles, was vorher geschehen und gewesen, selbst das vom selben Morgen, erschien ihr, als sie später daran zurückdachte, wie viele Jahre, Jahrzehnte und mehr davon entfernt zu sein, aus einer untergeordneten, von diesem Moment völlig verschiedenen Lebensperiode stammend.

Denn Jack Fleming war es nicht, der an der Thüre stand. Ein schlanker, hochgewachsener, mannhaft und vornehm aussehender Jüngling war es, der sie in seine kräftigen Arme schloß und sagte: „Meine Schwester Helen!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Sonnenschein und Schatten.

„Sei auch das Blümlein noch so klein,
Es fällt der Thräne Tau
Ihm in den Kelch hinein.“

Mehr als zwei Stunden verflossen im Austauschhalten der beiden Geschwister. Was sie einander sagten, ließ sich schwer wiedergeben; sie hätten es selbst kaum genau berichten können. Doch daß sie beide nach Helens erstem freudigem Schreck vollkommen glücklich waren, ist uns genug. Jedes Wort, das sie einander im Laufe des auf immer neue Themata hinübergleitenden Gesprächs sagten, zeigte sowohl dem einen wie dem andern, wieviel sie für alles Gott zu danken hatten. So merkwürdig das auch scheinen mag, es war doch auch wieder natürlich, daß sie anfangs von rein äußerlichen Dingen redeten, z. B. von Sir Nikolas Elphinstones unbegreiflicher und wirklich unzurechtfertigender Nachlässigkeit, den ihm von Arthur an Helen mitgegebenen Brief nicht abgeliefert zu haben, von Duries schwerem Verlust, von den letzten Nachrichten aus Wedderburn, von Arthurs Reise und deren näheren Umständen. Indes, dies letztere Thema wurde in Helens gewandter Hand zu einem Faden, damit sie allmählich ihres Bruders ganze Geschichte herauszuziehen verstand. Allerdings wurde sie rückwärts abgewickelt, also beim Ende angefangen, auch nicht sehr klar und genau erzählt und vielfach einzelnes weggelassen. Arthur berichtete wenig von dem, was er gethan, und noch weniger von dem, was in ihm vorgegangen war. Doch weder die geschickteste Zusammenstellung, noch die lebhafteste Beredsamkeit hätte für Schwester Helen den Wert dieser Mitteilungen zu erhöhen vermocht. Sie hörte mit einer

Befriedigung zu, die durch keinerlei Frage oder Einwand umwölkt wurde, die so vollkommen war, als hier überhaupt etwas Vollkommenes möglich ist. Darum dünkte ihr auch das Abschiedswort ihres Bruders, als endlich die Trennungsstunde schlug, der richtige Schluß von allem, was vorherging, zu sein: „Und nun, meine Helen, thue morgen Dein allerbestes Gewand an! Es ist Sonntag, da will ich mit Dir in die St. Gileskirche gehen und Vater John Knox hören."

Während er die Treppe hinunterging, stand sie oben und blickte ihm nach; dann eilte sie ans Fenster, um ihm von da aus über den Platz nachzuschauen. Ihre Augen aber füllten sich mit Thränen der Freude; sie konnte ihn nicht länger beobachten. Auch ließ sie diesen Thränen freien Lauf — an ihr etwas gar Seltenes — und machte dadurch ihrem übervollen Herzen Luft. Endlich legte sich das Weinen; leise sagte sie: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsre Zunge voll Rühmens sein. Dann werden wir sagen: Der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich."

Das war ihr Danklied, im Grunde ihres Herzens wie mit den Lippen Gott dargebracht, die Melodie, darin ihr Leben für diesen Tag und gar viele nachher gestimmt war.

Arthur begab sich unterdessen nach Forresters Wynd, um dort George Duncan aufzusuchen. Es war ein gar schlichtes, kleines Zimmer, darin dieser wohnte. George hatte es in jener Zeit gemietet, wo er jeden Pfennig für die Reise nach Frankreich sparte, und nun war er aus Gewohnheit zumeist in dasselbe zurückgekehrt. Er hatte auch wieder die seinem Stande vorgeschriebene Tracht angelegt: das enganschließende, mit Band besetzte Wams, kurze, weite Beinkleider und lange, an den Knieen festgebundene Strümpfe. So saß er am Fenster zeichnend — ein Muster für einen Solitär war's.

Mit leichtem Scherz auf den Lippen trat Arthur nun bei ihm ein. Doch Georges Aufzug und Beschäftigung überraschte ihn so, daß der Scherz verstummte. „Aber George," rief er aus, „das nenne ich doch übertriebenen Fleiß, und sonderbar erscheint mir's

auch, sich an dem gleichen Morgen, wo wir eben erst heimgekehrt sind, wieder in den alten Kittel zu stecken. Diesen Auftrag des guten Meisters Lindsay konntest Du auch später wohl noch ausführen. Ich find's keineswegs nett von ihm, daß er Dir nicht einmal gönnt, an dieser Dir doch zum großen Teil zu dankenden Freude teilzunehmen. Also sei verständig! Wirf Dein altes Pergamentblatt beiseite und hör' mich an! Ich komme direkt von Helen, hab' sie soeben gesehen und gesprochen."

Da schob George seine Zeichnung beiseite, dabei aber des gedenkend, wie schwer es oft ist, sich mit den Fröhlichen zu freuen — die allerschwerste Arbeit mitunter. Dann sagte er: „Meister Lindsay ist nicht schuld, daß ich schon wieder bei der Arbeit bin. Doch jedenfalls habe ich noch hinreichende Zeit, Euch jetzt zuzuhören, Herr Arthur!"

„Wohlan, so laß mich damit anfangen, daß Allan Duries Gattin vorige Nacht sanft entschlafen ist."

„Das hatte ich bereits von Jack Fleming zu meinem großen Bedauern gehört. Sie war eine so gute, so wohlmeinende, mütterlich freundliche Frau."

„Geradeso sagt Helen auch. Diese hat wirklich ihre Not gehabt, die kleine, reizende Enkelin zu trösten."

„Das kann ich mir wohl denken," versetzte George in fast gereiztem Tone. „Die Schwachen werden immer zuerst beklagt, wenn ihnen mal ein Leid ins Haus kommt; aber ich spreche: „Gott, nimm Dich der Starken an!" denn deren Leidtragen ist immer das tiefste. Wie geht es dem Meister?"

„Ganz gut, glaube ich; gesehen habe ich ihn nicht. Als ich in Helens Zimmer kam, lag die kleine Miß Elsie fest eingeschlafen im Sessel. Durch unser Reden erwachte sie und fuhr sehr erschrocken empor; noch ganz wirr und befangen ging sie bald darauf hinaus. Weißt Du, Jörge, mein Lebtag habe ich kein süßeres Gesicht und kein lieblicheres Wesen gesehen, nicht einmal in Bayonne, wo doch all die schönen Hofdamen der Königin Katharina sich befanden. Und dabei hat sie, obwohl sie doch das Kind eines Bürgers ist, ganz das Aussehen, als gehöre sie zu den ersten Edelfrauen des Landes."

Dieser kleine Lobgesang auf Elsie sollte, zum Teil wenigstens, George Freude bereiten, denn Arthur hatte, als er von der Spaltung zwischen Durie und George hörte, sich seine eigne Erklärung gemacht, die allerdings so weit ab von der Wahrheit lag, wie alle unautorisierten Erklärungen, die wir vom Thun unsrer Mitmenschen zu machen pflegen. Darum war Arthur etwas überrascht, ja enttäuscht, als George seine Mitteilung mit sichtlich geringem Interesse aufnahm.

„Was Ihr vom Aussehen sagt, hat seine gute Begründung," meinte George kühlen Tones. „Miß Elsie stammt ihrer väterlichen Abkunft nach aus sehr vornehmem Blut, denn er war der Lord Manderstone."

„Manderstone!" fuhr Arthur auf. „Einer von den Homes of Manderstone?"

„So ist's, Herr Arthur!"

„Lord Manderstone ist ja der nächste Nachbar des Lord Wedderburn, meines edlen, guten Vormundes und Pflegevaters, den um Vergebung zu bitten mir hoffentlich bald möglich sein wird. Diese beiden sind sogar verwandt, haben auch gleiche Namen, doch seit längerer Zeit herrscht Fehde zwischen ihnen. Wie ist es nur zugegangen, daß diese reizende kleine Elsie bei ihrem Großvater hier und nicht drüben in Manderstone lebt?"

George Duncan liebte es nicht, auf Geklatsch sich einzulassen, und wollte darum auch die Familiengeschichte der Duries nicht näher erörtern. So sagte er nur: „Ihre Mutter starb, als sie noch ganz klein war; da übergab sie ihr Vater der Obhut ihrer Großeltern. Er selbst ist vor etwa zwei Jahren oder drüber gestorben; deshalb glaube ich, daß keiner der ganzen Manderstones mehr an sie denkt und ihre Existenz schier vergessen ist."

Arthur fand, daß jene wohl etwas andres thun könnten, als dies wichtige Faktum vergessen, und daß sie einem solch bildhübschen Mädchen den ihr gebührenden Platz wieder einräumen sollten. Etwas dem Ähnliches äußerte er auch jetzt gegen George.

„Mag sein," erwiderte dieser, „doch mich dünkt, in unsern Zeiten findet Ihr mehr wahre Gottesfurcht und auch mehr wahres Glück bei den einfachen braven Bürgern und Gewerbsleuten als

in den höheren Schichten, wo man sich wohl prächtig schmückt, aber darunter viel Unheil verbirgt. Doch da ich selbst ein Gewerbsmann bin und Ihr ein Edelmann, so steht mir's schlecht an, dies auszusprechen, und ich bitte Euch um Verzeihung."

„Das brauchst Du nicht, Jörge! Doch habe ich gehört, daß unsre Barone und Edelleute ebensoviel für die Sache des Evangeliums gethan haben als irgend ein andrer Stand, ja, wohl noch mehr. Doch was soll das heißen, George, Du hast Dich ja noch gar nicht erkundigt, wie es meiner Schwester ergeht?"

Da blickte George auf mit hochroten Wangen und zuckenden Lippen; er wollte reden, doch er hielt inne, wohl hoffend, Arthur werde ihm das ersparen.

Das that dieser denn auch und sprach nun eine ganze Weile nur von seiner Schwester in zärtlichem, echt brüderlichem Stolz. Hatten sich doch seine Gefühle dieser gegenüber gar sehr gewandelt. Als er damals aus der Heimat fortzog als ein kecker, übermütiger Knabe, dachte er wohl mit Liebe an seine Schwester, doch hatte seine Liebe zu ihr einen ziemlich herablassenden, überlegen sich dünkenden Charakter; sie schien ihm weit unter ihm zu stehen. Nun kam er zurück und fühlte und dachte wie ein Mann, und sein erstes Zusammensein mit der Schwester hatte ihm ebensoviel Hochschätzung als Liebe für sie eingeflößt; er sah zu ihr hinauf und begehrte von ihr Rat und Teilnahme. Helen freilich hatte sich gleichfalls verändert unterdessen. Ihr Charakter hatte sich entwickelt, denn je tiefer und größer ein Charakter angelegt ist, je mehr braucht er Zeit, um auszureifen. Damals, als Arthur sie verließ, war sie ein holdes, selbstloses und wohlgeartetes junges Mädchen, doch noch nicht das vollendete, hochgerichtete und edeldenkende Weib, das andern Halt und Stütze bot, wie sie es später wurde.

George lauschte dem, was Arthur von ihr Liebes und Lobes sagte, mit durchaus andern Gefühlen als vorhin seiner Ruhmrede auf Elsbeth Durie. Dennoch sagte er wenig, kaum überhaupt etwas Hörbares.

Zuletzt bemerkte Arthur: „Sie hat auch nach Dir gefragt, George, und sie ist Dir von Herzen dankbar, wie ihr auch zukommt, ebenso wie mir, für das, was Du gethan hast. Wir wissen

es beide sehr wohl, daß wir ohne Dich, mein George, einander auf dieser Welt nimmer wiedergesehen hätten — und in der andern auch nicht," fügte er in leiserem Tone hinzu.

„Sie ist gar gütig," erwiderte Duncan ruhig, aber auch traurig, denn jedes Wort der Freundlichkeit oder gar Dankbarkeit aus dem Munde Helens schien ihm nur die Kluft zwischen ihnen noch größer zu machen.

„Übrigens habe ich noch andre Nachrichten Dir mitzuteilen," hob der ahnungslose Arthur wieder an. „Ich soll dem Gefolge Sr. Hoheit Lord Murrays einverleibt werden und ihn begleiten nach Lochleven=Castle, wo er nächste Woche die Königin, seine Schwester, besuchen will, ehe er über die Annahme der Regentschaft sich entscheidet."

Ein Ausruf der Überraschung entfuhr da Georges stillen Lippen.

„Worüber wunderst Du Dich denn so? Darüber, daß Lord Murray dort hingeht, oder daß ich ihn begleiten soll?"

„Über das erstere, und gar sehr wundert's mich," erwiderte George. „Doch ich will mich jeglichen Gefühls darüber, sowohl der Freude als des Bedauerns, enthalten. Lord Murray weiß besser als ich, was er zu thun hat; über das zweite jedoch bin ich nicht verwundert, obwohl es mir aufrichtig leid thut."

„Daß ich in Lord Murrays Gefolge aufgenommen werde? Aber, George, was hast Du denn hierbei auszusetzen? Es ist nur zu hohe Ehre für mich, scheint mir."

„Das mag ja sein, doch darf ich wohl offen sagen, was ich dabei denke?"

„Natürlich! Was Du willst, Jörge! Ich kenne meine Freunde zu wohl, um dem besten, den ich habe, etwas übelzunehmen."

„Seht, Herr Arthur, ich behaupte, daß Ihr überall in einem Zwiespalt dem verlierenden Teil Euer Mitleid zuwenden werdet."

„Das hat sein Wahres, obwohl ich noch nie darüber nachgedacht habe. Ich kann es nicht ertragen, jemand unterdrückt zu sehen."

„So war's, als ich Euch zuerst kennen lernte. Ihr wolltet Euch auf die Seite der Katholiken stellen, damals als junger Knabe

nur, weil denen nach Eurer Meinung Unrecht geschah; darum nahmt Ihr Euch jenes am Schandpfahl stehenden Priesters an, als ihn die Rotte der Straßenbuben peinigte. Dann habt Ihr den armen Hugenotten beigestanden, die sich in noch schlimmerer Drangsal befanden. Dies freilich war des Herrn Werk zum Heil Eurer Seele; darüber gibt's keinen Zweifel für mich. Doch seht, ich fürchte, wenn Ihr hinauskommt zu der Lady Maria in Lochleven und seht Ihr bis dahin von einer Krone geschmücktes, schönes Angesicht und denkt an das alles, was sie besaß, und was sie verlor, und wie jammervoll es jetzt mit ihr steht, dann werdet Ihr alles über ihrer Schönheit und ihrem Herzeleid vergessen, Euch von ihrem Zauber gefangennehmen, aber das Interesse unsrer guten Sache in alle vier Winde gehen lassen und als Ritter für sie Euer Schwert ziehen."

„Aber Jörge, hältst Du mich wirklich für so wetterwendisch?"

„Das nicht, aber leicht vom Mitleid hingenommen und noch nicht soweit, um verstehen zu können, daß die, welche Böses thaten, zuweilen ebenso für dieses ihr eignes böses Thun zu leiden haben, als die Guten darunter leiden müssen. Ihr mögt eben gar so gern fechten."

Arthur lachte. „Helen sagte vorhin: „Eins weiß ich, Du hast in all der Zeit nie einen Kampf mitangesehen, ohne nicht sofort Dich mitten in seine größte Hitze zu stürzen." Das habe ich ihr aber zurückgegeben und gesagt: Eins weiß ich, Du hast nie eine schwierig zu vollbringende Arbeit gesehen, ohne nicht den schwersten Teil derselben stets auf Dich genommen zu haben."

„Das paßt auf Euch beide gar nicht übel," meinte George, „doch, wie Ihr wohl wißt, Herr Arthur, kommt es in solchem Zwiespalt stets darauf an, daß man auf der rechten Seite steht."

„Nicht auf der des Gewinnenden," warf Arthur lächelnd dazwischen.

„Auch nicht auf der des Verlierenden," entgegnete George ebenso. „Und daß ich es Euch nur geradeheraus sage: Das schöne Antlitz und die süßen, lachenden Augen Maria Stuarts haben schon manchem älteren Manne, als Ihr seid, den Kopf verdreht. Als sie zuerst zu uns kam, da gab es wohl in ganz Schottland niemanden, der ihrem Zauber sich zu entziehen vermochte, als

Pfarrer John Knox. Gott segne ihn dafür! Gar wohl weiß ich, wie manche jetzt uns sagen, diese ihre Macht über die Männerherzen käme ihr vom Erzfeind, welcher stets unter uns sein Wesen hat. Doch dabei habe ich so meine eignen Gedanken; auch die besten Gaben Gottes können, so dünkt mich, zur größten, furchtbarsten Gefahr gereichen, wenn sie nicht zur Ehre und zum Dienste Gottes gebraucht werden. Und welche Fülle wunderbarer Gaben hat er der armen, übelerzogenen Königin Maria gegeben, Jakobs Tochter: solch holdes Gesicht, solch scharfen Verstand, solch liebreizendes Wesen! Sie erinnert mich an das, was einst der Prophet von Tyrus sagte: „Du bist ein Lustgarten des Herrn in Eden gewesen, mit allerlei Edelgestein geziert und hast gewandelt unter den feurigen Steinen.“ Tyrus aber nahm all diese herrlichen Gaben dahin und brauchte sie für sich und seine Sünde und die Werke des Satans. Und also war das Ende: „Alle, die Dich kennen, werden sich über Dir entsetzen, daß Du so plötzlich bist untergegangen und nimmermehr aufkommen kannst.“

Muß es nicht furchtbar gewesen sein, Zeuge solchen Untergangs zu werden? Wer weiß, ob nicht auch der Glanz von all dem Edelgestein uns so geblendet hätte, daß wir Sünde wie Strafe darüber vergessen hätten, Gottes Verkündigung, welche doch nie umsonst gegeben ist? Seht, Herr Arthur, mir bangt, daß Euch jene Edelgesteine von Augen, wie Lady Maria sie hat, Euch das Auge blenden. Ihr mögt selbst bange darum werden, denn sie sind in langjähriger Übung, andre zu blenden, und so, daß sogar die unverdorbensten Herzen davon zum Untergang gebracht worden sind. Also hütet Euch!“

Soviel pflegte George selten zu sprechen. Darum genoß er auch den allen Schweigsamen meist zu teil werdenden Vorteil, daß, wenn er es einmal für gut fand, zu sprechen, so konnte jeder schließen: es müsse wohl etwas Wichtiges sein, was ihn bewege. Doch, wenn ihm Arthur auch durchaus aufmerksam zuhörte, so konnte nicht von ihm erwartet werden, daß er bereits sich selbst zu mißtrauen gelernt hätte, was doch erst durch Erfahrung gelernt wird. Freilich, ein wenig war ihm durch die Schicksale der letzten Jahre bereits beigebracht worden, besonders war er in der Demut

gewachsen. Einstweilen aber ging sein Lebensschifflein bei bestem Winde; sein Herz war von fröhlichem Hoffnungsmut geschwellt; da konnte man sich wohl nicht wundern, daß er nicht sehr an mögliche Gefahren zu denken geneigt war. Darum sprach er jetzt auch also zu George Duncan:

„Ich weiß recht wohl, daß ich ebensogut als andre, vielleicht auch noch leichter als andre mich blenden und bethören lasse. Dennoch, mein Jörge, fürchte ich nicht, mich hier allzuweit zu verirren, solange ich mit Lord Murray, dem ich mich doch zu folgen verflichtet habe, zusammen —"

„Nun, das bringt Euch natürlich auch keinen Schaden."

„Im Gegenteil," fiel Arthur ihm hier begeistert ins Wort, „sehr, sehr viel Gutes. Ist er doch der Mann dazu, mit Gottes Hilfe unser liebes Schottland zu retten; er ist der Pilot, der es durch alle Stürme sicher hindurchgeleiten wird. Es ist zuwenig noch gesagt, wenn ich ihn den größten Mann von Schottland nenne."

„Zudem ist er das auch nicht," meinte George ruhigen Tones.

Fast erzürnt wendete Arthur sich ihm zu. „Was willst Du hiermit sagen, George? Wer wäre denn wohl sonst so groß wie er an Geist und Gemüt, gar nicht erst zu reden von der Höhe nach außen, zu der er, will's Gott, in nicht mehr ferner Zeit emporsteigen wird."

„Davon spreche ich nicht und will hier gleich hinzufügen, daß keiner ihn als unsern Regenten herzlicher willkommen heißen wird als ich. Von Größe der Seele spreche ich."

„Und an wen denkst Du da?"

„Herr Arthur, morgen ist Sonntag, und morgen abend schon will ich Euch fragen, wer der größte Mann von Schottland ist."

Darauf antwortete Arthur nur durch ein ungläubiges Kopfschütteln und empfahl sich sehr bald. George blieb allein. Ihm war Arthur wie ein jüngerer Bruder, und sein Herz bangte um ihn jetzt aufs neue.

Wer einmal mit vollem Ernst für eine Sache ficht, die ihm Gottes Sache und Wahrheit erscheint, dem dünkt es die höchste

und heiligste Pflicht, derselben treu ergeben zu sein, und Mangel an treuer Ergebenheit ist ihm geradezu ein furchtbares Verbrechen. Nun wollte es aber George erscheinen, als wenn Arthurs Ergebenheit und Treue gegen die Interessen vor Lord Murrays Heimkehr nach Schottland zu dem als König gekrönten Söhnlein Marias nur an dem immerhin Schwankungen ausgesetzten Faden der persönlichen Ergebenheit an Lord Murray hing. George aber glaubte wie damals viele, er dürfte die Sache der Reformation mit der des jungen Königs identifizieren. Jener Faden, der Arthur mit Lord Murray verknüpfte, konnte, außer von tausend andern Geschehnissen, auch, und fast wahrscheinlich wollte ihm das dünken, durch jene unheimlich machtvolle Zauberin zerrissen werden. Übte sie doch selbst noch in ihrer Gefangenschaft ihre bestrickenden Reize aus; wie leicht konnte sie darum um Arthur, diesen so erregbaren Jüngling, ihre Netze schlingen! Der Gedanke war George geradezu entsetzlich.

Nun besaß unser braver George freilich wenig Verständnis von dem wohlthätigen Einfluß, den die Anhänglichkeit und tiefe Verehrung für einen wahrhaft großen und edlen Mann auf einen Jüngling wie Arthur haben kann. Wie schon gesagt, war dieser ein gutes Teil in der Demut und damit im Sichbeugen unter einen Größeren gewachsen. Das hatte bis dahin noch wenig Nahrung und Pflege gefunden. Es war ihm eben noch niemand begegnet, der ihm eine wirklich tiefe Verehrung einzuflößen vermocht oder durch Geistesübergewicht ihm imponiert hätte. Sein Vater war schon in seiner Kindheit gestorben; für Lord Wedderburn aber fühlte er nur Respekt. De Villemorgue hätte vielleicht für ihn zum Helden und Ideal seines Lebens werden können. Indes vor dieser keineswegs ganz unbedenklichen Wendung bewahrte Arthur die Kürze seiner Bekanntschaft mit diesem „sogenannten Hugenotten", sodann der Unterschied zwischen ihren Ansichten und der trostlose, kalte Skeptizismus des letzteren.

Lord Murray aber, dessen Güte und Edelmut ihm im Verein mit der treuen Pflege George Duncans das Leben gerettet hatte, war völlig die geeignete Persönlichkeit, der Held zu werden, dem Arthur seinen nur noch des würdigen Gegenstands harrenden jugendlichen Enthusiasmus zu widmen vermochte. Auch jene oft so große

Macht ausübenden Vorzüge des einnehmenden Äußern trugen dazu bei. Lord Murray besaß eine echt fürstliche Haltung; auf seinem edlen Gesicht lag jener Schwermutsschatten, der für junge, glückliche Gemüter eine seltsame, eigenartige Anziehung bot, der damals auch als das Omen eines frühen oder gewaltsamen Todes angesehen ward. Ferner wirkte zu seinen gunsten der Arthur wohlbekannte Ruf von dem Heldenmut Lord Murrays, von seiner seltenen Umsicht und Gewandtheit und seiner unerschütterlichen Treue gegen die Sache des Evangeliums. Endlich, was wohl noch wirksamer war, die herzgewinnende Güte und Freundlichkeit Lord Murrays gegen Arthur. So hing denn dieser an ihm „mit Leib und Seele“.

George aber hätte es um vieles lieber gesehen, wenn die gute Sache selbst Arthur also begeistert und gewonnen hätte. Er dachte eben nicht daran, daß junge, feurigfühlende Seelen sich nur selten für eine Sache, sondern meist nur für Personen begeistern. George war hierin allerdings eine Ausnahme. Ihm war die große Sache der Kirche, da sie die Sache Gottes und nicht die der Menschen war, vor allem wertvoll und herrlich. Ihm war es hauptsächlich leid und bange, Arthur könne über der Verehrung für Lord Murray seinen Herrn und Heiland in den Hintergrund treten lassen.

Heute war er just in der Stimmung, alles trübe und schwarz aufzufassen. Wie er so einsam dasaß! Nach Arthurs Weggang umdüsterte sich seine Stirn mehr und mehr, bald mit Bedenken wegen der Glaubenstreue Arthurs, bald im Besorgen, er sei diesem nicht verständnisvoll und entgegenkommend genug begegnet. Schließlich fühlte er die Unfähigkeit, heute etwas Rechtes bei seiner Arbeit zu leisten. Er sorgte sich, ob seine Hand etwa ihr Geschick eingebüßt habe. Seine Zeichnung konnte nicht zufriedenstellend werden, auch keine andre ähnliche, so schien's ihm. Und selbst wenn es ihm noch gelingen sollte, war denn überhaupt hieran viel gelegen? Es lohnte kaum, sich darum so zu kränken. Hatte Meister Durie am Ende doch recht, als er ihm damals vorwarf, George verschwende seine schönen, von Gott ihm verliehenen Geistesgaben, wenn er soviel Zeit und Mühe auf solche Kleinigkeiten verwende; ein Mensch mit einer unsterblichen Seele habe Wichtigeres zu thun als dergleichen Lappalien.

Solche Bedenken und Mißstimmungen jedoch waren gleichsam nur auf der Oberfläche seines Gemüts kräuselnde Schaumwellchen, die von einer viel tiefer unten wogenden Unruhe und Pein Zeugnis gaben. Sein Leid war darum nicht weniger wirklich, weil er es sich teils nicht zugestehen wollte und teils mit starker Hand es niederhielt. Solche Reaktion in unserm Innenleben folgt gar oft der Vollendung eines lange und lebhaft am Herzen uns liegenden Vorhabens. Da wird jeder Nerv angestrengt, um den Gipfelpunkt zu erreichen; ist dieses aber geschehen, das Ziel erlangt, so kommt statt des Gefühls von Triumph Ermattung und Enttäuschung über uns. Da sinken wir wohl erschöpft zusammen und rufen: „Ist das also alles?" So lernen wir jene Klage des großen deutschen Dichters verstehen: „Und das Dort ist niemals hier." Wozu bekanntlich Tholuck so schön hinzugefügt hat: „In Christo wird das Dort — hier."

George Duncan hatte es sich als höchstes Lebensziel gesetzt, Arthur der Schwester zurückzubringen. Stets hatte er sich gesagt, „es wird sie ganz glücklich machen". An sich selbst dachte er dabei kaum; war doch sein Glück durch das ihre bedingt. Nun war es geschehen; Arthur war heimgekehrt und so, wie es ein Schwesternherz nur wünschen konnte. Sie hatten sich wiedergesehen, und beide hatten ihm gedankt. Damit war es „abgethan". Nun gab es nichts weiter für ihn zu thun, nichts, wonach er streben und ausblicken konnte. Diese beiden Glücklichen, um derentwillen er so lange Zeit hindurch sich abgemüht und fast zersonnen hatte, gingen nun sozusagen in ein schönes, lichterfülltes, von Lust und Freude belebtes Gemach und schlossen hinter sich zu, ihn in Schatten und Kälte draußen lassend. Noch nie war er sich so vereinsamt erschienen, noch nie sich so gänzlich, so hoffnungslos geschieden von ihnen vorgekommen.

Doch jetzt macht er sich ernste Vorwürfe ob solch verzagter, trüber Stimmung. Eitel schmachvolle Selbstsucht sei es, die ihm das doch allein zur Herrschaft berechtigte Gefühl der Freude schmälerte und verdarb. Es hätte wahrlich nicht die rechte Liebe in ihm gelebt, wenn er solche Selbstsucht nicht überwände und nicht sähe auf das, was des andern ist.

Und wo blieb die Geduld und mannhafte Beharrlichkeit, vollends aber der Dank und der Glaube an seinen Gott? Hatte er nicht so oft, sogar unter Thränen, Gott im Gebet gelobt, daß, wenn dieser ihm die große Freude gewähren wolle, der, die er liebte, Dienste thun zu können, er dann niemals wieder ein Wort des Murrens aussprechen, noch in seinem Herzen aufsteigen lassen wolle. Nein, er wollte dann sein Kreuz auf sich nehmen und es nicht bloß geduldig, sondern fröhlich tragen. Doch nun, wo ihm solches Sehnen erfüllt, sein Gebet erhört worden, da warf er dieses Erbetene von sich wie ein Kind sein zerbrochenes Spielzeug, und sprach, wenn auch nicht hörbar: „Das hilft mir alles nichts, solange ich —" Doch was? Hätte er den Satz zu vollenden gewagt, er hätte gelautet: „solange ich das nicht habe, was ich, wie ich wohl weiß, doch nie erlangen werde."

Es vergingen noch einige Stunden, während welcher er sich in Träumen und Trauern über das doch nie für ihn Erreichbare verlor. Doch endlich brachte ihn der Gedanke an seine Pflicht in der Gegenwart wieder zu sich selbst zurück. War auch sein Pflichtenkreis eng und beschränkt, auch so schlichte Fäden helfen Licht und Hoffnung ins Leben strahlen. Die drei Zeichnungen hatte er für heute abend fertigzustellen versprochen. Meister Lindsay hatte schon in aller Stille sehnlich darauf gerechnet, daß er zurückkehren und sie ausführen werde. Bisher hatte George noch niemals sein Wort gebrochen; er wollte jetzt keineswegs den Anfang damit machen.

Was gethan werden muß, das kann auch stets gethan werden, und darum wuchs nun auch trotz jenes „Krimskrams von Ideen", wie er seine ihn eben erfüllenden Gedanken bezeichnete, das ihm aufgetragene Werk. Allmählich fanden die zarten Linien und graziösen Formen, die sein Zeichenstift entwarf, Interesse und Wohlgefallen in seinen Augen. Jenes Kapital- und Universalmittel Arbeit, eine von unsers Gottes heilkräftigsten Arzneien in unserm Leid und Weh, brachte bald wieder Gleichgewicht und Ruhe für Herz und Nerven zurück.

Andre Gedanken nahmen ihn mehr und mehr in Anspruch. Vor kurzem war ihm ein Brief von seinem Vater zugestellt worden.

Dieser schrieb ihm, daß John, der Bruder Georges, für welchen der letztere schon vor einiger Zeit das Lehrgeld hingeschickt hatte, sich sehr brav und zu seines Meisters hoher Zufriedenheit verhalte. Dieser war Buchdrucker zu St. Andrews. Jamie, der jüngere, beneidete den Bruder, daß dieser all seine Zeit auf Bücher verwenden dürfe, und mache er bereits tüchtige Fortschritte in der lateinischen Grammatik mitten bei aller Feldarbeit. Doch die wichtigste Nachricht war, daß Janet einen Heiratsantrag erhalten habe und das von einem gottesfürchtigen und wohlangesehenen Manne in der Nachbarschaft. Janet habe diesen auch angenommen, doch müßten die beiden sich noch eine Zeitlang gedulden, da beide arm seien und es auch um die Mitgift übel aussehe, denn die Farm sei doch nun alt und minder ergiebig geworden, und der Münder wären gar viele, die befriedigt werden sollten.

Wie George an diesem letzten Punkt mit seinem Sinnen angelangt war, ging sein Werk ihm noch einmal so hurtig von der Hand. Es war doch ein gar hübscher Gedanke, daß er hier zu helfen, seine Schwester glücklich und seine Eltern ihrer Sorge los und ledig zu machen vermöchte. Ihnen blieb doch noch genug zu thun übrig für all die kleineren Geschwister. Ein wenig verlor er sich wohl auch in Träume über deren Zukunft, doch bald kam er wieder zu realeren Gedanken zurück. Vorhin hatte ihm Meister Lindsay eine ansehnliche Geldsumme geschenkt für seine treue und geschickte Ausführung der ihm übergebenen Aufträge. Dieses Geld, durch einen kleinen Zuschuß noch erhöht, sollte Janet zur Mitgift erhalten. Weiter überlegte er: „Wenn ich sehr fleißig arbeite, schaffe ich wohl noch genug, um Jamie ausbilden lassen zu können. Er hat doch einmal ganz das Zeug dazu, ein tüchtiger Pastor zu werden.“ War dies wohl in seines Vaters Augen ein allzu hochfliegender Plan? Hoffentlich nicht; versuchen wollte er ihn wenigstens.

Mittlerweile wurde seine Zeichnung fertig; es war auch Zeit, denn das Licht dieses Augusttages verschwand bereits. Er brachte seinem Meister das Werk und nahm neue Aufträge in Empfang. Dabei hörte er allerlei, was ihn noch mehr in andre Gedankenströmung hineinbrachte.

So lichtete sich allmählich das Gewölk seiner Seele, ob es sich auch nicht ganz verlor. An diesem Abend konnte er aber doch seinem Gott von Herzen danken, daß Er ihm soviel gegeben; so viele, denen er Liebe, Treue und Beistand gewähren konnte; soviel, was er zu erstreben und als Ziel des Lebens sich zu setzen vermochte, und dann jenes Leben, das ewig hell und klar bleibt, dessen Lichtstrahlen selbst die tiefste Dunkelheit zu durchleuchten vermögen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Umgang am Sonntag.

„Am Sonntag stehn des Himmels
Pforten offen."

Zeiten der Ruhe sind, oder sollten es doch sein, Zeiten des innern Wachstums und zwar in einer besonderen Art und Weise. Darum ist es keiner der minder wichtigen Vorzüge und Vorteile des Sonntags, daß dieser uns für Geist, Herz und Gemüt Zeit zum Wachsen gibt. Jene 52 Tage im Jahre, wo der gewohnte Rundgang der Arbeit und Mühe aussetzt, innehält, sollten darum lauter Marksteine des Wachstums auf unserm Wege vorwärts und aufwärts sein. Keiner derselben sollte am Abend so von uns scheiden, wie er am Morgen uns gefunden. Im Grunde thut er das auch nicht. Hier, in diesem sich fort und fort bewegenden Universum, können wir unmöglich, wenn wir auch wollten, die einzig im Stillstand verharrenden Wesen sein. Bewegen müssen wir uns; wenn nicht vorwärts, so rückwärts; wenn nicht aufwärts, so abwärts. Welcher Art nun auch unser Fortbewegen sei, es wird sicher am schnellsten sich vollziehen, wenn wir einen Muße- und Ruhetag haben, wo uns Gelegenheit zum Vorwärts geboten wird, die ebenso vernachlässigt als wohlangewendet werden kann.

An jenem Augustsonntag, der dem Wiedersehen Helens mit Arthur folgte, saßen zwei Hausgenossen der ersteren und hielten stumme Totenfeier bei der Heimgegangenen. Sie hatten reichlich Zeit dazu in diesen stillen Stunden des Nachmittags. Es war sogar heut ihr einzig Werk, also nachzusinnen, zu beten und in der großen, auf dem Tisch im Wohnzimmer stets offen daliegenden Bibel zu lesen.

Indes, solche Einsamkeit und Schweigsamkeit wirkten nicht wohlthuend auf Meister Durie; das that dieses ganze schwere Hauskreuz überhaupt nicht, wie es schien. Nicht, daß er dabei, wie Pfarrer Knox es nannte, „sich nicht gebührlich verhalten" hätte, nein, Meister Durie wußte wohl, wer hier gegeben und wiedergenommen hatte, und fühlte sich keineswegs versucht, dagegen zu murren und sich aufzulehnen. Wie sollte er auch? Der allmächtige Gott — in diesem Lichte Seines Wesens sah Durie Ihn am meisten — hatte ja ein volles Recht, mit ihm und all den Seinigen zu thun, was Ihm gefiel. Es würde dem Wurm, dem Geschöpf aus Staub geboren und zu Staub bestimmt, übel anstehen, zu klagen über seines Herrn und Schöpfers Thun oder Lassen. Dazu, wie kurz ist dies Leben doch — ein Dampf — eine Spanne Zeit! Also, was that es, wenn die wenigen Tage, die ihm hier noch blieben, ihm dahingingen innerhalb eines verödeten Hauses und mit verarmtem Herzen? Bald würde doch alles vorüber sein. „Ich werde zu ihr gehen, ob sie auch zu mir nicht zurückkehrt," sagte er sich.

Vielleicht wäre ihm aber solche Reflexion minder leicht gefallen, wenn der über ihn verhängte Verlust seine kleine Elsie betroffen hätte. Wohl trauerte er aus aufrichtigem Herzen, doch dieses brach nicht darob. Es war kein lawinenhaftes Weh, das den Betroffenen schier überwältigt, ihn ganz zu vernichten droht. Sein Geist war wohl niedergebeugt, doch nicht zerschlagen. So kam es, daß unser hartgearteter Allan Durie nicht nur hart blieb, sondern sich durch jenen Verlust nur noch mehr verhärtete.

Also verstand er die ihm hierbei erteilte Lektion. Wenn er auch darüber sich nicht hätte aussprechen können — gab er doch sich selbst nicht einmal Rechenschaft davon — so hegte er doch den Glauben, als werde hier eben nur Seelenstärke und Ergebung von ihm verlangt. Stark war er nun schon seiner Natur nach; Ergebung lehrte Gottes Gnade ihn schon auf einer früheren Stufe seines christlichen Lebens. Hätte er nur ein williges Ohr gehabt, so würde diese Gnade ihn die noch schwereren Lektionen gelehrt haben: Langmut, Geduld, Gütigkeit, Freundlichkeit. Er wußte nicht, daß es nicht an Stärke, sondern an Weisheit und Milde ihm gebrach. Es wäre für ihn wohlthätiger, wenn auch minder der

äußeren Würde einer Trauerfeier entsprechend gewesen, hätte er über die hinter ihm liegende glückliche Zeit seiner und Elsbeths Jugend weinen können wie ein Kind, wenn er dann die Heimat, in welche sie nun eingegangen, die ihr vom Heiland selbst bereitete Wohnung, sich vor Augen gestellt hätte, statt daß er sich nun in Betrachtungen über die Unwandelbarkeit des göttlichen Ratschlusses oder über Gottes Weisheit und Gerechtigkeit erging.

Ist einmal ein harter Fleck in uns, so trägt er oft dazu bei, das ganze Herz zu verhärten. Wohl kann solches zu einem Mittel der göttlichen Gnade werden, wenn wir nämlich diese Härte oder überhaupt ein Stück unsers alten Ichs mit aller Treue bekämpfen und besiegen. Dadurch kann unser ganzer Charakter gewinnen. Doch lassen wir diesen Rest des alten Wesens, diese Härte im Herzen fortbestehen, so wird daraus ein immer weiter um sich greifender, verderbenbringender Krebsschaden.

Duries mächtige Liebe zu seinem Enkelkinde neigte dahin, einen aggressiven, kampflustigen Charakter anzunehmen. Wohl hätte er alle die, die seine Elsie liebhatten, auch lieben mögen, doch noch entschiedener war die Neigung, alle zu hassen, welche ihr ein Leid oder irgend ein Unrecht thaten. Und es gab jemand, der ihr nach Duries Ansicht Geringschätzung bewiesen hatte. Das dünkte ihm schlimmer, als ihr sonst Unrecht thun. Deshalb hegte Allan Durie einen Groll gegen George Duncan, der in keinem Verhältnis zu dem von ihm diesem bis dahin entgegengebrachten Interesse stand.

Dieser Umschlag der Gefühle von Neigung zu Abneigung — wir wollen nicht Haß sagen, da Durie darüber gar entsetzt werden würde — war nicht allzu befremdlich. Solche starke Charaktere wie der seinige gehen viel leichter von einem Extrem zum andern über, als daß sie gleichgültig werden. Liebe kann sich viel eher in Haß und Haß in Liebe sich umwandeln, als daß Apathie in die Stelle von Haß oder Liebe treten sollte.

Duries Groll gegen George hatte sich durch des letzteren Abwesenheit bereits ein wenig verzogen; da kam derselbe durch einen unbedeutenden Umstand wieder zum Vorschein. Gestern abend erhielt Durie Besuch von einem alten, vertrauten Freunde, John Menzies, seines Zeichens ein Waffenschmied. Er wollte sein Beileid

befunden. Nach einigem Hinundher, das der traurige Gegenstand mit sich brachte, hielt der biedere Kollege es für ratsam, Durie durch allerlei Stadtneuigkeiten aufzuheitern. Zunächst berichtete er von einem höchst verwegenen Raubanfall, der durch einen in Schottland damals berüchtigten Wegelagerer ausgeführt worden sei und zwar an Reisenden. Unter diesen habe sich auch ein Geschäftsagent befunden, der für Meister Patrick Lindsay sehr wertvolle mathematische Instrumente und außerdem kostbare Juwelen von London mitgebracht habe. Diese letzteren waren in die Hände der Räuber gefallen, der Agent aber gefangengenommen, welches zweifache Mißgeschick für Meister Lindsay sehr fatal und ärgerlich sei.

An die Versicherung, wie sehr er den letzteren deshalb bedauere, und an Worte der Klage über die öffentlichen Zustände, die sowenig Ordnung und Sicherheit böten, knüpfte John Menzies dann noch die Bemerkung, wie es unter solchen Verhältnissen nur um so mehr zu bedauern sei, daß der biedere Meister Lindsay seinen so geschickten und zuverlässigen Gehilfen, den einstigen Lehrling Duries George Duncan demnächst verlieren werde, auf den Lindsay doch stets wie Durie viel gehalten hätte.

Da fragte dieser mit mehr Interesse, als er bisher für irgend etwas andres an den Tag gelegt: „Weshalb?"

Er hoffte vielleicht im stillen, obwohl er dies als sein „Hoffen" nimmermehr zugestanden haben würde, daß Duncan die Gunst Lindsays durch irgend etwas verscherzt habe.

„Weil ihm ein hübsch Stück Geld mehr von James Moßman als Sold angeboten worden ist. Dieser alte Papist konnte wahrlich nichts Gescheiteres thun. Der hat's tüchtig hinter den Ohren, wie wir ja längst eingesehen haben. Er weiß, wie wohlerzogen und verständig Duncan ist, wie begeistert für die neue Lehre, und wie er sich außerdem durch seine Reise nach Frankreich beliebt gemacht und Freunde erworben hat, die ihn sicher nicht aus dem Auge lassen werden. Da hofft nun der schlaue Moßman, George werde diese Herren ihm als Kundschaft zuführen, obschon doch jeder sich sagen kann, daß Seine Hoheit der Regent Lord Murray in einem Jahr nicht soviel Schmucksachen und Gerätschaften ihm abkaufen wird, als das

papistische Weib draußen in Lochleven samt ihren Kammerfrauen und Zofen in einem Monat braucht. Der Alte weiß aber drauf zu laufen, und von Erfolg wird's schon sein."

Da nun Durie ganz still und aufmerksam ihm zuhörte, folgerte Menzies, der George wirklich gernhatte, dieses Thema sei für Durie doch von Interesse, und so fuhr er fort und verbreitete sich nun über Georges ungewöhnliches Geschick wie über seine vielen ausgezeichneten Eigenschaften. Er vergaß, daß es häufig unsern Freunden zum Nachteile gereichen kann, wenn wir ihr Lob allzueifrig und hell hinaussingen.

Wohl lauschte Durie aufmerksam, aber mit wachsender Verstimmung. Dies Loblied auf George Duncan war ihm ganz besonders „gegen den Strich". Schließlich gewahrte das Menzies, und da ihm keinerlei Übergang zu anderm Gesprächsthema zu Gebote stand, so empfahl er sich bald. Er hatte allerdings während dieses kurzen Besuches fast soviel Unheil angerichtet, als seine feurigen Geschosse hervorbringen konnten.

Duries Zorn flammte nun zu um so hellerer Glut empor, als er jetzt volle Berechtigung dazu zu haben meinte. Hatte er nicht schon genug Duncan vorzuwerfen? Daß aber dieser undankbare Heuchler nun vollends das Gewicht seiner Kunst und Tüchtigkeit in die Wagschale des verhaßten Moßman legen würde, das war der allergrößte, ihn, Durie, am schärfsten treffende Faktor im Schuldregister Duncans. Einem andern Kollegen hätte er den letzteren wohl noch leidlich gern gegönnt; Patrick Lindsay z. B. war ihm nicht allzu unangenehm gewesen, denn dieser würde ihm aus mehrfachen Gründen niemals in den Weg kommen.

„Dieser Duncan hat doch das bloß gethan, um mich zu ärgern," so schloß jetzt Durie, wobei er ganz außer acht ließ, daß jener Antrag von Moßman ausging, „jawohl, nur mir zum Trotz. Erst verschmäht er meine hübsche Elsie, und als ob das noch nicht genug wäre, sucht er nun noch mein Geschäft zu ruinieren, das zu heben und zu Ruhm und Glanz zu bringen, ich mich fast 40 Jahre geplagt habe. Und das alles um so eines Papisten willen, der, soviel ich weiß, ein Anhänger der Königin und ein grundfalscher, hinterlistiger alter Kerl ist."

Diese Betrachtungen drängten sich Durie immer wieder auf zu dieser Stunde und ließen sich nur schwer zurückdrängen. Zu ihnen gesellten sich noch andre, nicht sehr erwünschte Visionen — einer seiner besten Kunden nach dem andern blieb fort, wendete sich zu Moßman — und dabei gedachte er all jener in früheren Zeiten ihm dargebrachten Beglückwünschungen wegen Duncans Geschick und Genie. Diese Bilder umringten ihn nur zu sichtbar. Und so sitzt er da, ihm zur Seite die offene Bibel, das Antlitz in die der Situation entsprechenden Trauerfalten gelegt; im Innern aber sind jene „stummen Arbeiter", die ungezügelten, „zollfreien" und unerkannten Gedanken geschäftig, eine starke Feste zu erbauen, darin mehr als eine böse Leidenschaft ihren Wohnsitz aufzuschlagen bereit ist.

Ihm gegenüber saß Elsie; ihr hätte er seine Gefühle nimmer offenbaren mögen. So verharrte er denn in düsterer, wie er meinte, trauervoller Stimmung. Aus dieser riß er sich erst etwas heraus, als Elsie durch ihr Weinen Helen fast dazu brachte, sich die große Freude, heute mit Arthur zur Kirche zu gehen, zu versagen.

„Still, Mädchen," wehrte er da und das in einer an ihm ihr gegenüber höchst seltenen Schärfe, „wie kannst Du Miß Helen auch nur mit einem Worte noch vom Kirchgange heut abhalten wollen? Heut, wo sie dem Herrn zu danken hat, daß er ihr den wie vom Tode erstandenen Bruder wiedergebracht hat?"

Und dann wandte er sich an Helen und bat sie mit einer Weichheit, die sie ihm nicht zugetraut hätte: „Nicht wahr, Ihr berichtet uns dann den Text und soviel Ihr irgend von der Predigt behalten könnt? Vielleicht vermögen unsers guten Vater Knox Segensworte uns aufzurichten und zu trösten in unserm Leide."

Dies versprach Helen und auch, mit einem Kuß für Elsie, nicht lange fortzubleiben. Nachdem Durie noch einen dankbaren Gruß erhalten, eilte sie nun rasch auf die Straße hinunter, wo ihr Bruder schon auf sie wartete. Sein Gesicht strahlte vor Freude, und sein ganzes Erscheinen, im sauberen, ob auch einfachen Anzug, trug festliches Gepräge. Ihr den Arm reichend, geleitete er sie durch das Wogen der zahlreichen, allen Ständen und Stufen angehörigen Kirchgänger hin zum Dome von St. Giles.

Arthurs erste Frage unterwegs lag freilich ziemlich weit ab von der Kirche: „Aber Helen, ist denn das Dein bester Umhang? Wenn ich nicht irre, so trugst Du den schon, bevor ich von Wedderburn fortlief."

„Was stört Dich denn so an ihm?" fragte Helen lächelnd. „Er ist doch von so gutem Stoff und immer noch gut genug."

„Nein, für meine Schwester ist er das nicht!" erklärte Arthur mit großer Entschiedenheit. „Doch das soll bald besorgt werden," fügte er hinzu, und seine Phantasie erging sich darin, durch die Läden von Edinburg zu schweifen und die allerschönsten Produkte derselben für seine Schwester auszusuchen, wobei er völlig vergaß, daß seine Börse einstweilen fast ebenso leer war als die ihrige.

Um ihn wohl auf andre Gedanken zu bringen, erzählte jetzt Helen, welch schwerwiegenden Verlust Meister Lindsay gehabt. Arthur ging mit lebhafter Anteilnahme darauf ein, verwünschte die ganze Bande von Wegelagerern und Räubern und meinte, es sei doch ein Skandal, daß solche Dinge ungehindert und ungestraft in einem christlichen Staate geschehen könnten: „Ich möchte, ich könnte diesem alten Gauner, diesem Mirk Hob, jetzt auf den Fersen sein und hinter mir 30—40 brave Reisige."

„Meister Durie meint," fuhr Helen fort, „diese Straßenräuber pflegten ihre Gefangenen so lange in Haft zu behalten, bis ihre Freunde sie mit gutem Gelde losgemacht, und so würde es auch mit dem Agenten Meister Lindsays sein."

„Versuchen werden sie das ohne Zweifel!" rief Arthur und zitierte ein damals wohlbekanntes Lied auf die Zustände Schottlands. Plötzlich aber hielt er inne. Es schien ihm dasselbe doch wohl nicht passend für den Sonntagskirchgang, und in verändertem Tone sagte er:

„Wäre es nicht herrlich, Helen, wenn unser armes, von soviel Übelständen zersetztes, unruhvolles Vaterland in die Hände eines starken und weisen Mannes käme, der es wieder ruhig, friedlich und glücklich machte, so daß ein jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum sitzen könnte und niemand zu fürchten brauchte?"

„Freilich wäre das herrlich, doch eine also leitende Hand würde eines starken Heeres zum Beistand bedürfen."

„Ganz gewiß!" rief Arthur leuchtenden Blicks. „Er bedürfte solcher Männer, die ihn verständen, seine Ziele begriffen, die bereit wären, für diese, für ihn zu sterben."

„Du sprichst ja, als wolltest Du gern auch dazu gehören," meinte Helen, ihn innig und dabei mit sichtlichem schwesterlichen Stolz anschauend.

„Etwas Besseres könnte ich mir nicht wünschen, Helen!" erwiderte er. „Sieh, wenn Gott unsern Regenten am Leben erhält, der wäre der rechte, ein Josua, der die Kinder Israel ins Gelobte Land führt, ein David, der die Philister besiegt und Gericht und Gerechtigkeit im Volke Gottes aufrichtet. Doch da sind wir am Ziel." Diese letzten Worte sprach er leise, denn schon standen sie an der Schwelle des Gotteshauses.

So früh es noch war, es war fast ganz gefüllt. Die großen Herren und die Edelleute samt ihrem Gefolge waren zum Teil schon da, teils im Begriff, zu kommen. Mit mehr oder minder Stolz und Würde begaben sie sich einer nach dem andern auf ihre Plätze. Arthur beobachtete dies anfangs mit viel Interesse; einige der Herren waren ihm bekannt, und er zeigte sie Helen; andre hätte er gern kennen mögen. Doch bald zogen ernstere Gedanken in seine Seele ein. Sollte er doch jetzt zum erstenmal in seinem Leben mit diesen auf gleichem Wege ziehenden Glaubensbrüdern einem Gottesdienste beiwohnen, denn bei jener Hugenottenpredigt in Paris war er ja nur Zuschauer gewesen; in Wedderburn aber hatte er wenig an das, was er in einer Kirche gehört, gedacht. Rührend und feierlich zugleich schien es ihm, also gemeinsam vor das Antlitz des himmlischen Vaters zu treten. Das Gefühl solcher Gemeinschaft überkam ihn in wundersam wohlthuender Weise. Dann aber ward er auch dessen eingedenk, daß nicht nur Anbetung sie alle hier versammelte, sondern daß sie auch hören und lernen und beten sollten, damit das gehörte Wort wirksam in ihnen werde.

Da berührte Helen leise seinen Arm. Er blickte empor. Der Geistliche nahte sich langsam und mit gebeugter Haltung der Kanzel. Arthur fragte seine Schwester, ob das der Pastor Craig sei, Knox' Amtsbruder. Sie flüsterte: „Nein, es ist Pastor Knox selbst."

Arthur schaute ihn an. Wie anders hatte er sich diesen Vorkämpfer der Reformation gedacht, gleich einem Helden in Erscheinung und Auftreten, königlich in der Haltung. Doch diese Gestalt hatte weder etwas Heldenhaftes noch Königliches. Es war ein altes, krank, bleich und mager aussehendes Männlein, dessen Gesichtszüge von viel Mühsal und Kampf des Lebens gezeichnet waren. Jetzt aber trifft Arthur ein Blick aus diesen dunkeln, lebhaften, durchdringenden Augen — Augen, die sogar in unserm jungen Hochflieger voll kühnen Mutes den Gedanken erwecken: „Diese einmal im Zorn auf mich gerichtet zu fühlen, wäre mir unerträglich." Auch sah er gar ehrwürdig aus mit dem grauen Haar und dem fast bis zum Gürtel herabwallenden Barte.

Anfangs vermochte darum Arthur seine Andacht nicht recht zu vertiefen und zu konzentrieren. Es bot sich ihm soviel Neues in dem, was ihn umgab; manche zerstreuende Gedanken durchzuckten ihn immer aufs neue. Das andächtige Antlitz Helens beschämte ihn schier. Doch von dem Moment, wo Knox die Kanzel betreten und den Text vorgelesen hatte, wurden alle umherschweifenden Gedanken plötzlich gefesselt. Nicht wurde also hier sein Herz „im Sturm erobert", auch nicht der Strom der Beredsamkeit riß ihn mit fort, sondern seine ganze Denk- und Verstandeskraft wurde hier in Anspruch genommen. Ein wenig vornüber geneigt, stand der große Gottesmann vor ihm und sprach mit ruhiger und maßvoller Stimme über die Geschichte Israels. Er zeichnete zunächst mit einigen klaren, markigen, von der Hand kraftvoller Überzeugung geführten Strichen das Bild der Güte Gottes an seinem Volke, dann dessen Undank, ihrer Herzen Härtigkeit und Widerstand. Weiter zeigte er dann, wie unter diesem Volke sich auch ein Häuflein Getreuer befunden, die durch Gottes Gnade sich rein und unbefleckt erhielten von dem verderbten, götzendienerischen Wesen ihrer Genossen und sich allein von Jehovah führen und leiten ließen. An diesen hat sich seinerzeit ein jedes der Worte des Herrn erfüllt. Wohl wurden diese Treuen versucht und „gesichtet wie der Weizen", ja, manche unter ihnen mußten selbst den Tod erleiden. Der Herr sandte ihnen nicht immer Seinen Engel, den Rachen des Löwen zu schließen und die Feuerflammen zu löschen. Doch Er

hatte für sie bessere Gaben als langes Leben und Freiheit von allem Leide vorbehalten. Das Auge des Dieners Gottes leuchtete, und seine Stimme wurde weicher, als er jetzt von den „stillen Kammern" sprach, dahinein Gott Sein Volk auch mitten in ihrer größten Unruhe und Not zu bergen vermag, von der Lust und Freude ohne Ende, in die sich alles Trauern wandeln soll, wenn dies flüchtige, jammervolle Dasein hinter uns liegt.

Und weiter redete Knox, wie das Kommen der verheißenen Erlösung, ob auch einer nach dem andern von den Getreuen zu seinen Vätern versammelt werde, bevor es geschähe, dennoch zu der bestimmten Zeit eintreten würde, und wie solches so gewiß sei wie Gottes Wort selbst und gewisser als das Aufgehen der Morgensonne.

Während Knox also von dem endlichen Siege der Wahrheit und des Rechtes sprach, davon, wie alle, welche mutwillig sich gegen den Willen des Allerhöchsten aufzulehnen wagen, schließlich überwältigt und völlig überwunden werden, da sah man, wie dies Themata waren, die sein ganzes Herz erfüllten und mit heiliger Beredsamkeit durchglühten. Sogar sein Wesen, sein Aussehen ward ein andres. Wie ein Abgesandter des Herrn in der Höhe stand er da, hochaufgerichtet, in weihevoller Würde. Bisweilen gaben auch seine Gesten dem mächtig in ihm lodernden Feuer Ausdruck. Einer seiner Augenzeugen berichtet, daß die Zuhörer gewärtig gewesen wären, die Kanzel unter ihm zusammenbrechen zu sehen, oder daß er sich über dieselbe hinaufschwingen würde.

Eine solche gewaltige Bewegung hat ihre besondere Sprache, die wie alle andern Sprachen denen, welche sie hören, ohne in den tieferen Sinn derselben einzudringen, leicht „komisch" erscheinen kann. Läßt aber der Hörer sich von ihr mit forttragen, so wird er nur den naturgemäßen Ausdruck und Ausfluß der Empfindung in ihr erkennen. Arthur befand sich jetzt in einer Erregung, die ganz dazu geneigt war, in der ersten, besten Weise sich Luft zu machen. Er hätte mögen von seinem Platze aufspringen und sich auf sämtliche Feinde Gottes stürzen, damit er doch dereinst an jenem großen Tage des Sieges mit triumphieren dürfe. Doch er blieb still sitzen, rührte kaum ein Glied; sein Antlitz war wie

unter einem Bann; das Auge haftete einzig auf dem Pastor. So wurde die ganze in ihm so mächtig pulsierende Bewegung in Schranken gehalten und dadurch um so tiefer und nachhaltiger.

Allmählich erkannte er, daß diese Geschichte des Volkes Gottes nicht bloß so ein isolierter, einsamer Bergsee sei, über welchen er etwa zum Vergnügen auf leichtem Nachen einmal hinstreifen könne, sondern daß ihn jetzt die starken Wasser jenes uralten und doch bis zur Stunde sich immer gleichgebliebenen Stromes aufnahmen, auf dessen Fluten einst gewaltige Schiffe dahingesegelt, an dessen Ufern volkreiche Städte erstanden waren, an dessen Ausgang der unendliche Ozean wie aus nimmer allzuweiter Ferne ihm zu winken schien.

Ja, die Kirche Gottes mit ihren Gefahren, ihren Aufgaben und ihrem einstigen Triumph — das war es, was die Seele eines John Knox so mächtig durchglühte, und das, was Arthur zu dem wunderbar erhebenden Bewußtsein brachte: „Dieser Kirche gehörst auch Du an.“

Durch Demütigung geht stets der Weg zur Erhebung. Haben wir's nicht schon oft erfahren, ob es auch seltsam erscheint, daß, wenn unsre Herzen in die Höhe geführt werden sollen, wenn uns der Gedanke an das, was wir sein könnten und sollten, ja, was wir sein werden, weil Sein Sohn uns erlöst und Sein Geist uns geheiligt, ganz erfüllt und beseligt, so muß uns zuvor das Wort Gottes in den Staub werfen und uns demütigen als arme, elende Sünder vor Ihm, dem heiligen, zürnenden Gott. Noch nie hatte Arthur seine Sünde und Schwachheit, seine innere Entartung so gefühlt als jetzt, wo John Knox ihm dies kundthat. Und doch ward auch das Herz noch nie so froh, so voll heiliger Freude über das Nahesein Gottes, der ihn mit Seiner Kraft tüchtig machen könne, in Ihm und durch Ihn zu wirken.

Überdies erlangte er nun auch einen weiteren Blick. Er sah die Pflichten seines Lebens in neuem Lichte an; er erkannte: Pflicht recht verstanden ist Macht. Es wurde ihm klar: Ich verdanke dies alles Gott dem Vater, der in Christo mich erwählt hat, ehe die Welt geschaffen worden, dem Sohne, der mich erlöst hat, dem

Heiligen Geiste, der mich berufen hat und von Tag zu Tag an meiner Heiligung arbeitet. Doch nun habe ich auch eine große Schuld gegen meine Nebenmenschen, meine Vorgesetzten, meine Landsleute, vor allem gegen meine Glaubensbrüder. Auch den nach ihm kommenden Generationen fühlte Arthur sich verpflichtet, denen, die, wenn er bereits ruhte, fühlen, denken und leiden würden. Davon, was er und seine Zeitgenossen jetzt zwischen dem wahren und dem falschen Glauben, zwischen Gott und dem Satan wählen würden, hing das Wohl ungeborener Millionen für Zeit und Ewigkeit ab.

Dieser Gedanke ergriff ihn heute zum erstenmal, und nie wieder bis in seine Todesstunde hinein vergaß er den Moment, da er sich ihm also offenbarte. Unter der Wirkung eines mächtigen Geistes hatte sich sein Herz dem Verständnis der Wahrheit voll erschlossen. Ihm war zu Mute wie jemand, der nach langer nächtlicher Seefahrt früh aufs Deck kommt und nun die Morgensonne über all die Klippen und Wälder und Hügel eines neuen, unbetretenen Landes in voller Herrlichkeit aufgehen sieht.

Nun gelobte er sich aus der ganzen Tiefe seiner Seele, jene ungeborenen Generationen sollten dereinst nicht durch seine Schuld zu leiden haben, sondern durch sein mannhaftes Streben gegen die Sünde, vor allem gegen den Götzendienst, Heil und Segen davontragen. Noch nie hatte er so gefühlt, wie alle Menschen durch unauflösliche Bande verknüpft sind, und doch wieder hatte er noch nie so die Bedeutung auch des geringsten Individuums erkannt. Wahrlich, es ist etwas Großes und gar Gewichtiges, wenn von unsern geistlichen Führern und Lehrern die Gabe des Einwirkens dazu gebraucht wird, daß sie uns die Zukunft in jenem höhern Lichte darstellen, durch das wir über die uns allzusehr einnehmende Gegenwart hinweggehoben werden. Dies that John Knox voll und bedingungslos im Geiste des Mannes, der da fröhlich rühmt: „Denn unsre Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit.“ Knox that indes noch etwas andres, vielleicht ebenso Schwieriges und ebenso Nötiges. Er verlieh der Gegenwart, als der Zeit der Entscheidung und der That, ein Licht, das ein Reflex war von der glorreichen Herrlichkeit der Zukunft. War das auch immer nur eine Seite,

ein Moment, so hatte es doch zentralen Charakter, da alle in die Ewigkeit hineinreichenden Interessen sich um die Gegenwart bewegen.

Knox scheute auch durchaus nicht davor zurück, das, was er seinen Hörern zur Lebenspflicht machte, deutlich und unumwunden zu sagen. Er ließ sich dabei auf Einzelheiten ein, welche damals wohl am Platz und notwendig waren, da das Katheder des Pfarrers nicht nur den Büchern des Heils, sondern auch Tagesblättern, Flug- und Zeitschriften eine offene Stätte bot. So sagte Knox seinen Zuhörern, daß, wenn sie treue Gottesknechte sein wollten, so müßten sie auch treu zum Königstum halten, zu dem für das zur Zeit noch unmündige Königskind eingesetzten Regiment. Dann würden sie sich von den Greueln des Meßopfers freihalten und die Intriguen des gottlosen Weibes (es mag wohl sein, daß er sie Jesebel genannt), zu schanden machen. Diese sei sowohl um ihrer schmachvollen Verbrechen willen als auch wegen ihres offen an den Tag gelegten Götzendienstes durch Gottes gerechtes Gericht vom Thron gestoßen.

Das alles hatte Arthur schon früher eingesehen oder meinte doch, es eingesehen zu haben; doch nun vollzog sich solche Erkenntnis auf ganz neue Weise und auf anderm Grunde.

Als John Knox endlich zum Schlusse ermahnte: „Lasset uns nun Gott mit Herz und Munde loben!" und die ganze große Gemeinde wie ein Mann sich erhob, da war es Arthur, als ob er aus einem langen, tiefen Traum erwache, doch so, daß er die Stimme Gottes vernahm.

In tiefem Schweigen begleitete er seine Schwester nach Hause. Endlich begann sie fast schüchtern: „Ist er nicht ein großer Mann, Arthur?"

„Ob er das ist, daran habe ich noch nicht gedacht; das aber weiß ich, er hat mir eine unsagbar große Wahrheit nahegebracht."

„Mir scheint's," erwiderte Helen mit der ihr eignen Zaghaftigkeit, über ihr innerstes Leben zu reden, „daß, wenn Pfarrer John Knox redet, so hört man da weniger den „lieblichen Gesang eines, der eine holde Stimme hat und wohl zu spielen weiß auf seiner Harfe," sondern den Ton eines gewaltigen Hammers, der auf den Amboß niederfällt, um Speere und Schwerter zu schmieden. Da richtet jeder Streich etwas aus."

Arthur nickte; er dachte noch an das Gesprochene, nicht an den Sprecher. Für ihn war John Knox jetzt und auch später kein Held, dem man bewundernd folgt, oder ein Freund, dem man mit voller, warmer Liebe ergeben ist, nein, eine Stimme in der Wüste, durch die Gott zu ihm sprach und ihm eine Wahrheit offenbarte, die er ohne das nie oder erst durch schwere Irrtümer erkannt hätte. Sie drang ihm ins Innerste und sollte der Vollgehalt seines Lebens werden.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

George Duncan überrascht seine Freunde.

„Hab' ich wohl recht gethan? Gar mannigfaltig ist das Licht, das in die Seele fällt."

Am frühen Nachmittag des folgenden Tages begab sich George Duncan in den Laden von James Moßman, dem größten und schönsten von Edinburg. Doch kam er nicht, um ein ihm gemachtes Anerbieten abzulehnen oder es anzunehmen. Bis jetzt war ihm noch kein solches gemacht worden. Moßman hatte freilich die Absicht, dies zu thun, und darum mit einigen Freunden darüber gesprochen, wodurch es Menzies erfuhr. Dem einstigen Hofjuwelier war sehr viel daran gelegen, in dieser kritischen Zeit einen Gehilfen zu erlangen, der zu den ernsten Reformationsanhängern gehörte; das sollte dann auf die ganze Stadt seinen Einfluß ausüben.

Am Morgen dieses Tages hatte George sich am Begräbnis der Frau Durie, wiewohl unaufgefordert, beteiligt. Nun hatte er die Festtagskleidung wieder mit dem Werkeltagskostüm vertauscht. Im Laden Moßmans fand er einen in Schottland längst naturalisierten Franzosen, eine Art Clerk, der jedoch in der es nicht sehr genau nehmenden Ausdrucksform jener Zeit zu den „Dienern Moßmans" wie die andern gezählt wurde. An diesen wandte sich George mit seinem Anliegen, auf das jener in verbindlichster Weise sofort einging.

„Eine Parfümbüchse für Lady Glencairn?" fragte Mr. Carron und führte George in den inneren Teil des Ladens, wo besonders wertvolle Schmucksachen aufbewahrt wurden. „Mit dem größten

Vergnügen stehen wir zu Diensten. Mein Herr schätzt sich's zur besonderen Ehre, dem wackeren Meister Lindsay einen Dienst erweisen zu können. Also diese zierlichen Sächelchen nicht? Er sieht diese wohl als ausländischen Luxus an. Nun, wenn jemand eine gutgehende Uhr wünscht, so kann's ihm sicher weder in Edinburg noch in London ein andrer nachthun in Vollkommenheit. Bitte, kommt weiter! Wir haben letzt aus Paris einige sehr schön gezeichnete Sachen erhalten, um von unsern eignen Produkten zu schweigen. Dies wird Euch gewiß gefallen; von echtem Silber. Jenes ist doppelt vergoldet, das dort von Kristall; hier habt Ihr pures Gold," fügte er fast ehrfurchtsvoll hinzu.

George überblickte das Ganze mit Kennermiene. Bald hatte er eine kleine, echt goldene, mit einer einzigen großen Perle verzierte Dose herausgefunden und sagte, die Hand darauf legend, „diese hier hat den meisten Wert, ist aber für Lady Glencairns Taxe zu teuer."

„Sie ist aber so billig wie nur möglich für uns. Achtzehn Schillinge kostet die Unze von diesem Golde; hierzu rechnet zehn für die Arbeit, oder acht, weil es Meister Lindsay wünscht! Es ist eigne Arbeit und für uns darum höchst schmeichelhaft oder angenehm, daß Ihr gerade diese gewählt habt. Denn Ihr seid doch Herr George Duncan, nicht wahr? Wie man hört, ein ausgezeichneter Goldschmied."

„Ja, ich bin George Duncan," gab dieser zurück, von diesen Höflichkeiten amüsiert. „Indes, ich glaube, Lady Glencairn träfe die Wahl selber. Dürfte ich darum wohl noch um ein paar von den hübschen Döslein dort bitten? Ich würde Euch noch heute abend oder doch morgen früh Bescheid und Bezahlung bringen."

„Sehr gern! Nehmt dort Robert Maxwell mit, daß er Euch die Sachen trägt! Er weiß den Preis einer jeden."

Während George das Gewünschte aussuchte, kam ein bleicher, helläugiger Jüngling, von Carron gerufen, und erhielt Anweisung, die fraglichen Gegenstände sorglich an Ort und Stelle zu schaffen und weiteren Bescheid abzuwarten.

Kaum war Duncan mit ihm draußen, so fragte er: „Bist Du nicht Robert Maxwell aus Dundee?"

„Freilich, und Ihr seid wohl George Duncan, just der Mann, mit dem zu reden ich wie sonst niemand Verlangen trug.“

„Warum Ihr Euch das ersehnt, weiß ich nicht; doch habe ich gutes Recht, mich nach Euch zu erkunden. Ihr habt mir ja meines Vaters Brief übermittelt.“

„Das war ja nur eine Kleinigkeit. Euer Vetter übergab ihn mir.“

„Also seid Ihr nicht aus Dundee selbst?“

„Nein, ich habe nur die beiden letzten Jahre da gearbeitet und das ohne Anstellung. Ich bin ein Edinburger Kind und bei Meister Durie in der Lehre gewesen, Eurem früheren Lehrherrn im Canongate.“

George mochte nicht sagen: „Ja, ich hörte ihn mal von Euch sprechen.“ Es war ja nichts Gutes gewesen. Darum schwieg er, und Maxwell fuhr fort:

„Er war ein guter Meister, aber ich habe ihm viel Not und Kummer gemacht. Schaut, ich bin früh schon verwaist gewesen. Leute, die mich nicht leiden konnten, zogen mich groß. Da bin ich denn in manch üble Gewohnheit geraten,“ gestand er ganz ehrlich.

„Zugegeben, daß dem so ist, so denke ich doch, Meister Durie hat Euch längst verziehen.“

„Ich möchte es aber gern von ihm selbst hören, daß er's hat.“

„Daran hindert Euch ja nichts. Er wohnt noch am gleichen Ort; nur ist jetzt große Trauer im Hause. Heute früh haben wir seine brave Frau begraben.“

„So hörte ich. Doch George, ich fürchte mich, zu ihm hinzugehen.“

„Warum? Er ist von Herzen gut und freundlich, wenn er einem mitunter auch allerlei wunderliche Dinge sagt.“

„Aber, Ihr wißt nicht, was für ein Thunichtgut ich war. Habe ja sogar einmal — gestohlen.“ Diese letzten Worte kamen nur leise und in sichtlicher Scham heraus.

In der Seele Georges aber wurde dadurch eine Fülle von Erinnerungen wachgerufen. Welche Stunde des Vertrauens war es, als Durie ihm diesen Vorgang erzählt und ihn zugleich in die Geschichte seines inneren Lebens hineinblicken ließ. Die That dieses

Knaben war für Durie damals ein Wendepunkt geworden; — der Herr ließ ihn danach erfahren, daß Er ihm vergeben habe. Und nun dachte George daran, daß Durie damals so großherzig des Knaben Vergehen verziehen, ihm aber bittern Groll im Herzen bewahrte um einer Entscheidung willen, die doch nur in Duries Augen ein Unrecht war.

Er sagte indes weiter nichts als: „So jemand seine Sünde bereut und nach Vergebung von Gott und Menschen begehrt, so soll seiner Sünde nicht mehr gedacht werden. Das hat Meister Durie auch beherzigt."

„Ja, Duncan, damals vergab er mir und sagte mir manch gutes Wort über das Sündhafte meiner That, überhaupt was die Sünde sei in den Augen Gottes, und daß Er Seine Augen allzeit über mir offen habe. Ich solle, so sagte der Meister, in jeder Versuchung denken: Gott sieht Dich. Das habe ich auch gethan und mich damit oft vor dem Falle bewahrt. Das gerade möchte ich ihm gern sagen, falls er mich anhören will."

„Und weshalb nicht? Es kann ihm doch kaum etwas mehr Freude machen. Es kann überhaupt, so scheint mir, für das Herz eines Menschen keine bessere Botschaft geben als die, daß Gott dasselbe zum Segensboten für ein andres Menschenherz gebraucht hat."

„Nun, George, dann thut Ihr mir wohl die Liebe und fragt den Meister?"

„Das ist wirklich nicht nötig, Maxwell; am besten, Ihr faßt Euch ein Herz und geht selbst. Ich wiederhol's Euch: Es wird ihn sehr freuen."

„Wenn ich doch noch bei ihm im Dienst stände! Annehmen thät' er mich freilich schwerlich. Aber die Gehilfen und Lehrlinge bei Meister Moßman sind samt und sonders richtige Stockpapisten."

„Also wirklich?" warf Duncan hin.

„Ja, ich habe darüber so meine eignen Gedanken," fuhr Maxwell fort, erfreut, einen zu finden, dem er diese mitteilen konnte. „Die großen Herren sowohl wie die Pfarrer bedenken zuwenig, daß ein Mensch die Religion nicht wie ein paar Schuhe zu wechseln vermag und nicht im Handumdrehen von dem sich abkehren wird, daran er sein Lebtag gehangen hat. Wenn diese Herren doch

mal einen Tag lang in Meister Moßmans Laden verlebten, ich wett' Euch tausend gegen eins, sie machten ihre Sache anders. Bei uns gibt es nämlich einige, die zwar Sonntags ziemlich pünktlich zur St. Gileskirche sich halten, aus Furcht vor dem Gerede der Leute, aber vom Evangelium nicht mehr verstehen als ich vom Griechischen, und wenn sie ein Gebet sprechen, so ist's „zur heiligen Mutter Gottes“."

„Wenn es ihnen nicht nahegebracht wird, so können sie's auch nicht verstehen," meinte Duncan, „und einer braucht dazu längere Zeit als der andre."

„Aber Duncan, wenn es ihnen nicht durch Vater Knox' Predigten nahegebracht wird, so muß es wirklich mit ihnen schlimm beschaffen sein."

„Vater Knox' Predigten wirken wunderbar," erwiderte George ruhig; „trotzdem gibt es Dinge, die auch durch sie nicht erreicht werden können, ebensowenig wie ein großer Schmiedehammer nicht dazu geschickt ist, die feinen Glieder einer Goldkette zusammenzufügen. Sie würden vermutlich sofort kurz und klein gemacht."

„Das schon, doch ich gäbe wirklich eine französische Krone darum, könntet Ihr nur einmal das Gewäsch in unserm Laden mitanhören. Mitunter stellen diese Leute mir Fragen, die einem den Kopf schier wirr machen. Gestern fragte mich einer: „Wo war denn Euer Evangelium, ehe Dr. Luther es „fand“, oder ehe es König Heinrich einfiel, sein Weib fortzuschicken?"

„Und was habt Ihr ihm darauf erwidert?"

„Was konnte ich wohl viel sagen, George? Wie kann ich wissen, was geschehen ist, lange, lange Jahre, ehe wir zur Welt kamen? Und weiter sprechen sie, König Heinrich habe samt seinen englischen Ketzern, so nennen sie die Reformfreunde, die Bibel gefälscht, und Pfarrer John Knox — doch, dem Buben, der ihn anzutasten wagte, gab ich eine Schelle, daß er das Ende seiner Geschichte vergaß und sie schwerlich wieder einmal hervorholt, wenn ich dabei bin."

George mußte lachen. Er hätte dem blassen, krank und melancholisch aussehenden Jüngling kaum solchen Mut zugetraut. Mittlerweile hatten sie Meister Lindsays Geschäft erreicht, und die Unter-

haltung brach ab. Um sie aber fortsetzen zu können, forderte George seinen Begleiter, der ihn lebhaft zu interessieren begann, auf, am Abend sein frugales Nachtessen mit ihm zu teilen, um ungeniert miteinander zu plaudern.

Mit der kleinen goldenen Dose erklärte sich jene Lady Glencairn sehr zufrieden; so erhielt auch Moßman bald sein Geld dafür. Als George es am andern Tage im Auftrage Lindsays ihm überbrachte, bat Moßman ihn, mit ihm in ein Nebenzimmer zu kommen, da er privatim mit ihm reden möchte.

Es währte nicht lange, so erschien George wieder draußen mit sehr nachdenklichem, fast kummervollem Gesicht. Einige Tage später teilte er seinem Meister das für ihn vorteilhafte Anerbieten Moßmans mit und gab auch seinen Wunsch zu erkennen, falls es Meister Lindsay recht und dessen Agent Forster aus den Händen seiner Räuber befreit sei, auf jenes Anerbieten einzugehen.

Lindsay war überrascht, doch es schien ihm nicht angemessen, darüber sich näher auszusprechen. Selbstverständlich hatte George ein Recht, für seine Leistungen, deren Talent und Tüchtigkeit jeder anerkannte, den höchstmöglichen Lohn zu fordern. Dazu gab es speziell für den Zweig, darin er sich auszeichnete, bei Moßman, dem Juwelier, mehr zu thun als bei ihm, der sich als Uhrmacher am meisten Ruf erworben. Für George that sich also hier ein weiteres Feld für seine Leistungskraft auf und reichere Gelegenheit, sich einen Namen zu machen. Dazu erlangte er realen Gewinn. Dennoch gab es auch hierbei viel zu bedenken, was ein Mann wie George, so meinte Lindsay, noch länger hätte ernstlich erwägen sollen. Er sagte indes weiter nichts als: „Nun, Ihr habt jedenfalls sehr klug gehandelt. Es steht mir nicht zu, Euch irgend etwas in den Weg zu legen, und ich thue es auch nicht; trotzdem ist es mir leid, denn ich weiß einen treuen und guten Gehilfen wohl zu schätzen. Doch, wo Du auch hingehst, mein Sohn, wolle Gott Dich segnen und Dir Gelingen geben zu allem, was Du mit gutem Gewissen unternimmst!"

George führte die ihm dargebotene Hand an seine Lippen; Thränen in den Augen ging er hinweg. Er wußte es im voraus, daß viele seine Motive mißverstehen würden und solche sogar, an

deren guter Meinung ihm gar viel gelegen war. Doch er hatte die Kosten überschlagen. „Ein Tag wird kommen," so tröstete er sich, „wo sie alle mich recht verstehen, und sollte dies auch nicht der Fall sein, einer versteht mich! Welch ein Trost ist es doch, daß Er uns alle bis auf den Grund kennt und in alles hineinblickt! Es gilt heute noch wie einst von Ihm: „Ich weiß Deine Werke und wo Du wohnest."'"

Wohl wahr, und doch selbst jemand, der ganz lauter und vor Gottes Augen wandelt und handelt, kann durch falsche Auffassung oder mangelhafte Urteilskraft zur Wahl eines falschen Weges kommen, wenn er sich, wie es so oft im Leben geschieht, an einem Kreuzweg sieht. Und es kann viel Täuschung, Schmerz und Unruhe für ihn wie für andre daraus erwachsen. Ob wohl George Duncan den rechten Weg gewählt hatte? Die Zukunft wird es lehren.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Kleinigkeiten.

„Kleine Tropfen Wasser,
Kleine Körnlein Sand
Dort den Ozean bilden,
Hier das größte Land."

Arthur kehrte von jenem Zug nach Lochleven, den George für so gefährlich hielt, zurück, ohne daß sein Glaube auch nur im geringsten gelitten hätte, seine Ergebenheit an den Regenten erschüttert worden wäre. Doch er war auch nicht in den Bereich der Versuchung gekommen. Man hatte ihn beordert, mit der kleinen, seiner Leitung anvertrauten Schar von Bewaffneten in dem nahen Dorfe Kinroß zu bleiben, während die andern Edelleute über den See hinüber die alte, düstere Feste aufsuchten, worin sich ihre Königin in Haft befand, und dort übernachteten.

„So bin ich gerad' so klug zurückgekehrt, wie ich hinzog," sagte Arthur zu Helen, „und wirklich, es thut mir auch nicht leid. Denn es muß doch sehr wehe thun, eine gesunkene Größe und umschattete Schönheit vor sich zu sehen und in einer Not, der man nicht abhelfen kann und darf, um Gottes und der Menschen willen nicht."

Helen, deren politische Ansichten noch nicht sehr fest und fertig waren, während ihr Frauenherz tief mitfühlte, konnte nicht umhin, zu fragen: „Lord Murray scheint dieser Anblick aber nicht wehe zu thun; warum wäre er sonst hingegangen? Es gefällt mir gar nicht von ihm. So schuldig sie auch ist, ist er doch immer ihr Bruder und sollte um sie trauern, wie Du es im gleichen Fall thätest um mich, mein Arthur!"

„Er thut es auch," versicherte dieser warm. „Niemand, der ihm nur ins Antlitz sah, konnte daran noch zweifeln. Aber, was soll er denn thun? Sie befreien? Die Feuerbrände, die einst Simson in die Kornfelder der Philister schleuderte, haben nicht halb soviel Unheil angerichtet, als dann entstände. Es hieße einen blutigen Bürgerkrieg entzünden, wodurch Tausende von Unschuldigen leiden und ihr Leben verlieren würden, selbst wenn Maria verlöre. Und wenn sie siegte — o Helen, laß mich davon nicht weiter reden! Ich bin in Frankreich gewesen und kenne das Regiment der Guisen."

Helen aber glich darin völlig ihrem Bruder, daß sie Gerechtigkeit und Billigkeit haben wollte und der Unterdrückten sich annahm. „Ich weiß sehr wohl," sagte sie, „daß Lady Maria sehr gottlos und böse gehandelt hat; dennoch bin ich froh, daß Lord Murray nicht mein Bruder ist."

„Schwesterlein, Du könntest ihn aber wenigstens jetzt bei seinem ihm gebührenden Titel nennen: „Se. Hoheit, der Regent". Doch es kommt nicht viel auf Titel an, vielleicht auch nicht darauf, daß die ihm übertragene Aufgabe schwer und undankbar ist, so daß sogar so gute und liebreich gesinnte Menschenkinder wie Du, Helen, ihn für hartherzig halten können, für gefühllos und selbstsüchtig; er steht und fällt seinem Herrn, und Er selbst, der Herr, hat ihm diese Aufgabe gestellt, nämlich: Schottland zu retten."

„Meine Vernunft sagt: Du hast recht, lieber Bruder; mein Herz aber legt Fürsprache ein für die arme, königliche Dulderin," gab Helen zurück. „Hast Du denn gar nichts gehört, was er zu ihr und sie zu ihm gesprochen hat?"

„Wie sollte ich? Nur soviel weiß ich: Sie haben nach dem Abendessen noch bis 1 Uhr bei einander gesessen, ganz allein, und am Morgen wieder, und beim Abschied gab er Befehl, sie solle mit der größten Artigkeit und Schonung behandelt werden. Du mußt aber auch daran denken, Helen, daß, was die Welt auch sagen mag, doch niemand leugnen kann: Wäre er in Frankreich geblieben, oder hätte er die Regentschaft abgelehnt, so hätte niemand auch nur einen Tag länger für Lady Marias Leben gutsagen können. So-

lange er aber die Zügel in der Hand hält, ist dies ebenso sicher als sein eignes, oder richtiger noch ein gut Teil mehr."

„Doch Du solltest mir", erwiderte Helen, zu anderm Gesprächsthema übergehend, „nun auch von Dir selbst berichten. Hat sich irgend etwas für Dich unterdessen entschieden?"

„Se. Hoheit hat mir die Erlaubnis verweigert, mit Lord Grange und Tullibardine auf die Jagd nach dem Menschen, dem Bothwell, zu gehen."

Helen erbleichte ein wenig; dann sah sie auf und sagte mit leuchtendem Auge und einem lieblichen Lächeln auf ihrem offenen Antlitz: „Nun bin ich Sr. Hoheit von Herzen dankbar und will auch versuchen, fortan immer das beste von ihm zu denken. Dir aber, mein Arthur, bin ich kaum sehr dankbar. Hattest Du noch nicht genug Abenteuer in Frankreich gehabt, daß Du noch durchaus mit dabei sein wolltest, um dem von den Furien getriebenen Verbrecher nachzusetzen, noch dazu auf dem wilden dänischen Meere? Mußt Du denn immer den „verlorenen Sohn" spielen?"

Jetzt, wo die Gefahr abgewendet war, konnte sie darüber lächeln. Gar anders freilich wäre es gewesen, wenn Arthurs Vorschlag angenommen worden wäre.

„Nun, allzu gescheit mag's nicht gewesen sein, und von Dir wieder fortgehen zu müssen, Schwester, wäre mir sicher recht schwer geworden. Doch glaube ich nicht, daß es eine sehr lang währende Expedition sein wird, auch ist dabei nicht viel mehr Gefahr zu fürchten, als bei jedem kriegerischen Unternehmen, wie Du weißt, zu riskieren ist. Sieh, ich sehne mich wirklich sehr danach, etwas zu thun zu bekommen. Bisher ist doch mein ganzes Leben nur Kinderspiel gewesen oder im besten Fall ein Lernen und Leiden. Nun möchte ich doch auch einmal wirkliche Arbeit kennen lernen."

„Solltest Du dies nicht noch mehr in der Heimat thun können?"

„Ich habe Grund jetzt, dies zu hoffen." Und nun erklärte er ihr, daß er fürs erste noch in der Garde des Regenten als Freiwilliger zu bleiben habe, doch mit aller Aussicht auf schleunige Beförderung. Es lag in der That alle Wahrscheinlichkeit vor, daß er nicht bloß ein getreuer Anhänger, sondern auch ein persönlicher Liebling des Regenten werden würde. Hierbei wirkten ihm selbst

unbekannte, einflußreiche Elemente mit. Eine aufrichtige, von Herzen kommende Bewunderung und Ergebenheit wird sich allenthalben zur Geltung bringen, selbst wenn Schmeicheleien und selbstsüchtige Vergötterung solche umdrängen und mit ihren viel Geräusch machenden Kundgebungen solch stille, bescheidene Treue übertönen wollen. In allem Echten liegt ein Reiz, der dem Unechten, so kunstvoll dies sich auch gestaltet, abgeht. Von jener Zeit an, wo Lord Murray Regent ward, gab es viele, die seinen Namen mit allen Ehrentiteln fortwährend im Munde hatten, aber wenige, die ihn als solch vollkommenen, fleckenlosen Helden ansahen, wie er unserm Arthur erschien. Das mochte der Regent ahnen. Er hielt den jungen Mann nicht bloß für tapfer und ehrenwert, er fand ihn auch anziehend, angenehm und fesselnd. Dazu war Arthur der Neffe jenes Erskine of Blackgrange, des erblichen Schildträgers der Könige von Schottland. Sein Oheim, ein Papist und eifriger Anhänger der Königin, hatte, so hieß es, das Land verlassen. Folglich stand nichts im Wege, daß Arthur in dessen Stelle rückte und als Repräsentant einer Familie von gutem Namen und Einfluß dazu beitrug, das Ansehen des neuen Regiments in den Augen des Volkes zu erhöhen. Und abgesehen von alledem war er auch verwandt mit der Mutter des Regenten, einer Lady Margaret Erskine.

„Wohl, mein Schwesterlein!“ fügte Arthur noch heiter hinzu, „ich will suchen, Dir morgen, wo des Regenten Einweihung in sein Amt gefeiert wird, einen guten Platz zu verschaffen. Schade, daß Deine hübsche Freundin Elsie Trauer hat, sonst wäre es mir ein Vergnügen, ja Stolz gewesen, zwei so schöne Damen begleiten zu dürfen, und ich steh’ Dir dafür, daß viele mich beneiden würden. Da müssen wir aber zunächst noch an andre Dinge denken. In Deinem alten Taftmantel mit Dir zu ziehen, fühle ich mich durchaus nicht geneigt. Lege also jetzt Dein Tuch um und setze den Hut auf! Ich gehe mit Dir Einkäufe machen.“

Helen machte aus leicht erklärlichen Gründen Einwände dagegen.

Doch Arthur teilte ihr mit, daß man ihn mit einer hübschen Summe Geldes versehen habe, damit er sich Waffen und ein Roß besorge, denn wenn auch das jetzt eingesetzte neue Regiment so arm

wie nur möglich war, so mußte doch ein solches immerhin darauf bedacht sein, die Verteidiger desselben mit dem Nötigen genügend auszustatten.

Es spielte sich nun eine jener kleinen Großmutskämpfe ab, wie sie einander Nahestehenden wohl begegnen, wo jeder zumeist auf des andern Wohl sieht. So bestand Helen darauf, Arthur müsse die ihm übergebene Summe ungeschmälert zu dem bestimmten Zwecke verwenden, hinzusetzend, daß kein Heller zuviel hierbei wäre. Arthur aber hielt daran fest, er dürfe damit machen, was ihm beliebe, und daß ihm durchaus soviel bliebe, um seinem unbestreitbaren Recht, seine Schwester anständig auszustaffieren, Genüge thun zu können.

Da er hierbei sehr lebhaft und eifrig ward, Helen aber auf ihrem Willen bestand, so rief er endlich ärgerlich: „Ich habe aber keine Lust, in Seide und Posamenten einherzugehen, während ich meine schöne Schwester wie die Tochter irgend eines simplen Gewerbsmannes neben mir dahinziehen sehe." Dabei stieß er, da er gerade am offenen Fenster saß, mit dem Ellbogen ein kleines Porzellangefäß um, dessen Inhalt sich abkühlen sollte. Es fiel herab auf die Straße und zerbrach, und erschrocken sein Ungeschick gewahrend, blickte Arthur Helen an.

Diese jedoch mußte lachen. „Es thut mir wohl um die Tasse leid, doch es läßt sich dabei nichts ändern," und von Arthur befragt, was darin gewesen wäre, sagte sie: „Weiter nichts Kostbareres als Augenwasser und zwar noch nach dem Rezept der guten Lady Wedderburn."

„Also machst Du Dich schon halbblind mit dieser langweiligen, ewigen Näherei, ohne die man Dich schon gar nicht mehr sieht?"

Wie nützlich sich diese „langweilige Näherei" schon erwiesen, verstand Arthur zur Zeit noch nicht, und Helen wollte ihn nicht darüber aufklären. Sie erwiderte: „Blind macht sie mich keineswegs; es ist nur eine hübsche Beschäftigung, wie jede Dame sie gern hat. Das Augenwasser ist für Jack Flemings Vater, der in Gefahr ist, den Staar zu bekommen."

„Du findest also noch immer wie in Wedderburn schon aller armen Leute Nöte und Gebrechen heraus und verstehst diesen abzuhelfen?"

„Doch nicht allen, Bruder! So geschickt bin ich doch nicht. Diese Flemings aber können einem schon leid thun; die Mutter ist tot, der Vater so kränklich und dem Erblinden nahe; ein Söhnlein haben sie, das, wie es heißt, schwachsinnig ist, und Jack wird ihnen leider wohl, falls Gott nicht sein Herz lenkt, noch viel Sorge und Kummer bereiten."

„Jack? Das thut mir leid. Habe ihn wohl für einen übermütigen, tollen, aber doch sonst harmlosen Jungen gehalten."

Helen schüttelte den Kopf. „Solche Knabenstreiche voll Tollheit und Übermut können den Erwachsenen ins Verderben bringen. Wie sein Meister sagt, befindet Jack sich schon lange auf üblen Wegen, und ich fürchte, es wird noch mehr Übles kommen. Meister Durie schilt ihn oft genug, doch Jack nimmt das auf die leichte Achsel oder widerspricht und trotzt; Schellen aber kann man ihm doch nicht mehr geben. Es hat es nur einer verstanden, Jack in Zaum und Zügel zu halten, und von ihm ließ er sich auch sehr viel sagen — das war George Duncan."

„Soll ich ihn bitten, mit Jack einmal zu reden?"

„Das möchte ich wohl des alten Fleming und der Schwester Jacks wegen, die an dem allen am meisten zu tragen hat. Doch sag, Arthur, ist's denn wahr, daß George aus des guten Meisters Lindsay Geschäft fortgegangen ist?"

„Nur zu wahr. Er hat mir's vorhin selber erzählt, da er mir begegnete. Nicht einmal so lange hält er noch bei Meister Lindsay aus, bis Forster, der Agent, losgekauft ist, sondern sehr bald schon will George zu Moßman gehen. Lindsay will diesem nicht länger „im Lichte stehen" und hat bereits einen andern Gehilfen, der vor kurzem aus dem Ausland zurückgekehrt ist; den Namen habe ich vergessen."

Helen sah überrascht, ja befrembet und betroffen aus. Wohl mochte sie das, denn erst heute früh hatte sie Duncan gar warm gegen Durie und Elsie verteidigt und behauptet, niemals werde George einen so guten Meister wie Lindsay gegen einen vertauschen, der des Papistentums angeklagt wurde und, wie man wisse, durchaus nicht sehr gewissenhaft bei der Wahl seiner Leute sei.

„Was kann nur George dazu bewogen und veranlaßt haben?" fragte sie, mehr mit sich selbst redend.

„Gute Schwester, weshalb findest Du nur soviel Bedenkliches dabei? Mit Perlen und Kameen und dergleichen hat die Religion doch nichts zu thun. Deshalb kommt doch sein Protestantentum noch nicht in Konflikt. Er wird sicher dabei bessere Geschäfte machen, obwohl ich eigentlich nicht dachte, daß ihm hieran sehr viel gelegen sein werde."

Arthur blickte auf den Besitz von Gut und Geld so erhaben hernieder, wie es manche seines Alters in der Theorie wenigstens zu thun pflegen. Helen aber schwieg ein Weilchen und sagte alsdann: „George hat noch soviel kleine Geschwister, für die er zu sorgen pflegt."

„Neulich hat er mich noch sehr weise ermahnt, doch nicht ein Anhänger der Königin zu werden, deshalb sagte ich ihm vorhin, er sei in viel größerer Gefahr bei einem Meister, der am liebsten die Messe wieder in die Kirche und Maria Stuart auf den Thron brächte, wenn er es auch nicht zugestände."

„Und was erwiderte George?"

„O, er nahm es ganz gutmütig hin, sah aber sehr ernst dabei aus und sagte so in seiner besonderen Art: „Ihr habt recht, Herr Arthur, wer da stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle!""

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Kämpfe zwiefachen Charakters.

„Wo wir zu Höherem uns dünken berufen,
Sind wir selbst oft die dazu hinführenden Stufen."

Die nächsten sechs bis acht Wochen gingen für Arthur und seine Freunde in stillem, friedlichem Glück dahin. Er kam täglich zu Helen und brachte bei ihr fast alle seine Mußestunden zu, und deren gab es freilich noch viele, um mit ihr zu plaudern, ihr vorzulesen, mit ihr zu spazieren und zu den damals täglichen Gottesdiensten gehen. Dieser Verkehr hielt ihn nicht bloß von allen einem Jüngling seines Alters und Charakters in einer Großstadt so vielfach drohenden Versuchungen ab, sondern gereichte ihm auch zu mannigfaltigem Nutzen. Zuerst lasen sie stets zusammen ein Kapitel aus ihres Vaters Bibel. Helen nahm dabei stets die bescheidene Rolle der Lernenden ein, wiewohl sie eigentlich die Lehrende war. Sie sah immer noch zu ihrem Bruder hinauf, was dieser freilich keineswegs mehr beanspruchte. Er hörte ihr gern zu, wenn sie ihm das Verständnis der Heiligen Schrift erschloß, mit ihm Parallelen suchte und mit ihm alles prüfte und erwog.

Häufig nahmen sie Elsie mit in den Gottesdienst, auch wohl beim Spazierengehen. Arthur hielt es lediglich für ihrer beider Pflicht, gut gegen Elsie zu sein; wenigstens that er solche Äußerungen, wenn er einen Vorschlag etwa wie den: „Möchtest Du nicht Elsie holen und fragen, ob sie mit uns auf den Berg, in die herrliche Luft dort wandern will?" mit gefälliger Hülle umkleiden wollte.

Jedenfalls aber war diese Pflicht keine schwere oder lästig scheinende. Im Laufe der Zeit wurde sie immer öfter ausgeübt, so daß es Helen schließlich ganz bange und ängstlich ums Herz ward, wo das wohl hinaus wolle? Dabei mußte sie doch ihres Bruders feines, liebenswürdiges Wesen dem Bürgerkinde gegenüber wirklich bewundern. Einen vernünftigen Grund, diesem Verkehr Einhalt zu thun, konnte sie auch nicht finden. Indes war es ihr durchaus nicht unangenehm, daß ihm bald ein Ende gemacht ward.

Mitte Oktober erhielt Arthur die Ordre, er solle den Regenten bei einem kleinen Feldzug begleiten. Darüber hochbeglückt, erklärte Arthur der Schwester: „Es ist nur ein Zug gegen jene Wegelagerer." Dabei leuchteten ihm aber die Augen, und das ganze Gesicht strahlte.

Elsie aber, die sich gerade im Zimmer befand, meinte ein wenig spöttisch: „Nun, mich dünkt das kein besonders großes Glück, im Lande herumzuziehen und Jagd auf Räuber zu machen."

„Aber, Miß Elsie," sagte da Arthur, lebhaft sich zu ihr wendend, „denkt Ihr nicht mehr an die hübsche Geschichte, die ich Euch gestern abend vorlas, wo der Adler das Kind entführte, und wie dann ein wackerer Bursche sein Felsennest erstieg, das Tier besiegte und das Kind rettete? Sollte es nicht ebenso brav sein, wilden, zuchtlosen Leuten das Handwerk zu legen, ihre Schlupfwinkel aufzustöbern und das arme Volk vor ihren Überfällen und Gewaltthaten zu schützen?"

Es war ein wohl zutreffendes Bild für das, was ihm nun oblag; war es doch solch ein Rettungs- und Strafzug, den er auszuführen hatte. Arthur zeigte sich auch durchaus gewandt und geschickt dabei. In Harwick, wohin der Regent eilte, um wie ein Blitz aus heiterm Himmel in eine Versammlung zu fallen, wo ein neuer Raubzug geplant ward, half Arthur kräftig, diesem Unwesen ein Ende zu bereiten und mindestens sechsunddreißig Gefangene zu machen. Sein Chef war mit ihm äußerst zufrieden und meinte: Arthur sei der kühnste, verwegenste Bursche, den er je gesehen habe. Die darauf folgenden Gerichtsszenen jedoch waren keineswegs nach Arthurs Sinn; nur widerstrebend war er dabei zugegen. Den Verurteilten wurde ein Stein um den Hals gehängt und sie

darauf in den nächsten Teich versenkt. Gern hätte Arthur der ganzen Sache den Rücken gekehrt, doch er sagte sich, dieses Gerichthalten sei ein Unterpfand für künftige Sicherheit im Reich, für arm wie reich. Und auch das: „Solange ich etwas zum besten meines Landes thue, ist es auch Gotteswerk. Ich darf mir nicht bloß das, was mir behagt, erwählen und das andre beiseite lassen. Dies hieße einfach Feigheit.“

So verrichtete er denn weiter das ihm aufgetragene Werk, und Feigheit konnte niemand ihm dabei vorwerfen. All die Räuberbanden jener Gegend, deren Mittelpunkt Liddesdale war, wurden gesprengt, auch die, deren Anführer, der schon erwähnte Mirk Hob, dem braven Meister Lindsay den Gehilfen und viel Kostbarkeiten geraubt hatte. Es gelang Arthur sogar, diesen gefürchteten Häuptling selbst gefangenzunehmen, was ihm keine geringe Genugthuung war, ebenso, daß jener, als Arthur ihm den Dolch abnahm, etwas murmelte, was wie ein Kompliment für Arthurs Heldenmut und Tapferkeit klang. Der Agent Forster ward befreit, Lindsays mathematische Instrumente zurückgegeben, die Juwelen aber waren für immer verloren. Mirk Hob wurde unter sicherer Bedeckung nach Edinburg gebracht und in den „Tolbooth“ eingeschlossen.

Während Arthur seine kriegerische Tüchtigkeit und Mannhaftigkeit auf solchen Hetzjagden erproben mußte, hatte sein Freund George Duncan andre, ihn aber nicht minder hinnehmende Kämpfe zu bestehen. Die Bekannten und Freunde hatten George unrecht gethan, ohne es zu wollen, als sie wähnten, er habe um Gewinnes willen den Posten bei Lindsay mit dem bei Moßman vertauscht. Gar andrer Art waren seine Motive, doch lassen diese sich schwer erklären. Er folgte hierbei selbst mehr einer Eingebung als langer Überlegung.

Bedenken wir zunächst, daß, so kräftig auch damals der Pulsschlag des Protestantismus in Edinburg war, zumal bei dem gewerbetreibenden Stande, doch immer noch unter diesem eine Minderzahl bestand, die am alten Glauben hartnäckig festhielt. Diese Treue wurde dadurch, daß sie mit der gegen die gefangene, schwerleidende Königin sich identifizierte, nur noch fester und zäher

gemacht. Solange alle, Katholiken wie Protestanten, an Marias Schuld glaubten und ihr darum gram waren, da einten sie sich im Weheruf über sie. Doch es liegt im Unglück wie in der Zeit eine versöhnende Macht. Schon begann man in Schottland zu flüstern, daß man doch mit der armen, schönen Königin allzuhart verfahren sei, und dieses Flüstern ward von Tag zu Tage lauter. Das ging so den Herbst fort und den ganzen Winter durch, solange Maria in Lochleven in Haft lag. Und unter denen, welche sie gern aus derselben befreit hätten, gab es auch manche, die vollkommen bereit dazu gewesen wären, die Messe gleichfalls zurückzubringen.

Diese geheimen Anhänger und Verfechter des alten Glaubens gehörten allerdings zu jener Klasse, die bei den gewalthabenden Mächten keinesfalls Unterstützung gefunden hätten, jenen müßigen, zuchtlosen und moralisch gesunkenen Leuten, die bei einem Bürgerkrieg alles zu gewinnen und nichts zu verlieren dachten. Unmöglich konnten solche für ein Regiment sich begeistern, welches auf der entgegengesetzten Seite in scharfer, strenger Zucht eher zuviel that.

Dabei gab es aber unter Edinburgs Bürgern auch solche, die weder müßig noch zuchtlos und moralisch gesunken zu nennen und doch noch weit davon entfernt waren, das, was Knox ihnen an geistlichen Gütern bot, richtig zu schätzen. Es gab vermutlich darunter viel beschränkte Geister, die, ohne sich über das „Warum?“ klar zu sein, dem Glauben, den ihre Väter bekannt, ferner treubleiben wollten, dazu auch solche, die ernst und gewissenhaft nicht eher demselben Valet zu sagen gewillt waren, ehe sie nicht einsahen, weshalb, und die; weil's ihnen an der rechten Belehrung mangelte, im dunkeln fortlebten. Ja, auch wetterwendische Köpfe gab es, die sich von jedem Wind der Lehre hin- und hertreiben ließen, ferner Gedankenlose, die sich um keinerlei Lehre kümmerten, und Widerspruchslustige, die an jeder Lehre etwas auszusetzen und zu mäkeln fanden.

Alle diese Richtungen hatten ihre Vertreter unter den zahlreichen Gehilfen und Lehrlingen James Moßmans. Er war einer der reichsten Bürger von Edinburg. Vor dem Tode Jakobs V. war er dessen Hofjuwelier gewesen und hatte sich sowohl der Gunst der Königin-Mutter, der Regentin Maria von Guise, als der ihrer

schönen Tochter erfreut. Diese war in Bezeigung ihrer Huld gegen ihn sogar so weit gegangen, daß sie in seinem Hause einst ein Mahl einzunehmen geruhte. Wie er in politischer wie religiöser Beziehung gesinnt war, das wußte jeder hinlänglich, wenn er auch solche Gesinnung damals noch zu verbergen bemüht war. Wie nun der Herr, so die Diener; das galt auch bei Moßman.

Die armen „Kinder", wie man die Untergebenen eines Gewerbsmannes zu nennen pflegte, thaten aber unserm braven George Duncan leid; sie jammerten ihn förmlich. Hatte er auch oft schon gehört, wie sie ihrem alten Glauben noch anhingen, so war dies ihm doch erst völlig verbürgt und dazu in neuem, ihn erschreckendem Lichte vor Augen getreten durch das, was Maxwell davon sagte. Er konnte sich des Gedankens nicht erwehren: diese Leute sind zumeist deshalb noch Papisten, weil sie den besseren Glauben noch nicht kannten. „Wie sollen sie glauben, so sie nicht gehöret haben?" Und wenn ihm auch einfiel, sie hörten das lautere Evangelium, konnten es hören in St. Giles, so sagte er sich doch: Sie hören oft, ohne zu verstehen, und darum ohne inneren Gewinn.

So schlug die Überzeugung, Gott habe ihn zum Werkzeug Seiner Arbeit unter den Genossen im Beruf auserſehen, immer tiefere Wurzeln. Während er mit der gleichen Beschäftigung neben ihnen saß, konnte er zu ihnen von dem reden, was zu ihrem Frieden diente. Es war doch immerhin möglich, daß jemand, der nicht Griechisch und Lateinisch verstand, die Nöte und Kämpfe seiner Brüder noch besser verstehen konnte als selbst Vater John Knox. Darum konnte er ihnen zum Segen dienen.

Er wollte wenigstens den Versuch machen. Und wirklich gewahrte er bald, daß er durch sein so herzlich teilnehmendes Wesen hier ebenso wunderbaren Einfluß ausübte, wie er das schon bei den Lehrlingen von Meister Durie that.

Eines Tages fragte ihn Robert Maxwell: „Wie kommt es nur, daß Euch diese Burschen alle so andächtig zuhören?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte George, dann aber fuhr er sich besinnend fort: „Es kommt vielleicht daher, daß, wenn ich sehe, es hat einer so einen „Sparren im Kopfe", irgend eine verkehrte papistische Ansicht, ich's bald herausspüre, wie sie in ihn hineinkam,

und das thut schon viel dazu, sie wieder herauszubringen." Er hätte getrost hinzusetzen können, daß er auch bald herausspürte, wo einer in Not und Drangsal nicht nur des Herzens, sondern auch des Leibes sich befand, und ihnen dann stets warme Teilnahme bekundete. Zudem war er auch geschickt, ihnen in allen Geschäftsangelegenheiten beizustehen, wozu ihm seine große Kenntnis in denselben gute Dienste that.

So währte es nicht lange, daß er sich manche gute Freunde erworben und nur wenige Feinde hatte. Indes werden wir von beiden noch zu berichten haben. Das war jedenfalls sichtlich, daß George an sich selbst segensvolle Frucht von dem erfuhr, was er an seinen Genossen Gutes that. Arthur konnte jetzt nicht wie einst ihm vorhalten: „Du siehst aus wie ein Mann voll Leid und Gram." Sein Auge bekam wieder Glanz; sein Schritt ward elastisch wie ehedem; jene Einöde, als die das Leben ihm vor kurzem erschien, so daß er meinte, sie stets nur, nach den Trümmern seines einstigen Glücks verlangend, durchwandern zu müssen, sie hatte sich gewandelt und blühte „wie eine Rose". Gott hatte sein Rufen gehört, sein Auge von den Thränen des Leides getrocknet und ihm neue Quellen des Glücks, der Hoffnung und der Interessen rings um ihn her erschlossen.

Bei alledem dachte er kein Fünkchen weniger oft noch innig an die, durch die ihm das höchste Glück wie das tiefste Leid seines Lebens bereitet worden. Wer wüßte es nicht, wie das Bild eines geliebten Wesens, das wir verloren haben, uns nicht bloß im Traum erscheint, sondern auch im Wachen, wenn auch umschleiert, so doch völlig fühlbar, und wie es allem, was hier uns beschäftigt, seine Färbung verleiht?

Also schwebte auch das Bild Helens George Tag und Nacht vor Augen, und nichts, was er that und beschloß, sowohl das Größte wie das Kleinste, wäre ebenso gethan und beschlossen worden, wenn er Helen nie gekannt hätte. Wäre er poetisch geneigt gewesen, so hätte er sagen können:

„Was ich thu', und was ich träume,
Du bist stets drin, wie im Weine
Stets der Traube Art du spürst."

Seine Liebe zu Helen blieb oder vielmehr, sie vertiefte sich nur noch; doch die Unruhe, das fortwährende vergebliche Sehnen und darum die Pein und Qual der Liebe, verschwand. Er lernte sich in das Gegebene schicken und zufrieden sein. Die Flut des Leides hatte ihre Mission erfüllt und zog sich nun langsam, aber spürbar zurück. Als Denkmale und Marksteine, als „Segensquellen aus verborgenen Tiefen" ließ sie kostbare Schätze zurück, die den Boden seines Herzens auf immerdar reich machen sollten.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Parade der Reichsstände und sonst noch allerlei.

„Von der Kälte rosig umhaucht du bist
Und also ein Schrein, in des Herz sich
ergießt,
Was an reinem Glück auf Erden nur ist."

Der 15. Dezember 1567 war gekommen. Das Parlament sollte eröffnet werden; die Reichsstände von Schottland sollten in voller Pracht und Glorie zu der großen Versammlungshalle, die damals zum Stadtteil Tolbooth gehörte, aufziehen. Uns Kindern des 19. Jahrhunderts scheint das nun nicht gerade interessant, doch war's das damals im höchsten Grade für die Bürger von Edinburg. Mit Weib und Kind standen sie auf den Altanen und Balkonen und an den Fenstern der angrenzenden Straßen und Plätze. Für sie war dieser Aufzug ein „feines Schauspiel", wie sie etwa sich ausdrücken würden, und bei aller Ernsthaftigkeit in Charakter und Haltung, die uns an ihnen bekannt ist, genossen sie es doch in vollen Zügen.

Einen besseren Platz zum Zuschauen konnte es nicht geben als Helens Zimmer im Hause Allan Duries. Elsie stand auch schon da und beobachtete voll Interesse die unter ihr auf der Straße sich abspielenden Vorgänge. Natürlich trug sie noch ihre Trauer: ein Unterkleid von schwarzem, damals modernen Wollenstoff und eine Jacke von gleichem Zeug mit langen, weiten, seidenen Ärmeln, garniert mit schwarzer Spitze. Arthur, der vor kurzem von seiner Räuberjagd zurückgekehrt war, sagte, „ihr liebliches Gesichtchen und

ihre schönen, blauen Augen leuchteten aus dieser schwarzen Umrahmung gleich dem Abendstern aus dem Mantel der Nacht;" — er befand sich in jenem Stadium, wo man poetisch angehaucht ist, und darum gebrauchte er solche seiner Zeit entsprechende und ihr sehr poetisch erscheinende, etwas hochtönende Vergleiche.

Helen hielt es nicht für nötig, ihre Beschäftigung zu unterbrechen, war sie doch sicher, daß Elsie ihr alles berichten würde, und so saß sie am Stickrahmen und unterwies ein junges Mädchen in dieser ihrer Kunst. Sehr vielverheißend sah diese Schülerin gerade nicht aus, wie sie so dasaß und langsam und bedächtig die Nadel handhabte und die zarten Seidenfäden anfaßte, als ob sie sich vor ihnen fürchte. Dazu war dem armen, dürftig gekleideten Kinde ein recht wenig anziehendes, blasses Gesicht und eine gar schmächtige, kleine Gestalt verliehen, kurz, das äußere Material war ihr so knapp wie möglich zugemessen worden. Doch besaß es jene unverkennbare, oft kaum zu erklärende Familienähnlichkeit, die sie als Jack Flemings Schwester erkennen ließ, obwohl dieser ein stämmiger, derber, breitschultriger Bursche war. Meister Durie meinte, als er sie zum erstenmal sah: „Der Junge hat gewiß, als sie beide noch klein waren, stets des Mädchens Portion Mehlsuppe mit aufgegessen." Hätte er hinzugefügt, daß Jack sie geneckt und gequält hatte auf alle erdenkliche Art, und daß sie, seit sie einen Besen handhaben und ein Kind tragen konnte, einer Leibeignen gleich sich für die ganze mutterlose Familie geplagt, so hätte er die Geschichte dieser armen Maggie Fleming ziemlich richtig erzählt.

Helen bemühte sich nun, ihre von ihr so vollendet ausgeübte Kunst ihr beizubringen, damit Maggie, sowie der sehr wahrscheinliche Fall eintrat, daß ihr Vater nichts mehr verdienen konnte um seiner Krankheit willen, dann im stande wäre, das nötige tägliche Brot für sich und die Ihrigen zu erwerben. Einfache Näharbeit wäre wohl leichter zu lernen wie zu lehren gewesen, doch das hätte ihr nicht halb soviel einbringen können, und sodann konnte man sie, wenn auch schwerfällig durch all die stete Sorge und Plage, doch nicht begriffsschwer nennen. Sie gab sich redlich Mühe und entwickelte große Treue und Ausdauer, und Helen brachte bei solchem langsam vorschreitenden Wirken etwas zuwege,

was noch größeren Wert hatte: sie prägte in das arme, farblose Gewebe dieses mühevollen Lebens die reichen, unverwelklichen Farben der himmlischen, ewigen Hoffnung. Das niedergedrückte junge Herz erhob sich und erschloß sich diesem fröhlichen Licht, und dadurch erwachte auch, wie das so natürlich ist, das übrige Geistesleben zu größerer Helle und Freiheit.

„Seid Ihr noch nicht fertig?“ fragte Elsie jetzt, sich nach ihnen umschauend. „Ihr werdet wohl wenig von allem zu sehen bekommen. Seht nur, schon kommt der Stadtvogt samt seinen Leuten die Straße daher!“

„Sie machen nur Bahn für die andern,“ erwiderte Helen. „Halt, Maggie! Das ist falsch; die Nadel paßt nicht dazu; nimm diese hier!“

„Das Stadtfest ist doch wohl wichtiger als Eure Stickerei,“ meinte Elsie, „hört doch das Hurrarufen! Die Lehrlinge werden wohl dem Stadtvogt noch zu schaffen machen, ehe sie sich zurückdrängen lassen.“

„Ach, wenn Jack nur nicht dabei ist!“ seufzte leise Maggie.

„Wo solltest Du ihn wohl sonst suchen an solchem Festtag?“ erwiderte Elsie. „Sei doch nicht bange,“ tröstete sie gutmütig, „Jack wird schon nichts geschehen; er muß sich in acht nehmen.“

„Wenn's doch keine Feiertage gäbe!“ seufzte die arme Schwester. „Es kommt doch stets Unheil dabei heraus.“

„Keine Feiertage?“ wiederholte schier erschrocken Elsie, und ihre blauen Augen thaten sich vor Staunen hierüber weit auf, ein Staunen, das die halbe Menschheit teilen würde, könnte sie in die Gefühle und Gedanken der andern Hälfte hineinblicken.

„Bitte, Miß Helen,“ fügte Maggie hinzu, „sagt mir, wenn Euer Bruder vorbeireitet! Ich möchte ihn so gern sehen.“

„Du hast ihn doch schon gesehen, mein gutes Kind!“

„Nun ja, hier bei Ihnen einmal; ich möchte ihn aber in seinem Festanzug sehen und auf seinem hübschen Roß!“ Das mochte wohl Helen ebenfalls und sicherlich noch eine andre, die es aber nicht so offen herausgesagt hätte.

„Mein Bruder ist bei der Leibwache des Regenten, Maggie, folglich sehen wir ihn nicht eher, als —.“

„Still, sie kommen schon!" rief Elsie. „Schnell, Ihr beiden, kommt und seht!"

Die beiden traten ans Fenster, um den in aller Pracht von Samt, Seide, Gold und Tressen und den Insignien des schottischen Königtums mit Krone, Zepter und Schwert des Hauses Bruce prangenden Aufzug zu betrachten.

Helen sah das alles wohl mit Interesse an gleich ihren Gefährtinnen, doch sah sie mehr „voraus und hintennach" als diese. Ihr war es gar bewegt ums Herz. Da drang plötzlich ein wirrer Lärm von vielen laut sich erhebenden Stimmen an ihr Ohr. Einige Momente sahen die drei sich nur starr und stumm an. Es war klar: ein Streit war entstanden; jetzt wurden Schüsse laut, das Schreien der Kämpfenden und Zuschauenden jäh übertönend.

Zwei der am Fenster Stehenden horchten voll Angst und Schrecken hin; jede gedachte ihres Bruders, wissend, daß der eine wie der andre gern sich an einem Kampf beteiligte. Doch auch Elsie war in großer Angst, und da sie dieselbe mehr zeigte, so hätte man denken können, sie beunruhige sich am meisten.

Nach einem Weilchen trat Meister Durie ein und erklärte: „Den Zwist da unten haben die Bürger von Perth und Dundee gemacht. Jeder weiß ja, daß die Edinburger Stände zuerst kommen, nach ihnen jedoch wollten die von St. John kommen, die von Dundee aber meinten, an ihnen sei die Reihe, und das mußten sie denn mit Schwert und Büchsen ausfechten und einen großen Krawall daraus machen. Es ist wirklich recht schlimm, daß dergleichen in einem christlichen Lande vorkommen kann."

„George Duncan sagte immer," warf Elsie hier ein, „Dundee sei zweimal so groß und alt wie Perth."

„Bleibe mir doch mit Duncan vom Halse! Was versteht denn der davon; er spricht das doch nur, weil Dundee seine Vaterstadt ist," entgegnete Durie ärgerlich. „Aber", fuhr er alsbald fort, um das Thema zu wechseln, „die Leibwache des Regenten kam dazu und machte der Sache bald ein Ende. Ein paar zerbrochene Glieder und blutige Köpfe wird' es wohl geben; Gott helf' nur, daß es nicht auch Menschenleben kostet! Aber Elsie, Kind, was fehlt Dir denn?"

Elsie brach zu aller Verwunderung in lautes Schluchzen aus. Nicht George Duncans wegen, auch kaum der seinethalben von ihrem Großvater erfahrenen Abfertigung wegen war sie so erregt, sondern ihr Herzeleid galt dem, was sie eben gehört hatte von den Folgen des Straßenkampfes.

Allan Durie that sein Bestes, sie zu trösten, gab ihr süße Schmeichelnamen und versicherte ihr, er wolle nie wieder so ärgerlich mit ihr sprechen. Doch ihre ganze Art und Weise dabei machte ihn so betroffen, daß er hinausging, zu sehen, wie es stände, auch um Jack womöglich mitzubringen.

So sehr Helen auch Ursache hatte, selber in Sorge zu sein, dachte sie doch wie gewöhnlich zunächst daran, andern ihre Dienste anzubieten. Sie redete Elsie liebevoll zu, sich aber insgeheim darüber wundernd, daß sie so schwer heute zu beruhigen sei; dann tröstete sie Maggie, Jack werde sich sicherlich nicht bei diesem Aufstande beteiligt haben.

Endlich kehrte Durie mit Jack zurück, der so heil und unversehrt war, wie er's kaum verdiente, da er die Partei „Dundee“ aufs lebhafteste unterstützt hatte. Bald darauf sprengte zu nicht geringer Freude der Zuschauenden Arthur über den Platz in fliegender Eile, augenscheinlich in einem Auftrag seines Herrn. Er verneigte sich und schwenkte seinen Federhut, als er am Durieschen Hause vorbeikam, und weiße Tüchlein wehten stolz und fröhlich grüßend zu ihm hernieder. Damit war die Unruhe dieses Tages beseitigt, und alles ging deshalb wieder seinen gewohnten Gang.

Am andern Morgen kam Arthur, um seine Schwester zu besuchen. Er war in bester Laune, weil er sich, wie bei ähnlichen Fällen gewöhnlich, gestern besonders ausgezeichnet und warmes Lob vom Regenten geerntet hatte. In beredter Schilderung entwarf er Helen und Elsie, die sich wie fast immer in Helens Stube befand, ein Bild des gestrigen Vorgangs. Jung und frohgemut wie er war, sah er die Sache von der humoristischen Seite an, obwohl sie Blut und bitteren Zwist gekostet und der Anlaß zu längerer Fehde ward.

Während er also mit ihnen plauderte, wurde Helen abgerufen; es wünschte jemand unten mit ihr zu sprechen. Maggie war es,

die nur um eine Strähne roter Seide bat, aber nicht hinaufzugehen wagte, weil „der junge Herr" da sei.

Helen redete ein Weilchen mit ihr und erfuhr, Jack habe die gestern ihm geschenkte Freizeit nicht, wie er gewollt, daheim zugebracht. Helen fürchtete schon lange, daß Jack etwas vorhabe und es ihnen allen zu verbergen trachte, und daß dies nichts Gutes sei, dessen war sie ziemlich gewiß. Doch wer sollte ihn davon abhalten? Bei Meister Durie ihn verklagen, das würde die Sache noch schlimmer machen, ihn immer tiefer in Abwege führen. Und ebensowenig konnte es von Nutzen sein, diese Befürchtungen gegen Maggie auszusprechen. Wie sollte diese wohl Jack, solch wilden, selbständigen Burschen, in Ordnung halten können? Darum seufzte sie im stillen: „Ach, wenn nur George Duncan nie von uns gegangen wäre! Seit er nicht mehr bei uns ist, scheint alles hier quer zu gehen."

Maggie gewahrte den Schatten auf Helens Stirn und sagte sich: Jack hat schuld daran. Darum tröstete sie flugs: „Etwas besser geht es jetzt doch mit Jack, nicht wahr? Er ist auch viel freundlicher gegen uns zu Hause. Denkt, er wird, so meint er, bald einen Haufen Geld beisammen haben, dann will er für den Vater den besten Augenarzt nehmen, den es in Edinburg gibt, und mir will er einen neuen Rock und ein schönes Brusttuch kaufen."

Helen fand dies nur nicht allzutröstlich. Sie dachte an die Gefahr, welche der Spieltisch für Jack haben konnte. Hatte sie doch erfahren, daß ihr Bruder Arthur derselben auch nicht zu widerstehen vermocht. Wieviel größer mußte sie für einen Burschen wie Jack sein, der doch so vielfach unter Arthur stand, zumal er sich jetzt gewiß in übler Gesellschaft befand und alles so verbarg. Zu Maggie sagte sie indes nur: „Wir wollen das beste hoffen; ich will Dir jetzt schnell die Seide holen."

Sie kehrte in ihr Zimmer zurück. Elsie saß auf dem Kanapee; mit ganz ungewohntem Eifer nähte sie plötzlich an ihrer Stickerei. Neben ihr stand Arthur hochroten Angesichts und leuchtenden Blicks und redete eben lebhaft auf sie ein. Es schien Helen, als habe sie ihn noch nie so schön, so männlich gesehen wie in diesem Moment.

Doch vielleicht fand das nur ihr zärtliches Schwesternauge. Als sie eintrat, hörte sie ihn in gedämpftem Tone Elsie also fragen:

„Hättet Ihr Euch denn wirklich darüber irgendwie bekümmert, Miß Elsie?“

„Nun gewiß! Jack war doch auch dabei; es hätte mir leid gethan, wäre dem armen Jungen ein Unglück geschehen; haben ihn ja schon fünf Jahre im Hause, und dabei ist er solch Thunichtgut.“ Elsies Wangen glühten, während sie also redete; ihr Faden riß plötzlich. Helen aber hatte die Seidensträhne gefunden und mehr gehört, als sie verlangte, und ging wieder hinaus.

Jack Fleming lag ihr jetzt gar fern. Was sie eben vernommen, und zumal wie sie es vernommen, Ton und Blick der beiden drin im Zimmer ließ etwas in ihr zur Wirklichkeit werden, was die ganze Zeit über als Traum, als Schreckgespenst ihr bereits vor der Seele geschwebt hatte. Sie war bisher einem gleich gewesen, der einen Fleck am fernen Horizont beobachtet; anfangs scheint dieser ihm nur Täuschung, wie das uns so leicht begegnet, doch nein, der Fleck muß doch dasein, und wenn auch nur „eine Wolke gleich eines Mannes Hand“. Jetzt aber strahlt die Sonne auf ein weißes Segel; alle Ungewißheit ist vorbei. Es ist ein Schiff; jeden Moment kommt es näher. Was mag es in seinem Schoße bergen? Ist es Gutes oder Böses, Fluch oder Segen?

Also fragte sich Helen Erskine jetzt. Und doch war diese Frage nicht die erste, die sie an sich richtete. Sie mochte dieselbe kaum gleich thun. Oder bezeugte das schneidende Herzweh, das tiefe Leid, das sie empfand, sie habe sich schon die Antwort gegeben? Sie fragte sich jetzt zunächst: „Was soll nun werden?“

„Wenn es so, wie ich vermute, und wie er es wohl am besten weiß, mit Arthur steht, so muß es auch Meister Durie erfahren. Es muß alles offen und ehrlich zugehen, sonst liegt Gottes Segen nicht darauf. Aber ach, ach, das hätte ich doch nimmer gedacht.“

Was hättest Du Dir denn wohl sonst gedacht, arme Helen? Daß Dein Antlitz allezeit das schönste in Deines Bruders Augen, Deine Stimme die süßeste in seinen Ohren sein würde? Nein, dies zu denken, war sie doch nicht unverständig genug. Aber sie

hatte gedacht, es werde ihr eine noch länger währende, stillglückliche und für sie unvergeßlich bleibende Zeit beschieden sein, wo sie beide, die verwaisten Geschwister, einander ein und alles waren. Er war ja erst neunzehn Jahre alt, so bald also mußte sie das süße Monopol seiner Liebe hergeben, so bald die bittere Lektion lernen, sie sei nicht mehr die erste, sondern die zweite, und daß es nun auf der ganzen Welt niemand mehr gab, dem sie das allerliebste war.

Und für wen sollte sie dies alles drangeben? Für eine, die ihm zunächst vom irdischen Gesichtspunkte aus ebenbürtig war? Wohl, das war schon der Fall. Elsie war väterlicherseits von vornehmer Abkunft, und soviel sich auch Durie dagegen auflehnen mochte, alles an Elsie that diese Abstammung kund, viel mehr als die von ihrer Mutter. War aber dies Kind in andrer, soviel bedeutungsvollerer Beziehung passend für ihren Bruder? Vermochte sie ihn zu leiten, zu beraten, festzumachen, besser, als Helen dies konnte? Wäre diese hiervon überzeugt gewesen, so hätte sie all die heißen, sich in ihre Augen drängenden Thränen zu verbannen gesucht; dann hätte sie ihrem Gott aus der Tiefe ihres Herzens dafür gedankt, daß Er diese beiden einander zugeführt. Wohl hätte sie dann noch mit dem sehr begreiflichen Leid darüber zu kämpfen gehabt, aber gewohnt, wie sie war, sich niemals nachzugeben, würde sie bald den Sieg davongetragen haben.

So aber konnte sie sich nicht des Gefühls erwehren: „Elsie ist ja noch das reine Kind." Damit war ihr ganzes Wesen in seinen Mängeln wie in seinen Vorzügen bezeichnet. Elsie war ein zwar verwöhntes, unselbständiges, doch harmloses Kind. Als das hatte Helen sie bis zu dieser Stunde liebgehabt, mit ihrem warmen, echt weiblichen Herzen sich Elsies angenommen und für sie gesorgt. Helen liebte sie, wie sie eben war, und dachte kaum darüber nach, was sie nicht war. Sie hatte ja soviel für andre zu thun, daß ihr kaum Zeit blieb, über andre zu Gericht zu sitzen.

Indes ist es kein „zu Gericht sitzen", wenn man das in Erwägung zieht, ob sich jemand für den ihm bestimmten Beruf eignet. Helen sah ein, daß Elsie dem, welchen sie selbst so unsagbar liebhatte, von nun an mehr sein sollte und würde, als sie ihm je gewesen. So mußte also von Elsie entweder der größte

Segen oder das tiefste Herzeleid, das es für uns hier gibt, für Arthurs Leben kommen. War sie diesem Platze gewachsen? Wo war das sinnige, alles wohlbedenkende Gemüt, das gereifte Urteil, die Geduld und Selbstbeherrschung, vor allem die Gewohnheit des Sichselbstvergessens im Dienste andrer — Eigenschaften und Charakterzüge, die zu der von Helen für ihren Bruder bestimmten Idealgestalt gehörten?

Zum erstenmal kam sie etwas wie Ungeduld und Verdruß an, daß Elsie in Sinn und Wesen noch immer ein Kind blieb, während sie es den Jahren nach doch nicht mehr war. Es dünkte sie, daß wir, wenn wir solche uns von Gott als Durchgangs- und Werdezeit gegebene Lebensstufe eigenwillig festhalten, auch für dies Überschreiten Seiner Gesetze notwendig büßen müssen. Sodann galt auch hier das Wort: „Wer nicht hat, von dem soll auch genommen werden, was er hat." Wenn wir nicht zu rechter Zeit die Tüchtigkeit des Mannes oder Weibes auf die Reize des Kindes übergehen und folgen lassen, so geraten wir in Gefahr, beide Stufen unsers Seins zu beeinträchtigen, wenn nicht einzubüßen.

Und doch, war solche strenge Beurteilung Elsies wohl gerechtfertigt? War nicht mit ihr stets gleichwie mit einem Kinde umgegangen worden, welchem alles Leid und Übel unsers reiferen Lebens aufs sorglichste ferngehalten wird, das vor allen Stürmen behütet, über unebene, steinigte und steile Stellen hinweggetragen ward, oft indem die Füße des andern dabei wund wurden, wenn dies auch keinerlei Klage verriet? Das Leid um die Großmutter war allerdings wohl an Elsie herangetreten, doch auch das hatte man so leicht als möglich für sie zu ertragen gemacht. Helen wie Durie hatten sie getröstet und mit liebender Fürsorge umgeben. Auch werden wir mehr noch als durch des Lebens Leid durch seine Pflichten erzogen. Pflichten gab es aber für Elsie bisher wenige. Sie war nur immer das hübsche Spielzeug, der Verzug, ja, der Abgott ihrer Großeltern gewesen. So wuchs sie auf in der Meinung — ob nun diese wahr oder falsch war, sei dahingestellt — ihre Gesundheit sei zu zart für Arbeiten, wie sie den Mädchen ihres Standes zukommen, und — dies war von noch größerer Wirkung — ihre Geburt überhöbe sie denselben.

Man hatte Elsie von klein auf davor gewarnt, nicht stolz zu sein, sich nicht besser zu dünken als die andern Kinder im Canongate, wenn auch ihr Vater ein Lord Home von Manderstone gewesen. Doch gerade dadurch wuchs das Bewußtsein in ihr, sie sei eben ein gut Teil „besser" als jene. Die Jugend pflegt ihre Lieblingsträume zu haben. Der unsrer Elsie war etwa folgender: Ihr Vater sei der Erbe und Schloßherr auf Manderstone; so sei es seine Pflicht, an sein Töchterlein im Hause des Goldschmieds zu Edinburg zu denken und eines schönen Tages auf schmuckem Roß, mit prächtigem Kleid und einem Gefolge von drei bis vier gepanzerten Knappen daherzukommen und Elsie zu sich heimzuholen. Dann würde sie, um die alle Lehrlinge, die Gehilfen 2c. bewundernd und huldigend sich drängten, die von allen Bürgerstöchtern als stolzes Äfflein oder als eine, die ihr Köpfchen allzuhoch trage, angesehen wurde, im Triumph hinweggeführt werden, um in ihres Vaters stolzen Hallen das Edelfräulein zu spielen, bis sie von irgend einem vornehmen jungen Ritter umworben und zum Weibe begehrt werden würde. Dies frühe schon aufgerichtete Luftschloß zerfiel auch noch nicht bei der Kunde vom Tode ihres Vaters; es erfuhr nur eine kleine Abänderung: statt des Vaters würde einer ihrer Oheime erscheinen, um sie abzuholen.

Daß sie sehr hübsch war, mußte sie wohl wissen. Wurde ihr das doch bald auf diese, bald auf jene Weise durchschnittlich wohl zwanzigmal des Tages gesagt. Ein Teil echt mädchenhafter oder kindischer Eitelkeit war auch ihr eigen, wenn sie auch niemandem damit unbequem wurde. Das wurde sie mit keinem ihrer Fehler: diese hatten mehr negativen als positiven Charakter; man konnte eher etwas bei ihr vermissen als hinwegwünschen.

Konnte man nun wohl auf Elsie in Anwendung bringen, daß, „was krumm ist, nicht gerade gemacht werden, was nicht vorhanden ist, keine Zahl sein kann"? Sie war immerhin erst neunzehn Jahre alt, ebenso alt wie Arthur. Konnte sie sich darum nicht noch entwickeln zu einem gereifteren, höher gerichteten und tiefer gegründeten Wesen?

Als Helen bei diesem Punkte angelangt war, kam auch der Trost für sie. Besaß sie doch ein starkes und lebendiges Vertrauen

auf die Macht der göttlichen Gnade. Ja, es wollte sie bedünken, als sähe sie in Elsie bereits den Keim eines neuen, höheren Lebens, das nur noch der Ernährung durch Gottes Gnade bedurfte. Auf diese in solchem Keime beschlossene Macht des Wachstums wollte sie bauen. Diese Macht würde stark genug sein, unter der Obhut dessen, der den Keim ins Herz gesenkt, all die Triebe kindischen, verkehrten, selbstsüchtigen Wesens zu vertilgen. „Elsie ist ja auch unsers Gottes Kind; Er wird sie erziehen.“

Nun geht gewöhnlich mit dem stärksten Vertrauen auf das Werk Gottes das ernstlichste Trachten Hand in Hand, das eigne Werk wohl auszurichten. Helen sah zum erstenmal heute, daß sich ihr hier ein weites Feld des Wirkens eröffnete. Sie hatte, als sie in dies Haus zog, Elsie stets viel Liebe und Selbstverleugnung bewiesen, wie sie das, zumal den Hilfsbedürftigen und Schwachen gegenüber, gar nicht anders konnte. Jetzt schien ihr, sie habe darin zuviel gethan. Mit fürsorglich zärtlicher Hand hatte sie Elsie bisher vor dem scharfen, aber stählenden Luftzug des praktischen Lebens geschützt und weiche, warme Hüllen um sie gebreitet. Doch es war noch nicht zu spät, Elsie den Segen treuer, fortgesetzter Arbeit kennen zu lehren, wenn ihr auch Fehlgriff und Mißlingen dabei widerfuhr. Zu spät war auch das noch nicht, ob sie auch durch Leiden dies erlernen sollte: sich in das Leid andrer und ihre Interessen zu versenken. So beschloß denn Helen, von nun an Elsie zu helfen, die ihr obliegenden Pflichten zu erfüllen, sie nicht mehr vor allem Unangenehmen zu bewahren, sondern es freudig und getrost überwinden zu lehren. Und indem sie so bis auf einen gewissen Grad den bisher innegehabten Posten steten Gebens und Mitteilens darangab, konnte sie hoffen, ihrer minder tief und stark beanlagten Schwester aus dem Standpunkte steten Empfangens herauszuhelfen, ihr das Verständnis zu erschließen für jenes wundersam tiefe, geheimnisreiche Wort: „Geben ist seliger denn nehmen.“ Denn nur das Weib, das diese Lektion recht gelernt hat, ist ein echtes Weib; so nur erfüllt es die Aufgabe, zu der es von Gott berufen ist.

Das waren wesentlich heute die Gedanken, die Helen nun ins Leben zu übertragen ernstlich und redlich beschloß. Denn sie hegte jetzt keinerlei Zweifel mehr über das Bevorstehende.

Arthur, ungeduldig und offenherzig, wie er war, wünschte lebhaft, es baldigst Meister Durie mitzuteilen, er liebe dessen Enkelin. Wie nahm nun der biedere Alte diese sehr schmeichelhafte Mitteilung auf? Nicht mit der Geringschätzung und entschiedenen Ablehnung, wie man das bei seinem mächtigen Vorurteil gegen diese „Klicke von Vornehmen“ hätte erwarten können, noch dazu, da er es als festen Vorsatz ausgesprochen, sein Herzblatt nur mit jemand aus ihrer Mutter Stand, nimmer aus dem des Vaters zu verheiraten. Selbst die eigensinnigsten, zähesten Menschen ändern hier und da ihren Willen. Doch wehe dem, der ihnen solche Sinnesänderung vorzuwerfen oder auf ihre früher ausgesprochene Ansicht anzuspielen wagt! Seit Allan Durie jenen Beschluß gefaßt hatte, Elsie nur mit einem Gatten seiner eignen Wahl zu vermählen, hatte es sich bekanntlich ereignet, daß der Erkorene selber ihn abgewiesen und damit den Stolz und Zorn des ihn Fragenden wachgerufen hatte. Infolgedessen erschien es ihm Pflicht, zu zeigen, daß sein Enkelkind etwas viel Besseres zu thun wisse, als einen mittellosen, jungen Handwerker zu freien, und daß er froh sei, Elsie nicht also „erniedrigt“ zu sehen.

Indes, das „Kind“ hatte inzwischen zwei bis drei Anträge abgewiesen, sodann hatte Durie die feste Überzeugung, Arthur werde das Los dieser wohl ehrlichen, doch nicht allzu anziehenden Berufsgenossen nicht teilen, und da er eben sein „Kind“ über alles liebte, so fiel diese Überzeugung bedeutend in die Wagschale von Arthurs Wert.

Überdem vermochte Durie den letzteren nicht für so falsch und herzlos zu halten als der gewesen, dessen Namen Elsie trug. Mit ganzer Seele war Arthur der Sache des Evangeliums ergeben; das war in Duries Augen seine beste und größte Empfehlung. Dazu hatte er sich ja bereits damals dem ungezügelten, eigensinnigen Knaben freundlich erwiesen, und von denen, welchen wir das thun, denken wir meist Gutes. Was Durie, als Arthur zurückgekehrt war, von diesem gesehen, konnte ihn nur durchaus günstig gegen ihn stimmen; er hatte Arthur nicht bloß gern, er fühlte Liebe für ihn. Dazu war er Helens Bruder, und Durie meinte oft: „Wenn je ein Engel die Gestalt eines holden Mädchens annahm, so habe

ich solchen seit anderthalb Jahren in meinem Hause.“ Es wäre also doch seltsam gewesen, wenn Helens Bruder nicht derart wäre, daß Durie ihm sein Kleinod anvertrauen konnte.

Das kam daher nicht weiter in Betracht, daß Arthur ohne Geld und Gut dastand, wie ihm dieser selbst offen bestätigt hatte. Es war Durie sogar eine wahre Genugthuung, daß er dabei nicht als begehrlich erscheinen konnte. Was er für Elsie aufgespart, war, wenn auch nicht so ungeheuerlich, wie das Gerücht es hinstellte, doch immerhin ansehnlich genug, fand nun seine gute Verwendung und glich den Unterschied des Standes der beiden doch etwas aus, wie er mit geheimem Stolz sich sagte.

Eins aber, das sagte ihm wohl das Gewissen wie der praktische Menschenverstand, war hierbei zu bedenken: Arthur war noch sehr jung; alle Jugend aber ist dem Wechsel geneigt. Wie wenn diese Passion für Elsie nun auch nur vorübergehende Laune wäre? Sollte er das Glück seines Lieblings aufs Geratewohl also opfern oder sich Arthurs feurige Gefühle zu nutze machen, ihm Fesseln anzulegen, die ihn später gereuen könnten? Dieser Gedanke war es, der Duries Antwort auf Arthurs Antrag den Grundton gab.

„Ihr seid nur noch gar so jung, Herr Arthur! Wartet's noch so ein, zwei, drei Jährchen ab und laßt ihr volle Freiheit! Ist diese Zeit vorbei und Ihr seid noch gerade so wie heute gesinnt und habt Euch als der Mann erprobt, für den ich Euch heute schon halte, hat vor allem das Mädchen nichts dagegen, so will auch ich dann nicht nein sagen.“

Arthur dünkte dies alles, was er erhoffen konnte, und ging glücklichen Herzens aus Meister Duries Wohnzimmer hinweg. Sein Glück war derart, daß es von Fremden und Fernerstehenden nicht gestört werden konnte. Es war das erste Aufflammen eines romantisch und feurig angelegten, dabei idealisierenden Herzens. Noch lag der Morgenglanz der Knabenzeit darüber und verlieh ihm verklärenden Schein, und doch noch stärker wirkte das Bewußtsein der männlichen Würde, des Mannesalters, das vor ihm lag wie ein reizendes, schönes Land, in das er mit Schild und Schwert siegend und Siege erwartend nun eintrat. Vielleicht kam

der rosige, verklärende Schein weniger aus Elsies als aus seinem eignen Herzen; doch war er sich dessen nicht bewußt. Es geschieht das aber häufig. Ist es auch wohl zuweit gegangen, wenn der Dichter singt:

„O teure Frau, nur was wir geben,
Werden wir von Euch empfangen,"

so muß das doch zugestanden werden, daß uns selbst unbewußt das, was wir geben, oft tausendmal mehr wert ist, als was wir empfangen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Gegen Gott und Menschen mißtrauisch.

„Wo viel Licht, da ist auch viel Schatten.“

„Auf ein Wort nur, George, bitte!“

„Wart nur ein wenig, Rob, so bin ich ganz bereit,“ erwiderte George in heiterm, freundlichem Tone.

Er blieb noch in der Werkstätte seines Meisters, um dem allein darin arbeitenden jüngsten Gehilfen — die andern hatten sich schon entfernt — ein wenig mit Rat und That beizustehen. Es handelte sich um das Gravieren von Siegelringen und Schneiden von Steinen, und hierin vermochte sich George, wenn es auch nicht sein eigentliches Gebiet und Geschäft war, dennoch einer gründlichen Kenntnis zu rühmen, wie er denn überhaupt auf jedem Zweig seines Gewerbes „zu Hause“ war.

Der junge, noch ungeübte Gehilfe murmelte vor sich hin, daß es doch eine sehr mühevolle Arbeit sei und er viel lieber eine minder schwierige vornähme. Hierauf sagte ihm George: „Mein lieber Junge, wenn Du nur thun willst, was Dir leichter wird, so hast Du schwerlich Aussicht, je etwas Rechtes zu lernen.“

„Da mögt Ihr schon recht haben,“ gab jener seufzend zu, „vielleicht könnt Ihr mir morgen noch ein bißchen Bescheid sagen, denn der alte Morris schlägt gleich los oder braust so auf, daß ich vor Schreck zittere und alles hinfallen lasse.“

Solchen Bescheid versprach ihm George, sagte ihm freundlich lebewohl und schritt dann rasch dem schon vorangegangenen Maxwell nach.

„Möchtest Du nicht bei mir einsprechen?“ bat er diesen jetzt.

Rob war es wohl zufrieden, und so traten sie miteinander in Georges Wohnung. George glaubte den Charakter dessen, was Rob ihm zu sagen hatte, schon zu kennen. Gar manche Unterredung hatten sie bereits seit jener ersten Begegnung miteinander gehabt und fast stets dasselbe Thema behandelt. In der gebrechlichen Gestalt dieses zur Schwindsucht neigenden, bleichen Jünglings wohnte eine Feuerseele und ein leidenschaftlich heftiger Geist. Diese in ihm liegenden Kräfte und Eigenschaften traten ans Tageslicht, als sie den Einfluß jener alles bewegenden Macht erfuhren, der Religion. Als Rob damals gegen George äußerte, er habe Meister Duries Worte: „Du, Gott, siehest mich," nie wieder vergessen können, so war dies durchaus wahrheitsgemäß. Diesem Gefühl nun, allezeit in der Gegenwart Gottes, des Unsichtbaren, zu sein, verband sich mehr und mehr das Bewußtsein seiner großen Sündhaftigkeit, und dies durchdrang Robert Maxwell so tief, wie es nur ein Menschenherz überhaupt zu durchdringen vermag. Das war nun schon alles ganz recht und gut; denn Gott schlägt allzeit diesen Weg zum Menschenherzen ein. Durch Bußthränen sind alle, auch die treuesten und besten Gottesmänner, zu ihrem großen Werk hier geweiht, wie auch zu ihrer Ehrenkrone droben. Es muß eben hier immer durch Sterben zum Leben gehen.

Robert Maxwell befand sich indes leider immer noch im Stadium des Sterbens und konnte sich zum Leben noch nicht hindurcharbeiten. Er lernte Gott wohl von der einen Seite kennen und mehr noch, vielleicht allzusehr sich selbst. Doch er drang nicht zur Gewißheit der Gnade Gottes, zum freudigen Trost in dem, der Gott und Menschen durch Sich selbst versöhnt. Immer fester nistete sich die Annahme in ihm ein, er sei prädestiniert, nie solche Gnade an sich selbst zu erfahren. Obschon er gründlich Bescheid wußte und das sowohl durch Knox' Predigten als durch sein eignes ernstes und tiefes Studium der Heiligen Schrift, zumal der Lehren des evangelischen Glaubens, so konnte er darin doch keinen Trost finden, sondern nur Pein und Angst, keinen Segen, sondern nur Fluch. Die Wolken- und Feuersäule wurde ihm wie einst den Ägyptern nur zu schwarzer Nacht oder zu verzehrender Flammenglut, doch nie ein erquicklicher Schatten oder wegweisendes

Licht. Er griff nach den Waffen der geistlichen Rüstung, nur um sich selbst damit zu verwunden. Bald nannte er sich einen Verworfenen, einen Abtrünnigen, bald einen, der zweimal gestorben sei u. s. w., lauter trübe Titel aus dem unabsehbaren, furchtbaren Register von Anathemas, die wohl der Heiligen Schrift entnommen sind, die jedoch keiner ohne Erbeben anhören kann, und denen, welche erbeben, auch gottlob! niemals gelten werden. Seltsam ist es und doch wahr, daß kein Inquisitor jemals seine Opfer mit solcher Grausamkeit zu quälen verstanden, wie wir uns selbst zu quälen fähig sind. George konnte deshalb stundenlang über dies mit Rob streiten, ohne ihn von seiner Selbstquälerei abzubringen. Auf jede Trost und Hoffnung verheißende Bibelstelle, die George ihm vorhielt, wußte Rob alsbald eine wohlüberlegte Erwiderung. Besaß er doch eine ganz erstaunliche Bibelkenntnis, und sowenig hell und findig er in Sachen des gewöhnlichen Lebens war, so gewandt und scharfblickend zeigte er sich in Gesprächen über religiöse Dinge.

Mitunter pflegte George nach längerer Debatte also zu Rob zu sprechen: „Du bist noch ein richtiger Götzendiener, zehnmal schlimmer als all die papistischen armen Leute, gegen die Du so eifrig zu Felde ziehst. Wohl weiß ich, diese sündigen gegen das zweite Gebot, indem sie vor leblosen Steinen und ähnlichen Dingen sich anbetend niederbeugen. Du aber übertrittst ja schon das erste Gebot. Du hast Dir in Deinem Herzen einen Gott aufgerichtet, der nicht der Gott der Bibel ist, nicht der Gott unsers Herrn Jesu Christi. Denn der Gott, den Du anbetest, ist unbarmherzig hart, fragt nicht nach uns, obwohl Er uns doch erschaffen hat. Er macht sich nichts daraus, ob wir glücklich sind in Seiner Gemeinschaft oder unglücklich in der des Teufels, nichts mehr, als ich mir daraus mache, was aus einem Stücklein weggeworfenen Messings wird. Der Gott aber, den ich kenne, der Gott, der Seinen Sohn gesendet hat, daß Er für mich und für Dich, mein Robert, sterbe, der Gott ist ganz ein andrer. Er sagt, ja, Er schwört, Er wolle Deinen Tod nicht und habe keinen Gefallen daran. Und hat Er nicht noch viel mehr gethan, als es Dir zu schwören, daß Er Dich liebhat? Sage, hat Er Dir's nicht in Seinem Tode am Kreuze bewiesen? Es ist wirklich geradezu schmachvolle Sünde, daran noch zu zweifeln. Nein

Rob, wahrlich, Er ist es nicht, der Sein Antlitz von Dir abwendet, sondern das thust Du; Du wendest das Deinige von Ihm ab."

Dann erwiderte wohl Rob: „Ich weiß es; ich bin eben schuld an meiner Sünde."

Mitunter schloß er solche Debatte auch mit der beweglichen, thränenvollen Versicherung: „Ich möchte ja so gern kommen, an Ihn glauben und Ihn festhalten, wenn ich's nur könnte!"

Dann betete George mit ihm, nicht in vielen, beredsamen Worten; nein, es war ein aus der Tiefe des Herzens emporsteigender, durch Weh und Kampf hindurchgehender Notschrei wie der eines Mannes, der seinen Bruder versinken sieht, zuspringt und ihn über Wasser hält, zugleich aber nach Hilfe ruft, weil die haltende Hand schon zu erstarren droht und der Arme in den Fluten versinken müßte. Nach solchem Gebet schien es, als wenn Rob fröhlicher würde. Er sprach dann wohl: „Ich will's versuchen, George, und Deinem Rate folgen." Voll Dank gegen Gott ob dieses Erfolgs faßte George nun neue Hoffnungen. Doch Rob kam schon nach einigen Tagen wieder mit neuen Zweifeln in der Seele. Und ob George sich auch wieder tapfer zum neuen Kampf mit dem alten Feinde rüstete, der so gewaltig, wiewohl unsichtbar ist, so erkannte er doch, es sei eine ziemlich aussichtslose Aufgabe. Die eigne Unfähigkeit war ihm noch nie so zum Bewußtsein gekommen als in diesem Punkt. Als aber einige Monate in diesem Verkehr verflossen waren, gewahrte George im Wesen des Freundes eine Wandlung. Eine solche mußte fast eintreten, mochte sie nun so oder so sein. Rob befand sich in einem Zustand höchster Erregung und Ruhelosigkeit. Er selbst nannte ihn Verzweiflung; doch das war der falsche Name. Verzweiflung ist schon geistiger Tod, bewußtes Elend ohne jede Hoffnung, dem Tode gleich zu halten. Solch ein Zustand ist kaum ganz möglich hienieden, weil die Seele sich von aller Betrachtung ihres Elends und Jammers immer wieder zur Hoffnung hinflüchtet, so schwach und schwankend sie auch noch sei. Es kann sich höchstens Apathie einstellen oder jene Ruhelosigkeit. Wohl dem armen Herzen, das also verödet ist, wenn sich dann nicht eine andre Leidenschaft darin einnistet, die nun, da der

gesunde Lebenssaft verdorrt ist, wie die Flamme im trockenen Reisig verheerend haust.

Durch Herzeleid kann wohl ein Charakter weich werden, doch Leid, das aus Selbstbefangenheit und Egoismus hervorgeht, wirkt meist verhärtend. Bekanntlich gibt es Konstitutionen, die zur Ansteckung neigen und darum der Seuche alsbald zum Opfer fallen. Etwas Ähnliches geschieht in der sittlichen Welt. Eine solche ganz hoffnungslose und keinen Widerstand erfahrende Seelenqual, wie die, in der Rob sich befand, kann zum Fanatismus führen, und dieser war ja damals epidemisch. Ein so gesundes, in Christo fröhliches Gemüt wie George konnte wohl solcher Epidemie entgehen; Rob aber war zur Ansteckung „disponiert" durch sein leidenschaftliches, haltloses Wesen. Da er den Herrn, seinen Gott, nicht zu lieben vermochte von ganzem Herzen und ganzem Gemüt, so fand er darin einen Ersatz, die Feinde Gottes von ganzer Seele zu hassen.

Jetzt wartete George ab, was Rob ihm heute zu sagen habe. Es war sicher wieder eine geistliche Bedrängnis, obwohl Rob ihm damit seit längerer Zeit nicht gekommen war, das letzte Mal am Tage des Aufzugs der Stände von Edinburg.

Rob erhebt sich zunächst mit gar ernstem, aber nicht gerade niedergeschlagenem Gesicht und riegelt die Thür zu. Dann fragt er, sich wieder setzend, ohne weiteres: „George, wo ist die Goldkette, mit Juwelen verziert, die Carron Dir übergab, um für eine Dame einen Schmuck daraus zu machen?"

„Meinst Du die, welche ich gleich, als ich bei Moßman ins Geschäft eintrat, erhalten habe?" fragte ganz verwundert George. „Die habe ich Carron schon längst zurückgegeben. Er sagte, die Dame, für die sie bestimmt gewesen, habe sich anders besonnen. Warum bist Du denn so begierig, das zu erfahren? Ist sie etwa gestohlen worden oder verlorengegangen?"

„O etwas viel Schlimmeres!" erwiderte Rob geheimnisvoll. „Schau, ich weiß es ganz fest — doch forsche nicht vorher! — ich weiß es so fest, sage ich, wie ich lebe, daß diese Goldkette ihrer ersten Eigentümerin wiederzugestellt ward."

„Nun, was ist denn dabei so Schlimmes?"

„George, so urgescheit Du sonst bist, mitunter bist Du doch einfältig. Kannst Du Dir denn gar nicht denken, wer jene erste Eigentümerin ist, und weshalb sie die Kette zurückforderte? Weil sie nämlich Gold und keinen Schmuck mehr braucht — Gold, um feile Werkzeuge damit zu bestechen."

Da fuhr George auf: „Rob, Du sprichst doch nicht etwa gar von der Königin Maria?"

„Von der Mutter unsers Königs," verbesserte ihn Rob in verweisendem Ton.

„Aber Rob, die Kette kann doch auch „zufällig" in Moßmans Hand gekommen sein, und er kann sie dem Garderobenchef des Monsieur Servais de Condé wieder zugestellt haben?"

„Ich sage Dir aber, er hat nichts Derartiges gethan. Moßman hat sie direkt von Maria Stuart erhalten, natürlich ohne daß es der Regent weiß.*) Hast Du noch nie von ihrem Kammerdiener, John Beton, gehört?"

„Das kann schon sein, doch weiß ich's nicht genau."

„Nun, Du könntest sehr bald mehr von ihm erfahren."

„Wie so das, Rob?"

„Nun, durch ihn können gewisse Dummköpfe, die ich nennen will, an den Schandpfahl oder zu noch Schlimmerem gar leicht geraten."

„Wie sollte ihm das möglich sein?"

„Nun so höre: Das papistische Weib, die Maria, will er befreien, dem Regenten den Dolch in die Brust stoßen und uns allesamt, Vater Knox an der Spitze, zum Schafott und Scheiterhaufen führen."

„Unsinn, Rob! Laß Dir den Kopf doch nicht mit solchen abgeschmackten Einfällen und Narrenspossen warm machen! Du weißt, Gott der Herr ist Richter auf Erden und Regent."

„Das schon, doch das war er bereits vor zehn Jahren, als die Papisten unsern guten Sir Walter Mill zu St. Andrews verbrannten, und geschieht es nicht trotzdem in Flandern, daß noch

*) Die Kettenaffaire ist ganz historisch. Maria Stuart erfuhr dadurch Moßmans ergebene Gesinnung gegen sie.

immer die Leute gehängt, gerädert und verbrannt werden und sonst noch Blut in Strömen vergossen wird, so daß das Land schier zu einer großen Schlachtbank wird?"

„So mußt Du nicht sprechen, Rob!" sagte George ganz betroffen. „Der Herr läßt freilich Versuchung hier über die Seinen kommen, wie das Gold im Ofen geläutert wird. Doch Er, der himmlische Schmelzer, steht daneben und wird gewiß Sorge tragen, daß sie nicht allzulange darin bleiben. Beten sollten wir darum für die Brüder in Flandern."

„Gewiß, aber wir sollen auch daran denken und uns danach richten, wie wir einem ähnlichen Geschick entgehen. Es gibt in Moßmans Geschäft, von andern Edinburgern ganz zu schweigen, genug solche, die uns gern ein derartiges Geschick bereiteten, z. B. der alte Morris — aber Du hörst ja gar nicht auf mich, George!"

„O doch, Rob! Doch nimm Dich in acht! Bedenke, was Du eben erst gesagt von Dummköpfen, die leicht an den Galgen kommen könnten!"

„Ach was, Thorheit, George! Wenn man aber ruhig seine Hände dem Feuer preisgibt, so verbrennen sie. Wenn solche müßigen Kerle, die doch wissen sollten, was daraus entstehen kann, sich dazu hergeben, Zwischenträger zu spielen zwischen den Kreaturen des papistischen Weibes und das aus lauter Haß gegen das Evangelium, dann müssen sie Galgen und Schwert als Lohn dahinnehmen."

George schwieg, und Rob fuhr fort: „Möchtest Du denn nicht erfahren, wo Morris, Scott und Saunders den Sonntagabend zugebracht haben?"

„Nein, viel lieber nicht," erwiderte ernst und gehalten George.

Doch dies half ihm nichts. Rob fuhr fort: „Es ist mir kein Zweifel mehr daran möglich, daß sie zur Messe gegangen sind, denn es war ja der Papisten Yultag." *)

Das war eine für George offenbar unangenehme und peinvolle Mitteilung. Das Parlament hatte erst vor kurzem das Verbot von 1560 erneuert, die römischen Gottesdienstordnungen bei-

*) Weihnachten.

zubehalten, und zwar bei Todesstrafe. Falls nun Robs Behauptung der Wahrheit gemäß war, so hatte der messehaltende Priester den Galgen zu gewärtigen, seine Gemeinde aber, also auch Georges Mitgehilfen, schwere Geldstrafen, strenge Haft und vielleicht lebenslängliche Verbannung aus Edinburg. Darum sagte er weiter nichts als: „Gott gebe, daß Du Dich irrst, Rob!"

„Das thue ich schwerlich, ob ich Dir auch im Moment die Beweise nicht liefern kann. Doch ich kann schon warten und inzwischen die Augen offenbehalten."

George legte ihm die Hand auf den Arm und sagte in ernstem, dringlichem Tone: „Rob, nimm den Rat eines treuen Freundes an und brauche Deine Augen nicht zu solchen Aufgaben! Gott hat Dich nicht dazu berufen, und Ihm damit zu dienen, kannst Du Dir doch nicht etwa einbilden?"

„Du bist nicht gar so weise, bester George," meinte Rob ironisch, „daß ich auf Dich hier hören müßte. Du möchtest freilich, wir schlössen die Augen und duckten uns still, wie der einfältige Strauß, während die Papisten fein ihre Pläne schmieden, Jesebel zu befreien und uns zu hängen und zu verbrennen."

„Wir redeten vom Messehalten und -hören, Rob, nicht von Lady Maria," unterbrach ihn George.

„Wer das eine thut, kann auch gar leicht das andre thun," erwiderte Rob, und hierin lag eine gewisse Wahrheit. Es könnte kaum für alarmierende Thaten, wie sie noch andre, weisere Köpfe als der Robs hervorriefen, eine bessere Entschuldigung oder doch Erklärung geben, als dieses schlußfolgernde Wort.

„Weißt Du," meinte George nach kurzer Pause, „wenn ich irgend etwas Derartiges entdecken würde und zwar so klar, daß kein Zweifel möglich ist, daß man nämlich sich gegen das Regiment des Königs oder des Regenten auflehnt oder Lady Maria aus Lochleven zu befreien plant, so würde ich, so Gott hilft, mit ungehemmtem Freimut und Mannhaftigkeit mich darüber aussprechen, und sollte es Tod und Herzeleid für mich und meine Lieben im Gefolge haben. Doch den Spion zu spielen unter unsern Berufsgenossen oder nach Rebellen und Verrätern im Bereich unsrer Stadt zu fahnden, dazu halte ich weder mich noch Dich, mein Rob,

für berufen. Wenn man sich so von seinem Posten verirrt wie ein Vogel, der sein Nest verläßt und nun herumflattert, so kann man gar leicht mehr Wunden, als man heilen, und mehr Brände, als man löschen kann, hervorrufen."

„Das sind Bedenken aus Fleisch und Blut, die doch bei Sachen des Reiches Gottes nicht mitsprechen dürften, George! Das Messe-halten und -hören ist purer Götzendienst und schändet die Ehre Gottes. Solchen auszurotten, und sei es mit Feuer und Schwert, ist jeder Christ verpflichtet durch sein Gewissen. Kannst Du mir etwa hierin widersprechen?"

Da glitt über Georges Gesicht ein Ausdruck der Bestürzung und der Sorge zugleich. Vernunft und Gefühl gerieten in Konflikt. Hier sprach das, was ihn seine geistlichen Hirten und Pfleger gelehrt, was Rob aber falsch anwendete, gegen das, was aus noch höherer Quelle floß und in ihm zum berechtigten Lebensgrundsatz geworden war. Endlich sagte er: „Ich weiß recht wohl, Rob, welch große Sünde die Messe ist, und Gott ist mein Zeuge, ich hasse sie aus voller Seele. Auch bin ich fest überzeugt, daß die Regierung hier sehr wohlthut, den Damm des Gesetzes dagegen aufzurichten, doch ich halte mich nicht für berufen, mich selbst dabei einzumischen. Thäte ich's, so würde ich eitel Unheil anrichten und das geringe Werk, das Gott mir zu thun gab, nur schädigen und beeinträchtigen. Von dem allen abgesehen, will's mich dünken, als sei Sein Weg, mit Sündern umzugehen, der beste, und das, Rob, ist doch der Weg der Liebe und Vergebung. So möchte ich unsern Genossen lieber etwas verschaffen, das des Anbetens würdig ist, als sie um Anbetung der Hostie willen gehängt oder gezüchtigt sehen."

„Nun, jeder, wie es ihm beliebt!" versetzte, sich erhebend, in kühlem Tone Rob. „Ich habe keine Lust, um andrer Leute Wohl-fahrt willen meine Augen und Ohren zu schließen. Es wird sich vielleicht sogar noch ein Stücklein Arbeit für mich hierbei finden."

„Nur ein Wort noch, Rob!" bat George, ihm die Hand reichend, „und dieses Wort wird einem jeden von uns gute Dienste thun: „Trachtet danach, daß ihr stille seid, und thut, was eures Amtes ist!" Also spricht die Heilige Schrift, und sie hat recht."

Doch es paßte Rob diesmal nicht besonders, gerade dieses Citat anzuhören. Und George sollte seinerseits erfahren, wie dies „Trachten, stille zu sein," auch bei den friedliebendsten, aufrichtig das beste wollenden Menschen leicht durch solche unruhige, rastlose Geister gestört werden kann. Diese halten es ebensowenig aus, sich nur um sich selbst zu kümmern, als sie es auch ihren Mitmenschen wehren, „zu thun, was ihres Amtes ist".

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Rosenkranz.

„Klein und geringe hier oft sind die Dinge,
Die uns Lasten gar schwer aufs Herz werfen her,
Daß man meint, man ertrüge sie nimmermehr,
Und gerne bald ledig und los ihrer wär'."

Nachdem sich Robert Maxwell von George verabschiedet hatte, blieb dieser noch eine Weile in der gleichen, nachdenklichen Haltung stehen, auf dem offenen Antlitz den Ausdruck einer ganz ungewohnten Unsicherheit und Bedenklichkeit. Er überlegte, ob das, was Rob ihm gesagt, nicht etwa nur eine Ausgeburt seines ruhelosen, mißtrauischen Geistes sei, oder ob es, wie dieser versicherte, „nur allzuwahr sei". Wie George also sann, fielen ihm allerlei kleine, damals kaum von ihm beachtete Vorfälle und Umstände ein, die nun dem, was Rob ihm anvertraut, Wesen und Wahrheit verleihen konnten. Die Messe am Yultag konnte wohl stattgefunden haben. Doch hierüber war er sich ganz klar: ob er sich auch länger schon im Kampf mit dieser Art des Götzendienstes, die über die Gemüter seiner Genossen solch tyrannische Macht besaß, befunden hatte, die Waffen seines Kampfes waren nicht fleischlicher Art. Den Angeber zu spielen, hielt er für ebenso ihm verboten als ihm unmöglich, sich auf etwas einzulassen, das wohl für Regierende und Behörden unabweisliche Pflicht sein mochte, aber nichts als unberufenes Einmischen für den einzelnen.

Sollte es denn wirklich wahr sein, daß seine Berufsgefährten in Verbindung mit den Agenten der Königin Maria standen? Damals wurden die Gemüter aller fort und fort durch Gerüchte von Marias Befreiung oder von Verschwörungen in Unruhe versetzt. George erblickte aber hierin noch eine viel ernstere Gefahr als die meisten. Er sagte sich: wird Maria befreit, so müssen geradezu schreckliche Dinge in Schottland geschehen. Wenn nun jemand von Gerüchten dieser Art hörte, that aber nicht alles, was er konnte, um sie lahmzulegen, sondern schwieg aus falscher Rücksicht auf seine Gefährten, fiel dann nicht der Makel der Blutschuld auf ihn und zwar einer unaussagbar schweren und gewichtigen? Aber anderseits, was entstände daraus, wenn nun einer sich dazu hergäbe, den Spion zu spielen und jene Gefährten hierdurch dem Tode überantwortete? Sollte ihm wirklich solch ein seiner innersten Natur so ganz widerstrebendes Amt als Pflicht übertragen und ihm so direkt zugewiesen sein, daß er sich ohne Versündigung ihm nicht zu entziehen vermochte?

Das war für ihn eine furchtbare Alternative. Lieber, tausendmal lieber wollte er selbst in Leid geraten, als dazu helfen, andern Leid zu bringen, zumal über seine ihm jetzt so sehr am Herzen liegenden Mitgehilfen. Dennoch schwebte ihm immer noch die Frage vor Augen: Wie kannst du dich hierbei vor Sünden bewahren? Wie findest du Gottes Weg und Willen heraus? Er faltete die Hände, und aus des Herzens Tiefe drang das Flehen: „Herr, thue mir kund den Weg, darauf ich wandeln soll! Zu Dir erhebe ich meine Seele.“

Da pochte es an seiner Thür. „Herein!“ rief er. Ein ihm bekannter, bieder und ehrenwert aussehender Berufsgenosse, aber schon über die Mittagshöhe des Lebens hinaus, trat ein. In seinem sonst so freundlichen und heiteren Gesicht lag der Ausdruck der Niedergeschlagenheit, ja der Unentschlossenheit. Er sprach von Nicht-stören-wollen und bat um Entschuldigung, aber George erwiderte voll Herzlichkeit:

„Ihr solltet doch wissen, Clement Harden, daß ich mich stets freue, Euch hier zu sehen. Setzt Euch also her, und laßt uns ein Schwätzchen mitsammen halten!“

Solches Willkommenheißen war bei George keine leere Phrase. Er hätte wohl jedem, auch dem unliebsamen Besucher, sein bescheidenes Heim in Freundlichkeit erschlossen. Doch dieser Clement Harden war nicht nur sein Berufsgenosse, er war auch sein Freund. Zuerst hatte er ihn als einen recht intelligenten und strebsamen Arbeiter schätzen gelernt, auch, daß er ein soviel wohlthuenderes, ansprechenderes Wesen hatte als die andern, ziemlich derben und lauten Gesellen. Harden hielt sich stets mehr für sich und schwieg meistens. Wenn er hier und da bei theologischen Mißhelligkeiten, wie sie sich im Moßmanschen Geschäfte häufig entwickelten, ein Wörtlein einwarf, so geschah es, um die, welche klüger sein wollten als ihre Väter, darüber „zur Ordnung" zu rufen, oder er machte Scherze über jene Edelleute, deren Bemühen um einstiges Kirchengut von manchem für den Grund ihres Übertretens zur neuen Lehre gehalten ward.

Doch als George durch sein liebevolles, taktvolles und feines Benehmen Clement Hardens Vertrauen erworben hatte, da fand er, dieser halte immer noch gar fest, ob auch heimlich, am alten Glauben. Clement war von Natur treu und pietätvoll, doch recht unwissend. Da ihm bisher noch nichts Besseres, ihm mehr Imponierendes geboten worden, so hielt er an den von klein auf überkommenen Anschauungen und Lehrsätzen fest. George sollte es sein, der ihm Licht und Wahrheit brachte, der Schritt für Schritt, Stufe für Stufe ihn vorwärtszuführen geschickt war. Zur rechten Stunde griff dann eine andre Hand ein und fand Zugang in Clements Herzen, und nun durfte George voll innerer Freude von Tag zu Tag den Fortschritt beobachten.

Wer je ein solches Band kennen gelernt, der weiß, wie stark es ist, und versteht darum, was Clement dabei fühlen mußte, als er George jetzt folgendes mitteilte:

„Es wird für lange Zeit unser letztes Plauderstündchen sein, mein Jörge, denn ich habe beschlossen, außer Landes zu gehen."

„Wirklich, Clement, und warum?"

„Aus ein paar ganz gewichtigen Gründen. Doch sei unbesorgt! Nicht zu den Papisten will ich gehen, sondern nach Genf. Da gibt es für Gewerbsleute wie wir Arbeit vollauf, auch Landsleute

genug, mit denen man ein Wörtchen reden kann. Da höre ich das lautere Evangelium. Sieh her, mein Jörge! Hier habe ich ein Neues Testament; gekauft hab' ich mir's." Und er holte das damals oft im buchstäblichen Sinne kostbare Buch des Lebens hervor.

George zollte ihm gebührende Bewunderung und verglich es mit seinem eignen. Das seinige war eine viel ältere, andre Ausgabe, während Hardens Testament aus der Presse des zu jener Zeit in Edinburg wohlbekannten Buchdruckers John Leprevik stammte. Dann sagte George:

„Es thut mir doch aber recht leid, daß Du Dich in die Fremde begeben willst. Könntest Du nicht lieber hier in unserm teuren Schottland bleiben und wenn auch nicht in Worten, so doch durch Dein Leben davon Zeugnis ablegen, daß Du nun Gottes seligmachende Wahrheit erkannt hast?"

Harden schüttelte den Kopf. „Nein, George! Sieh, Du, der Du im rechten Glauben erzogen bist, Du weißt nicht, was es heißt, wenn ein Mann sich zum rechten Wege bekehrt, der bereits die größere Hälfte seines Lebens hinter sich hat und durch jeden Buben, der ihm auf der Straße begegnet, sich fragen lassen muß, warum er denn sich also gewandelt habe."

„Du bist doch schon vorher stets still und schweigsam Deinen Weg dahingegangen und hast nie, wie so viele thörichte Burschen jetzt thun, laut auf Maria und den Papst geschworen."

„Allerdings, George; doch stille Wasser sind tief. Die Leute haben es wohl gewußt, was mein Standpunkt war. Auch gibt es noch allerlei sonst, was einige mir vorhalten, und womit ich gern für immer abgeschlossen haben möchte. Nein, nein, für mich ist es besser, ich gehe fort. Das schwerste ist mir dabei, daß ich Vater John Knox nun nicht mehr predigen hören und mit Dir kein stilles Plauderstündchen halten kann."

Er schwieg ein Weilchen; dann fuhr er in zögerndem Tone fort: „Du hast mir soviel Gutes schon erwiesen, willst Du heute mir noch einen Liebesdienst thun?"

„Gern, wenn ich es vermag," meinte George.

„Nun, das vermagst Du schon,“ begann Harden, offenbar etwas niedergedrückt. „Du hast mir doch gesagt, daß alle diese kleinen lateinischen Gebetlein uns nichts helfen, die Jungfrau Maria nichts fragt nach all den Aves der ganzen Welt, sondern sich höchstens darüber noch kümmert, daß man ihr gibt, was unserm Herrn allein gebührt, den sie ja auch ihren Herrn und Heiland genannt, wie ich heute Ihn aus dankbarer Seele den meinigen nenne.“

„Das ist auch alles ganz richtig und wahr,“ versetzte George.

„Nun, so höre noch weiter! Es scheint gewiß recht albern, ich weiß es wohl, doch schau, wenn ich dies Ding hier sehe, so zwickt es mich förmlich in den Fingern, die gewohnten Gebete wieder dazu herzusagen.“ Damit zog er einen Rosenkranz von Elfenbeinperlen hervor, an dem ein silbernes Kreuzlein hing.

„Du thätest gut, Harden, Dir dies gänzlich aus dem Weg zu schaffen. Laß es doch einschmelzen und gib das Silber den Armen! Das Elfenbein wirf ins Feuer!“

Da legte Harden die Hand auf den Rosenkranz, als wolle er diesen vor solchem Schicksal schützen. „Mich von ihm trennen, George, das kann ich, doch nicht ihn verbrennen, nein!“ sagte er mit stockender Stimme. „Mir ist es nicht um die Perlen zu thun, doch um die Hände, die einst diese berührt haben und nun im Grabe ruhen, und um die Stimme, die einst mir befahl, sie ja gut aufzubewahren, die Stimme, die ich auf Erden nie wieder hören werde. Ich habe Dir's schon erzählt, nicht wahr, George, daß mein Weib und meine beide Kindlein damals in Stirling dem großen Fieber vor neun Jahren zum Opfer gefallen sind?“

„Ja, Clement, das muß sehr schwer für Dich gewesen sein.“

„Ach, George, das ist es noch immer. Doch höre! Mein Weib war Kammerzofe gewesen bei der Lady Colville o'Cleish, deren Mann sich so eifrig der neuen Lehre zuwandte und darüber sein Leben verlor. Seine Gattin aber blieb dem alten Glauben treu zugethan. Sie gab meiner Jeanie fast die ganze Aussteuer, und an unserm Hochzeitstage gab sie ihr diesen Rosenkranz, damit sie nie die Gebete vergessen möchte. Jeanie hielt natürlich große Stücke darauf; darum gab sie ihn mir, als ihr Sterbestündlein kam. Jörge, ich bin doch ein rechter alter Narr. Schon bald

zehn Jahre sind das her, und noch immer kann ich nicht davon sprechen. Den Rosenkranz ins Feuer zu werfen, das kann ich aber erst recht nicht. Ich hoffe, unser Herr zürnt mir deshalb nicht; er weiß, daß ich keinen Götzen mehr daraus mache wie früher."

„Nun, wenn Dir's recht ist, so will ich ihn Dir aufbewahren, bist Du heimkehrst."

„Just dies wollte ich Dich bitten," versetzte Harden ganz beglückt, „George, wenn Du das wirklich thust, so machst Du mir das Herz wieder leicht. Bei Dir ruht er sicher und kann niemand zu Sünde oder Ärgernis werden."

Also nahm George, froh, seinem Freunde diesen, wie ihm schien, gar geringen und harmlosen Dienst erweisen zu können, den Rosenkranz und legte ihn vorsichtig auf den Boden einer Truhe, darin er all sein Hab und Gut verwahrte, dicht neben eine kleine Geldbüchse.

Nun brachte Harden, der sich seiner vorhin gezeigten Rührung schämen mochte, ein andres Gespräch aufs Tapet und erzählte von seinen Zukunftsaussichten in Genf und das mit einer an ihm ungewohnten Erregtheit.

George meinte, er könne durch Meister Lindsay sich wohl das Privilegium verschaffen, Briefe von John Knox an seine zahlreichen Freunde in jener Stadt zu überbringen, was für ihn, Harden, als beste Empfehlung von großem Wert sein würde.

Darauf fragte Harden, ob er nicht wisse, wie schwer krank Lindsay daniederläge, so daß kaum noch Hoffnung für ihn sei, am Leben zu bleiben.

George betrübte diese Nachricht gar sehr, und er sagte, noch heute abend wolle er hin und sich bei den Dienstleuten erkundigen.

„Dann solltest Du lieber gleich gehen, denn es ist schon spät. Also, gute Nacht, mein George! Nur das noch, daß ich Gott von Grunde meines Herzens für den Tag danke, wo ich Dich zuerst sah."

So schieden die beiden Freunde. Harden begab sich an seine Reisevorbereitungen und George zum Hause seines früheren Meisters, der ihm darum nicht minder wert und teuer war, daß er in letzter Zeit sowenig mit ihm in Verkehr gestanden hatte.

Wohl war es Wahrheit, daß der brave, alte Meister Lindsay sich dem Ende seines langen, stillen und segensvollen Lebens jetzt näherte. Einer nach dem andern jener wackern Männer, die den ersten Anbruch der Reformation in Schottland mit erlebt und begleitet hatten, ging nun heim; aus dem fruchtbaren, aber unruhevollen Mittagslichte, das dem Morgen folgte, kamen sie zu dem ewig währenden Tage, über dessen Glanz und Schein weder die Wolken noch die Schatten dieser Erde mehr Macht besitzen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Ein jeder geht seinen eignen Weg.

„Ist dies die Zeit für Mondscheinstraum?
Für Liebeslust und Heimgefühl?
Hat Luftschloß, Ideal hier Raum,
Des süßen Hoffens sinnend Spiel?"

Arthur Erskines Besuche bei seiner Schwester waren begreiflicherweise nach jener Unterredung mit Meister Durie um nichts seltener geworden. Glückliche Stunden waren es, wo er Helen und Elsie zum Hügel hinauf begleitete, oder, während beide an ihrem Stickrahmen saßen, ihnen vorlas und mit ihnen plauderte, je nachdem. Allan Duries Haus hatte noch nie so heitere, frohe Töne in sich aufgenommen und widerhallen lassen; oft drang das frohe Lachen Elsies, das Arthurs Scherze ihr entlockten, bis hinunter in des alten Mannes Laden oder Wohnzimmer.

„Die armen Kinder!" pflegte er dann wohl vor sich hin zu murmeln, „mögen sie immerhin lachen, und Gott der Herr wolle ihnen darum nicht zürnen! Es wird ja doch nicht lange währen. Solche Zeiten wie die unsrigen sind für Liebeslust und Scherz nicht geeignet." Darin würden ihm wohl alle verständigen Leute beigepflichtet haben. Und doch hat es nie so schlimme Zeiten gegeben, daß nicht junge, von Hoffnung und Liebe erfüllte Herzen sich ein kleines Paradies darin erschaffen und „die Welt sich weiter drehen" hätten lassen, weil sie sie nichts anging.

Arthur setzte jetzt all seinen Stolz und sein Vergnügen darein, Elsie und Helen mit kleinen Schmuckgegenständen zu erfreuen oder mit Spitzen und Bändern. Dabei half ihm der wohl von der

französischen Mutter geerbte und bei dem eignen Aufenthalt in Frankreich noch weiter gepflegte und entwickelte Takt und Geschmack. Mitunter bot er Elsie ganz schüchtern ein Sonett dar, entweder in schottischer oder in französischer Sprache. Darin besang er Elsies Goldhaar und blaue Augen und beklagte sein „armes Herz", als befände dieses sich in der größten Bedrängnis. Elsie nahm dies gar ruhig hin und bedauerte ihn nicht allzusehr. Die schottischen Sonette fand sie denen des jungen Schloßherrn oben auf dem Berge wenigstens ebenbürtig; die französischen spornten sie zu größerem Eifer im Studium dieser Sprache, darin Helen sie, und das keineswegs ohne Mühe, unterwies.

Mitunter jedoch trug es sich auch zu, daß Arthur, wenn er aus St. Giles Gottesdiensten kam, sich seiner Sonettendichterei und seines ganzen jetzigen Geistesstadiums etwas schämte. Denn nie vermochte er jener Stimme, die wie Donnerklang daherrollte, sobald von Gericht und Gerechtigkeit und vom Jüngsten Tage die Rede war, zuzuhören, ohne daß diese gewaltige Stimme ihm nicht die Wahrheit in tiefernstester Weise offenbarte und ihm die Ewigkeit vor das innere Auge stellte. Dann mußte er sich fragen: „Ist es jetzt eigentlich an der Zeit, in Lichtgebilden der Romantik und Phantasie zu schwelgen, da man allenthalben drohende Wetter aufsteigen sieht und sich alle Kräfte des Himmels und der Hölle zum großen Streite rüsten, darin der Ursache hat, sich glücklich zu preisen, welcher, ob es auch sein Leben kostet, mit Ehren besteht? Soviel auch die großen Staatsmänner die Verhältnisse zu beschönigen suchten und friedliche Zeiten prophezeiten, der Prophet Schottlands „im härenen Gewand" war selbst in den Dingen dieser Welt weiser denn sie und wurde nimmer müde, gleich einer Posaune seine Stimme zu ernster Warnung zu erheben.

Nach einem Wochengottesdienste ging einst Arthur mit George Duncan nach Hause. Letzterer war noch immer der treue, verständnisvolle Vertraute all seiner Gedanken und Hoffnungen.

„Heute hat mich Vater Knox aber richtig heruntergemacht," meinte Arthur nach kurzem, schweigsamem Wandern.

„Nun, mir regt er die Seele auf wie der Schlachtgesang das Roß," erwiderte George in tiefster Begeisterung.

„Aber George, Du bist doch so ein guter Mensch.“

Solch Wort ist stets eine versteckte Unzufriedenheit mit sich selbst. Das wußte George und sagte deshalb: „Bester Herr Arthur, Ihr macht Euch Vorwürfe, weil Ihr jetzt nicht so im Tone von Vater Knox' Predigten gestimmt seid, wie Ihr's vor einem halben Jahre waret.“

„Nur zu wahr sprichst Du,“ gab Arthur zu. „Ja,“ fügte er nach kurzem Schweigen hinzu, „das waren gar selige Tage. Damals hat Vater Knox mich wie in eine neue Welt hineinversetzt; da hätte ich ihm überallhin folgen, auch für ihn etwas thun oder auch leiden mögen, doch mehr wohl für die große Sache, die er verficht. Aber ach, seitdem bin ich, so bangt mir, zurückgegangen.“

„Das folgt noch nicht daraus. Darf ich zu Euch reden, wie ich denke, so meine ich, Ihr steht der heiligen Sache jetzt treuer bei oder wißt doch besser, welche Sache es ist, der Ihr treu zu sein habt.“

„Nun ja, dafür danke ich Gott und nächst Ihm Vater John Knox. Doch es gibt noch andre Gebiete, mein Jörge, darin man solchen Rückschritt machen kann,“ fügte er in halblautem Tone hinzu.

„Ach, bester Herr Arthur, mich dünkt, das will Satanas nur Euch glauben machen,“ erwiderte George in tiefernster Bewegung.

„Was meinst Du damit, Jörge?“

„Nun, daß Ihr Euch einbildet, Ihr wäret nicht auf dem rechten Wege, bloß weil Euer Herz glücklich ist, denn das ist's doch, was Euch jetzt im Sinne liegt. Meinet Ihr etwa, unser Herr habe etwas dagegen, daß Ihr Miß Elsie Herz und Hand geschenkt habt?“

„O nein, das denke ich durchaus nicht,“ erwiderte Arthur, aber mit tieferrötendem Angesicht.

„Wenn das der Fall wäre, so weiß ich freilich, was Ihr dann zu thun hättet, und sollte es Euch das Herz zerreißen. Aber gottlob! das braucht Ihr nicht. Ich bin dessen gewiß, daß dieselbe Hand, die uns zu unserm Heile Weh und Leid schickt, auch Freud' und Glück zu unserm Heile sendet. Darum brauchen wir nicht ängstlich zu sein, ob wir uns des einen freuen dürfen, ebensowenig

wie wir über das andre murren dürfen. So ängstlich und verzagt sind aber mitunter unsre Herzen, daß wir jene Worte Hiobs: „Wir haben Gutes empfangen — sollten wir nicht auch das Böse hinnehmen?“ auch gewiß einmal umkehren können und sprechen: „Wir haben Böses empfangen aus der Hand unsers Gottes — sollten wir nun nicht auch das Gute hinnehmen?“ Es ist doch in Seiner Liebe und Güte gegen uns keine Schlinge und Falle verborgen. Schon diesen häßlichen Gedanken wolle Er mir vergeben!“

„Das ist's aber nicht, Jörge, sondern ich fürchte, über der Gabe den Geber zu vergessen.“

„Nun, so denkt an den Geber, zu jeder Stunde womöglich! Doch seid dessen gewiß, daß, wenn Er Euch Freude beschert, so will Er auch, daß Ihr sie wirklich genießet und festhaltet! Es ist doch eine Versündigung, wenn wir Ihn von den Tagen unsers Glücks ausschließen wollen und uns erst dann wieder nach Ihm umschauen, wenn uns das Herz voll Kummer ist. Nein, nein, Herr Arthur, wir wollen Ihn auch zum fröhlichen Hochzeitsfeste laden; da wird er sicher auch das Wasser in Wein verwandeln. Was sagt denn Sein heiliges Wort: „Eisen und Erz sei an Deinen Schuhen, und wie der Tag, so wird auch Deine Kraft sein.“ Aber das Erz und Eisen der Schuhe braucht Ihr nicht zu fühlen, wenn Eure Füße auf weichem, grünem Moose dahinwandern. Dies kann Euch ebensogut vom Herrn für Eure Füße bestimmt sein, als ein andermal dies die harten und rauhen Pfade sind. Nicht darum handelt es sich, wo wir gehen, Herr Arthur, sondern wessen Hand wir festhalten, und nach wem unsre Augen ausschauen, daß Er uns leite.“

Darauf nahm das Gespräch allmählich wieder leichtere Tonart an. Arthur erzählte, Durie habe jenen in die Hände der Räuber gefallenen Agenten Meister Lindsays, Forster, jüngst zu seinem Gehilfen erkoren.

„Das zu hören, freut mich,“ erwiderte George. „Dieser Forster ist ein braver Kerl, und außerdem wäre Meister Durie auf die Länge übel daran, wenn er lediglich auf Jack Flemings Hilfe angewiesen wäre.“

„Schwester Helen macht sich dessentwegen oft große Sorge und Kummer, schon um Maggie, Jacks Schwester, willen. Siehst Du diesen öfter, George?“

„Ab und zu. Ich habe allerdings auch um ihn oft rechte Sorge. Wiederholt bin ich ihm schon in der Nähe von Meister Moßmans Haus und Geschäft begegnet, auch bereits ein paarmal mit einem von unsern Leuten, einem Onkel von Jack, soviel ich weiß. Er heißt Andreas Morris und scheint er mir nicht gerade der beste zu sein."

„Hast Du denn mit ihm gesprochen?"

„Gewiß, aber der Bursche hat's nicht gern. Er thut mir wirklich leid, denn, wenn er auch faul und leichtsinnig ist, für eigentlich böse kann ich ihn nicht halten. Er kann sich noch zu einem ganz braven und tüchtigen Goldschmied herausbilden, so Gott ihm Gnade gibt."

„Was übrigens den Wert Forsters für Meister Durie anlangt, so hast Du da ganz recht. Helen sagt, seit er dort im Hause ist, nun schon eine Woche lang, sei Meister Durie ein ganz andrer Mensch geworden. Er spricht sogar davon, sich einmal eine Erholung zu gönnen und eine kleine Reise zu machen. Bis dahin aber ist Herz und Sinn ihm von all der Sorge und Arbeit ganz wie umwölkt und verwirrt gewesen."

„Das ist wohl begreiflich," meinte George.

„Und vollends bei Meister Durie, der selbst in seinen besten Zeiten —" doch hier brach Arthur plötzlich ab und pfiff leise vor sich hin. Dann fuhr er fort: „Ich hätte nicht also von ihm sprechen sollen," als ob er überhaupt schon etwas gesagt hätte, „denn Meister Durie ist stets sehr gut gegen mich und, so glaube ich, von Herzen brav."

„Ganz gewiß, Herr Arthur! Ich kann Euch sagen, daß, wenn Ihr sieben lange Jahre hindurch bei ihm im Hause gelebt und ihn so zu jeder Tageszeit beobachtet hättet, Ihr noch gar viel besser von ihm sprechen und denken würdet als jetzt. Doch wir sind am Ziel; ich muß wieder an meine Arbeit gehen. Herr Arthur," fügte er dann zögernd und vor seiner Thür stehen bleibend, hinzu, „könntet Ihr mir vielleicht einen Gefallen erweisen?"

„Obwohl dies ziemlich unwahrscheinlich ist," meinte Arthur lachend, „denn Du und Helen Ihr thut stets nur für andre

Leute dergleichen und bittet nie, daß man für Euch einmal etwas thut."

„Doch ich bitte Euch heute, Herr Arthur! Als ich nämlich noch bei Meister Durie im Hause war, da pflegte ich für die beiden jungen Damen die Muster zu ihren Nähtereien und Stickereien zu fertigen; vielleicht könnten sie doch wieder neue Muster gebrauchen. Möchtet Ihr das wohl herauszubringen suchen?"

„Das habe ich gar nicht erst nötig. Habe ich doch Elsie und Helen noch vor ganz kurzem darüber jammern hören, daß ihnen Georges „allerliebste Ideen" nun fehlten, wie sie sagten."

„Gut, sie sollen morgen für eine gute Weile genug davon erhalten," sagte George mit freudig aufleuchtendem Blick.

Wenige Tage später begab sich der Regent, um Gericht zu halten, ziemlich plötzlich und unvermutet nach Glasgow. Arthur begleitete ihn und fand demzufolge, er brauche, wenigstens für die nächste Zeit, nicht zu fürchten, allzuglücklich zu sein. Im Hause des Goldschmieds aber erschienen die Morgen und Abende nun gar öde und eintönig.

Während dieser Zeit verfolgte George Duncan mit unaufhörlichem Sorgen und Bangen das Wesen und Leben Rob Maxwells. Mitunter war dieser wohl gar emsig und tüchtig, ja mit fast fieberhafter Energie bei seiner Arbeit. Doch dann war er auch wieder träge und unaufmerksam, so daß er sich Rügen zuzog und ihm mit Entlassung gedroht wurde. Zuerst schien die ihn umschattende düstere Stimmung nur noch zehnfach größer zu werden, dann verkehrte sie sich plötzlich in Ausbrüche der reizbarsten Erregtheit, hier und da sogar in ausgelassene, lustige Laune. Schließlich behielt eine Art von chronischer Erregtheit die Oberhand, was minder wohlthuend als weh berühren mußte. Sie zeigte sich auch in seiner äußeren Erscheinung, im Feuer des Auges, in der Blässe der Wangen, in nervösen, hastigen Manieren und Gesten. Aller Unterhaltung ging er aus dem Wege; wenn man ihn aber wider Willen in solche hineinzog, so bemühte er sich so krampfhaft, unbefangen zu erscheinen, daß dies meistens nicht lange von Bestand war.

George wurde von ihm ebenso gemieden wie von Jack Fleming, mit dem Rob häufig zu verkehren schien. Im Dom zu St. Giles fehlte dieser nie. Es konnte unter John Knox Zuhörern keinen geben, so zahlreich diese auch waren, der ihm in angespanntem Lauschen mehr die Worte von den Lippen sog, der diesen Worten tiefere Bewunderung zollte als Rob Maxwell.

An einem Sonntagnachmittage im April saß George zufällig neben Rob, und dessen hingebende, offenbar ungeheuchelte Andacht wirkte beruhigend auf die in letzter Zeit immer lebhafter gewordenen Besorgnisse des älteren Freundes. Noch ehe der Gottesdienst beendet war, beschloß George, alles zu thun, um sich Robs bisheriges Vertrauen wieder zurückzugewinnen. Als die Gemeinde nun auseinanderging, begrüßte George ihn voll Herzlichkeit und bat ihn, doch mit ihm heimzukehren und bei ihm zur Nacht speisen zu wollen.

Doch Rob lehnte es ab; er habe an einem Sonntagabend zuviel zu thun. Indes ging er ganz freundschaftlich mit George bis an dessen Wohnung, obschon es heftig regnete. Er meinte: „Ich freue mich, Dich einmal allein sprechen zu können, George, denn sähen sie mich mit Dir reden, so möchte es Dir nicht gerade dienlich sein.“

„Was willst Du damit sagen?“ fragte, mehr denn je befremdet, George.

„Du wirst es bald genug erfahren,“ versetzte Rob geheimnisvoll. „Wenn nicht, ehe wir wieder Sonntag feiern, bei Moßmans sich ein großer Krawall ereignet, so heiße ich nicht Rob Maxwell.“

„Ist denn irgend etwas Schlimmes geschehen?“

„Allerdings, George, und zwar vielerlei und seit ziemlich langer Zeit bereits. Nun wird dem aber gottlob! bald ein Ende gemacht werden.“ Ganz frohlockend klangen diese Worte Robs.

„Wüßte ich nur, was Du damit meinst? Ich verstehe Dich nicht.“

„Das ist auch gut für Dich, mein Bester! In Bälde wird aber Rob Maxwell eine vielgenannte Persönlichkeit sein, vielleicht

auch sein Leben retten und fliehen müssen. Vielleicht geht's auch dabei darauf. Gott weiß es. Allzuschade wär's nicht darum."

„Rob, Rob," unterbrach ihn George ganz betreten, „mache ein Ende mit diesen Geheimnissen! Ich bitte Dich, sprich frei heraus! Mir kannst Du doch vertrauen. Warum bist Du in Lebensgefahr?"

„Jörge, nein, ich kann Dir's nicht sagen; ich habe Dich wirklich zu lieb dazu. George Duncan ist ein stiller, freundlicher Mensch, der seinen Weg geht, und um den seine Nachbarn sich nicht kümmern. Trotz all seiner Verständigkeit sind aber seine Augen gehalten, indes die des armen Burschen Rob Maxwell weit offen sind."

Nun fing George an zu begreifen, wo hinaus dies alles sollte. Doch dieses ihm aufgehende Licht war kein wohlthuendes, ihm angenehmes. Was mochte Rob gethan haben oder zu thun sich anschicken? Hatte etwa diese höchst sonderbare Gewohnheit, „die Augen offen zu halten", ihn zu einem bedenklichen Resultat geführt, das wohl für andre Nutzen, für Rob selbst aber Gefahr bringen konnte? Oder gründete sich Robs Vorhaben nur auf Argwohn und Verdächtigungen, also auf Dinge, die in der Hand eines Unvorsichtigen so leicht ein Feuer entzünden, Pfeile des Satans, die den Tod herbeiführen konnten?

In dem lebhaften Wunsche, zu ermitteln, ob ihm hier noch irgendwelches Einschreiten zur Verhütung von Unheil möglich sei, oder ob er es gut machen könne, drang George abermals in Rob, zu ihm hineinzukommen. Doch Rob, so heftig es auch gerade jetzt herniederströmte, lehnte die Einladung ab. Nun kehrte George mit ihm um; er fragte nicht viel nach dem Wetter; dazu schützte ihn sein guter, grauer Mantel, dessen Wolle von Vaters Schafen gewonnen und von Mutters Hand gesponnen war. Rob durfte er nicht so hingehen lassen.

Dieser aber ward immer verschlossener, ja, schier verstimmt. Da bat ihn George, da er nun einmal die volle Wahrheit nicht herausbekommen konnte, Rob möchte doch nichts Übereiltes thun, und hätte er Rat oder irgendwelche Hilfe nötig, so möchte er doch allezeit sich an ihn wenden. Gar innig bat das George.

Darauf trennten sie sich; ein jeder ging seinen Weg. Bei dem Wege Robs zeigte es sich bald, wie ein sonst minder scharfsichtiger, schwerfälliger Charakter eine rastlose, andauernde Energie zu entfalten vermag, wenn es gilt, etwas ihn besonders Anreizendes auszuführen. Da überwindet er alle Hemmung und Hindernis und erreicht Erfolge, wie sie ein Charakter mit reicherer Begabung und Klarheit, ob auch mit minder starker Thatkraft, vergebens zu erringen sich bemühen würde.

Dreißigstes Kapitel.

Ein unerwartetes Ereignis.

„Da Stolz dem Land einst Leid gebracht,
Den alten Mantel nicht veracht't!"

Trotz jener geheimnisvollen Andeutungen Robert Maxwells verflossen die folgenden vier Tage im Moßmanschen Geschäft vollkommen ruhig. Am Freitag fing wieder stürmisches, regnerisches Wetter an. Um sich davor zu schützen, wollte George eben sich in seinen der teuren Heimat entstammenden grauen Mantel hüllen. Da fiel ihm ein, daß er diesen durch einen Splitter an der Hausthür vorigen Sonntagabend nicht unerheblich beschädigt hatte. Indem er sich schalt, daß er diesen Schaden nicht längst beseitigen ließ, nahm er aus seiner Truhe den blauen Überrock, den er bei Durie als Lehrling getragen hatte. „Heut geht er schon noch einmal!" tröstete er sich. Wenn seine Kameraden ihn auslachen und necken würden, so wollte er gute Miene zum bösen Spiel machen oder irgend eine humoristische Antwort geben.

Sein Lehrherr Moßman hielt jetzt große Stücke auf ihn. Carron respektierte ihn, wenn er ihm auch nicht sehr zugethan war. Daher hatte George jetzt teils die andern zu beaufsichtigen, teils die mühsamsten, kunstvollsten Arbeiten selbst zu verrichten, teils Muster zu zeichnen, was ihm einzeln und höchst vorteilhaft bezahlt wurde.

Heute nun traf es sich, daß er sich in die innere Stadt begeben und nach Perlen zur Einfassung einer Broche suchen mußte, da solche im Geschäft gerade ausgegangen waren. Andern hätte er diese Besorgung nicht überlassen mögen. Darum begab er sich in das

Zimmer, wo sich Carron gewöhnlich aufhielt, wenn der Meister nicht anwesend war, um demselben dies mitzuteilen. Außer Carron fand George noch den alten Morris darin und dessen Neffen Jack Fleming zu Georges nicht geringer Verwunderung.

Unmöglich konnte Jack von Meister Durie hierher geschickt sein. Hierüber sinnend bot er Jack seinen Gruß, und Jack fühlte, daß George solches dachte. Weitere Erörterungen aber waren zur Zeit unstatthaft, deshalb sagte George nur, was er eben thun wollte. Carron fand das durchaus vernünftig und riet George, doch ja seinen Mantel umzuhängen. Im Kamin flackerte ein lustiges Feuer; dicht an dieses heran hatte Carron vorhin Georges Mantel zum Trocknen gehängt. Das war eine jener Artigkeiten und Aufmerksamkeiten, womit Carron sich die Gunst seiner schottischen Gefährten zu erwerben verstand. George nahm dieses Mahnen an den erwärmten Mantel voll Dankes an und hüllte sich sorglich ein.

Zur gehörigen Zeit kehrte George wieder und legte Carron die Rechnung für die erhandelten Perlen vor. Dabei sah er Jack wie Morris noch im Zimmer sitzen und zwar bei einem geistigen Getränk, womit Carron sie traktierte. Das nahm nun George weiter nicht wunder, denn Carron mochte den alten Morris sehr gern und übertrug dies auch wohl auf dessen Neffen. Man bot George an, mit ihnen zu trinken, doch er dankte. Da blickte Jack auf und fragte, ob sich das Wetter denn noch nicht bald aufkläre, womit er vermutlich andeuten wollte, daß er jetzt ans Fortgehen denke.

„Es sieht nicht so aus," meinte George. „Ich bin durch und durch naß, und es scheint eher noch schlimmer mit dem Regen zu werden," fügte er hinzu, um Jack zu verhindern, das Aufklären hier noch länger abzuwarten.

„So hängt nur Euren Mantel wieder an den Kamin!" meinte Carron, gegen George gewendet.

„Bei solchem Wetter mich armen Schelm bis nach Merchistown zu Sir Archibald Napier zu schicken!" murmelte Jack vor sich hin.

„Das sieht Deinem alten Meister Durie ganz ähnlich, solch einem hartherzigen Gesellen," warf Morris hin.

„Das dürft Ihr wirklich nicht sagen," entgegnete George mit ernstem, obwohl durchaus freundlichem Blick. „Meister Durie ist

ein gütiger Lehrherr. Wer sollte das wohl besser wissen als ich? Doch auch Jack weiß das. Hat er Dich bei diesem Wetter fortgeschickt, so muß er seine guten Gründe dazu gehabt haben. Hast Du Deinen Auftrag denn schon ausgerichtet, mein Junge?"

„Das hab' ich andern überlassen, habe dem kleinen Simmie etwas gegeben, daß er für mich dorthin lief."

„Besser wär's gewesen, selbst zu gehen," erwiderte George und verließ das Zimmer.

Jack hatte es nicht für nötig gehalten, ihm zu sagen, daß Meister Durie bereits vor einer Woche von jenem Herrn in Merchistown aufgefordert worden war, ihm für diesen Freitag eine bestimmte Bestellung durch einen Boten zugehen zu lassen. Noch weniger ahnte George, daß Jack sich gar eifrig bemüht hatte, diese Bestellung machen zu dürfen. Als ihm nun Durie heut morgen sein Bedenken aussprach, Jack werde „pudelnaß" werden, hatte dieser ihm geantwortet: „Bin doch kein französisches Zuckerzeug, das gleich bei jedem bißchen Regen zerschmilzt."

Als nun am Abend Morris nicht, wie es sein Amt war, in die Werkstatt kam und zuschloß, so that dies, für solch Unterlassen keinen Grund wissend, George selbst und brachte dann die Schlüssel zu Carron. Doch wie erstaunt und verstimmt ward er, als er Jack noch immer anwesend fand. Er ging deshalb zu diesem hin und sagte leise: „Mein lieber Jack, ist dies wohl recht gegen Deinen Meister?"

Jack errötete tief; doch laut sagte er nur: „Was wollt Ihr denn? Ich muß doch auf Simmie warten, der mir Bescheid hierher zu bringen hat."

„Auf Simmie?" wiederholte George in wachsendem Befremden. „Der ist ja schon seit einer Stunde zurück und spielt draußen ganz vergnügt Ball. Ich habe ihn vom Fenster unsers Arbeitszimmers gesehen, denn das Wetter hat sich seitdem ganz aufgeklärt."

Was Jack hierauf erwiderte, blieb unbekannt; denn in diesem Augenblick wurde die Aufmerksamkeit aller auf ein lautes Geräusch an der Hausthür hingelenkt. Zunächst wurde stark und gebieterisch dort geklopft; darauf wurden verschiedene männliche Schritte laut; nun pochte es derb an die Thür des Zimmers, wo die vier Männer

eben sich aufhielten. Jack fuhr zusammen; ein Ausruf wie ein Fluch entfuhr seinen Lippen. Da höhnte ihn Carron und sagte lachend:

„Du denkst wohl, kleiner Einfaltspinsel, Meister Durie schickt die Stadtpolizei, um seinen Thunichtgut von einem Lehrling einzufangen? Bitte, George, öffne doch!"

George that es. Herein trat Meister Moßman und hinter ihm eine gewichtige Persönlichkeit, deren Goldkette über dem Mantel von Samt ihn als einen der Stadtvögte kennzeichnete. Ihm folgten zwei stattliche Hellebardiere in vollster Rüstung.

So war also auch jetzt „der Wolf nicht weit", von dem Carron eben sprach.

Was Jacks Gewissen zu diesem unvermuteten Besuche sagen mochte, lassen wir dahingestellt sein. George dachte jedenfalls sofort an Robert Maxwells geheimnisvolle Andeutungen und das noch mehr, als nun der Stadtvogt ihnen ganz feierlich ankündigte, der Rat der Stadt Edinburg sei davon benachrichtigt worden, daß sich im Geschäft von Meister Moßman jemand befände, der böswillige, verräterische Verbindungen mit den Feinden des Königs pflege. Man habe ihn daher autorisiert, eine strenge Untersuchung jetzt vorzunehmen, ob sich dies also verhalte.

Während dieser Mitteilung durchliefen Georges Gedanken in jener diesen mitunter eignen erstaunlichen Schnelligkeit Hunderte von Möglichkeiten und Vermutungen. Hatte Maxwell hier etwa den Angeber gespielt? Hatte er wirklich Verrat entdeckt, und mit welchen Mitteln war diese Entdeckung geschehen? War Carron schuldig oder Morris oder alle beide? War ihr Lehrherr, Meister Moßman, darin eingeweiht? Und hatte man gar den armen, einfältigen Jack, der, um so rasch als möglich entschlüpfen zu können, sich an die Thür geschlichen hatte, auch in diese „entsetzliche Bosheit", wie der Stadtvogt sich ausdrückte, mit hineinverwickelt? Wiewohl Jack nicht zu Moßmans Leuten gehörte, also hier gar nicht in Betracht kommen konnte, sah er ängstlicher und entsetzter aus, denn irgend ein andrer.

Meister Moßman aber begann nun mit zuckenden Lippen und voll Erregtheit im ganzen Gesicht sich darüber zu beschweren, daß der

Rat der Stadt ihm eine solche Verdächtigung anthun könne. Doch er sei bereit, nein, er fordere es sogar, daß man sich jetzt sofort von der Richtigkeit solches Verdachtes überzeuge. An Carron sich wendend, fragte er diesen, ob die andern seiner Leute bereits das Geschäft verlassen hätten. Carron bejahte dies und wies auf die vor ihm auf dem Pult liegenden Schlüssel der Werkstatt. Da bemerkte George, wie hierbei über das Gesicht Carrons ein eigentümliches Lächeln ging.

Der Stadtvogt — George übrigens persönlich bekannt — sagte, das thäte nichts, denn er dürfe Meister Moßman nicht verhehlen, daß die eine der als verdächtig ihm bezeichneten Persönlichkeiten hier im Zimmer sich befände. Es sei nämlich Grund vorhanden, anzunehmen, daß einer der Feinde des Königs einen Brief an einen mit ihm im Bunde stehenden Franzosen gesandt habe, und daß dieser Brief sich hier im Zimmer befände, versteckt in der Kleidung eines der Anwesenden, der ihn nach Frankreich übermitteln sollte. Also müßten sie sich alle einer Nachforschung unterziehen, und zwar möchte der französische Gehilfe den Anfang machen. „Es wird Euch doch nicht kränken?" fragte er, zu Carron gewendet.

„Sicher nicht!" erwiderte dieser immer noch mit jenem eigentümlichen Lächeln. „Unschuld hat nichts zu befürchten. Doch will's mich dünken, als sei es nicht gerade höflich gegen einen armen Ausländer, der nun schon achtzehn Jahre lang redlich hier in Eurem Schottland sein Brot verdient und niemand etwas zuleide gethan noch sich irgend in andrer Angelegenheiten gemischt hat."

Damit stieg er herab von seinem Pult, knöpfte seinen flämischen Tuchrock auf und drehte mit echt französischer Grazie die lederne Tasche inwendig um und um.

Der Stadtvogt half ihm dabei und zwar gründlich, doch erzielte er hiermit nichts, als daß Monsieur Adolf Carron, nur noch mehr selbstzufrieden, ironisch lächelte und vollkommen „Herr der Situation" blieb. Der biedere Stadtvogt Hunter verlor über diesem Lächeln Carrons schier an Würde seiner richterlichen Haltung; für ihn lag darin ein milder Vorwurf und zugleich „christliche Vergebung" ob dieses ungerechten Verdachts. Just diesen Moment glaubte Jack Fleming für seine Flucht wählen zu müssen. Er griff

nach seinem Mantel und hatte ihn schon über die Schultern geworfen, um nun schnell hinauszuschlüpfen; doch ach, als er eben die Thürklinke erfaßt hatte, ergriff einer der Hellebardiere ihn beim Kragen und zog ihn, wenig Umstände machend, wieder mitten in das Zimmer. „Zieht ihn aus und sucht nach!" gebot der indes wieder zur Amtsmiene gelangte Stadtvogt in strengem Ton.

Jack zitterte wie ein Espenblatt: „Ich bin gar kein Gehilfe Moßmans!" rief er. „Der Meister weiß es und Herr Carron auch."

„Das ist Wahrheit," bestätigte Moßman. „Ich habe ihn noch nie vorher gesehen."

„Laßt mich gehn!" schrie Jack, obwohl ihm, wie George wohl bemerkte, Carron einen wütenden Blick zuwarf, um dann wieder das bewußte Lächeln zur Schau zu tragen. „Ich bin ja Lehrling bei Meister Durie und ein ganz ehrlicher Bursche, der bei einem ehrlichen Meister, wie Ihr alle wißt, in Diensten steht. Laßt mich heim, sonst schlägt er mich!"

Dies pathetische Appellieren des zwanzigjährigen Burschen von beinah sechs Fuß Höhe könnte heutzutage lautes Hohngelächter erwecken, doch damals verzog keiner eine Miene, weil körperliche Züchtigung gäng und gäbe war, ein Lehrling mochte noch so alt sein.

„Um so mehr thut uns der brave Meister Durie leid, solchen Nichtsnutz von Burschen zu haben. Thut Eure Pflicht, Büttel!"

Jack wurde nun seiner Flucht wegen noch schärfer durchsucht als Carron. Er mußte sogar seine Schuhe ausziehen und jedes Kleidungsstück betasten und ausschütteln lassen. Es konnte aber nichts entdeckt werden. George war das eine große Beruhigung, obwohl es ihn sehr überraschte. Auch die andern blickten einander ganz überrascht an. Endlich sagte der Stadtvogt: „So mach' und geh' heim, Du Einfaltspinsel, zu Deinem braven Meister! Hoffentlich ist Dein Gewissen ebenso frei wie Dein Anzug. Dann trag' nur den Kopf wieder hoch und sieh einen gerade an, wie sich's gehört, sonst machst Du doch noch später einmal Bekanntschaft mit dem Innern von Tolbooth!"

Jack ließ sich das nicht zum zweitenmal sagen. Als er verschwand, sagte Moßman leise etwas zum Stadtvogt. Darauf redete dieser George also an: „Junger Mann, Euer Meister meint, Ihr

würdet es nicht übelnehmen, wenn ich Euch bitte, derselben Prüfung Euch jetzt zu unterwerfen."

„Gewiß nicht!" versetzte George vortretend, ob ihm auch das Blut ein wenig ins Gesicht schoß ob der immerhin kränkenden Zumutung.

„Ich glaube, hier ist's wirklich unnötig," meinte sein Meister und sah ihn freundlich an.

Und Carron fügte mit dem gleichen Lächeln hinzu: „Ich dächte, die ganze Stadt müßte George Duncan als einen glühenden Protestanten und Royalisten kennen. Es will mich fast dünken, als könnte man dann ebensogut Pfarrer John Knox untersuchen, ob er etwa Briefe von den Anhängern der Königin habe." Dabei lag aber ein eigentümlich lauernder, spöttischer Zug in seinem Lächeln.

George gewahrte in diesem Augenblick seinen alten Lehrlingsmantel, und sich schämend, daß man erführe, er habe ihn getragen, wollte er ihn eben hastig beiseite werfen. Doch einer der Hellebardiere mochte sich durch seinen Eifer bei seinem Vorgesetzten empfehlen wollen und griff rasch nach dem Mantel, um ihn sorgfältigst zu untersuchen.

„Ich sagte Euch gleich, Ihr würdet nichts finden," meinte Moßmann eben, nicht ohne einen gewissen bescheidenen Triumph. „Ihr werdet Euch ja nun wohl hinreichend überzeugt haben, daß meine Leute durchaus ohne Makel dastehen."

„Halt! Was ist das?" rief da Gilbert, der Hellebardier, und schier erschrocken blickten sie alle ihn an. Er nahm seinen Amtsdolch und schnitt damit an Georges Lehrlingsrock den Ärmel auf, und nun hielt er den Anwesenden einen sorglich mit Flockseide umwickelten und versiegelten Brief vor die Augen.

So erstaunt waren sie alle, daß keiner zunächst ein Wort hervorbrachte. George war's zu Mute, als drehe sich das Zimmer mit ihm herum, und als blicke er wie durch einen Nebel in die ihn verwundert anstarrenden Gesichter oder wie aus ungeheurer Ferne. Doch solche Schwäche durfte nicht sein. Ein Gedanke durchfuhr ihn: Sicher lag Verwechselung vor; der Rock war nicht der seine, sondern Jacks. Da Schnitt und Stoff völlig gleich waren, konnte das leicht geschehen. „Laßt mich erst nachsehen!" bat er. „Es muß ein Irrtum sein."

Gilbert gab ihm den Rock; doch ach, George gab ihn zurück: „Es ist doch der meine.“ Kein Wort weiter.

Die andern hatten unterdes ihre Sprache wiedergefunden. „Wer hätte das gedacht!“ „Wer am lautesten posaunt, ist nicht immer der lauterste,“ und dergleichen mehr schwirrte um des armen George Ohren.

Und dann hörte er den Stadtvogt fragen: „Ist er schon lange in Eurem Dienst, Herr Moßman?“

„Wohl an acht Monate ungefähr. Früher war er Meister Duries Lehrling.“

„Also wie der alberne Bursche, der vorhin uns hier so unnütz aufhielt?“

„Allerdings! Er verließ Meister Durie, gleich nachdem er freigesprochen war; ich weiß nicht, warum; ich hörte, sie haben Streit gehabt. Dann diente er bei Meister Lindsay selig und ging in dessen Geschäften auch nach Frankreich. Nachher kam er zu mir, und in der That, ich wünschte mir's sehr, ihn zu haben, denn er ist ein sehr gescheiter Mensch, und gibt's wohl keinen besseren seines Gewerbes in ganz Edinburg.“

Dieser Kommentar hatte indes, zumal darin der „Streit“ mit Durie erwähnt ward, keinen sehr günstigen Erfolg für George. Der Stadtvogt schwieg einstweilen und betrachtete aufmerksam den Brief. Ihn dann in seine Rocktasche steckend, sagte er zu Moßman: „Den muß ich natürlich dem Rate abliefern.“

Hierauf wendete er sich an George: „Ihr müßt uns jetzt in Eure Wohnung führen, junger Mann, denn da müssen wir nun auch Untersuchung halten.“

Wie einer, der im Traume wandelt, schritt George durch die so wohlbekannte Hausthür, über den Platz und dann die Treppe hinauf in sein schlichtes Domizil. Ach, es sah noch ebenso heimlich, so traut aus, während alles andre so verändertes Ansehen hatte! Ob er wohl träumte und bald erwachen und an sein Tagewerk gehen würde?

„Eure Truhe ist verschlossen. Gebt den Schlüssel her!“ gebot der Stadtvogt.

Mechanisch holte George ihn aus einer innern Tasche seiner Jacke hervor, hielt ihn einen Moment fest zwischen seinen Fingern — es war kaltes Eisen in der Hand von lebendigem Fleisch und Blut. War es doch kein Traum?

Jetzt hörte er ihn umdrehen in dem alten, schweren Schloß. Jetzt nahmen sie alle seine Habseligkeiten heraus — hauptsächlich getragene Sachen — eins nach dem andern wurde scharf durchmustert und durchforscht. Er sah ihnen dabei zu mit seltsamen Gefühlen, fast wie Neugier, was daraus werden würde. Er hätte sich jetzt kaum mehr gewundert, wenn man aus seiner Manteltasche oder aus seinem Sonntagsbeinkleid einen Brief an Beton oder Hamilton oder sonst einen der Agenten der Königin gezogen hätte.

Doch sie fanden nichts dergleichen, aber statt dessen nur zuviel, um ihm zu schaden. Zunächst entdeckten sie eine Summe Geldes, die sehr viel größer war, als sonst arme Gehilfen als Ersparnis beiseite zu legen pflegten. Doch das wäre ihm vielleicht noch so durchgegangen. Da zog einer der Hellebardiere, ein eifriger Protestant, Clement Hardens Rosenkranz hervor und schleuderte ihn zu Boden, als ob er fürchte, sich die Finger damit zu besudeln.

Der Stadtvogt und seine Leute blickten mit wahrem, Moßman und Carron mit affektiertem Abscheu auf diesen „papistischen Greuel". „Glaubt mir, Herr," sagte da Moßman mit augenscheinlicher Aufrichtigkeit, „ich habe nichts von dem wahren Charakter dieses jungen Mannes bisher gewußt."

„Das habe ich mir auch nicht anders gedacht," erwiderte ernst, ja traurig der Stadtvogt, und sich zu George wendend, der sprechen zu wollen schien, fügte er hinzu: „Wenn Du etwas zu sagen hast, so sage an!"

„Wenn's Euch beliebt," begann George anscheinend ruhig, obwohl er die Hand an seine Stirn legte, als sei es ihm schwer, seine Gedanken zu sammeln, „wenn's Euch beliebt. Diese Perlen gehören mir nicht, sondern einem vom Handwerk, einem guten Freund, der mich bat, ihm dieselben aufzuheben, bis er soweit sei, nicht mehr Gebrauch davon machen zu wollen. Und das Geld habe ich mir aus meinem redlich verdienten Lohn zusammengespart und zu nichts anderm, als um meinem jungen Bruder damit einmal fort-

zuhelfen. Was aber jenen Brief anbetrifft —" er sah sich um und hielt inne.

„Fahre nur fort," sagte der Stadtvogt, „bedenke aber, daß die Wahrheit, und wäre sie noch so übler Art, Dir besser nützt als die aufs schlauste erdachte Lüge!"

Da richtete sich George hoch auf, nahm die Hand von der Stirn und sagte ohne Zögern: „Solange ich lebe, habe ich noch nie etwas andres als die Wahrheit gesprochen. Den Brief habe ich nicht eher gesehen, als bis Euer Diener ihn aus meinem Ärmel hervorzog. Was er enthält, von wem er ist, weiß ich ebensowenig, als wer ihn da hineingesteckt hat und weshalb. Obwohl ich kaum hoffen darf, daß Ihr auf das Wort eines armen Gehilfen wie ich viel Gewicht legen werdet nach dem, was Ihr eben entdeckt habt, so wiederhole ich: Es ist die volle Wahrheit, so wahr mir Gott helfe!"

„Wär's doch! Um Deinetwillen wünsche ich's," meinte der Stadtvogt. „Wer sich in Hochverratssachen einläßt, in geheime Verschwörung und Auflehnung, spielt mit zweischneidigen Werkzeugen. Doch erzähle Deine Sache nun noch vor andern Ohren als meinen und an andrer Stelle!"

* *
*

Kaum eine Stunde später hatte sich das gewichtige Thor der Stadtfrohnfeste von Tolbooth hinter George Duncan geschlossen. Wie er so dasaß in seiner kleinen, düsteren Zelle, regungslos, das Haupt in beiden Händen vergraben, erwachte er langsam zum vollen Bewußtsein seiner Lage. Es war ihm wie einem, der, von einem schweren Falle betäubt, allmählich und zwar durch das Gefühl des Schmerzes zur Besinnung kommt. Doch es war mehr ein Gefühl der Betäubung.

Früher noch als die ihm drohende persönliche Gefahr empfand er die Schmach seiner Lage. Von beiden Eltern hatte er jenes feine Gefühl der Selbstachtung geerbt, das vor allem Ehrwidrigen und Entehrenden sensitiv zurückschreckt, und das im Palast wie in der Hütte stets das Zeugnis wahrer „Vornehmheit" ist. Und das ihm schuldgegebene Verbrechen, zumal unter so sichtlich gegen ihn

redenden Umständen, erschien ihm die vollste Schande. Jener große Unterschied, den wir zwischen moralischen und politischen Verschuldungen machen, ist hauptsächlich ein Produkt moderner Denkungsart. Für George jedenfalls und alle die, welche gleich ihm dachten, existierte er nicht. Ihm war der Verrat der „heiligen Sache", noch dazu unter solchen Verhältnissen, ein Verbrechen, das um nichts geringer war als Raub und Mord. Den Verdacht eines solchen erregt zu haben, erschien ihm durchaus ebenso entehrend, als wenn er seines Lehrherrn Ladenkasse erbrochen oder ihm Gold und Edelgestein entwendet hätte.

Und doch war auch die persönliche Gefahr für ihn sehr groß. Man darf hier nicht nach den Gewohnheiten unsers erleuchteten Jahrhunderts gehen, wo die Gesetze soviel schärfer ausgebildet sind und das menschliche Leben so unendlich wertvoller geworden ist. Wenn zu jener Zeit der Arm der Gerechtigkeit einmal stark genug war, einen Schlag zu führen, was er durchaus nicht immer gewesen, so konnte er gar hart und schnell zuschlagen und ohne daß man darüber viel nachdachte, ob auch nicht der falsche Gegenstand damit getroffen ward. Den Anschauungen jener Zeit gemäß war schon mehr als genügend Schuld erwiesen, um George an den Galgen zu liefern. Seine Richter würden voraussichtlich auch das Urteil also gefällt haben, selbst wenn nicht, wie zu jener Zeit, das ganze Volk in steter Panik und Erregung gehalten worden durch die unaufhörlichen Gerüchte von neuen Verschwörungen und Intriguen, Königin Marias Befreiung halber. Denn es wird oft und mit Recht behauptet: Nichts macht die Menschen grausamer und mitleidsloser als Furcht.

George dachte natürlicherweise, daß er das Opfer eines wohlüberlegten Komplotts sei, worin Carron und wohl auch andre papistische Gehilfen verflochten seien. Oft hatte es ihm in letzter Zeit scheinen wollen, als ob sich hinter den Artigkeiten, damit der glatte Franzose ihn überschüttete, nichts als heimlicher Widerwille gegen ihn verberge, eine Art Eifersucht auf den Einfluß, dessen George sich erfreute. Auch Morris mochte solchen gegen ihn hegen. Daß aber Jack Fleming, sein alter Kamerad, von ihnen hineingezogen sein könnte, das that ihm tief in der Seele weh.

Ob Meister Durie ihn wohl für schuldig halten würde? Nein! Trotz allem, was sich zwischen sie beide gestellt, kannte ihn doch Allan Durie dazu viel zu genau. Er verweilte einige Augenblicke bei dieser Frage, wohl in der instinktiven Scheu, andre, sehr naheliegende, sich stellen zu müssen. In Verbindung mit dem Meister aber fiel ihm eine neue, ihm durchaus praktisch dünkende Idee ein. Konnte er nicht etwas thun, sich von dem abscheulichen Verdachte zu reinigen? Er meinte, weil Meister Durie sicher an seiner Unschuld keinerlei Zweifel hege, so würde er durch ein gutes Wort zu seinen gunsten, durch ein Zeugnis für ihn bedeutend auf das Urteil der Stadtbehörden einzuwirken vermögen. In betreff Jacks dachte er, daß dieser sich wohl schwerlich mit Absicht habe zur Teilnahme an dem Komplott verleiten lassen, daß er aber doch sicher darum gewußt habe, denn sein Benehmen war gar zu auffallend gewesen. Ob er nicht den armen Burschen in einer Privatunterredung dazu vermögen könnte, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, falls dies ohne Gefahr für Jacks Leben geschehen könnte? So unerfahren war der gute George in den Sitten des Gefängnislebens, daß ihm die große Unwahrscheinlichkeit der Erlaubnis solcher Unterredung gar nicht in den Sinn kam.

Beim Lichte einer kleinen, vom Wärter ihm gebrachten Lampe schrieb er zweierlei Briefe, wozu er Blätter aus seinem Geschäftsnotizen enthaltenden Taschenbuch nahm. Auf das erste Blatt warf er nur wenige, freundschaftliche Worte hin, worin er Jack bat, ihn aufzusuchen. Auf das andre Blatt schrieb er wohl auch wenig, aber bedeutend sorgfältiger und mit viel Überlegung des Inhalts. Er bat Meister Durie, für ihn nach bestem Wissen und Gewissen Zeugnis abzulegen, wenn seine Angelegenheit vor Gericht verhandelt werden würde. Kaum war er hiermit fertig, so ging die Lampe aus, und er saß in völliger Finsternis.

Es schien, als wenn mit dieser auch die innere Dunkelheit stärker würde; doch er ward eben nur mehr und mehr seiner Lage sich bewußt. Aus diesem tiefen Dunkel der Mitternacht tauchten schreckliche Visionen vor ihr auf: Unheil, Schande, Tod und in der entsetzlichsten Gestalt. Und dann sagte ihm die nüchterne Vernunft, daß sie nur zu wahrscheinlich Wirklichkeit werden konnten. Hätte er allein dagestanden, so wäre ihm dies alles leichter zu er-

tragen gewesen. Aber es schmerzte ihn, an die Lieben im fernen Dundee denken zu müssen. Wohl würden sie ihm auch nicht mit dem leisesten Verdacht wehe thun, ebensowenig eine andre, der er, wie er nur zu wohl wußte, nie etwas würde sein können, die ihn aber, davon hatte er eine instinktive, aber völlig feste Überzeugung, niemals zu etwas Ehrlosem fähig halten würde. Doch sie alle würden um seinetwillen leiden und das aufs tiefste. Er sah seines Vaters strenges, trauriges Angesicht, sah seiner Mutter stillen, kummervollen Blick, die Thränen seiner Geschwister; darüber ward ihm das Herz gar schwer, und mehr an sie als an sich selbst denkend, seufzte er: „Herr, hilf mir!"

Er zweifelte auch in dieser dunklen Stunde nicht daran, daß Gott nahe war, daß Er sein Rufen hören würde, aber er konnte noch nicht einmal solches Rufen von sich geben. Es war, als ob ihn ein Alp drücke, und hätte sein Leben jetzt von seinem Gebet abgehangen, er hätte keines hervorzubringen vermocht. Doch er kämpfte mutig gegen dies ihm als eine Versuchung Satans erscheinende Gefühl, womit er ihm seinen einigen Halt und Hort entziehen wollte. Und so konnte er endlich beten, mit gar wenig Worten, aber alles umfassend, was ihn bedrückte: „Herr, hilf mir! Ich weiß, Du willst mir helfen, denn ich bin des in guter Zuversicht, daß Du mich liebst. Willst Du mir Gutes erweisen, so bringe meine Unschuld an den Tag, und daß ich nichts Unrechtes hier gethan! Willst Du aber nicht, nun, dann tröste die, welche mich liebhaben! Laß es ihnen allezeit wohlgehen, und Dein Wille geschehe an mir!" Wenn ihm die Stimme hier versagte und Thränen in sein Gebet sich mischten, wer wollte sich da wohl wundern?

Nach einer Weile stand er auf und trat an das kleine, vergitterte Fenster. Ein heller Stern blickte auf ihn nieder; er schien ihm das Auge dessen, zu dem er soeben geredet hatte. Das Reden zu Gott hatte ihn gestärkt; stille Ergebung, die fast Friede war, füllte ihm die Seele. Er wußte, sein Leben und seine Ehre waren nicht in den Händen derer, die ihn haßten, oder selbst solcher, die seine Sache nicht verstanden oder falsch beurteilten, sondern dessen, zu dem er als kleines Kind schon beten gelernt: „Vater unser, der Du bist im Himmel!"

Einunddreißigstes Kapitel.

Wie man „Wind säet“.

„Der Mensch thut keinerlei Böses
mit so vergnügtem, ruhigem Herzen
wie das, was er mit seinem Gewissen
verantworten zu dürfen glaubt.“

Am Morgen nach diesem so ereignisvollen Tage saß Allan Durie mit Elsie und Helen beim Frühmahl; Jack wartete ihnen dabei auf. Durie schien in bester Laune heute; er sprach davon, nach York reisen und dort eine ziemlich ansehnliche Schuld eintreiben zu wollen. Das Geschäft wollte er inzwischen Forster übergeben. Gefährlich war solche Reise nicht mehr, seit der edle Regent so schön Ordnung im Lande gemacht hatte. Indem er diesen noch lobte, unterbrach er sich plötzlich und sagte: „Aber Du dummer Bursch, Jack, was ist denn Dir passiert? Warst all Dein Lebtag nicht der Gescheiteste, aber heute ist's gar aus mit Dir. Wo hast Du Fräulein Helens Zuckerwasser?“ *)

Jack hatte in sichtlicher Zerstreutheit ihr ein großes Glas starken Bieres vorgesetzt. Er mühte sich nun, äußerst bestürzt, seinen Fehler wiedergutzumachen, aber nichts schien ihm heute zu gelingen.

„Laß gut sein!“ tröstete Helen ihn freundlich. „Bringe mir nur jetzt ein Glas reinen Wassers! Das bleibt doch das beste Getränk.“

Durie aber sah verstimmt aus; nichts konnte ihn mehr verdrießen, als wenn in der Fürsorge für Helens so gar bescheidene

---

*) Dieses Getränk war durch Maria Stuart eingeführt worden.

und wenige Bedürfnisse etwas verabsäumt wurde. Doch Jack ließ sich heute noch mancherlei zu schulden kommen, es alles damit noch krönend, daß er eine schwere Schüssel zu Boden fallen ließ, gerade während Meister Durie sein feierliches Dankgebet sprach.

Doch was für heftige Worte dies Jack auch sonst zugezogen haben würde, Meister Durie vermochte nicht eins hervorzubringen, als er jetzt in Jacks totenbleiches, geradezu vor Entsetzen starres Antlitz blickte. Stand dieser doch wie angewurzelt und schaute nicht auf die Scherben zu seinen Füßen, sondern auf jemand, den er durch das offene Fenster des Hinterzimmers in den Laden eintreten sah. Jack erkannte in diesem einen Burschen, den der Chef des Tolboothgefängnisses zu Botengängen benutzte.

Elsie sah den Burschen gleichfalls, und um ihren Großvater vom Ausbruch seines Zorns abzulenken, sagte sie: „Es ist eben jemand in den Laden getreten, Großvater!"

„So geh, Jack, und frage ihn, was er will," gebot Durie, „und laß künftig das Schüsselhinwerfen!"

Doch Jack rührte sich nicht; was er vor sich hin murmelte, konnte niemand verstehen.

Durie erhob sich, in voller Verwunderung, was dem Jungen widerfahren sei, und sich gelobend, dies seiner Zeit noch genügend herauszubringen, trat er dem sich nähernden Boten entgegen. „Was willst Du?"

„Einen Brief abgeben, Meister!"

„Einen Brief? Wer hat ihn abgeschickt?"

„Ein Gehilfe, der im Tolbooth sitzt."

„Mensch, was habe ich mit solchem Gesindel zu schaffen? Du irrst Dich, ich und — ein Gehilfe, der im Tolbooth sitzt!" wiederholte Durie verächtlich, unfähig, hier irgend einen Zusammenhang zu entdecken.

„Kein Irrtum ist's, Meister! Wollt Ihr Euch den Brief nicht ansehen? Möchte gleich wetten, es steht Euer Name darauf."

Durie nahm mit ärgerlichem Blick das Blatt in die Hand, sah die Adresse an, öffnete es hastig und wechselte die Farbe.

Immer tieferes Rot bedeckte sein Gesicht; er biß sich auf die Lippe und zog die Stirn in Falten. Dann legte er das Papier langsam wieder zusammen und ging schweigend dem Wohnzimmer zu.

„Aber, Meister Durie, bitte ums Trinkgeld!" rief der Bursche ihm nach.

Dergleichen Anliegen fanden sonst wenig Gnade vor des Meisters Augen, doch diesmal warf er dem ihn Bittenden eine kleine Silbermünze hin und hieß ihn in herrischem Tone seiner Wege gehen.

Als er ins Wohnzimmer zurückgekehrt war, schickte er Jack in den Laden und schloß die Thür. Dann sagte er mit einer Stimme, der die größte Betroffenheit anzumerken war: „George Duncan ist im Tolbooth wegen Verrat gegen die Regierung des Königs."

Die beiden Mädchen waren natürlich aufs höchste erstaunt und befremdet. Elsie äußerte es in lebhaftester Weise; Helen saß schweigend da. Als jedoch Elsie all ihre Ausbrüche und Ausrufe der Verwunderung und der Fragen erschöpft hatte, neigte sich Helen über den Tisch und fragte ruhig: „Meister Durie, was kann geschehen, um hier die Wahrheit ans Licht zu bringen und des Armen Unschuld kundzuthun?"

„Wohl, das läßt sich nicht so leicht sagen," begann Durie zögernd. Doch die Mühe, eine rechte Antwort zu finden, wurde ihm durch das Erscheinen seines Freundes Menzies erspart.

Die Kunde von George Duncans Arretierung war schnell genug durch die Stadt gedrungen, und der biedere Gewehrschlosser, zu denen gehörend, die gern etwas Neues hören oder erzählen, fühlte das Verlangen, diese Sache gründlich mit Durie, dem ehemaligen Lehrherrn des Gefangenen, zu erörtern.

Helen und Elsie gingen hinaus, sobald sie erfahren, was Menzies näheres von seiner Festnahme wußte. Menzies wußte um so besser Bescheid zu geben, als der Hellebardier, der George untersucht hatte, der Bruder eines Gehilfen Menzies war.

„Ich habe von Duncan hier so ein Geschreibsel bekommen," sagte Meister Durie, als er sich mit Menzies allein sah. Damit

zeigte er den Brief, worin Duncan ihn bat, für ihn ein gut Wort einzulegen. Das zweite, an Jack gerichtete Schreiben war nicht abgesendet worden, weil George von dem Schließer bedeutet wurde, eine solche Zusammenkunft hier im Tolbooth werde keineswegs gestattet.

„Ihr werdet doch sicher für den armen Duncan alles thun, was nur irgend in Euren Kräften steht, wenn er auch", fügte Menzies unglücklicherweise noch hinzu, „gewiß eine Menge solcher hat, die für ihn Fürsprache thun werden, da er ja aller Liebling ist und stets so gefällig und redlich."

Damit wollte Menzies jedenfalls Durie nur für Duncan günstig stimmen; doch das zu erreichen, hätte er Duncan möglichst von Duries Güte und Wohlwollen abhängig hinstellen müssen. Darum erwiderte Durie ihm ziemlich trocken: „Nun, dann kommt's ja auf mein Wort gar nicht weiter an," und ohne sich weiter darüber zu erklären, wie er sich in der Sache verhalten wolle, wandte er das Gespräch alsbald auf etwas andres.

Jack that unterdes, was ihm geheißen war. Da der Bote vom Tolbooth nicht kam, um ihn festzunehmen, so hob sich seine Stimmung wieder, und trotz des, wie er meinte, noch immer über ihm hängenden Schwertes überließ er sich bald wieder seiner alten, leichtherzigen Laune.

„Es wird dem Duncan schon noch gelingen," tröstete er sich, „aus dieser fatalen Geschichte sich selbst und auch mich herauszubringen. Jack hatte stets verstanden, mit guter Manier sich aus Verlegenheiten zu ziehen. Weshalb also nicht auch hierbei? Er selbst wollte sich indes die Finger nicht verbrennen. Das konnte niemandem nützen, seiner Meinung nach. Während er sich noch in solchen Reflexionen erging, erschien der alte Morris, sein Onkel. Hätte letzterer den Herrn des Ladens jetzt darin anwesend gefunden, so würde er sich irgend ein geschäftliches Anliegen ausgedacht haben; so aber ward ihm diese Mühe erspart. Er konnte Jack allein sprechen. Die letzten Worte ihrer Unterredung waren: „Du wirst hübsch Deinen Mund halten, verstanden? und Dich auf gar nichts einlassen, da Du weißt, daß der Scharfrichter sonst mit Dir zu thun bekäme. Heute abend aber machst Du Dich frei und trittst an bei Carron!"

Jack versprach alles und schaute dem sich nun entfernenden Alten mit einem Gesicht nach, das bedeutend ernsteren Ausdruck hatte als zuvor. Dieser Zwang, zu schweigen, machte ihn höchst unbehaglich; noch nie war ihm so sonderbar zu Mute gewesen. Daß es einen Ausgang bei dieser Angelegenheit gab, dem er nur durch absolutes Schweigen sich entziehen konnte, das war ihm erst jetzt durch Onkel Morris offenbart worden. Eiskalt überlief es ihn beim Gedanken an das, was durch Nichtschweigen, aus Vergessen und Außerachtlassen dieses Versprechens, stumm zu sein, entstehen konnte.

„Jeder Bursche im ganzen Canongate weiß, daß ich mich nicht so leicht vor etwas fürchte,“ sprach er bei sich selbst, „doch — der Galgen! Potz Blitz, dazu verspüre ich allerdings durchaus keine Lust. Darüber schon allein nachzudenken, ist etwas äußerst Widerliches.“

Nun pflegt solches „Nachdenken“ bei Burschen seines Alters nicht allzulang oder zusammenhängend zu sein. Indes jener Gedanke an die Folgen seines etwaigen Nichtschweigens kam ihm heute nicht wieder aus dem Kopf. Es wurde ihm immer klarer und klarer, daß er nur auf Kosten eines andern die eigne Sicherheit zu wahren vermochte, und diese Kosten waren just das, worüber er „nicht weiter nachdenken“ mochte. Wäre nun das Opfer seines Schweigens irgend jemand anders als George Duncan gewesen, so würde er kaum so empfindliche Gewissensbisse verspürt haben. Aber George, der gute, freundliche, allezeit edeldenkende George, der ihm soviel Güte und Nachsicht erwiesen, der ihm mit solcher Geduld stets bei der Arbeit ratend beigestanden, vor Meister Duries Zorn so oft ihn geschützt hatte! Nein, eher als George ein Haar auf dem Haupt zu schädigen, wollte Jack lieber jeden andern Edinburger in Schimpf und Schande geraten lassen, ausgenommen jedoch Jack Fleming.

Am Abend zwischen 6 bis 7 Uhr kam er mit Erlaubnis seines Meisters zu Carron. Er fand diesen mit dem alten Morris so heiter und gemütlich bei einander, daß er sich beinahe der eben erlittenen Angst und Skrupel schämte. Carron stand am Fenster, wie er's liebte, eine Hand in der Tasche, einen Fuß über den andern gelehnt, das feingeformte, hübsche, glatte Antlitz umspielt vom

scheidenden Tagesgestirn. Morris saß am Tisch, eine Flasche mit Bechern vor sich — aber selbst dieser ihm sonst so willkommene Anblick vermochte Jack heute nicht heiter zu stimmen.

Verweilen wir einen Augenblick hier bei dem Bilde Carrons! Dieser war ein ehrgeiziger, gescheiter Mensch, mit viel Takt, zumal mit dem, was seine Landsleute so treffend mit savoir faire bezeichnen, ausgestattet. Diese letztere Anlage insonderheit machte ihn geschickt, seine Fähigkeiten stets aufs beste zu verwerten und sie womöglich noch in den Augen andrer zu vergrößern. Moßman sah in ihm mit Recht einen schätzenswerten Gehilfen, doch lag die Macht Carrons zumeist darin, daß er sich als geradezu unentbehrlich hinzustellen wußte. So erlangte er denn auch bei Moßman die Oberleitung des Geschäfts, schließlich sogar über diesen selbst. Wo Carron sein eignes Interesse nicht gefährdet sah, konnte er auch gar gutmütig und freundlich sein, bereit, den Kameraden allerlei Gefallen zu erweisen. Doch war er von Grund aus egoistisch und ganz besonders ohne jeden Grundsatz. Er hing am Gelde, doch als echter Franzose noch mehr an Ruhm und Ehre. Er hatte mancherlei Fehler, doch kaum eine Schwäche, die für Ruhm und Ehre nur ausgenommen, die aber, bei Lichte besehen, nur eine schrankenlose, mit dem bunten Rahmen der Romantik verzierte Eitelkeit war.

Doch selbst auch diese vermochte die ihm angeborene Selbstbeherrschung nie zu überwuchern. Dazu war er viel zu berechnend, zu schlau und überlegend, als daß er je sich hätte gehen lassen. Bald hatte er herausgemerkt, daß Moßman mit großem Eifer der Sache Maria Stuarts anhing, und mehr noch, daß es in dessen Geschäft Leute gab, die sich bei einem Projekt ganz gut als Werkzeuge brauchen ließen, wobei ihm die bequemere und „ehrenvollere" Rolle der Oberleitung blieb. Daher hatte er bereits wiederholt die Aufgabe übernommen, Maria Stuarts Briefe an ihre Parteigenossen im Ausland zu übermitteln. Morris war jetzt sein Hauptgehilfe hierbei. Dieser hatte Clement Harden hineinzuziehen gesucht, wovor indes der letztere durch Georges Einfluß und Lehre behütet blieb. Nun zog Morris seinen Neffen Jack Fleming zu sich heran. Da man bereits Verdacht gegen Moßmans Leute zu hegen schien, so hielten es diese beiden, Morris und Carron, für angezeigt, jemand,

der nicht zu ihnen gehörte, für ihr Vorhaben zu gewinnen. So übertrugen sie Jack die Aufgabe, jene Briefe der Königin Maria ins Ausland und zwar an Bord eines nach Frankreich segelnden Schiffes zu befördern. Der Lehrling eines so entschiedenen Protestanten und Königtumanhängers wie Allan Durie mußte dazu ganz besonders gut sich eignen, denn diesem würde kein Verdacht zu nahe treten. Freilich mußte man Jack dazu sehr vorsichtig heranbilden, denn Verschwiegenheit war gerade nicht dessen Sache. Bei der gegenwärtigen Angelegenheit hatte nun Jack einen Brief an Bord eines Schiffes schaffen sollen, dessen Rheder Aufträge Moßmans an Geschäftsfreunde in Paris zu erledigen versprachen. In Paris sollte jener Brief Marias dann durch Agenten Carrons in Empfang genommen und an Ort und Stelle besorgt werden, alles natürlich gegen reichliche Belohnung. Carron und Morris hatten zunächst Jack für die „arme, schöne, unglückliche Königin" zu begeistern getrachtet und dann ihm die schmeichelhaftesten Dinge gesagt, größte Versprechungen gemacht, wovon ein ziemlich bedeutendes „Angeld" auch bereits ihm zugestellt ward.

Mit dieser Mitteilung soll natürlich keineswegs behauptet werden, als hätte es unter denen, die Maria Stuarts Interesse vertraten und sie wieder auf den Thron zu heben planten, keinen gegeben, der reinere Beweggründe als die Carrons dabei gehabt hätte. Es gab sicher unter Marias Anhängern manch braven und edlen Enthusiasten, wie z. B. Arthur Erskine einer zu werden nicht mehr gar weit gewesen war. Ein Wunder war es nicht, daß solche Sache, das Interesse eines so reizenden Weibes, dazu einer königlichen Dulderin, das Blut aller jungen Herzen in Wallung brachte, oder daß sie in romantisch angelegten Gemütern jenen Eifer ritterlicher Begeisterung erweckte, bei dem es einem wohl leid thun kann, daß der Gegenstand desselben kein würdigerer ist, der aber an sich selbst schwerlich zu verdammen und niemals verächtlich zu verwerfen ist. Und doch, je tiefer wir hineinblicken in die Geschichte Maria Stuarts und ihrer Partei, um so deutlicher erkennen wir durch die üppig lachenden Farben, mit denen menschliche Weichheit dieses Gemälde geschmückt hat, das grobe Gewebe des Untergrunds hindurch: die selbstsüchtigen Interessen, die bösen Leidenschaften, die Fehler und

Irrtümer, die Schwächen und Thorheiten der meisten der in dieser so traurigen Tragödie Mitspielenden.

Eine halbe Stunde ehe Jack Fleming bei Carron heute eintrat, hatte letzterer zu Morris gesagt: „Du brauchst Dich nicht dieses Jungen wegen zu entschuldigen, denn sein höchst glückliches Versehen hat uns beide gerettet."

„Zunächst war es doch aber Duncans Versehen," meinte Morris. „Die heilige Jungfrau selbst muß es Duncan eingegeben haben, den falschen Mantel umzuhängen, als er in die Stadt nach Perlen ging. Darauf gab sie es dem Leichtkittel von Jack ein, Duncans Mantel für den seinigen zu halten und also den bewußten Brief in dessen Ärmel einzunähen statt, wie geplant war, in den des eignen. Und sicherer konnte freilich der Brief kaum irgendwo sein als im Mantel eines Duncan."

„Schon recht, schon recht!" erwiderte Carron, doch schien die eigne Schlauheit und Geistesgegenwart ihm bedeutend größer und wirksamer als die der heiligen Jungfrau. Darum meinte er, mit dieser seiner Schlauheit müsse er das fortsetzen, was jenes „höchst glückliche" Versehen angefangen hatte. Er fuhr nun also fort: „Soviel ich erkennen kann, hat dieser stets liebenswürdige Ketzer, dieser Duncan, sich selbst hier die Grube gegraben."

„Ach, macht mir doch das nicht weiß! Das ist ja unmöglich," fuhr Morris dazwischen. „Wie würde denn der Stadtvogt ihn haben untersuchen, ihn gar in den Tolbooth spedieren lassen, wenn Duncan um die Geschichte gewußt hätte."

„Du glaubst, George sei so einfältig wie Du selber," entgegnete Carron geringschätzig. „Nein, der versteht gar gut Feder und Papier zu gebrauchen. Kann er also nicht dem Stadtvogt einen anonymen Brief zugeschickt haben? Verstehst Du jetzt, was ich meine?"

„Du schiltst mich einfältig; doch, Carron, wenn George solchen Brief geschrieben hätte, dann wäre er einfältig gewesen und nicht bloß das, sondern ein Narr erster Sorte. Meinst Du, es würde jemand den Angeber spielen, ohne hierfür irgendwelchen ihm doch gebührenden Lohn ernten zu können?"

„Was für Lohn denn? Meinst Du etwa eines schönen Abends im Dunkeln einen Schlag über den Kopf, von einem von Euch ihm heimlich versetzt, daß es aus wäre mit ihm?"

„Nun, das wäre doch herausgekommen; die Vögte hätten es schon erfahren."

„Vielleicht hat er deshalb vorgezogen sich nicht zu nennen. Später hätte er schon seinen Namen genannt und seinen Lohn gefordert. Doch wie kann ich das wissen? Mir scheint nur soviel klar: Duncan hat sich selbst die Falle gelegt. Jetzt kann er den Herren noch soviel versichern und Eide darauf schwören, er sei der Verfasser jenes anonymen Angeberbriefes gewesen, niemand wird es ihm mehr glauben."

„Nein, Carron, das hat George nicht gethan, nichts dergleichen; es sieht ihm allzu unähnlich. Dazu ist er viel zu offen und ehrlich. Gerade ins Gesicht würde er es jemand sagen, wenn an diesem ihm etwas mißfiele; aber so etwas brächte er sicher nicht zu stande."

„Immer sachte, alter Freund! Ich sage ja nicht, daß es ganz sicher sei, doch wer sonst soll es denn gethan und uns verraten haben? Wer konnte überhaupt vermuten, daß hier etwas zu verraten war? Wer ist denn stets hier im Geschäft in unsrer Nähe gewesen und hat uns allenthalben beobachten können?"

Carron hielt einen Augenblick inne, um diesen Fragen dadurch mehr Gewicht und Eindruck zu geben. Dann fuhr er fort: „Und überlege doch weiter: Vor uns war Duncan bei Meister Lindsay, vor dem bei Meister Durie, lauter hitzige Protestanten und Royalisten. Gewiß hat er damals, als Lindsay ihn nach Frankreich schickte, allerlei saubere Episteln von den rebellischen Herren Junkern und Baronen hier an Murray überbracht."

„Ach, geh nur! So gescheit auch George ist, Sachen, wie wir sie hier getrieben, hat er nicht herausgebracht."

„Ist er denn nicht sehr bekannt mit Jack, und ist dieser nicht, wenn auch recht harmlos, so doch der reine Schwamm? Aus dem kann jeder herauspressen, was er wünscht."

„Der Esel! Wenn ich das erfahre, daß er uns verraten hat, gleichviel ob an Duncan oder jemand sonst, so soll er den Kantschu nicht sanft zu fühlen kriegen. Doch — ich glaube es nicht."

„Mache nur den Jungen nicht kopfscheu, sonst verdirbst Du alles! Soviel steht jedenfalls fest, wir können allen Heiligen danken, daß nicht er, sondern Duncan im Tolbooth sitzt. Denn Jack würden die Stadtvögte alles und womöglich noch mehr, als wahr ist, abgelockt haben. Hätten ja bloß mit dem Galgen zu drohen brauchen, so hätte der arme Tropf seinen eignen Vater vor Angst angezeigt. So aber sind wir sicher. Duncan verrät uns nicht."

„So liegt Dir also auch daran, Jack als völlig ohne Schuld gelten zu lassen?"

„Natürlich! Doch schulde ich keineswegs solche Rücksicht gegen Duncan; ich wette sogar immer noch darauf, daß er uns angegeben hat. Nicht etwa, daß ich rachsüchtig wäre, o nein!" — dabei wehrte Carron ganz graziös mit der Hand — „doch soviel ist klar: bekämen diese Spürnasen heraus, daß sie den Falschen eingesteckt haben, so würden sie auch noch gar manches andre herausbekommen. Wenn ich also noch über Duncan ausgeforscht werden sollte, über sein Thun und Treiben, so würde ich einfach den Kopf schütteln. Verstehst Du mich?"

„Ob ich das wirklich thue, weiß ich nicht."

Carron hielt es indes nicht für nötig, sich deutlicher auszusprechen. „Wie es nun auch werden mag," fuhr er fort, „wir haben George nichts Unrechtes gethan. Hat er das nicht verübt, was die Stadtvögte ihm jetzt vorwerfen, so doch vielleicht etwas Schlimmeres. Doch, da kommt Dein Neffe. Daß Du ja mit ihm freundlich redest! Hörst Du? Wir müssen ihm im Guten die Lektion, zu schweigen, beibringen. Vielleicht wär's ganz angebracht, Du sagtest ihm, was Du von George denkst."

Da trat Jack Fleming ein und verneigte sich, mit einer gewissen, ehrfurchtsvollen Scheu ihn anblickend, vor Carron. Dieser große Mann hingegen geruhte, ihm freundlich zu begegnen und gratulierte ihm wegen des „glücklichen Entwischtseins", fast so, als ob dieses das Resultat eines klugen, wohlbedachten Plans und nicht ein bloßes Versehen gewesen wäre. Infolgedessen begann der arme Schelm, der diesen ganzen Tag hindurch sich für einen Narren und Dummkopf gehalten hatte, wieder eine bessere Meinung von sich zu be-

kommen; er hielt sich für „doch gar nicht so ohne“ und wohl befähigt, seine eigne Entscheidung zu treffen. Nun wurde ihm klar gemacht, von seiner Vorsicht und Verschwiegenheit hinge auch seine Sicherheit ab. Er müsse George nicht allein seinem Schicksal überlassen, sondern auch, falls dies nötig werde, den gegen ihn erhobenen Verdacht bestärken und bestätigen.

Hiergegen lehnte Jack sich zuerst auf, und so groß auch seine Ehrfurcht vor Carron war, er wagte sogar seinem Unwillen darüber Luft zu machen. Indes Morris, der mittlerweile die Auffassung Carrons zu seiner eignen gemacht, versicherte Jack ganz eindringlich, George habe sie alle verraten. Jack glaubte das nicht; doch er schwieg, eingeschüchtert von den beiden älteren Gehilfen. Einige Drohungen mit Haft und Galgen, in ihre Reden weislich eingeflochten, dienten dazu, ihn vollends furchtsam zu machen. Schließlich versprach er alles, was sie von ihm verlangten, sowohl zu thun als zu lassen.

Als er seiner Wege ging, sagte er sich: „Bei Lichte besehen, ist es doch eine böse Sache. Wenn sie mir weiter nicht in die Quere kommen, so werde ich mich auf eigne Hand herauszuziehen suchen. Der arme George! Geradezu grausam gehen sie mit ihm um, was sie auch dagegen reden.“

Während Jack also in Bedrängnis lebte, ging es seinem Meister kaum viel besser. Ja, als Mann von starkem Empfinden und gründlichem Verstand mußte sein Kampf und Zwiespalt noch größer sein. Ob er an seinem Pulte saß oder hinter seinem Ladentische stand, er hielt jene Art Zwiegespräche mit sich, die oft nimmer zu enden scheint. Georges Brief bot hier das Thema. Wie, sollte er seine längst geplante Reise um jemandes willen aufschieben, der sich unwürdig und undankbar bewiesen, und seinetwegen jene alte Schuld, die er dabei eintreiben wollte, und deren Abzahlungstermin bald abgelaufen war, fahren lassen? War solches Opfer von ihm wohl zu verlangen? George hatte ja soviel Freunde, auch „vornehme Gesellschaft“, fügte er bitter hinzu, die er ihm, dem alten Meister, vorzog, was er ja offen genug dargethan hatte. Darum war George eben „aller Liebling“, wie Menzies ihn genannt. Ein junger Mann von solchem Ruf und Charakter konnte doch kaum in ernster Gefahr

sein, geschweige von der Empfehlung Duries abhängen, soviel auch Menzies diese raten mochte.

Solcher Gedanken war Durie sich vollkommen bewußt und keineswegs beschämt darüber. Oft verbirgt sich in tiefen, dunkeln Schlupfwinkeln unsrer Seele ein ganzes Chaos von trüben, halbfertigen Ideen, deren Vorhandensein wir kaum beachten. Man könnte sie jenen „gefährlichen Klassen" vergleichen, die im Staat meist nicht zur Geltung kommen und darum nicht kontrolliert werden, weil sie sich verbergen. Dennoch liegen in ihnen furchtbare Elemente beschlossen, die zu verhängnisvoller Stunde ihre Macht und Oberhoheit geltend machen und alle Gesetze und Ordnungen umzustürzen vermögen. Manch schreckliches Verbrechen, das zu den vorher unberechenbaren gezählt zu werden pflegt, ist das Resultat solchen Aufbrechens geheimer Abgründe gewesen, solcher Revolutionen, darin die „wilde Rotte Korah" in unserm Innern siegt und die herrschende Macht an sich reißt.

Durie fand, wenn er sich dies auch nicht zugestanden haben würde, daß ihm das, was George von ihm jetzt begehrte, durchaus entgegen und zuwider war. Es gibt auch in der That wenig Aufgaben, die schwerer sind, als zu gunsten eines, gegen den wir Groll hegen, Zeugnis abzulegen. Wohl würde er, wenn es durchaus sein mußte, die Wahrheit offen und voll bekannt haben; es paßte ihm aber viel besser, zu schweigen. Jene Zeit, wo George ihm teuer war gleich einem Sohn, jedenfalls mehr, als je ein Lehrling war und sein konnte, rief er sich nicht gern ins Gedächtnis zurück. Jenen George Duncan wollte er am liebsten vergessen, bloß um sich den jetzigen Duncan, eine durchaus andre Persönlichkeit, vor Augen halten zu können, den Duncan, der ihn gekränkt, beleidigt, die Bundeshand von sich gewiesen hatte. Mit dem wollte er für immer abgethan haben; der Name war ihm sogar verhaßt.

Und überdem, wenn Allan Durie sich dazu hergäbe, für George zu zeugen, welchem Examen würden die würdigen Väter der Stadt ihn da wohl unterwerfen! Sehr zart und schonend verfuhr man damals nicht. Durie würde vermutlich im betreffenden Fall nicht besser gefahren sein. Die Aussicht aber, wie die Herren Stadträte, die doch alle ihm bekannt und zum Teil seine Berufsgenossen waren, sich

damit ergötzen würden, ihm die eigentliche Ursache seiner Fehde mit Duncan abzufragen und ihre Kommentare dazu, wohl gar derbe Späße zu machen, diese Aussicht war gallenbitter und drehte ihm schier das Herz um. Denn so hart dieses Herz auch sonst war, sensitiv wie das einer Jungfrau wurde es, sobald auf seine tiefe, innige Liebe zu seiner Enkelin angespielt ward. Nie würde er aus Furcht vor Folter und Tod ein Prinzip geopfert haben; doch eher hätte er sich noch dazu hergegeben als öffentlich zuzugestehen, daß er seines Herzblatts, seiner Elsie Hand einem armen Gehilfen angeboten und abschläglichen Bescheid erhalten hatte.

Allan Durie freilich würde wohl in solchem Fall behaupten, er opfere nicht einmal ein Prinzip. Er hatte unter allen Umständen doch ein vollkommenes Recht dazu, die Bitte Georges nicht zu gewähren, vollends, da ihm solches Gewähren große Unannehmlichkeiten bereiten würde. Er überschritt also keinerlei Gebot und verletzte keine Pflicht, wenn er schwieg. Dies war das Enderkenntnis seiner Erwägungen, zu dem er bereits lange, ehe es Abend ward, hindurchdrang.

Wenn aber Allan Durie einmal etwas beschlossen hatte, so wurde es ihm selten wieder leid. Hätte ihm indes eine Stimme jenes Wort zugeflüstert: „Was Ihr nicht gethan habt einem der Geringsten u. s. w.,“ so würde er doch wohl die Anordnungen zu seiner Abreise nach York noch widerrufen und damit sich wie andern viel bitteres Herzeleid erspart haben. Doch ob er auch mit Freuden sein Leben dem zu Füßen gelegt hatte, der jenes Wort einst sprach, so konnte und wollte er doch dieses verhältnismäßig so geringe Opfer nicht bringen, weil es ihm nicht paßte, darüber sich klar zu werden, wer es von ihm forderte.

So wurde also George Duncan seinem Geschick überlassen, nicht aus reiflich geplanter, mit Fleiß und Kunst eingefädelter Verschwörung gegen das Leben dieses armen, schuldlosen Mannes, sondern aus viel geringeren und gewöhnlicheren Gründen, die aber schließlich die Mehrzahl all der trüben Tragödien dieser Welt veranlaßt haben. Das Netz, das sich ihm um die Füße schlang, war aus gar mancherlei feinen Fäden zusammengewoben, aus den Verwechselungen und Versehen andrer, auch aus eignen Versehen, aus

Carrons Selbstsucht, aus dem irregehenden Eifer eines Robert Maxwell und aus der Dummheit und Nachlässigkeit eines Jack Fleming. Doch wie das oft zu gehen pflegt, was erst Versehen war, wurde nun zum Verbrechen. Unterdes schwanden die Aussichten auf Erlösung für das arme Opfer im Tolbooth dahin, teils infolge von sogenannten Zufälligkeiten, teils durch Eifersucht, Voreingenommenheit und Unwissenheit derer, die ihm wohl zu helfen vermochten.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

In der Schwebe gehalten.

„Wenn ferngerückt ich bin, so schwinden
Die Nebelwolken, die so trüb sich winden
Dort um den guten Namen mein;
Nicht Ruhm etwa soll mir geboten sein!
Doch hell wie Morgentau mein Name leucht',
Vom Gotteslicht verklärt, das nimmer weicht!"

George Duncan saß eines Abends in seiner düsteren Zelle, doch zum Glück für ihn nicht ganz unbeschäftigt. Das wenige durch die Gitterfenster einfallende Licht benutzte er dazu, um auf mühsam verschafftem Papier eine Zeichnung zu entwerfen. Die Arbeit interessierte ihn mehr und mehr; das spürte man seinem Gesicht an; es erhielt einen andern Ausdruck. Dennoch sah es bleich, kummervoll und abgezehrt aus; hohl waren die Wangen; auf der breiten Stirn traten blaue, geschwollene Adern hervor, von denen die linke Hand eben in nervöser Hast das herabhängende Haar fortschiebt. Siebzehn Tage und Nächte hatte er nun bereits hier zugebracht. Er kannte diese Zahl nur zu genau. Jeder Tag und jede Nacht dünkte ihm ein Jahr. Man spricht öfter davon, daß künstliches Licht, welches flackernden Charakter hat, dem Auge ganz besonders schädlich ist, da es die Pupille zwingt, sich mit großer Schnelligkeit bald auszudehnen, bald zusammenzuziehen. Dadurch wird der zarte Mechanismus der Sehkraft allzusehr abgenutzt und angegriffen. Ähnlich verhält es sich mit der Pein des ungewissen Hingehaltenwerdens, dem „in der Schwebe" sein. Solch stetes, hastiges Wechseln von Gefühl und Gedanken, wie damit verbunden ist, wirkt oft mehr Unheil als ein positives Leid. Man

sucht dem Auge jedes Aufflammen des Hoffnungslichtes anzupassen, und dadurch verausgabt man die Lebenskraft übermäßig rasch.

George hatte in dieser Zeit keinen Helfer und Freund gefunden. Zweimal hatte ihn der Rat der Stadt verhören lassen. Beide Male hatte, ihm unbewußt, sein ebenso bescheidenes als echt mannhaftes, maßvolles Wesen, sowie seine klaren und sachgemäßen Antworten dazu beigetragen, dem durch unglückliche Umstände erwachsenen Vorurteile ein Gegengewicht zu verleihen. Von diesen beiden Malen aber abgesehen, hatte George all die Zeit hindurch zu niemand gesprochen als zu den Wärtern und Schließern seines Kerkers. Man ließ keinen seiner Bekannten zu ihm ein, noch durfte er irgendwelche Mitteilung machen; erklärlich war das freilich. Nur seinem Vater hatte er schreiben und seine Lage offenbaren dürfen. Doch sobald war hier keine Antwort zu erwarten.

Hätte er geistlichen Zuspruch begehrt, so würde entweder John Knox selbst oder dessen Amtsbruder Craig ihn besucht haben. Doch so sonderbar es erscheinen mag, es kam George nicht einmal der Gedanke, um solchen Zuspruch zu bitten. Wie bei so manchem, dessen innere Herzensumwandlung bereits so lange schon sich vollzogen hat, daß er des genauen Zeitpunktes sich kaum zu entsinnen vermag, und der von keinem „geistlichen Vater" weiß, so war auch Georges innere Geschichte ein „versiegelter Brunnen". Niemand konnte sich wohl mehr an John Knoxs Predigten erbauen als er; doch wäre ihm selbst die Möglichkeit geboten worden, es wäre ihm doch nimmer in den Sinn gekommen, sich Rat von ihm zu holen oder ihn um eine Entscheidung in persönlichen Angelegenheiten zu bitten, solange die ihm teuerste Stimme aus jeder Zeile seines lieben Neuen Testamentes zu ihm sprach und der Weg in das heilige „Audienzkabinett" des Königs aller Könige ihm stets offen war. Solches Zurückhalten wirkt oft vertiefend auf das innere Leben. Freilich beraubt es auch die, welche sich also zurückhalten, der wohlthuenden Sympathie und Teilnahme der Menschen, die für uns in den Krisen unsers Lebens oft gar einflußreich wird.

Da also George zufolge all dieser Umstände keinerlei Besuch erwarten konnte, so war er nicht wenig erstaunt, als ihm heute, zu

ungewohnter Zeit noch dazu, der Wärter Besuch ankündigte. Die Thür ging auf, und Rob Maxwell trat herein.

Schweigend, doch innig bewegt drückten die Freunde einander die Hände. Rob zumal wußte kaum, wie er den hier begrüßen sollte, dem er so bitteres Leid angethan. George aber konnte nicht reden, weil ihm die Lippen allzusehr bebten und ihm von tiefer Bewegung der Hals wie zugeschnürt war, gewiß das beredteste Zeugnis, wieviel er gelitten.

Doch solche Schwäche war ihm unangenehm; er beherrschte sie deshalb noch, ehe des Schließers Tritt auf dem Flur verhallt war. „Wie in aller Welt," fragte er dann Rob, „hast Du nur hier Zugang gefunden?"

„Nun, ich ließ den Herren keinen Tag mehr Ruhe, bis ich mein Ziel erreichte. Sie konnten mir schon diesen Gefallen thun, da ich ihnen soviel mehr gethan, diesen alten Dummköpfen."

„Ich sehe keinen Grund, warum Du sie so nennst. Ihr Fehler ist es doch nicht, daß alles so kam."

Da erwiderte Rob und schaute gar verlegen und unbehaglich darein: „Ich muß es Dir sagen, George, wessen Fehler es ist. Ach, wenn ich's doch nicht brauchte! Doch das versichere ich Dir, meine rechte Hand gäbe ich, wenn ich mich in die ganze Sache gar nicht erst eingelassen hätte, obwohl ich das beste nur, Gott und den Menschen nur einen Dienst erweisen wollte. Aber es ist eben stets so: was ich auch anfange, immer mißlingt und mißglückt mir's. Es kann der beste, wohlüberlegteste Plan sein, es würde Unheil daraus, sobald Robert Maxwell damit in Berührung kommt."

„Nein, mein Rob, nicht also! Du faßt die Sache falsch auf," entgegnete George und fügte freundlich hinzu: „Setze Dich nur erst!" denn noch stand Rob vor ihm. „Sieh, mich wundert's in der That, daß wir so gemütlich miteinander reden dürfen und kein Schließer dazwischentritt."

„O dafür hatte ich schon gesorgt," meinte Rob, sich niederlassend, „doch sage, Jörge, hast Du denn noch gar nicht darüber nachgedacht, wie diese ganze fatale Geschichte entstanden ist?"

George indes hielt begreiflicherweise Rob wohl nicht gerade für sehr geeignet, ihn in sein Inneres Einblick halten zu lassen, besonders nicht, wo es sich um ein Urteil über dritte handelte. Darum erwiderte er nur einfach und in einem Tone, der es deutlich kundthat, daß er nicht mehr sagen wollte: „Ich kann darüber wirklich nichts sagen, nicht das Geringste.“

„Nun, ich auch nicht, obwohl ich darüber immer und immer wieder nachgesonnen habe, bis ich ganz wirr im Kopf darüber wurde. Denn das ist nicht wahrscheinlich, daß Carron und Morris Wind davon bekommen hätten, wie ihnen nachgespürt werde, und daß sie deshalb Dir nun diesen Streich spielten und Dich die Kosten ihres Thuns tragen ließen. Sonst hätten sie das Spiel mit dem Briefe nicht erst anzufangen, sondern ihn bloß ins Feuer zu werfen brauchen oder ihn so zu verstecken, daß Entdeckung unmöglich ward, denn gefährlich genug war er. Was meinst Du nur dazu?“ fragte Rob in sichtlicher Aufregung.

„Nun, zuerst meinte ich,“ erwiderte George in seiner ruhigen Art, „unsre Leute, davon mir einige nicht gerade hold waren, hätten mir einen Possen spielen wollen. Dann dachte ich, sie hätten den Büttel dazu gebracht, mich zu untersuchen, weil sie mir den Brief in meinen alten Mantel hineingenäht hatten. Oder sind etwa diese Männer durch Dich zur Untersuchung veranlaßt?“

„Ja, George,“ gestand da Rob, „durch mich.“

George wollte eine herbe Erwiderung machen, doch er überwand sich und fuhr fort: „Sieh, Rob, es wäre besser gewesen, Du hättest Dich unsrer letzten Unterredung erinnert, danach zu trachten, stille zu sein.“

„Ich wollt's jetzt auch, George! Doch was ich herausspioniert habe, ist volle Wahrheit gewesen. Jenen Brief hat das gottlose Weib, Maria Stuart, selbst geschrieben.“

„Das habe ich erfahren, und seit ich das wußte, ist's mit all meinem Hoffen aus gewesen. Bis dahin hatte ich immer noch gedacht, die Vögte werden ja sehen, daß es kein gefährlicher Brief ist, sondern bloß ein dummer Scherz und Schabernack, den unsre Leute gemacht. Doch da der Brief von der Königin herrührt, muß ich schon wohl oder übel herhalten, da ich ihn in meinem

Mantel so vorsorglich versteckt gehalten. Nächste Woche kommt es, Gott sei Dank, zur öffentlichen Gerichtsverhandlung. Je eher ich mein Urteil weiß, je besser."

„Aber George, was willst Du thun?"

„Die Wahrheit sprechen und mein Vertrauen auf Gott setzen, mein Rob, was sonst?"

„Wohl Dir, daß Du das thun kannst!" sagte dieser mit schwankender Stimme.

„Wehe mir, wenn ich es nicht könnte! Das aber sage ich Dir ganz ehrlich, Rob," und dem sonst so schweigsamen George that es offenbar wohl, sich jetzt einmal aussprechen zu können, „es hat Stunden gegeben, wo es mir sehr schwer wurde. Denn ich mußte mir sagen, nicht Gottes Finger führte mich in diese Verhältnisse, sondern ich; mein Eigenwille brachte mich hinein. Und Peinvolleres, Schmerzlicheres, als sich dies sagen zu müssen, gibt es kaum."

„Das geht über mein Verständnis hinaus. Inwiefern bist Du Deinem Eigenwillen hier gefolgt?"

„Nun, als ich den guten Meister Lindsay verließ, um Gehilfe bei Moßman zu werden, da wußte ich doch ganz gut, daß Herr Arthur Erskine und andre gute Freunde dies für eine Thorheit, vielleicht gar für eine Sünde hielten. Dennoch blieb ich bei meinem Entschluß. Ich redete mir nämlich vor, Gott habe mir bei Meister Moßman und seinen Leuten eine Mission gegeben, die ich erfüllen müsse. Redlich, das weiß Er, habe ich's gemeint; habe Ihm allein damit dienen wollen."

„Du kannst das von Dir stets sagen," warf Rob hier ein.

„Doch dies Bewußtsein hat mich trotzdem nicht zu rechter Ruhe und Freudigkeit kommen lassen. Ich sagte mir: Du hast Deinem Herzen hier ein X für ein U gemacht, hast Dir etwas vorgelogen und nicht Gott, sondern Deinem Ruhm damit dienen wollen und hast auch ans Geld gedacht."

„Wie," fragte Rob, sich weit vorbeugend, in sichtlichem Interesse, „Du, Du, George, meinst, heuchlerisch hier gehandelt zu haben?"

„Jedenfalls war ich nahe daran, hier zum Heuchler mich zu stempeln. Immerhin mußte ich mir schließlich sagen: Als ein

Thor hast Du jedenfalls gehandelt, hast Dir's nicht richtig überlegt und den Hochmut Deines Herzens bewiesen. Nur einer kann Dir hier helfen. Und so habe ich meine Sünde," hier dämpfte George seine Stimme, und sein Antlitz nahm einen ergebenen, stillfreudigen Ausdruck an, „mit allem drum und dran auf den Rücken dessen gelegt, der allein sie zu tragen vermag. Das Versehen, den Irrtum habe ich Ihm gleichfalls zum Gutmachen und Ausgleichen übergeben."

„Daß Er auch jemandes Irrtum wiedergutmachen mag, George, das ist mir noch nie in den Sinn gekommen."

„Damit meine ich aber nicht, daß Er uns die Frucht unsers Irrtums nicht zu schmecken gäbe. Wenn man seine Hände ins Feuer steckt, so muß man es auch ruhig hinnehmen, daß sie verbrennen. Solches widerfährt dem großen Sünder nicht mehr als dem großen Heiligen. Nur das meine ich, daß, wenn Er nur dabei bleibt, während wir erdulden, was wir uns selber zugezogen haben, ob's auch Fleisch und Blut wehthun mag, so weiß Er Gutes daraus zu machen, ja, es erwächst daraus entweder für uns selbst oder für andre mehr Heil, als wir gedacht."

„Eine schöne und trostreiche Rede das, wie alle die, welche den Erwählten des Herrn gelten," erwiderte Rob. „Doch sage, George, ist Dir denn gar nicht zu helfen? Hast Du in unserm ganzen Königreich keinen einzigen Freund, den ich ausfindig machen und dazu bewegen könnte, für Dich zu zeugen?"

„Ich danke Dir, Rob, doch —"

„Verschwende nur kein Wort des Dankes an mich, denn ich muß es Dir gestehen, wenn der schlimmste Fall einträte, so würde ich mich als Deinen Mörder ansehen."

„Bitte, Rob, gib diesem Gedanken nur keinen Raum! Wirf ihn von Dir!" bat George ihn mit dringlichem Ernst. „Käme es zum Schlimmsten, nun, so bist Du doch nicht der Urheber gewesen, sondern nur ein Glied der ganzen Kette, obendrein ein kleines."

„Ach, George, mein lieber George, sei gewiß, gar fern lag es mir, Dir auch nur ein Haar Deines Hauptes zu krümmen!" rief Rob aus, bei solchem Edelmut Georges ganz von Reueschmerz überwältigt. „Ach, wehe mir, wehe, daß dies das Ende all

meines Forschens und Trachtens und Mühens all die lange Zeit hindurch sein soll! O wie manchen, manchen Abend, ja ganze Nächte hindurch habe ich hinter Carrons oder Morris' Hausthür gelauert, um aufzupassen, was bei ihnen ein- und ausging! Hätte ich doch lieber statt dessen in meinem Bett gelegen und geschlafen!"

„Ja, mein Rob, ich fürchte," erwiderte in freundlichem, aber bekümmertem Tone George, „Du bist auf Wegen gewandelt, die zu gehen Dich der Herr nicht hieß, und daß Du des bloßen Ruhmes wegen vergebens im Feuer standest."

„Nur zu recht hast Du, Jörge! Wie ich eigentlich darauf kam, solche Wege einzuschlagen, kann ich kaum mehr sagen; ich hörte und sah nur so manches, was ich mir zu einem Ganzen zusammensetzte, wie's nun gerade passen wollte. Es hat mich wahrlich ein Stück Leben gekostet, denn ich konnte Tag und Nacht das Simulieren nicht lassen, hatte gar keinen andern Gedanken mehr. Im Traume machte ich stets nur Jagd auf die Papistischen und Marias Anhänger. Und trotzdem hätte ich doch nichts zustandegebracht ohne den Tropf, den Jack Fleming."

Da fuhr George empor: „Aber Rob, was hat der denn dabei zu thun?"

„O ein ganzes Teilchen. So einfältig wie der ist, muß ich mich nur wundern, daß ein so gescheiter, schlauer Mensch wie Carron sich solch ungeschickter Hände dabei bedient hat. Vielleicht meinte er, gegen einen Lehrling von Meister Durie könne niemand Verdacht hegen. Als ich nun merkte, wie Jack immer um diese beiden, Carron und Morris, herumschwänzelte und sich allerlei zu thun machte, da witterte ich Unrat und beschloß nachzuspüren. Anfangs war Jack gar zurückhaltend, vorsichtig und furchtsam, wenn ich ihm zu Leibe rückte. Mochte wohl zum Schweigen nicht schlecht ermahnt worden sein; jedenfalls sah ich, er spielte eine Rolle in der Sache und zwar nicht übel. Schließlich fand ich ein Mittel, ihm die Zunge zu lösen: ich setzte ihm starke Getränke vor."

„O Rob, Rob, das hast Du gethan?" unterbrach ihn da George voll schmerzlichen Erstaunens, und über seine bleichen Wangen flog helles Rot der Aufregung.

„Nun ja,“ beharrte Rob, „was ist hierbei denn so Schlimmes? Ich wäre doch sonst nicht der Wahrheit auf den Grund gekommen.“

„Kein Wunder, daß aus dieser Wahrheit soviel Unheil entstanden ist, wenn solche Wege zu ihrer Ermittelung eingeschlagen wurden. Und Du wagst noch, mich zu fragen: „Was ist denn dabei so Schlimmes?“ Hast Du denn rein vergessen, wer vorzeiten bereits gesagt hat: „Wehe dem, der seinen Nachbar trunken macht!“? Wehe, Rob, wehe, denn so reich an Fehlern Jack auch ist, diesen Hang hatte er bisher noch nicht! Wie, wenn Du ihm nun hiermit den Weg zum Ruin für immer gewiesen hättest, Du der Du ein Christ bist, das Wort Gottes kennst und selbst schon vor dem zukünftigen Zorne gezittert hast, Rob?“

Dieser aber staunte, daß George, der ihm vorhin auch nicht ein tadelndes, vorwurfsähnliches Wort gesagt, als von Robs Unrecht an ihm die Rede war, nun, wo es sich um Jack handelte, gar so böse oder richtiger so voll Leid und heiligem Zorn zugleich zu ihm redete. Er hielt sein Verhalten Jack gegenüber notwendig und darum gerechtfertigt. So fing eine jener unheilvollsten Folgen des Fanatismus bereits an, in Rob Platz zu greifen: Böses zu thun, damit Gutes herauskomme, und das ohne jeden Gedanken der Selbstanklage. Gerade ein Gewissen wie das seine, das in manchen Punkten so krankhaft sensitiv war, thut seine innere Ungesundheit oft dadurch kund, daß es in andern Dingen merkwürdig unempfindlich sein kann. Darum frappierte ihn wohl Georges Auffassung, aber sie machte ihn nicht andern Sinnes. Er blieb bei dem Glauben, daß, wenn er auch ungeschickt und verkehrt gehandelt, er doch keinerlei moralisches Unrecht gethan habe; ja, selbst diese unglücklichen Folgen seines Verhaltens waren nur eine Bestätigung für ihn, daß er es gut gemeint habe. Früher bereits hatte George wahrgenommen, wie Robs so aufrichtiges, tiefes Bewußtsein von seiner großen, inneren Sündhaftigkeit sich doch merkwürdig gut mit einer großen Abneigung, bei einem bestimmten Falle seine Schuld einzugestehen, vertrug.

„Aber George, warum bist Du nur hierüber so aufgebracht?“ rief er aus. „Das haben doch oft genug andre und viel klügere

Leute als ich gethan. Jack hat all sein Lebtag nicht viel getaugt. Viel schlimmer habe ich den kaum machen können. Aber denke Dir, was er jetzt wieder gethan hat! Weggelaufen ist er, ganz fort von Meister Durie."

„Was? Und wielange ist das schon her?" fragte George voller Teilnahme und sichtlicher Betroffenheit.

„Etwa acht bis zehn Tage. Meister Durie ist selbst abwesend, das weißt Du wohl?"

„Nein!" erwiderte erbleichend George.

Das war in der That Schlag auf Schlag. Diese ganzen vierzehn Tage lang hatte er in schmerzlicher Spannung gewartet, sein alter Meister werde ihm eine Antwort schicken, aber umsonst. Nun wußte er, daß eine solche überhaupt niemals kommen werde. Durie wollte ihn seinem Geschick überlassen. Damit schwanden seine Aussichten auf Freisprechung fast ganz dahin; aber es that ihm auch wehe bis ins innerste Herz hinein.

„Was ist Dir denn?" fragte Rob, das so veränderte Antlitz des Freundes ganz bestürzt anschauend. „Ist's alles Jacks wegen? Dachtest Du, man hätte von ihm noch den eigentlichen Sachverhalt herausbringen können?"

„An Jack habe ich soeben gar nicht gedacht," sagte George, absichtlich den zweiten Teil der Frage überhörend. „Aber es ist mir nicht leicht, zu sehen, daß alle, die mir hätten helfen können, fort sind. Voran Meister Durie, sodann Herr Arthur Erskine: der hätte es fertig gebracht, mir vom Regenten ein gutes Wort zu verschaffen."

„Schreibe doch gleich ein paar Zeilen an ihn!" rief Rob, das Papier nehmend, darauf George vorhin gezeichnet hatte. „Ich werde sie ihm schon zustecken."

„Nein, nein, das geht nicht!" versetzte George. „Es wäre ein Unrecht, denn man hat uns soviel Vertrauen geschenkt, uns allein zu lassen. Ich müßte jedenfalls erst Erlaubnis hierzu haben. Auch habe ich nichts zu verheimlichen. Was ich zu schreiben und zu sagen habe, kann auf offenem Markte verkündigt werden."

Da wurden die Tritte des Schließers laut.

„Ein guter Mensch ist's", sagte George, bevor er eintrat, „und freundlich gegen mich. Das sind sie alle die ganze Zeit her gewesen."

Robert stand auf. „Gute Nacht, George! Gott sei mit Dir!" sagte er bewegt.

„Nur ein Wort noch," bat George, „denn wer weiß, ob wir uns je wiedersehen! Gottlob, daß ich meine Sache jeden Tag besser und ruhiger in Gottes treue Hände legen kann! Etwas habe ich auch hier gelernt. Das beste scheint mir die neue Einsicht, die ich in Sein göttlich Regiment und Walten gethan, das alles, alles im Himmel und auf Erden umfaßt. Wollte Er unser vergessen, uns unsre Wege gehen lassen, so können uns die kleinsten Dinge, wie z. B. das Verwechseln eines Mantels oder ein Ausgang im Regen, um eine Besorgung zu machen, den Tod oder noch Schlimmeres bringen. Denn wir wissen nichts, können nichts voraussehen. Wir dürfen eben solche Kleinigkeiten nie für zu gering halten. Es verhält sich oft hiermit wie mit der kleinen Spiralfeder in der Uhr, die doch das ganze Uhrwerk in Bewegung hält. Er aber kennt und sieht sie und wacht darüber, über Großes und Kleines, und, was noch mehr wert ist, wir liegen Ihm am Herzen."

„Du jedenfalls, George, und darum denke ich, Er hat Dich viel zu lieb, um Dich für einen Irrtum leiden zu lassen."

„Wohl, ich kann nicht leugnen, daß es mich gar sehr hart angekommen ist, um solcher Sachen willen leiden zu müssen. Wär's um unsers Glaubens willen gewesen, um irgend einer edlen, großen That willen, die Gott und Menschen Dienste erwiesen hätte, so wäre mir das Dulden leichter geworden. Aber seine ganze Thätigkeit und Wirksamkeit, alle Aussichten im Leben, ja, dies selbst um eines dummen Versehens willen zu verlieren.....? Doch diese Gedanken sind überwunden. Ich bin in meines Gottes Hand. Was Ihm gefällt, geschehe! Er wird schon wissen, wie Er mit Leib und Seele umzugehen hat, dafür Er doch solch teures Lösegeld, Sich selbst, gegeben hat."

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Robs Reue.

„Ach, nimmer kam mir's in den Sinn,
Dir anzuthun so schweres Leid!
Doch Unbedacht bringt's oft dahin,
Nicht minder als Herzlosigkeit."

Robert Maxwell hatte viele Fehler, aber eine große Tugend: was er auch denken und fühlen mochte, das trachtete er mit allem Ernst und treuem Eifer auch auszuführen. Hätte er mit dem eignen Leben Georges Freisprechung zu erlangen vermocht, er würde es jetzt sofort darangegeben haben. Hatte er doch hauptsächlich George darum aufgesucht, um zu erfahren, womit er diesem von Nutzen sein könne. Und trotz aller Zurückhaltung, die George ihm bewiesen, hatte er doch zweierlei herausgefunden: er konnte sich erstens mit Arthur Erskine in Verkehr setzen, und sodann mußte er durchaus Jack ausfindig machen als Zeugen für George.

Man könnte sich wundern, daß Carron, Morris und Jack Fleming nicht damals alle drei gleichfalls inhaftiert wurden, als jener Brief entdeckt ward. Doch die Herren vom Magistrat wagten zur Zeit dergleichen Vorgehen nicht. Die „Kinder vom Handwerk", wie man die Gehilfen damals nannte, waren eine gar unruhige, gefürchtete Gesellschaft. Erst wenige Jahre vorher hatte der Versuch, an einem von ihnen das Gesetz in Kraft treten zu lassen, einen gefährlichen Tumult hervorgerufen. Die Vögte samt dem Profoß hatten sich dazu hergeben müssen, den Insurgenten Zugeständnisse zu machen und allen Beteiligten volle Freisprechung zu erwirken. Deshalb standen sie begreiflicherweise wohl an, auf einen bloßen Verdacht hin Meister Moßmans von ihm hochgeschätzten

Agenten Carron, sowie den ältesten seiner Gehilfen, Morris, festzunehmen. Meister Duries Lehrling sogar ging frei aus, da all seine Genossen sich sonst alsbald ins Mittel gelegt haben würden.

Robert Maxwell freilich wünschte von ganzem Herzen, die Herren Stadtvögte wären minder zaghaft und bedenklich gewesen. Hierüber dachte er nach, als er am andern Tage sich zur Wohnung von Jacks Angehörigen begab. Er war bereits einmal mit Jack vor diesem Hause, das etwas abseits lag, gewesen, ob auch nicht mit hineingegangen, und fand sich daher bald zurecht.

Auf sein Pochen hörte er die Stimme eines alten Mannes „Herein!“ rufen; dem folgten indes ein paar leisere, wie es Rob schien, abwehrende Worte. Trotzdem trat er hinein. Es that ihm aber bald leid. Die kleine Familie, aus einem grauköpfigen Alten, einem blöde und krank aussehenden Knaben und einem sehr schmächtig gebauten, blassen Mädchen bestehend, saß just bei ihrem Mittagsmahl. Rob gewahrte mit flüchtigem Blick: Der Vater aß Salzfisch und Roggenbrot; der Knabe hatte davon gleichfalls sein gutes Teil; aber gab es für das Mädchen nichts andres als die Brotrinde in ihrer Hand? Diese anscheinend so geringfügige Frage gab ihm soviel zu denken, daß er, nachdem er sich für eine halbe Stunde noch zurückzog, draußen vor der Thür fort und fort noch darüber sann. Er wußte, Jacks Vater war fast blind. Zum erstenmal fiel es ihm jetzt schwer aufs Herz, daß, wenn Jack wirklich dem Untergang entgegenging, er dann auch vielleicht diejenigen mit sich ins Verderben ziehen würde, die an seinen Thorheiten völlig schuldlos waren. Da ward ihm, während er also auf und ab wanderte, die so unbedenklich übernommene Aufgabe immer mißlicher und schwerer. Einerseits mahnte ihn die Pflicht, George Duncan zur Freiheit zurückzuverhelfen; anderseits stand es ihm klar vor Augen, daß er solche Hilfe nicht würde ins Werk setzen können, ohne Jack und die Seinen höchlich zu gefährden.

Schließlich mußte er aber in die Wohnung der letzteren zurückkehren. Alle Spuren des Mahls waren jetzt beseitigt. Vater und Sohn saßen am Feuer; das Mädchen ging in häuslichen Geschäften ab und zu. Rob gewahrte, welch blödes Aussehen der Knabe hatte, wenn auch die Hände emsig beim Strohflechten beschäftigt

waren. Um etwas zu sprechen, gab er sich zunächst als Rob Maxwell zu erkennen, als den „Freund von Jack".

„Wie," fragte da der Alte, sich langsam wendend und offenbar sich besinnend, wo und wie er von ihm gehört habe, „unserm Jack sein Freund?" Dann setzte er plötzlich in anderm Tone hinzu: „Nehmt Platz, mein Bester! Erzählt uns, was Ihr etwa wißt von dem Schlingel!"

„Also hat Jack sie nicht eingeweiht," dachte Rob und blickte die Schwester an, ob sie etwas wisse. Diese stellte ihm eben den einzig anbietenswerten Stuhl hin. Doch Rob, so primitiv seine Begriffe von Artigkeit auch noch waren, wollte doch nicht sitzen, solange Maggie stand. Nun fragte er: „Also wißt Ihr wirklich nicht, wohin Jack sich gewendet hat?"

„Wie sollen wir wohl etwas wissen?" rief Vater Fleming, den seine Blindheit reizbar gemacht zu haben schien, schier ärgerlich. „Gar nichts wissen wir. Wenn ich es herauskriegen könnte, so würde ich, obwohl Gott das Licht meiner Augen mir genommen, mich diese Stunde noch aufmachen und nicht eher den Stab aus der Hand legen, bis ich den heillosen Buben wieder zu seinem Meister zurückgebracht hätte. Wahrlich mehr als sechs Buben hat dieser eine mir zu schaffen gemacht. Manchmal bedünkt's mich, als ob er nicht mehr Grips im Kopf hätte als hier unser Sandy."

„Ach lieber Vater," bat hier die Schwester, „laß uns nicht allzuböse sein auf Jack! Seht," fügte sie zu Rob gewendet hinzu, „Jack hat nämlich noch zwei Jahre Lehrzeit. Wenn er aber nicht zurückkommt, so erhalten wir die Strafe und müssen dann tüchtig zahlen."

„Das ist's eben. Und woher soll denn das Geld kommen?" setzte ungeduldig der Vater ein. „Es ist schon drei Monate her, daß ich zuletzt auf Arbeit gewesen bin und, Gott sei's geklagt, zum letztenmal vermutlich für alle Zeiten. Maggie ist ein braves Mädchen, das ist gewiß; auch der arme Sandy thut, was er kann. Aber Jack, dieser Thunichtgut, hat bis jetzt noch nichts als Unheil gebracht und wird uns noch ganz ins Verderben stürzen. Und habe doch soviel Lehrgeld für ihn zahlen müssen, bare 30 Mark.

Ja, das waren freilich andre Zeiten; da hatte ich bessere Einnahmen als heut."

„Väterchen, sei getrost!" redete ihm Maggie freundlich zu. „Meister Durie ist ein guter Mann; schwerlich wird er allzustrenge mit uns sein."

„Habt Ihr denn noch nicht darüber nachgedacht, wohin Jack sich begeben haben könnte?" fragte Rob. „Habt Ihr vielleicht hier herum irgendwelche Verwandte wohnen oder Freunde?"

„Wir sind nicht aus dieser Gegend," erwiderte Maggie kopfschüttelnd, „sondern von Haddington. Aber dorthin ist er schwerlich gegangen, denke ich. Wohin sonst, davon habe ich freilich keine Ahnung. Hat er doch nicht einen Thaler Geld bei sich, höchstens ein paar Groschen."

„Wißt Ihr nicht, was der alte Morris, der Onkel, davon denken mag?"

„Der war vor ungefähr drei Tagen bei uns und nicht wenig darüber aufgebracht, daß Jack fortgelaufen ist. Er fluchte und schimpfte, als ob wir Jack dazu beredet hätten."

„Ich könnte darauf wetten," meinte der Vater, „daß dem Alten bange ist, Meister Durie könnte das Strafgeld von ihm abverlangen. Aber andrer Leute Schulden abzuzahlen, dazu würde Morris sicher nicht einen Schritt thun. Es hat Not, daß er die eignen quitt macht."

Robert sah, hier war nicht viel für ihn zu hoffen. Da er nun noch darüber sann, was zu thun sei, wandte er sich an Sandy und fragte ihn, für wen er das Stroh flechte.

„Für Maggie, zum Verkaufen und Brot dafür schaffen," versetzte der Kleine, ohne sein Flechten zu unterbrechen, ja ohne aufzusehen.

„Sandy ist ein gar guter Junge!" lobte Maggie, ihm liebkosend den Arm um den Nacken legend.

„Wer hat Dich denn diese Arbeit gelehrt?" fragte Rob freundlich weiter.

„Maggies schöne, junge Dame, und auch: „Vater unser, der Du bist . . . . .""

„Still, Sandy, still! Du gehst doch noch nicht zu Bett," unterbrach ihn die Schwester. „Er meint Miß Helen Erskine, die liebe, gute Dame, die bei Meister Durie im Hause wohnt."

Da leuchtete in Robs Seele ein Hoffnungsstrahl auf. Hier konnte er vielleicht zum Ziel gelangen.

„Also Ihr kennt sie und gut?" fragte er.

„Ei freilich, und wir danken Gott für sie. Noch nie haben wir solch eine treue Freundin gehabt."

„Nun, so hoffe ich auch voll Zuversicht, sie wird gern die Hand zur Hilfe bieten, wo sich's um einen frommen, edlen Menschen, noch dazu um ihres Bruders Freund handelt, der in großer Not und Drangsal sich jetzt befindet. Möchtest Du wohl ihr dies Brieflein hinbringen und sie um George Duncans willen bitten, es sofort, ohne auch nur eine Stunde es aufzuschieben, ihrem Bruder zuzustellen? Es handelt sich hier um das Leben eines Menschen und noch dazu eines Unschuldigen."

„Von George Duncan redet Ihr? Das ist ja der herrliche, brave Mann, der immer so gut zu unserm Jack war. Für den thäte ich alles."

„Das kannst Du auch," meinte ihr Vater. „Für uns ist es ein schweres Unheil gewesen, daß George Duncan aus Duries Hause ging. Hat er doch, solange er mit Jack beisammen war, und Jack war damals schon ein Leichtfuß, ob auch noch nicht schlecht, ihn von allem Unfug und Unheil abgehalten. Dagegen haben der alte Morris und seine Kumpanen ihn ganz zu ihresgleichen gemacht, die gottlosen, fluchenden, trinkenden Kerle!" Und noch härtere Schimpfreden flossen aus dem erregten Herzen des Vaters.

Doch keine Ahnung hatte derselbe, welchen tiefeinschneidenden Eindruck diese Worte auf das Herz seines Zuhörers machten. Wenn Fluch und Verderben nie ohne eine Ursache geschehen, wievielmehr mußte dann solcher Fluch eintreffen, wo soviel Ursache gegeben und Schuld verübt war?

Tief bekümmert im Herzen erhob sich Rob und bat nochmals Maggie: „Nicht wahr, Du gibst das Briefchen richtig ab?"

„Ihr könnt mir schon trauen, und wenn Ihr etwas von Jack erfahrt, so laßt Ihr es uns doch wissen?"

„Bitte!“ stimmte hier der Vater ein. „Und auf Euch baue ich, denn jetzt weiß ich's genau, Jack hat uns einmal erzählt, Ihr wäret ein guter Freund von George Duncan, und außerdem hörte ich einmal den alten Morris darüber lachen, welch ehrbarer Arbeiter und welch brennend eifriger Protestant Ihr wäret. Darum dachte ich gerade, Ihr hättet Jack helfen können, ein andrer Mensch zu werden.“

Robert fühlte sich von solcher guten, vertrauensvollen Meinung tief beschämt; Mißtrauen hätte ihm nicht einmal so tief ans Herz zu greifen vermocht. Hartherzig war er jedenfalls nicht, sogar leicht zum Mitleid bewegt, falls er nicht unter dem Einfluß einer ihn absorbierenden Idee stand. Der Anblick dieser schwerbedrückten Familie aber ging ihm besonders nahe. Wie gern hätte er all sein bißchen Hab und Gut in ihren Schoß geschüttet, um dem Mangel hier abhelfen, sonderlich der armen, so sanften und klaglosen Schwester Jacks eine Erleichterung schaffen zu können.

Doch wenn ihm dies auch ohne sie zu verletzen möglich gewesen wäre, und wenn er jeden Groschen seines Verdienstes in Goldkronen hätte umtauschen können, würde er damit den Schaden ausgleichen, den er Jack zugefügt? Ihm, der doch der einzige Halt für diese Menschen war, der in kurzer Zeit ihr Ernährer und Versorger werden sollte, ihm hatte er jenes Laster angewöhnt, das wie kein andres die Lebenssäfte des Mannes schwächt, die Bande der Familie lockert. So fiel die Last der Versündigung, die George ihm so scharf vorhielt, und die er doch so achtlos von sich schob, nun mit erneuter Wucht auf ihn zurück und drohte ihn schier zu zermalmen.

Was er sonst zu seiner Rechtfertigung vorgebracht haben würde, war jetzt völlig vergessen. Dieser eine Einblick in die möglichen, ja wahrscheinlichen Folgen seiner Versündigung an Jack hatte ihn mehr und mehr zur Erkenntnis derselben und zur Buße zu bringen vermocht, als alle Argumente es je gethan hätten.

Auch gab es ihm keinen Trost, an ein mögliches Gelingen seiner Nachforschungen zu denken. Fand er Jack und brachte er ihn zum Geständnis seines Mutwillens und Possenstreichs, was mußte darauf für ihn folgen? Wenn die Wahrheit aber nicht ans Licht kam und der arme George als Opfer fiel?

Er wagte das kaum auszudenken. Sollte der Unschuldige für die Schuldigen leiden? „Ach Herr, Herr," so flehte er an diesem Abend in seinem einsamen Stübchen, „laß andre nicht durch meine Schuld umkommen und zu Grunde gehen! Ich bin ein Narr gewesen und habe entsetzlichen Irrtum begangen."

Lange hatte er nicht mehr für sich selbst Gott angerufen; nun aber flehte er aus tiefer Not unter strömenden Thränen für andre. Er fürchtete, Gott hätte die Pforte Seiner Gnade für ihn verschlossen, und doch, er wußte, diese Gnade war groß und mächtig, und so wandte er sich zu Ihm in seines Herzens Bedrängnis, wenn auch nicht in Zuversicht, so doch in Hoffnung. Würde Er sein Gebet erhören? Es fiel ihm keine Verheißung ein, auf die er sich verlassen konnte, aber er meinte, es sei doch immer ein „Vielleicht" vorhanden, und an dies klammerte er sich nun mit aller Kraft.

Wohl mochte er Gott danken für diese innere Wendung; sie ward ein Abschnitt in seinem ganzen geistlichen Leben. Die lange gelähmt gewesene Hand des Glaubens machte hiermit unter dem Drange mächtiger Erregung eine schwache, halb unbewußte Bewegung, und so berührte sie sich mit einer andern lebens- und liebeswarmen Hand, die lange schon nach ihr ausgestreckt war. Es war, wie wenn ein Kind aus einem bösen, schreckhaften Traume erwacht und nun gewahrt, alle die Schreckensbilder sind verschwunden, und das helle Tageslicht bricht herein.

Doch soweit ist's noch nicht ganz. Rob Maxwell fing erst an, den aus dem Schatten in den Sonnenschein führenden Weg zu betreten. Er ward nur erst dem Rufe gehorsam: „Harre auf Gott!" Und solches Hoffen gab ihm Mut und Kraft, bis er zuletzt sprechen konnte: „Denn ich werde Ihm noch danken, daß Er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist."

Er versuchte aber auch nun, die Unschuld des armen George Duncan zu retten, sie zunächst der Behörde von Tolbooth zu beweisen. Diese indes begann ihn als einen unruhigen Kopf und unbequemen Enthusiasten anzusehen, auf dessen Urteil man nicht zuviel Wert und Gewicht legen dürfe. Dazu wirkte eine andre und sehr einflußreiche Macht Rob entgegen. Obwohl Carron nicht in Haft kam, so hatte man doch seinen Meister dazu bestimmt, sich

dafür zu verbürgen, daß Carron, sobald man ihn als Zeugen fordern würde, sofort erscheinen werde. Bereits wiederholt hatte er mit den Herren vom Stadtrat geheime Audienzen gehabt.

Seine Antworten hierbei konnten als wahre Meisterstücke der Erfindung und Gewandtheit gelten. Da er letztere bedeutend mehr besaß als seine Examinatoren, so verstand er sehr bald das Heft sich in die Hand zu spielen und die Herren zu lenken, wie es ihm beliebte. Zunächst gewann er sie durch sein überaus artiges, ehrerbietiges und taktvolles Wesen. Er war es, der ihnen ihre ausforschenden Fragen in den Mund legte. So konnte er also alles klar vorhersehen und berechnen. Er gab ihnen zu verstehen, wie gleichgültig ihm die Politik Schottlands sei, wie er weder für die Partei des jungen Königs noch für die der Mutter irgendwelches Interesse hege. Sei er doch aufgewachsen als Katholik und habe seinen alten Glauben sogar hier in Schottland beibehalten. Doch er gebe zu, die Predigten von John Knox seien wirklich ausgezeichnet, und man fände in der Bibel, die er gerade jetzt eifrig studiere, allerdings gar vieles, was zu gunsten des evangelischen Glaubens rede.

Von George Duncan sprach er anscheinend mit Bedauern, doch mit Zurückhaltung. Er ließ ihm indes volle Gerechtigkeit widerfahren und das nicht nur wegen der hohen Begabung und Tüchtigkeit für seine Profession, sondern auch wegen seines stets gefälligen, freundlichen und hilfsbereiten Wesens. Jedoch verhehlte er den Herren Stadträten nicht, daß es immerhin eine höchst geheimnisvolle Weise sei, wie George aus Lindsays Hause gekommen, der doch ein so treuer Protestant gewesen, daß aber George diesen Dienst trotzdem gegen den eines Lehrherrn eingetauscht habe, der unter seinen Mitarbeitern allerlei verdächtige oder zweifelhafte Leute besitze, und daß George sich just die schlimmsten unter ihnen als Freunde erwählt und mit ihnen manches lange Gespräch gepflogen habe. Dabei betonte Carron besonders den Verkehr mit Clement Harden, der den Herren Stadträten leider schon dadurch bekannt sei, daß er einmal wegen Messebesuchens eine kurze Haft abgebüßt habe.

„Daß jener Rosenkranz diesem Harden gehörte,“ hielt Carron für gut, noch hinzuzufügen, „will ich wohl glauben, denn Wahrheit

muß doch Wahrheit bleiben, und ich will meinem Freunde beileibe nicht zunahetreten. Doch meine ich, Harden könnte hier wohl der Lehrer und Duncan der Schüler gewesen sein. Es ist doch öfter schon der Fall vorgekommen, daß gerade Zeloten und Enthusiasten, wozu George doch unzweifelhaft gehört, aus einem Lager zum andern übergehen, jedenfalls häufiger, als dies bei nüchternen, gemäßigten Leuten geschieht.“ Und gleichsam als Entschuldigung erinnerte er die verehrten Herren Räte noch daran, daß George doch damals Briefe nach Frankreich an Lord Murray gebracht habe, ohne dafür eine gebührende Belohnung empfangen zu haben.

Von Morris wußte Carron den Verdacht ohne Schwierigkeiten abzulenken, da man auf diesen weiter nicht fahndete. Jack aber schien ihm so ganz „unter der Würde“ erwähnt zu werden, solchen einfältigen, dummen Tölpel, den doch keiner, der seine fünf Sinne beisammen habe, zum Vertrauten eines Geheimnisses machen werde. Und so ging er mit bedeutsamem Achselzucken und einigen andern nicht gerade schmeichelhaften Ehrentiteln für Jack sehr bald auf ein andres Thema über.

Als man ihn dann ganz respektvoll entlassen hatte, ging er heim, und unterwegs sprach er also zu sich selbst: „Eh bien! Diesen dummen Schottenköpfen habe ich wohl hinreichend Nasen angedreht; doch wer nicht zu laufen weiß, gewinnt nicht; nur der Mächtige siegt.“

Doch auch nicht immer, Monsieur Adolfe Carron! Bald sollst Du dies lernen.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Langside.

„In des heißen Kampfes Stunde,
Wenn du ringst mit fremder Macht,
Alles wider dich im Bunde,
Seine Treue ob dir wacht.“

Arthur Erskine hatte längst bereits danach verlangt, den treuen, edlen Hüter seiner Knabenzeit, Lord Wedderburn, wiederzusehen und um Vergebung zu bitten ob jenes heimlichen Entfliehens. Während er mit dem Regenten in Glasgow weilte, fiel ihm ein, ob er diesen nicht um einen kurzen Urlaub bitten könne, solches Verlangen zu verwirklichen. Der Urlaub wurde bereitwilligst gewährt und dies mit dem Zusatz, er brauche bei der Rückkehr nicht erst wieder nach Glasgow zu kommen, sondern könne sich direkt nach Edinburg begeben. So sehen wir ihn Ende April auf dem Wege nach Wedderburn, glücklichen Herzens und guten Gewissens. Er stand noch in dem Alter, wo man nicht ohne Erröten an seine Knabenstreiche denkt, und so stieg ihm auch jetzt das Blut ins Gesicht, als er der letzten Begegnung mit seinem Vormund gedachte. Wie trotzig und hochmütig war er damals aufgetreten, was freilich zu jener Zeit ihm „ganz edelmännisch“, fast heldenhaft erschien, jetzt aber als eitles, albernes Großthun. Er hoffte jedoch, der Lord werde ihm, da er aufrichtig ihn um Verzeihung bitten wollte, solches wirklich verzeihen; das Peinliche des Bittens trat ganz vor dem ernsten Verlangen danach zurück.

Arthur sollte sich auch darin nicht täuschen; der Ruf seines Muts und seiner Tapferkeit, die ihn zum Günstling des Regenten gemacht, war ihm bereits vorangegangen. Darum empfing ihn der

edle Hausherr nicht als „verlorenen Sohn“, sondern als lieben, ehrenwerten Gast. Nach herzlichem Willkommensgruß und Umarmung führte die gleichfalls freundlichst ihn begrüßende Hausfrau ihn in das beste Gastzimmer des Schlosses. Selbst der Kaplan, sein einstiger Widerpart, fand es nun für angezeigt, seine Prophezeiung zu vergessen: „Aus dem Jungen wird doch nie etwas Gescheites werden.“

Mit vollem Behagen genoß Arthur diesen allseitig günstigen Empfang und die ihm folgenden wohlverdienten Tage der Erholung. Er teilte seine Zeit zwischen allerlei Sport und solchen Freuden, die der Hausherr liebte, und dem Wiederaufsuchen all der alten Schlupfwinkel und Spielplätze, sowie seiner einstigen Genossen.

Wenn das Postamt zu Glasgow ihm den am Tage nach Arthurs Abreise anlangenden Brief Helens nachgesandt hätte, so würde freilich dieses heitere Leben zu jähem Abbruch gebracht worden sein. So aber jagte und fischte und focht und ruderte Arthur fröhlich weiter, ahnungslos, daß in der gleichen Zeit über dem Leben seines besten und treuesten Freundes das Todesschwert gleichsam nur noch an einem Faden hing.

Arthur hatte durchaus keine Eile, die hübschen, hohen Hallen von Schloß Wedderburn zu verlassen. Es that ihm freilich von Herzen leid, daß Helen nicht bei ihm sein konnte, deren Andenken bei jung und alt und arm und reich unverblichen war. Mit dem jüngsten Sohn des Hauses, David Home, auch Hume of Godscroft genannt, schloß Arthur ganz besondere Freundschaft, und beide freuten sich, diese fortan weiterzupflegen, da David dem Gefolge des Regenten einverleibt ward.

An einem herrlichen Nachmittage zu Anfang Mai ritten David und Arthur von der Jagd nach Hause zurück. Da bemerkten sie, daß eine Menge Leute sich um einen Reiter drängte, der vor dem Ortsgasthof hielt und eben erst angelangt zu sein schien. Schnell ritten die beiden Freunde heran und forschten, was es denn gäbe. Zwanzig Stimmen antworteten da zugleich. Einer schrie: „Die Königin Maria ist entflohen!“ die andern: „Ist das denn wahr? Wer hat sie freigemacht?“ ein dritter: „Wehe, wehe über das

böse Weib! Sie selbst hat sich mit Gewalt befreit und davongemacht." Die große Mehrzahl dieser Leute waren Anhänger des jungen Königs, alle aber Protestanten.

David Hume forschte, ob sich's auch also verhielte, da Gerüchte dieser Art lange schon wiederholt durch ganz Schottland liefen. Diesmal war es indes volle Wahrheit. Der Reiter trug die Uniform des Regenten, war von ihm hergesendet und las seine Proklamation vor: „Lady Maria Stuart," so berichtete er hierauf, „hat ihr Banner bereits zu Hamilton aufgepflanzt; alle Hamiltons scharen sich jetzt um sie."

„Und hast Du keinen Auftrag an mich?" fragte Arthur, der bisher schweigend, aber mit regstem Interesse zugehört hatte.

Als der Bote von ihm seinen Namen erfahren, holte er ein Schreiben hervor, das er ihm, weil die Leute ihn sehr umdrängten, zuwerfen mußte. Arthur fing es auf und öffnete es rasch. Dann preßte er seines Gefährten Hand plötzlich zusammen und raunte ihm zu: „Ich muß sofort aufbrechen, und zwar eile ich zunächst ins Schloß, um Deinem Vater lebewohl zu sagen; in einer Viertelstunde bin ich unterwegs auf der Straße nach Glasgow."

„Bist Du toll? Jetzt, so ohne alles?"

„Toll wäre ich, wenn ich noch eine Minute zögerte. Jetzt gehöre ich an die Seite des Regenten und darf nicht von ihm gehen, wenn ich nicht für dieses und für jenes Leben alles verlieren will. Doch lieber sterben als zurückbleiben! Auf Wiedersehen, David, unter der Fahne des Königs!"

Wie ein um sein Leben zitternder, gehetzter Flüchtling, so flog jetzt Arthur ohne Rast und Ruh' nach Glasgow. Weder sein Roß noch sich selbst schonte er. „Für Gott, für Schottland und die evangelische Wahrheit!" so rief es in seiner Seele fortwährend, und damit wollte er auch seine Kraft und Begeisterung im Schlachtenkampf spornen. Kein Zweifel, nicht einmal ein besorglicher Gedanke, ob er auch das Rechte verfechte, fand Raum in ihm; nichts vermochte die jugendliche Glut seines Enthusiasmus zu dämpfen. Was Arthur einmal für recht und gut erkannte, das hielt er mit eiserner Zähigkeit fest in politischen wie in religiösen Dingen. In jener Zeit ging es vielen so, daß beides, Politik und Religion,

ihnen eng miteinander verflochten war, daß sich ein Hausvater ebenso dem kommunalen Interesse wie dem seiner Person und Familie gegenüber verantwortlich hielt. Das erstere galt ihm nur als das „äußere, sichtbare Zeichen" für den wahren, Leben und Seligkeit bringenden Glauben.

Indes hätte Arthur, wie das Oberhaupt aller Wedderburns, Lord Hume, ihm in Glasgow versicherte, nicht gar so sehr zu eilen brauchen. Man war noch nicht fertig mit Rüsten.

„Jeden Tag," so schrieb er an Schwester Helen, „jeden Tag mehrt sich die Schar derer, die zu unsern Fahnen sich drängen. Sie alle stehen zum Regenten, von gleichem Ziel und Geiste beseelt, was von Lady Marias Leuten keineswegs gesagt werden kann. Diese sollen sich einstweilen einander bei den Köpfen packen, bis wir ihnen was Besseres zu thun geben werden. Unser Regent vertraut fröhlich auf Gott und unsre gute Sache. Man riet ihm anfangs, nach Stirling zu gehen, da Lady Maria Stuart ein ansehnliches Heer beisammen habe und wir doch nur seine Garde sind. Aber davon wollte er nichts wissen, nicht einen Fuß breit vor ihr weichen. Ich und die Bewohner von Glasgow halten dies auch fürs beste."

Weiter kam Arthur nicht; man überbrachte ihm die Ordre zum Abmarsch. So konnte er nur noch hastig schließend hinzufügen: „Die Königin wird nach Dumbarton geführt; dicht an Glasgow vorüber geht ihr Weg. Gut, so sollen sie es dort erfahren, daß wir keinen Spaß verstehen, ob auch ihrer mehr sind denn der Unsrigen." Dann steckte er den Brief in seine Rocktasche, um ihn zu expedieren, sobald er Zeit hätte. Diese Zeit kam jedoch einstweilen nicht; Helen erhielt jenen Brief niemals.

Am Morgen des 13. Mai saß Arthur auf hohem Roß auf der Höhe von Langside Hill voll ungeduldiger Erwartung. Aber solche Erregungen waren ganz nach seinem Geschmack. Er stand bei dem stärksten Heeresteile des Regenten und beobachtete aufmerksam das Herannahen der großen Schar, über deren Häuptern das Banner der Königin wehte.

Langsam geschah es, so daß die jungen Heißsporne unter den Königischen, Arthur voran, manch spöttisch Wort darüber wie über

den sichtlich noch fortdauernden Hader zwischen den Gegnern fallen ließen. Endlich kamen sie heran, eine bunt zusammengewürfelte Schar, Reiter und Fußvolk durcheinander; Piken und Stahlhelme, Büchsen und Schwerter waren vertreten. Ein heißer Kampf entspann sich nun um die Spitze des Hügels. Die Leute der Königin errangen bereits die Oberhand, da kam es zu wahrem Metzeln und Wüten, zu schärfstem Handgemenge. Auf beiden Seiten focht man voll Mut und Tapferkeit.

Plötzlich ward eine Stimme laut: „Helft dem edlen Hause der Humes!" Da vereinte sich Arthur mit den heldenmäßig kämpfenden Männern von Lochleven und Kirkaldy of Grange; rechts und links hieb er wacker um sich — da sah er Lord Hume zusammenbrechen; Lord Wedderburn sprengte heran, um den Verwundeten mit ihm aus dem Kampfgewirr zu tragen. Immer hitziger ward die Schlacht, bis plötzlich der Anführer von Marias Partei dieser das Zeichen zum Rückzuge gab. Infolgedessen begann ein wildes Jagen hinter ihnen her. Die Hochländer wollten jenen ersten kurzen Sieg den Fliehenden noch heimzahlen.

Arthur aber erhielt vom Regenten den Befehl, diesem Jagen schnell ein Ende zu machen. Kein Tropfen Schottenblut solle von Schottenhand unnütz vergossen werden. So versetzte also auch Arthur einem stämmigen Hochländer einen derben Hieb dafür, daß er, auf der Brust eines Verwundeten knieend, diesem eben den Dolch ins Herz stoßen wollte. Der letztere war ein noch ganz junger Mann, in grobes, schlichtes, selbstgesponnenes Gewand gekleidet, in der Hand einen stark mit Eisen beschlagenen Stock haltend.

Arthur aber blickte näher hin und erkannte die bleichen, durch Angst und Entsetzen entstellten Züge; alsbald sich vom Roß schwingend, kniete er neben den armen Burschen nieder und rief: „Jack, mein guter Junge, was in aller Welt führt denn Dich hierher?"

„Ach Herr Arthur!" stöhnte da der sich mühsam Aufrichtende, aber mit lautem Schrei brach er zusammen. Er mußte bereits durch jenen Dolch verwundet worden sein.

„Bist Du sehr verletzt?" forschte Arthur.

„Nun ja, schon beinahe tot!“ lautete der wimmernd erteilte Bescheid.

„Ganz so schlimm steht es nun wohl noch nicht, mein Junge, doch darf ich nicht länger bei Dir hier bleiben.“ Und rasch rief er einen seiner Leute heran und beauftragte ihn, für diesen „jungen Freund“, der „durch irgendwelchen bösen Zufall nur aufs Schlachtfeld geraten sei“, auf das beste zu sorgen. „Bringe ihn dort auf den Pachthof! Ich werde alles bezahlen und Dich belohnen für Deine Mühe. Heute abend komme ins Quartier und bringe mir Bescheid!“ Damit schwang er sich wieder aufs Roß und flog an seines Herrn Seite.

Lady Marias Schar wurde sehr bald völlig aufgerieben. Arthur war bis zum späten Abend rastlos thätig. Trotzdem mußte er immer aufs neue an das verwunderliche Wiederfinden Jacks denken, der nun wohlgeborgen, ob auch dem Tode nahe genug, nicht fern von ihm auf seinem Lager ruhte.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Nach der Schlacht.

„Hier der Sieger. Ihm zur Seite
Stöhnt und klagt am Todesrand
Als des Sieges Beut' und Opfer,
Der ihm wert durch heil'ges Band."

Erst am andern Morgen vermochte Arthur Jack aufzusuchen, um ein Stündchen bei ihm zu bleiben. Jack befand sich zwar noch sehr matt und elend, war indes aufs beste versorgt und aufgehoben. Der Pachthof gehörte zu den besten jener Zeit, und hatte man auch noch keinen Arzt herbeiholen können, so litt Jack darunter doch keineswegs. Eine Frau aus dem nahen Dorfe hatte ihm die Wunde verbunden und das wohl ebensogut, als der städtische Chirurg in Glasgow es vermocht hätte. „Mit Gottes Hilfe kommt Ihr wohl durch," meinte sie. Am meisten war er durch den Blutverlust, den er, auf dem Schlachtfelde liegend, erlitt, geschwächt worden. Hierzu kam, daß Jack noch nie krank gewesen und sehr wenig moralische, ob auch ein gut Teil physische Kraft besaß. Drum schaute er gar kläglich drein, als Arthur, sich neben ihn setzend, ihn fragte, wie er sich befände.

„Ich werde sicher sterben," erwiderte er mit tiefem Seufzer.

Darüber beruhigte ihn nun Arthur vollkommen; es sei nicht daran zu denken. „Mancher hat schon drei oder vier solche Wunden wie die Deine gehabt und doch wieder mit voller Kraft das Schwert führen können."

„Ach, lieber Herr Arthur, was Schwerter anbelangt, davon habe ich jetzt ein für allemal genug," versicherte Jack.

Obwohl Arthur sah, er müsse Jack noch schonen, konnte er sich doch nicht der Frage enthalten: „Aber sage, was hat Dich denn dazu gebracht, daß Du von Meister Durie fortgelaufen bist?"

„Von Gott und aller Welt verlassen bin ich gewesen, und der Meister hat mir immer vorhergesagt, es würde noch dazu kommen —" hier hielt er inne, vor Furcht sowohl als vor Schwäche und Schmerzen.

„Na, wir wollen das einstweilen noch auf sich beruhen lassen. Kann ich vielleicht etwas für Dich thun, armer Junge?"

„Ja, Herr Arthur!" und hier wandte er sich diesem zu. „Schaut, letzte Nacht — hu, was für eine lange, fürchterliche Nacht war das! — habe ich mir vorgenommen, Euch alles zu sagen, die volle Wahrheit. Bleibe ich leben — hängen kann man mich jetzt nicht, dazu bin ich zu schwach — so legt Ihr wohl ein gut Wort beim Regenten für mich ein?"

„Gewiß, mein Jack, wenn Dir das helfen kann. Doch wegen des gestrigen Kampfes hast Du das nicht nötig. Lord Murray erteilt allen vollen Pardon, außer den wenigen, die ihm allzugefährlich scheinen, dazu . . . . ."

„Ach, bester Herr Arthur, deswegen doch nicht, sondern des schrecklichen Briefes wegen. Denn seht," hier dämpfte er seine Stimme noch mehr, „ich war's, der ihn bei sich trug und George Duncan gar nicht. Habe gemeint, ich hätte ihn gut verwahrt im Ärmel meines Rockes, aber da nahm ich aus Versehen seinen Rock und steckte ihn . . . . ."

„Wovon sprichst Du nur?" fragte Arthur hier schier entsetzt. Ihm graute vor dem, was George Duncan drohen mochte oder ihm gar schon gedroht hatte. Keine Ahnung konnte er haben; jener Brief von Helen war ihm nie zu Händen gekommen. So ruhig als nur möglich fragte er denn: „Was war es, was Du also zu verstecken suchtest?"

„Ach, guter Herr Arthur, ich fürchte mich ja so sehr, Euch das zu sagen. Doch ich werde wohl noch sterben; da ist's besser, ich hab's Euch vorher alles gesagt, besonders wegen des armen George."

„Mein lieber Jack," erwiderte hier Arthur in ernstem Tone, „Dein Leben ruht in Gottes Hand; Er kann es Dir noch länger erhalten. Aber das wirst Du wohl gelernt haben, daß wir hienieden nichts ungethan lassen sollen, was wir doch hätten thun können, bevor wir vor Gottes Thron gerufen werden."

„Ja, ja, das weiß ich. Ich habe fünf Jahre lang jeden Sonntag den Katechismus hersagen müssen," entgegnete Jack, der Arthur wohl nur halb verstanden hatte, „doch bei alledem behaupte ich, daß ich Euch jetzt alles sagen muß."

Arthur sah, der arme Bursche war noch wirr im Kopfe. Darum sagte er nur: „Freilich, Jack, die Wahrheit mußt Du stets und überall sagen, und lastet etwa eine Sünde auf Deinem Gewissen, so denke: Wer da seine Sünde bekennt und umkehrt von seinem bösen Wege, der wird Gnade finden, Gnade durch unsers Heilands Blut!"

Wie traurig steht es doch um den, bei dem dieser Name kein Echo findet, dem er das Herz kühl läßt! Ach, solchem bleibt nichts, weder im Himmel noch auf Erden, was Trost und Hilfe schafft. So oft die Frage schon in die Seelen hineingedrungen ist: „Wenn wir Dich verlassen, wohin sollen wir gehen?" lassen sie Tausende ohne Antwort bleiben.

Arthurs Herz fühlte sich von tiefem Mitgefühl für des armen Jack Seelennot ergriffen. Er kam ihm vor wie ein schwankendes Boot auf hoher See ohne Steuer, Kompaß und Segel. Und doch mußte ein Lehrling von Allan Durie „weislich gelehrt" sein. Die heilsamen Lehren des Evangeliums mochten sich in einem entlegenen Winkel seines Gedächtnisses bergen. Darüber hatten Furcht und Schmerz jetzt ihre verhüllenden Wolken gebreitet, weil es nur eines Menschen Hand gewesen, die sie dort hineingesenkt hatte. Indes durch diese verhüllenden Wolken leuchteten die Worte hervor: „Ich habe gesündigt," denn Gottes Hand hatte solche hineingeschrieben. Von solchen Betrachtungen jedoch wandten sich Arthurs Gedanken sehr bald wieder ab auf die ihn voll Besorgnis erfüllenden Mitteilungen Jacks.

„Sage, hat das, was Dir jetzt das Herz so beschwert, mit Meister Durie etwas zu thun?" fragte er.

„Behüte!" erwiderte Jack ziemlich in seiner alten Weise. „Es war ein Brief von der Königin, den ich meinte."

Da fuhr Arthur empor. Die Sache begann ernster zu werden, als er gedacht.

„Nun ja, mein Onkel Morris hat lange genug auf mich eingeredet, ich solle mich zu der Geschichte hergeben. Wie mir das nun aber leid thut! Ich gab ihm jedoch mein Wort, bei ihm, aus der Hand von John Beton, der Königin Kammerdiener, den Brief in Empfang zu nehmen und ihn sofort an Bord von Kapitän Conways Schiff in Leith zu schaffen, wo ich ihn einem gewissen Giles Roberts selbst übergeben sollte."

„Wie sind aber diese höchst bedenklichen Leute darauf gekommen, gerade Dich zu ihrem Helfershelfer zu machen?" fragte sichtlich erstaunt hier Arthur.

„Vielleicht gerade deshalb, weil sie mich für einen rechten Einfaltspinsel hielten und ein andrer sich nicht dazu hergeben wollte," erwiderte der arme Schelm ganz bitter. „Ich dachte, in meinem Überrockärmel sei der Brief am sichersten aufgehoben. Mein Wams hatte Maggie zum Ausbessern daheimbehalten. Die arme Maggie! Hab' ihr stets Not und Arbeit gemacht. Aber schaut, Herr Arthur, mir ist es, als wenn ich wieder gesund würde, wenn Maggie da säße, wo Ihr jetzt sitzt, und gäbe mir zu trinken oder spräche zu mir in ihrer lieben, sanften Art," und ein Ausdruck tiefen, lebhaften Sehnens glitt über Jacks bleiches Antlitz; seine Augen füllten sich mit Thränen.

Da nahm Arthur liebreich seine Hand und sagte: „Höre, Jack, wir wollen jetzt einen Pakt miteinander schließen! Du sagst mir alles offen und frei, was Du von dieser bösen Geschichte weißt, um derentwillen, falls ich Dich recht verstand," er hielt inne, um seine aufwallende Bewegung vor Jack zu unterdrücken, „ein edler, schuldloser Mann zu schwerem Leid verurteilt worden ist. Ich will alles zu Papier bringen und es Dir alsdann vorlesen in Gegenwart des guten Mannes, in dessen Hause Du Dich jetzt befindest, und eines von seinen Nachbarn. Ist es richtig, so unterschreibst Du es."

„Was, was soll ich?“ fragte Jack, der mühsam Arthurs Mitteilung gefolgt war. „Du hast doch schreiben gelernt, gelt Jack? Nun sollst Du nichts weiter als Deinen Namen unter meine Niederschrift setzen.“

„Aber der Arm thut mir noch sehr weh.“

„Schadet nichts; ich helfe Dir. Es währt ja nur einen kurzen Moment; da kannst Du schon ein bißchen Wehthun ertragen. Ist es doch etwas, das gethan zu haben Du all Dein Lebtag froh sein wirst.“

„Nun, wie Ihr meint! Ich will Euch nicht widersprechen,“ sagte Jack ganz ergeben.

„Gut mein Junge! Und nun sollst Du meine Gegenleistung erfahren. Ich will Dir vollen Pardon vom Regenten verschaffen, will für Dich ein gut Wort bei Meister Durie einlegen und ihm seinen Verlust an Zeit und Geld, durch Dich entstanden, ersetzen. Solange Du hier liegst, soll Dir's an nichts fehlen, und Deine Schwester schicke ich Dir zur Pflege her, falls sie die Reise nicht allzusehr scheut.“

„Das wollt Ihr wirklich, Herr Arthur? Nun, dann segne Euch Gott dafür! Nun will ich alles, was Ihr verlangt, mit Freuden unterschreiben. Ach, Ihr seid gar zu gut mit mir,“ und Jack schluchzte wie ein Kind.

„Sieh Jack, ich war auch einst im fernen, fremden Land, elend und beschwerten Herzens so wie Du jetzt. Ach wie sehnte ich mich da nach der trauten Stimme meiner Schwester, nach ihrer sanften Hand! Sie freilich konnte nicht zu mir kommen; doch Gott sandte mir an ihrer Statt einen treuen, lieben Freund, der für mich alles that, was ein Mensch überhaupt dem andern zu thun vermag. Ihm danke ich mein Leben, und nie werde ich dieser Schuld vergessen. Nun erfahre ich von Dir, daß er, der meinem Herzen teuer ist wie ein Bruder, den Lohn zu tragen hat für Deine Sünde, und solch schweren Lohn. George Duncan ist es, den Du, ach! nur zu tief geschädigt hast.“

„Ach, das ist nur zu wahr, Herr Arthur!“

„So sage jetzt auch die volle Wahrheit! Hörst Du? Mache ihn frei von aller Schuld! Dann will ich auch mein Wort halten, und sollte ich dabei meines Vaters teuren Siegelring opfern müssen. Denn

das Leben und die Ehre George Duncans sind mir ebenso wert wie meine eigne."

„Aber Herr Arthur, ich wollte ihm wirklich gar nichts zuleide thun. Wie sollte ich auch? Ist er doch stets sehr gut gegen mich gewesen."

Nun erzählte er mit einigen Pausen und Unterbrechungen, auch nicht allzuklar, den ganzen Hergang. Im Grunde war dieser einfach genug. Das erste Versehen beging George, daß er Jacks Mantel für den seinigen hielt und ihn umhing, als er an jenem Regentage nach Perlen in die Stadt ging. Während er fort war, erschien der Vertraute der Königin Maria, John Beton, und brachte den längst erwarteten Brief, den Jack auf das Schiff befördern sollte. Dieser nun wurde die Verwechselung, die George begangen, nicht gewahr, darum nähte er den Brief einfach in den Ärmel des Mantels, der am Feuer des Kamins hing. Als er dann abends fortgehen wollte, hüllte er sich in seinen von George inzwischen zuückgebrachten Mantel im festen Glauben, es sei der eigne, darin er jenen Brief eingenäht hatte. Wie erstaunte er daher, als der Büttel, ihn untersuchend, den Brief nicht fand! Von Carron und Morris jedoch zum Schweigen verwiesen und voller Furcht, verhielt er sich weiter schweigsam. Der Gedanke aber an das George vermutlich bevorstehende Geschick ließ Jack keine Ruhe. Nach viel Qual und Unruhe beschloß er zu entfliehen. Freilich brachte er damit keinerlei Hilfe für George zuwege, die Wahrheit auch nicht ans Licht, doch ihm schien es, als wenn dies hierdurch eher geschehen könne. Dazu war solches Davonlaufen ganz Jacks Charakter entsprechend. Überlegen und reiflich Bedenken war nie seine Sache. Unentschieden, wohin er gehen sollte, war er nach viel Drangsal und Not einer Schar von Maria Stuarts Partei in die Hände gefallen, die um sie zu schützen nach Hamilton zog. Jack war bereit „mitzumachen". Sein einziger Gewinn dabei sollte seine Wunde sein.

„Mir thut es gar leid, daß ich nicht ganz still bei Meister Durie blieb," versicherte er. Doch das Berichten hatte seine Kraft erschöpft. Arthur reichte ihm Stärkungsmittel und ließ ihn ausruhen, während er das eben Gehörte niederschrieb. Er hatte kein

andres Papier zur Hand als die zweite Blatthälfte seines Briefes an Helen. Der Wirt des Pachthofs diente als Zeuge, ebenso ein Vorleser, der vom Presbyterium jüngst ins Dorf gesandt worden und nun als Diakon unter den Verwundeten thätig war.

Als Arthur das Geschriebene Jack vorlas, sagte letzterer: „Alles ganz richtig, doch bitte, setzt noch hinzu, daß ich nicht mit Absicht George geschädigt habe! Und dann vergeßt, bitte, Maggie nicht!"

„Sei darüber nicht besorgt! Was ich versprochen habe, werde ich halten," versicherte Arthur herzlich.

Einige Tage später machte David Home dem Oberhaupt der Familie, Lord Hume, in Glasgow seinen Besuch. Dabei kam auch die Rede auf Arthur. In Ausdrücken höchster Anerkennung sprach Lord Hume von ihm; am liebsten hätte er ihn sofort gesprochen. Da sagte David, Arthur sei infolge von Familien- oder Freundesangelegenheiten schleunigst nach Hause geeilt, natürlich mit Urlaub des Regenten.

„So hat er also seine wohlverdiente Belohnung ganz im Stiche gelassen?"

„Das freilich," meinte David, „doch, mein Lord, ob sich auch unsre Herren darüber lustig machen, er hat doch recht gethan. Denn sie haben in Edinburg fälschlich jemand der Rebellenschaft angeklagt, und das ist ein Freund von Arthur Erskine. Ich meine, da hätte ich auch so gehandelt wie er und Ihr gleichfalls, denke ich, mein Lord!"

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Ein Nachtgespräch.

„Durch Nacht zum Licht."

Die große Turmuhr von Canongate hatte just elf geschlagen. Fast ganz Edinburg lag bereits im tiefsten Schlummer; auch im Durieschen Hause war längst „Schicht" gemacht. Nur aus des Meisters Privatstübchen schimmerte noch Licht; der gute Alte hielt noch Abendandacht für sich. Auch in Helen Erskines Zimmer sah man noch einen hellen Schein. Helen saß an ihrem Stickrahmen, und die fleißigen Finger flogen noch immer eifrig hin und her; dabei aber lauschte sie gespannt auf jeden unten in der Straße laut werdenden Fußtritt.

Endlich legte sie ihre Nadel schnell beiseite, ergriff ein Licht, stieg die Treppen hinab und schob die schweren Riegel der Hausthür zurück. „Wie spät Du kommst, Arthur!" sagte sie halblaut und ließ den Bruder ins Haus, „später, als ich dachte. Der Profoß bat mich, zum Nachtessen zu bleiben, sicher wegen meiner interessanten Nachrichten, und da haben wir denn bei einem guten Glase Canarier die ganze Schlacht von Langside noch einmal miteinander durchgefochten."

„Ich hatte Nachtessen für Dich bereitgehalten, auch ein Bett Dir oben zurechtgemacht, und das scheint mir ganz am Platze, denn so spät kannst Du doch nicht mehr in den Gasthof zurückkehren."

Weiter wurde nun nichts zwischen ihnen geredet, bis sie oben in Helens Stübchen waren. Da aber warf Arthur sich auf das Kanapee, weniger aus Müdigkeit, als in dem Verlangen, die nach der glücklichen Lösung seiner schwierigen Aufgabe eingetretene Ruhe voll zu genießen. „Alles in Richtigkeit mit George!" rief er fröhlich.

Helen stand noch an der Thür, ihre Lampe in der Hand, und nun hafteten ihre großen, schönen Augen auf Arthur, und in weichem Tone sagte sie: „Gott sei gelobt!“ Dann ging sie wieder an ihren Stickrahmen und setzte ihre Arbeit fort.

Da sprang Arthur fast ärgerlich empor und rief: „Laß doch das ewige Gestichel, Helen, sonst erzähle ich Dir kein Wort! Elsie hat recht, Du würdest am liebsten Dein Nadelwerk ins Bett nehmen, bliebst Du nur nicht so kurze Zeit darin, daß es sich der Mühe nicht lohnen würde.“

„Also gut!“ erwiderte Helen, schob ihren Stuhl beiseite und rückte näher zu ihm hin. „Ist es Dir nun recht, mein Herr Bruder?“ Bei ihr wirkte nämlich jede Gemütserregung freudiger wie trauriger Art, wobei sonst die meisten Menschen ihre Hände in den Schoß legen, dahin, daß ihre Finger fast fieberhaft über ihrer Arbeit zu fliegen begannen.

„Also alles in Richtigkeit mit George!“ wiederholte Arthur.

„Hast Du ihn gesehen?“

„Gewiß habe ich das. Ich ging zuerst zum Profoß, erzählte ihm die ganze Geschichte und zeigte die betreffenden Papiere. Er war überaus höflich; ich vermute des Regenten eigenhändige Unterschrift unter dies wichtige, kleine Dokument (damit faltete er ein Blatt Papier auseinander und legte es auf den Tisch) hat ihm imponiert und ebenso die große Einfachheit in Jacks Geständnis. Letzteres hat er an sich behalten, um es den Ratsherren vorzulegen. Natürlich gab er mir mit Vergnügen Erlaubnis, den armen Gefangenen aufzusuchen, und versprach mir, daß seine Haft nicht eine Stunde länger dauern sollte als nötig.“

„War er überrascht von dem, was Du ihm mitteiltest?“

„Nicht allzusehr. Er meinte, es seien nach jedes einfachen Menschen Ansicht allerdings genug Zeugnisse gegen George gewesen, die sein Todesurteil zur Folge hätten haben können. Hätten sie z. B. die letzte Sitzung damals, als Maria Stuart eben aus Lochleven entflohen war, gehalten, was beinahe geschehen wäre, so wäre kaum etwas andres die Folge gewesen, denn da waren alle Gemüter von Zorn und Schreck so erfüllt, daß sie überall, wo sie Anhänger witterten, scharf zu Felde zogen.“

Jetzt wäre der Stickrahmen für die arme Helen eine willkommene Ableitung gewesen. Augen und Hände hätten da zu thun gehabt. Wie sollte auch wohl ein Mädchen mit so warmfühlendem Herzen von der so nahe gewesenen Todesgefahr eines hören, der ihr so wohlbekannt und mit Recht in hoher Achtung vor ihr stand, ohne tief bewegt zu werden.

Doch wenn auch Helens Wangen bleicher wurden als gewöhnlich, Arthur achtete nicht darauf. In heiterem Tone fuhr er fort: „Du wirst schwerlich erraten, wer unserm George in dieser Drangsal zum Freunde wurde. Kein andrer als Thomas Hunter, der Büttel, derselbe, der ihn zuerst festnahm. Georges ruhiges, mannhaftes Wesen, die bescheidene und zuverlässige Art seiner Antworten haben ihm das Herz gerührt. So verwendete er sich ernstlich dafür, man solle mit dem letzten Urteil doch noch warten, bis man es ohne Skrupel zu vollziehen vermöchte. Und so kam es denn auch. Gern wäre ich gleich zu dem braven Manne hingangen, um ihm herzlich hierfür zu danken; doch zunächst trieb es mich zu George. Schleunigst habe ich mich also in den Tolbooth begeben. Aber ach, Helen, es ist ein schrecklicher Aufenthalt für einen Menschen."

„Das will ich glauben, noch dazu für einen Unschuldigen."

„Ob schuldig oder unschuldig, eine Woche in diesen Zellen würde mich, glaube ich, um den Verstand bringen. Außerdem schaute Georgs Zelle doch noch sauber und sehr viel freundlicher aus als die andern, dank Deiner Fürsorge, gute Schwester!"

Diese blickte schnell auf. „Ich kannte Dich doch zu gut, um nicht gleich zum Gouverneur zu gehen und ihn zu bewegen, dem armen Gefangenen auf Deinen Namen und Deine Kosten soviel Behagen und Erleichterung zu gewähren, als das Gesetz es nur irgend gestattet."

„Das war sehr gescheit von Dir, Schwester! Mich kann es jedoch noch betrüben, daß Du nichts von meinem Abstecher nach Wedderburn wußtest, sonst hätten doch dem armen George vierzehn Tage dieser Existenz voll Pein erspart werden können, die, fürchte ich, lebenslang ihre Spuren hinterlassen werden."

„Sieht er sehr verändert aus?"

„Gewiß! Er hat schwer gelitten. War er sich doch der ihm drohenden Gefahr so klar bewußt als der Stadtvogt selbst. Dies sind Georges eigne Worte: „Seit wir uns nicht gesehen haben, Herr Arthur, ist zwischen mir und dem Tode nur ein Schritt gewesen.“ Gefürchtet hat er sich aber nicht. Man konnte es ihm wohl ansehen, wie fest sein Herz, wie stark sein Vertrauen auf Gott ist.“

„Wie nahm er Deine Kunde auf?“

„Zuerst ward er bleich; die Lippen bebten ihm; ich dachte, er würde weinen. Aber Du kennst ihn ja; stets kann er sich beherrschen und ruhig bleiben.“

„Ob auch mächtiges Empfinden in ihm ist, sein starker Wille hält solches Empfinden in Zaum und Zügel. Es währte aber lange, ehe er reden konnte, außer dem leisen, tiefen „Gott segne Euch!“ das ich nie vergessen werde,“ und hier schwankte Arthurs eigne Stimme.

„Als er endlich Worte fand, galten diese nicht mir, Helen! „Der Lebendige, der Lebendige nimmt es zu Herzen und preist Dich; das will ich heute thun.“ Da merkte ich's wohl, daß der eine Freund, der all die Zeit über in seinem Leide ihm zur Seite gestanden, auch der erste sein mußte, an den er dachte, als die Stunde der Erlösung und Freude kam. So trat ich an das kleine Gitterfenster und blickte ein paar Minuten auf den düstern Hof hinunter, indes er mit seinem Herrn redete und seine Seele still werden ließ.“

„Und dann, mein Bruder?“

„Dann redeten wir miteinander. Ich erzählte ihm, wie ich Jack gefunden, und was wir miteinander gesprochen. George liegt es am Herzen, ihn vor allen üblen Folgen zu schützen, doch darüber braucht er sich nicht zu sorgen, es sei denn Meister Duries wegen. Er möchte sich fortan nach Seele und Leib Jacks annehmen.“

„Du weißt doch, Georges Vater ist in der Stadt. War es ihm nicht darum zu thun, diesen von seiner Befreiung zu benachrichtigen?“ fragte Helene.

„So sehr, daß ich ihm versprach, den Vater aufzusuchen und die frohe Kunde ihm selbst zu bringen. Es ist auch geschehen, und wie sehr hat mir dieser biedere, ehrenwerte Mann das Herz gleich

abgewonnen. Er spricht fast noch weniger als George, aber sein Händedruck ist mehr wert als viele Worte."

„Ich habe ihn auch gesehen," sagte Helen, „noch lieber möchte ich die Mutter sehen; es muß eine sehr gute und liebe Frau sein, gewiß auch immer freundlich und sanft."

„Die Schande scheint der Familie wohl ebenso furchtbar zu ertragen gewesen zu sein als die Gefahr, und George ging es wohl erst recht so. Aber nun ist ja alles überstanden. Nun, Schwester, bin ich an der Reihe, von Dir allerlei herauszufragen. Bist Du zu Maggie Fleming hingegangen?"

„Gewiß, Arthur! Ich fand sie natürlich voll Kummer und Sorge. Rührend war es, zu hören, wie Maggie den armen, blinden Vater zu trösten suchte mitten in aller eignen Trauer und Drangsal. „Ein Gutes ist es aber," äußerte sie nachher gegen mich, „daß Vater nicht sieht, wenn ich weine." Und blickte man ihr ins Gesicht, während sie so fröhlich und ermutigend zu dem Vater redete und auf die Wiederkehr des verlorenen Sohnes ihn vertröstete, so strafte allerdings das blasse, magere Gesicht sie schier Lügen. Als wir noch miteinander sprachen, erschien ein gewisser Robert Maxwell, ein Berufsgenosse von George. Fleming sagte ihm, welche Kunde ich gebracht, und mich dünkt, der junge Mann war ebenso traurig als froh darüber. Während er indes noch mit Jacks Vater redete, konnte ich ungestört mit Maggie Zwiesprache halten und ihr sagen, was Jack begehrte und Du ihm versprochen hast."

„Hat sie Lust, zu ihm zu gehen?"

„Nun, zuerst schien sie unklar darüber, wer mehr Anrecht auf sie habe, Jack oder ihr blinder, hilfloser Vater. Doch ich beruhigte sie, daß wir nach besten Kräften für den letzteren während ihrer Abwesenheit sorgen würden. Außerdem hörte ihr Vater uns davon reden und meinte, sie müsse hingehen. Wohl gebrauchte er starke Worte, als er an Jacks Leichtsinn gedachte, und sparte mit Ehrentiteln keineswegs, aber dann sagte er, es sei doch immerhin sein Sohn, und wenn er länger unter dem fremden Volke bliebe, so würde er noch an Leib und Seele zu Grunde gehen. Und dann erbot sich Maxwell in sehr herzlicher, entgegenkommender Art, zu helfen. Gern brächte er Maggie hinunter nach Langside."

„Das ist ein sehr guter Gedanke von ihm. Mag das Mädchen mit ihm gehen, denn allein kann sie ja nicht, und ich gestehe, für mich wäre es recht unbequem, sie hinbringen zu müssen."

Helen lächelte. „Es wird Dir aber kaum etwas andres übrigbleiben, mein guter Bruder, denn Maggie will auf keinen Fall mit Maxwell allein gehen."

„Das einfältige Ding! Was hat sie denn dabei auszusetzen?"

„Mein Brüderlein, das geht Dich nun weiter nichts an. Soviel nur sage ich Dir: Maggie ist ein braves und verständiges Mädchen, und kann man ihr wohl zutrauen, daß sie das Richtige erkennt. Willst Du morgen früh bei uns frühstücken, Arthur?"

„Das geht ja wohl an," meinte dieser, der allerdings keinerlei andre Frühstückspläne hatte, da er ja sonst der so seltenen Gelegenheit verlustig gehen würde, Elsie zu sehen.

„Und morgen mußt Du wirklich wieder fort?"

„Ja, Helen, zurück zum Regenten, denn unser Werk ist noch nicht vollbracht. Der Himmel weiß, wo Lady Maria jetzt steckt, und was sie gerade vorhat; auf der Flucht ist sie noch."

In derselben Stunde befand sich Maria Stuart bereits nicht mehr auf schottischem Grund und Boden. Arthur konnte dies freilich nicht wissen. „Ehe ich aber wieder aufbreche," meinte er, „muß ich jetzt noch Geld erheben."

„Wie leid mir das thut!"

„Ei behüte, wie Jörge sagt, leidthun! Es ist wahrlich wenig genug, was ich für ihn thun kann. Und der Sold für mein Werk bei Langside wird nicht ausbleiben, sicher nicht! Aber — da schlägt es schon Mitternacht, Helen!"

„Wirklich! Wie schnell ist doch diese Stunde vergangen! Gute Nacht, mein Bruder, und laß uns dem Herrn danken für diesen Tag!"

„Darum noch nicht „Gute Nacht!" Schwester! So spät es auch ist, laß uns noch ein Kapitel in der Bibel miteinander lesen! Es ist lange her, daß wir's nicht gethan haben."

Nur zu gern und voller Freude holte Helen ihre französische Bibel, putzte die Lampe noch ein wenig und setzte sich neben Arthur.

Dieser wählte das vierzehnte Kapitel des zweiten Buches Mose, und obwohl er nur ein Kapitel lesen wollte, fuhr er fort

und las bis zum Ende des herrlichen Lobgesanges, den die Weiber von Israel mit Zimbeln und Reigen angestimmt: „Singet dem Herrn, denn Er hat eine herrliche That gethan! Roß und Wagen hat Er ins Meer gestürzt.“ Eine Weile lang sprach nun keins der Geschwister ein Wort. Vor ihren Augen stand der ganze Hergang in seiner Größe und in seinem Ernst. Sie waren mit dem Volke Israel voll Bangen in feierlicher Mitternacht gewandert auf Wegen, die noch kein Fuß vor ihnen betreten hatte, zur Linken und zur Rechten jene wundersame Mauer von Meereswogen, die der Mund des Herrn emporsteigen ließ, und die nun ganz still standen. Über ihnen die noch wunderbarere Feuersäule, darin die Gegenwart Gottes mit ihnen zog und ihren Fuß sicher schreiten ließ. Dann waren sie Zeuge des jähen Sturzes der Feinde Gottes, und sie stimmten von Herzen ein in den frohen Triumphgesang. Darauf hielt sinnendes Schweigen ihnen die Seelen umfangen.

Endlich fragte Helen ihren Bruder in bewegtem, innigem Tone: „Warum hast Du heut gerade dies für uns gewählt?“

„Du fragst noch? Hat uns doch Gott neulich in Langside auch solchen Sieg beschert und außerdem unsern George aus seiner Drangsal befreit.“

„Und doch wollen mir diese Siege im Vergleich zu jenen Thaten gering und beschränkt erscheinen.“

„Gering? Beschränkt?“ wiederholte Arthur fast ärgerlich. „Kannst Du den Sieg bei Langside geringhalten, da er doch das Geschick unsrer Kinder und Kindeskinder für alle Zeiten entschieden hat? Aber meinetwegen! Eine Eichel ist auch ein gar geringes Ding, und doch wächst der Eichbaum aus ihr hervor.“

„Ja, Arthur, Du hast recht! Wir haben hierbei ebenso unsern Kleinmut wie Seinen Trost erfahren, wir haben Ihn über uns gehabt, den starken Hort unsrer Hoffnung und unsers Sieges. Ja ich glaube,“ fügte sie dann leiser hinzu, „wenn wir einst stehen am kristallenen Meere und das Lied Mose und des Lammes anstimmen, dann wird unser dankerfülltes Herz Ihm nicht bloß lobsingen für die Hilfe und Befreiung, die Er der ganzen Kirche erwiesen hat, sondern auch für alles, was Er an den einzelnen that, an all den Seinen in allen Orten und Landen.“

„Gewiß!“ stimmte Arthur bei. „Und ist denn nicht eine jede erlöste Seele von dem großen Ganzen ein Bild im kleinen? Wird nicht George und Du und ich, ein jedes von uns den Weg segnen, den Gott uns führte? Denn einen jeden von uns leitet Er durch das Rote Meer hindurch, über uns die Wolken- und Feuersäule und am Ufer des Meeres unsre überwundenen Feinde als Motiv und Thema unsers Jubels und Lobgesanges.“

Siebenunddreißigstes Kapitel.

„Was wird er damit machen?"

„Umsonst habt Ihr es empfangen;
Umsonst gebet es auch!"

„Nein, nein, ich will wirklich nicht hart mit dem Jungen verfahren, auch von Geldstrafe und Schlägen nichts wissen; Ihr braucht erst keine Redensarten weiter darum zu machen. Ich hoffe, wenn Jack stirbt, wird der liebe Gott ihm ebenso volle Vergebung zu teil werden lassen wie ich. Bleibt er aber leben, so kann er hier ins Geschäft wiedereintreten ohne alle Umschweife und Bedenken. Das jedoch kannst Du dem Vater Fleming sagen," fügte Meister Durie charakteristisch hinzu, „daß ich mir den Tag, wo er davonlief, notiert habe, und daß er die Zeit, während welcher er also nicht hier ist, hinterher, wenn der eigentliche Termin seiner Lehrzeit abgelaufen ist, noch nachdienen muß!"

„Ei, er wird froh sein, so leichten Kaufs davonzukommen, Großvater! Deine Verzeihung wird jedenfalls das beste sein, was ich dem armen, blinden Vater mitteilen kann. Ich war schon meiner Sache wirklich ganz sicher, daß Du ihm verzeihen würdest, Du lieber, guter Großvater!"

Damit schlang Elsie ihre Arme um den Nacken des Alten, schmiegte ihr feines, schönes Gesichtchen an sein durchfurchtes und strenges Gesicht und küßte ihn so zärtlich, daß es dem einen wie dem andern gutthun mußte.

Helen hatte gar weise es Elsie übertragen, die Sache Jacks bei ihrem Großvater zu vertreten. Solche leicht und kindlich angelegte Naturen wie die Elsies pflegen oft ihren Zweck durch süßes,

zutrauliches Bitten und Schmeicheln und allerlei kleine, harmlose Künste zu erreichen, während tiefer und größer angelegte still beiseite stehen, nicht also bitten und schmeicheln können, sondern sich besser darauf verstehen, Dienste zu leisten als Gunstbezeugungen zu erbetteln.

„Wo gehst Du denn jetzt hin, meine Kleine?“ fragte Meister Durie, indem er der anmutig durchs Zimmer dahintänzelnden Gestalt mit seinen Blicken folgte.

„Wo anders als zu Flemings?“ Helen hat gar soviel mit ihrer Stickerei zu thun, darum soll ich dem Vater Jacks vorlesen und Sandy seine Stunde geben.“

Ein Jahr zuvor würde Helen eine Stunde früher aufgestanden sein, um durch dergleichen Liebesdienste ihre Näharbeit nicht leiden zu lassen. Jetzt aber schien es ihr besser, Elsie zu schicken, was jedenfalls für beide Teile besser war.

„Sage, Kleine, ist denn noch nicht wieder Nachricht da von dem Schlingel, dem Jack?“

„Wer soll denn solche bringen, Großvater? Gewartet haben sie natürlich all diese Wochen, ob nicht welche käme. Jetzt hat ihnen aber ein Freund von uns“, hier ward Elsie rot und stockte, „versprochen, daß, wenn nicht bald Nachricht käme, er selber hingehen und sich nach Jack umsehen wolle. Vielleicht bringt er diesen, falls er soweit hergestellt ist, samt Schwester Maggie wieder mit heim.“

„Na, dieser Freund wird wohl Rob Maxwell sein. Ich habe schon schlechtere Leute gekannt als den; auch ist's ein kluger und geschickter Goldschmied und hat ein schier merkwürdiges Verständnis von Gottes Wort.“

„Rob Maxwell ist es aber nicht, wenn man ihm auch jetzt oft bei Flemings begegnet. Er ist so sanft und aufmerksam mit Vater Fleming, auch mit Sandy, ganz wie ein Mädchen. Helen hat's herausbekommen, daß Rob jeden Tag dort sein Mittagessen verspeist; sicher bekommen die andern viel mehr davon als er selbst.“

„Sich's also vom Munde abdarben für andre Leute — wahrlich, das gefällt mir,“ meinte Durie. „Werde noch zu seiner Zeit ein Wörtchen mit Rob reden.“

„Und denke Dir, Großvater," sagte Elsie, die Thürklinke bereits in der Hand haltend, „wirst Du's denn glauben? — Rob findet die arme Maggie sehr nett und hübsch!"

Diesmal aber war Meister Durie nicht so scharfsichtig, um infolge des eben Mitgeteilten die Uneigennützigkeit in Robs Verhalten gegen Flemings in Frage zu stellen. Er forschte auch weiter nicht, wer der edle Freund sei, der sich, um Kunde von Jack zu verschaffen, aufmachen und bis jenseits von Glasgow reisen wollte. Dies war nun Elsie ganz recht; es war ihr gar peinlich, George vor dem Großvater zu erwähnen. Und George, denn er war jener Freund, fand Freude daran, den Erskines bei der Hilfe für die Familie Fleming in aller Stille beizustehen.

Wenige Tage, nachdem Arthur George aufgesucht, ward dieser feierlich und mit allen Ehren aus der Haft entlassen. Seine Freunde — und wieviel er noch deren hatte, ward ihm nun erst klar — umringten ihn sämtlich mit der lebhaftesten Teilnahme und Freude. Auch die Vögte gaben ihrer Sympathie und aufrichtigen Hochschätzung für ihn, sowie ihrem Bedauern ob ihres unbeabsichtigten Irrtums vollen Ausdruck, boten ihm allen erdenklichen Ausgleich und Beistand an, einige sogar nicht unbeträchtliche Geschenke, um den ihm an Zeit und Kraft zugefügten Verlust und Schaden wiedergutzumachen. Gern hätte er freilich diese Gaben abgelehnt, doch bei der Weise, wie sie ihm überreicht wurden, hätte ein Ablehnen nur verletzt und wie Stolz und Groll ausgesehen.

Zur selben Zeit trat auch noch ein andres wichtiges Ereignis in seiner Familie ein. Ungefähr zur Zeit seiner Einkerkerung empfingen seine Eltern in ihrem stillen, entlegenen Hochlandsheim einen unerwarteten, aber höchst willkommenen Gast. Das war der jüngere Bruder von Georges Vater, der gleich den andern in seiner Familie nicht nur aus dem Papsttum zum Protestantismus, sondern aus Dunkelheit zum Licht hindurchgedrungen war vor etwa mehr als zwanzig Jahren, als die machtvolle Predigt eines George Wishart jene große, allgemeine Erweckung ins Leben rief. Archie Duncan, damals noch ein wilder, aber warmherziger Bube, entwickelte sich zu einer jener Mannesgestalten, die bis zur letzten Stunde die Hauptanziehungskraft ihres Knabenwesens beibehalten,

jenen frischen, freimütigen Sinn, jene übersprudelnde, lebensvolle Heiterkeit und rückhaltslose Neigung zu Heldenthat und Abenteuer; dazu hatte sich nun aber noch echt mannhafte Klugheit und Charakterstärke gesellt. Wie alle Duncans, besaß er ein tiefes Empfinden und Lauterkeit des Strebens, aber ungleich den andern, vermochte er das, was er dachte und empfand, auch auszusprechen und zwar mit großer Gewandtheit, ja Beredsamkeit. Da ihm das Herz brannte vor Begier, geistliche Hirten- oder noch mehr Missionsarbeit zu treiben, so hatte er wiederholt, ob auch nicht regelmäßig der Sache der Reformation in seiner Vaterstadt wirksame Dienste geleistet gerade zur Zeit ihrer ersten Begründung dort. Später zog er nordwärts, sein Leben aufs Spiel dabei setzend, um den wilden Hochländern in Perthshire das Evangelium nahezubringen. Natürlich führte er da inmitten des unkultivierten Landes und der noch unkultivierteren Bewohner ein gar mühseliges und gefahrvolles Leben, in das jedoch die Freude, dem Herrn Seelen zu gewinnen als Früchte für die himmlische Scheuer, ihren verklärenden Schimmer warf. Selten war er seit seiner Ordination in Dundee aus seinen wildzerklüfteten Bergen und einsamen Schluchten, die kaum je ein Fuß betrat, herausgekommen. Ab und zu nur ritt er auf seinem zottigen Bergpony nach St. Johns Stadt, um das Notwendigste einzukaufen, vielleicht auch ein Buch auszukundschaften oder sich den Hochgenuß geistigen Austausches mit dem gelehrten Stadtpfarrer John Row zu verschaffen. Doch nach nun zehn Jahren solchen einsamen Lebens verlangte ihn gar sehr, wieder einmal vertraute liebe Gesichter um sich zu sehen, und so zog er südlich nach Dunsinan-Brae zu den Geschwistern. Seit Jahren schon hatten James und Mary, Georges Eltern, nicht einmal mehr von ihm gehört; daher war ihre Freude groß, als er plötzlich wieder erschien, und groß die Gastlichkeit, mit der sie ihn empfingen.

Mit den Kindern war er sofort auf vertraulichem Fuß, auf „Du und Du", wie das Männern wie ihm ja stets gelingt. Es verging noch keine Woche, so sahen die Kleinsten ihn als ihren besten Spielkameraden und die älteren Buben als schier vergötterten Helden und vollendetes Vorbild an. Indes, so warm er auch alle in sein Herz schloß, Jamie ward bald der erwählte Freund und

Gefährte seines Herzens. Das ging soweit, daß er nichts Geringeres mehr wünschte, als den Jüngling mit sich ins Hochland zu nehmen als Genossen seines einsamen, arbeitsreichen, aber doch seiner Meinung nach glücklichen Lebens. Jamie griff voll Begeisterung den Plan auf, zum Teil aus echt jugendlicher Lust an Abenteuern und neuen Eindrücken, aber zu großem Teil auch aus dem aufrichtigen Verlangen nach Arbeit im Weinberge seines Herrn. Seine Eltern waren es beide wohl zufrieden, und so sorgte „Onkel Archie" dafür, ihn als „Vorleser" (Diakon) alsbald ordinieren zu lassen. Das geschah damals häufig, wenn junge Leute nicht auf Hochschulen gebildet, aber doch sonst ernsten und frommen Herzens und begabt genug dazu waren.

So hatte also George nicht mehr nötig, für Jamies Ausbildung zu sparen, und damit keine weitere Verantwortung. Das ihm bei seiner Festnahme aus der Truhe geholte Geld war ihm unberührt zurückerstattet worden. Dazu kamen nun noch jene Geldgeschenke, so daß er eine ganz ansehnliche Summe beisammen hatte, über die er frei verfügen konnte.

„Du wirst Dir doch nun einen selbständigen Laden einrichten, George?" meinte beim Scheiden sein Vater voll glücklichen Stolzes auf diesen Sohn.

Diesen Rat hatte der Stadtvogt bereits George erteilt und dabei verheißen, er wolle es beim Profoß erreichen, daß dieser für seine Gattin eine schöne Brosche bei ihm arbeiten lasse. Auch Rob hatte dies in der ihm eignen Dringlichkeit geraten und dazu gebeten: „Und nicht wahr, Jörge, mich nimmst Du dann als Gehilfen, und Du sollst sehen, noch nie ist ein Lehrherr besser bedient gewesen, als Du dann durch mich sein würdest!"

Das war nun wohl ein ebenso einfacher als verständiger und auch ausführbarer Plan. Einem Ehrgeizigen, ja nur einem, der sich gern vorwärts bringen wollte, bot er entschieden viele Reize. George jedoch ging nicht darauf ein.

„Es wäre dann fürs erste doch noch ein gut Teil mehr Geld nötig, als ich besitze," erwiderte er Maxwell.

„Ach, Unsinn! Durie hat noch nicht einmal soviel gehabt wie Du, als er einst seinen Kram anfing. Und jetzt könnte er alles

Geschmeide und dergleichen von Lady Maria käuflich erwerben, wenn das der Regent nicht bereits nach England an die schlaue, englische Königin geschickt hätte, die wohl damit weiter keine Geschäfte machen kann."

„Wohl, mein Junge! Ich begehre weder Lady Marias Juwelen noch Meister Duries Schätze," gab George mit anmutigem Lachen zurück. Wußte er doch, daß diese Schätze Duries durch die Gerüchte sehr überschätzt wurden; doch er mochte das nicht weiter erörtern.

„Das weiß ich schon," meinte Rob, „aber einen Laden richtest Du ein, nicht wahr? Es bleibt Dir doch auf der Welt gar nichts weiter übrig."

„Nun, ich will mir's noch überlegen," meinte George. Und er that's. Gewissenhaft und weislich bedachte er die ganze Angelegenheit, wog ihr Für und Wider ab auf der Wagschale seines gesunden, klaren Urteils. Doch zu diesem klaren, gesunden Urteil gesellte sich bei ihm ein warm und ideal empfindendes Herz, und oft verwarf dieses, was vom ersteren gebilligt ward — und das entschied.

Sein Herz dachte noch an andre Art der Verwendung jener blanken Goldstücke, der ersten, über die er frei zu verfügen vermochte. Durch diese Verwendung sollten aus den materiellen, irdischen Münzen, die nur dem Vorteil und Handel dienten, kostbare, wertvolle Symbole der Liebe und des Dankes entstehen, von dem ihm das Herz so voll war. Ganz seiner Zeit, sowie seinem Stande entsprechend, fiel ihm das Schriftwort alsbald ein: „Ihr Kaufhandel wird dem Herrn heilig sein. Man wird sie zum Schatz nicht sammeln noch verbergen, sondern die vor dem Herrn wohnen, werden ihr Kaufgut haben." (Jes. 23, 18.)

„Gerade jetzt," so sagte sich George weiter, „wo ich thun darf, was ich will, möchte ich das ganze Geld von ganzer Seele gern dem Herrn geben, es in Seinen Dienst stellen zum Dank für die große Barmherzigkeit, die Er an mir gethan."

Nur seinem Vater sagte er von diesem Beschluß, den er auch, obschon jener andre Vorschläge machte, aufs treueste alsbald ins Werk setzte. Es war dies nicht nur eine Gabe; ein Opfer war's,

das andre wohl unnütz nannten, das aber ihm, wie jedes Opfer das thut, einen wirklichen, köstlichen Lohn einbrachte.

Einen Teil des Geldes verwendete er zur Unterstützung der Familie Fleming. Damit erwies er auch den Geschwistern Erskine eine Hilfe, da für deren beschränkte Mittel eine solche Unterstützung auf die Länge zuviel geworden wäre. Ebenso bestritt George auch die ihm nötig erscheinende Reise zu Jack von jenem Gelde.

Alle aber wunderten sich, daß er seinen Posten bei Moßman nun wieder übernahm. Darauf sagte er: „Hätte ich noch wie damals vor dem Eintritt in Moßmans Geschäft die Wahl, so würde ich freilich nicht zu ihm gehen. Da ich aber einmal darin bin, warum soll ich es jetzt aufgeben?" Die Folge davon war, daß Carron und Morris es für gut fanden, sich alsbald aus dem Staube zu machen. Dadurch kam George in eine ebenso bequeme als angesehene Stellung, zunächst als Morris Nachfolger, womit eine Reihe durchaus annehmbarer Privilegien verbunden waren, deren Carron sich erfreut hatte.

So floß dieser Sommer friedlich still dahin ohne viel Erlebnisse und aufregende Umgestaltungen, doch voll segensreichen, beglückenden Wirkens und steten inneren Wachstums im verborgenen.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Scotscraig.

„Frisch voran mit Herz und Händen!
Wie's auch kommt, sei auf dem Plan!
Schaffen gilt es, still vollenden,
Wirkend, wartend halten an."

Anfang September kehrte Arthur Erskine wieder nach Edinburg zurück. Tüchtig und mit Erfolg hatte er für seinen Herrn, den Regenten, und, so meinte er, für Schottland und die große Sache gewirkt. Sein Amt war es insonderheit gewesen, Ordnung und Wache über die Anhänger der Königin zu halten. Ja, er hatte auch Burgen zerstören müssen, deren Besitzer sich nach England begeben hatten, um Marias Gefangenschaft zu teilen. Täglich stieg er in der Gunst des Regenten, und es wurde ihm zu verstehen gegeben, er könne einer ansehnlichen Belohnung für sein Thun gewärtig sein. Dennoch kehrte er ernster als sonst nach Edinburg zurück. In Ton und Wesen lag — gegen eine Person ausgenommen — eine gewisse Verstimmung und Reizbarkeit.

Er sprach sich und nicht ohne Widerstreben, wie es schien, zunächst gegen Helen über seine Aussichten aus.

„Weißt Du, daß unser Onkel, der Hauptmann bei der Garde der Königin, entflohen ist, und daß niemand weiß, wohin? Ich denke mir nach Frankreich."

„Sicher!" stimmte Helen bei, von ihrem unvermeidlichen Stickrahmen aufblickend. „Hat er nicht ein Gut, das sein Vater kaufte und ihm bei seiner Verheiratung schenkte?"

„Freilich hat er das. Es ist mir auch eine Beruhigung, daß er nicht aller Mittel entblößt ist. Denn er ist, wenn auch Papist

und Parteimann der Königin, immerhin unsers Vaters Bruder. Was aber das Gut angeht, das er sich für Blackgrange gekauft hat, so meint der Regent, es gehöre nach allem Fug und Recht nun mir."

Da blickten die Geschwister einander stumm ins Angesicht. Bot sich doch hier eine Aussicht, all die Entbehrung und Sorge der Vergangenheit nun mit einem trauten, behaglichen, völlig gesicherten Heim zu vertauschen, wo die liebliche Elsie als Hausfrau schalten und walten und Helen eine stillbeglückte Liebesthätigkeit entfalten konnte. Doch sie nahmen, ob auch voll Dankesfreude, diese Aussicht ziemlich ruhig und maßvoll in sich auf.

„Ist denn dabei auch alles in Richtigkeit?" fragte Helen nach einer Weile leise und fast zaghaft.

„Ich weiß, was Du meinst, Schwester, und habe auch alles wohl bedacht. Doch es liegt kein Irrtum noch Hindernis hier vor; das bestätige ich Dir vor dem Angesicht Gottes, denn die Sache ist doch ernst genug."

„Mir scheint, es wäre just, was wir brauchen könnten, was wir uns selbst gewählt haben würden."

„Freilich, und gerade deshalb — wirst Du's verstehen? — schwieg ich, als mir's der Regent vorschlug. Wie geistesabwesend stand ich vor ihm, kaum ein „Ich danke Ew. Gnaden!" hervorbringend, bis er wirklich glaubte, ich sei hiermit nicht zufrieden."

„Nun wahrlich, Arthur, das hätten andre Leute auch annehmen können, wenn sie Dich in diesen Tagen beobachtet hätten. Das sieht Dir so gar nicht ähnlich, dem edlen Geber so knappen Dank zu bieten."

„Ach, Schwester, hättest Du diese fünf Wochen nach der Schlacht bei Langside mit mir durchlebt, Du würdest Dich nicht wundern, daß dies Geschenk aus der Hand des Regenten für mich etwas Bedrückendes besaß. Es klang mir in diesen Wochen stets wie ein ernster Mahnruf in den Ohren: „Ein jeder siehet nur auf das Seine!" Sieh Helen," fuhr Arthur erregter fort, „ich habe über unser Schottland, zumal über unsre Edelleute, vor Scham erröten müssen. Denn sie behaupteten, der Sache des Evangeliums wegen zu kämpfen, und dabei herrschte solches Neiden und Aus-

stechenwollen, solch Schmeicheln und Liebäugeln, solch deutlich sichtbares Bewerben um Gunst, doch nicht nur um die des Regenten, sondern auch um die seiner ganzen Umgebung, ja, bis zu seinem Anwalt herab. Es konnte ja jeder Höfling, ob er ein noch so simpler Bursche, ihnen von Nutzen werden. Die jämmerlichen Schranzen! Sobald einer von Marias Baronen und Schloßherren seine Besitzung verwirkt hatte, stürzten sie sich wie Krähen auf ihre Beute. Mir wurde zuletzt ganz schlecht dabei zu Mute, und ich war nahe daran, mich weit fortzuwünschen ...."

„Nach Frankreich zurück?" fragte Helen lächelnd, als er hier innehielt und offenbar nicht recht wußte, wie er seinen Satz beenden sollte.

„O nein!" sagte er da sehr entschieden. „Du mußt nicht denken, Schwester, daß ich dabei in meinem Glauben irgend gewankt hätte! Die Zeiten sind gottlob vorüber. Aber ich hatte gemeint, daß er andern so teuer wäre wie mir. Wedderburn sagte," fuhr er nach einer Pause in ruhigerem Tone fort, „daß es geradezu in der Ordnung wäre, mir Scotscraig zu übergeben. Er meinte, wenn ich es nicht dem Regenten sagen wollte, so würde er Lord Hume veranlaßt haben, mich dem Regenten vorzuschlagen."

„Und was hast Du dazu gesagt?"

„Daß ich lieber stürbe, als ihm ein Wort davon zu sagen. Wohl dachte ich an Elsie, an Dich, an das traute Heim, das es uns bieten würde, dennoch war „lieber sterben!" mein Wort." Und er sah aus, als ob ihm das heiliger Ernst wäre und er es auch durchgeführt hätte.

„Du sprachst eben von Lord Wedderburn; sage, was hat er erhalten, Bruder, welches Schloß oder Landgut?"

„Wedderburn, Helen? Nicht einen Pfennig. Wie haben sie ihn gebeten und es ihm fast aufgedrängt. „Ihr werdet dadurch noch mehr unsrer großen Sache verpflichtet und verbunden," sagten sie. Da antwortete er Ihnen: „Wenn ich keine andern Beweise meiner Treue geben könnte, so würde ich überhaupt nie welche geben; mag man deshalb an mir zweifeln, soviel man will!""*)

---

*) Historisch.

Da strahlten Helens dunkle Augen und verklärten ihr ganzes Gesicht. „Das war eine edle Antwort. So bist Du doch hier ungerecht, Bruder!"

„Ungerecht gegen den Regenten, weil ich mich so stumm verhielt?"

„O nein, das meine ich nicht. Du sagtest vorhin: „Ein jeder siehet nur auf das Seine." Wedderburn thut es nicht, wie Du siehst; Arthur Erskine thut es nicht, wie Du weißt; der Regent thut es nicht, wie Du glaubst."

„Gewiß nicht!" versetzte Arthur etwas hastig.

„Nun, mein lieber Bruder, andre gibt es sicher auch noch, die edel und treu gesinnt sind. Das mag freilich nur zu wahr sein, daß unsre Königischen durchaus nicht alle Helden oder Heilige sind, wie das der junge Herr Erskine sich gedacht haben mag. Doch sage, sind die Anhänger der Königin im ganzen besser als die des Königs oder schlechter?"

„Schlechter," erwiderte Arthur rasch, nach Jugend Art und von seinem Standpunkte aus sich zu diesem Urteil berechtigt haltend. „Sie verkaufen ja ihr Land um französisches Geld."

„Und sie machen uns den Vorwurf, daß wir Lohngeld von der englischen Elisabeth annehmen?"

„Das wohl! Es ist eben von Anfang an so gewesen. Das papistisch gesinnte Frankreich und die Guisen sind für jene die natürlichen Verbündeten; der unsrige ist das protestantische England. Wenn es ihnen beliebt, zu rufen: „Nieder mit den ketzerischen Engländern!" so können wir ebenso laut erwidern: „Fort mit den blutigen Guisen und allen französischen Tyrannen und Verrätern!""

„Und jede Partei kann also der andern vorwerfen, daß sie Schottland an die Fremden verkauft?"

„Das geschieht freilich. Aber laß Dir sagen: Wir sind zu schwach, allein dazustehen. Wir müssen uns entweder an Frankreich oder an England anlehnen oder des einen oder andern Beute werden. Während ich jetzt mir Dir rede, hat England das Regiment über uns in die Hände bekommen. Wenn England unserm Regenten Beistand leistet, so ist uns Friede und Freiheit gesichert; wenn es aber jenem papistischen Weibe das Thor wieder aufthut und sie zu

uns zurückschickt als unsre Herrscherin, dann sei Gott uns gnädig und unserm armen Vaterlande!“

„Sag', Bruder, was soll das heißen, daß sie alle von Verhör sprechen, das in England mit der Königin gehalten werden soll, und daß der Regent hingehen und gegen sie, seine Schwester, aussagen würde? Kannst Du das überhaupt verstehen?“

„Nur zu gut,“ meinte Arthur. Es schien ihm indes nicht zu passen, sich näher darüber auszusprechen. Er neigte den Kopf auf beide Hände und verharrte schweigend.

Als echtes Weib wendete sich Helen gar bald wieder mehr persönlichen Interessen zu: „Wie bald, denkst Du, daß Scotscraig uns gehört?“

„Monate wird es immer noch währen. Ich habe noch den ganzen Herbst und Winter hindurch Grenzpostendienst zu versehen.“

„Also gehst Du nicht mit dem Regenten nach England?“ fragte sie in unverkennbarer Befriedigung.

„Ich sicher nicht. Mögen andre sich darum bemühen! Lieber will ich die schärfsten Zwiste und Fehden, die tollsten Angriffe der Wegelagerer und fahrenden Ritter bestehen als solches Werk zu verrichten haben. König Jakobs Tochter, einst unsre eigne Königin, des Mordes und schändlicher Gottlosigkeiten anklagen und das vor fremdem Volk! Beim bloßen Darandenken steigt mir das Blut zu Kopf. Dennoch, fürchte ich, muß es geschehen, und ihres eignen Vaters Sohn muß der Kläger sein.“

„Muß er?“ fragte Helen, und in dieser einfachen Frage lag mehr, als man schlechthin heraushören konnte.

„Immer doch noch besser das, als daß England sich auf uns wirft und uns zu Boden drückt oder, was dasselbe sagen will, die königliche Papistin uns zurückschickt, damit die Messe wieder zu St. Giles eingeführt werde. Es muß eben manch harte und unliebsame, ich möchte sagen, widerwärtige Notwendigkeit mit in den Kauf genommen und still getragen werden von solchen, die ein Volk aus der Knechtschaft zu erlösen berufen sind. Dennoch bin ich dankbar, daß mich keine Pflicht nach England ins Gefolge des Regenten ruft.“

Nach kurzem Schweigen kam das Gespräch nochmals auf Scotscraig und auf Elsie. Es that Arthurs erregtem Gemüt wohl,

solch trauliches Geplauder von Haushaltsfragen und Interessen mit der Schwester haben zu können. Darüber vergaß er für eine Weile Maria Stuarts Sünden und Kümmernisse samt allen ihren unheilvollen Folgen. Er malte sich das Glück aus in ihrem künftigen Heim, Elsie als holdes Weibchen zur Seite, und baute herrliche Luftschlösser nach Art junger und feurig empfindender Herzen. Fast schien es, als spräche Helen ebensogern von Elsie als Arthur. Sie berichtete ihm mancherlei von ihr, wie sie immer weiblicher, rücksichtsvoller und dabei doch so süß kindlich und herzgewinnend wäre. Doch trübte sie diese reine Strömung der Sympathie für Elsie, womit sie den Garten von ihres Bruders Liebe wässerte, mit keinem Tröpflein von Selbstgefühl. Sie sagte nimmer: Dahin habe ich sie gebracht; mein Wort und Beispiel erzog sie. Arthur freilich dachte nicht daran, ahnte es wohl kaum. Vom Gedanken an Elsie ganz hingenommen, hatte er für andre Menschen nur wenig Gedanken übrig. Doch wenn er Rat oder Trost bedurfte, da war es ihm wohl niemals beigekommen, an Elsie sich zu wenden, sondern dann ging er ganz instinktiv zu Helen.

Bald sprach er nun auch zu Meister Durie von seinen Aussichten und darauf mit dessen vollster Zustimmung zu Elsie. Die Sache wurde nun ins Reine gebracht; was bisher stillschweigend angenommen, wurde nun frank und frei besprochen. Durie meinte, die Probezeit, die er Arthur aufgenötigt, könne unter so bewandten Umständen ein wenig abgekürzt werden. Sobald das Haus vorhanden sei, könne die Hausfrau ihren Einzug halten.

Es sollten indes noch viele Monate, fast ein Jahr dahingehen, bevor dieser Herzenswunsch des jungen Mannes, der für Durie freilich bitteres Trennungsleid in sich schloß, erfüllt werden konnte.

Inzwischen machte ihn der Regent zum Hauptmann und sandte ihn „auf Grenzwacht“, wie Arthur es nannte, um dort Friede und Ordnung zu halten und herzustellen. Kurz vor Lord Murrays Abreise nach England brach Arthur auf.

Als er von Elsie und Helen Abschied nahm, fühlte er sich von Sorge und Bangen erfaßt. Denn Elsie, die nie eine starke Gesundheit hatte, lag an einer von den Edinburgern die „neumodische Plage“ benannten Krankheit danieder. Einer, der sie durchgemacht, schildert

sie uns als Kopfweh, Husten und Schnupfen. Diese und andre unangenehme Symptome lassen uns jene „neumodische“ als eine wohlbekannte Plage unsrer Zeit erscheinen: Influenza. Also diese allerdings recht zur „Plage“ werdende Krankheit hatte auch in Meister Duries Haus Eingang gefunden. Helen ward zuerst davon ergriffen, doch nicht aufs Krankenlager geworfen. Etwas blaß und geisterhaft schlich sie im Hause umher; doch war Herz und Hand nach wie vor im Dienste der andern thätig. Elsie aber mußte sich legen, wurde ganz schwach und jämmerlich, auch ein wenig launisch, vielleicht auch ein klein wenig despotisch und geneigt, ihre Leiden viel schlimmer aufzufassen, als sie eigentlich waren.

„Das kommt davon, weil sie gern bald gesund werden möchte,“ entschuldigte Helen sie vor sich selbst, falls das überhaupt noch bei der nun innig geliebten Schwester notwendig war. „Sie denkt dabei sicher mehr an Arthur als an sich selbst. Dazu ist ihr Leben bisher so licht und glücklich gewesen, ein bis zum Rande gefüllter Becher voll Weins der Freude. Wenn sie damit ängstlich umgeht, so thut sie das minder aus Furcht, den Becher zu zerbrechen, als um auch nicht einen Tropfen davon zu verschütten.“

Neununddreißigstes Kapitel.

Ein Wunsch wird erfüllt.

„Ist das der letzte, allerletzte Blick,
Das letzte, was ich von Dir seh'?"

Jack Flemings Wunde erwies sich als keineswegs tödlich. Nach einem langen, schmerzensreichen Krankenlager wurde er soweit hergestellt, daß er heimkehren und seine Arbeit wieder aufnehmen konnte. Er hatte ein ganz verändertes Aussehen bekommen; fast nur ein Schatten war er von dem stämmigen Burschen, der bei allen Spielen wie bei allen Kämpfen stets der Anführer gewesen. Noch größer war die in ihm vorgegangene inwendige Umwandlung. Still, sanft und bescheiden war er geworden „fürs ganze Leben", so meinte Maggie. Brüderlein Sandy hatte keine Furcht mehr vor ihm, und glücklich berichtete er Helen eines Tages: „Jack will mit mir auf Arthurs Höhe gehen, wenn ich brav bin."

Meister Durie fand Jack gleichfalls „ein ganz Teil mehr so, wie er sein sollte". Das bewies sich schon dadurch, daß volle vierzehn Tage vergingen, ehe es zu einem Wortwechsel zwischen den beiden kam. Der Anlaß dazu war dann ein sehr geringfügiger. Eines Abends wünschte Durie, Jack solle sich beim Stadtvogt Hunter nach dem Befinden von dessen Frau erkundigen, da sie sehr krank sein sollte. Eilig sprang Jack davon und kam zur rechten Zeit zum Abendessen zurück. Während desselben fragte Durie ihn, wie es der Madame Hunter ginge.

„Nun, heut abend geht's schon etwas besser."

„Wer hat Dir's gesagt?"

„Seit gestern abend schon befindet sie sich besser, Meister!"

„Das ist mir sehr lieb zu hören, ist aber keine Antwort auf meine Frage: Wer hat Dir's gesagt?"

„Nun," kam es zaghaft heraus, „ein gewisser Scott, ein Bekannter."

„Was hat denn der bei Hunters zu suchen? Sie haben doch weder Dienstboten noch Lehrlinge im Hause."

„Ich traf Scott im Vorsaal; da hat er das Mädchen für mich gefragt."

„Du fauler, ungeschickter Bursche, heißt das Bestellungen ausrichten? Solltest Dich doch selbst erkundigen. Zur Strafe darfst Du heut nicht nach Hause gehen; das wird Dich lehren, ein andermal solche Aufträge besser auszurichten."

Jack schwieg. Helen aber hörte ihn murmeln: „Ich soll zum Stadtvogt gehen nach alledem!" und sie bedachte, wie er sonst eine versäumte Pflicht mit einer Lüge vertuscht haben würde.

„Großvater," fragte Elsie jetzt, die wohl von Jacks Murmeln etwas verstanden, „ist es denn wahr, daß sowohl der Profoß wie alle Vögte wieder auf ein Jahr gewählt worden sind?"

„Freilich! Das hat Se. Hoheit der Regent bestimmt."

„Ist es aber nicht recht sonderbar? Weshalb geschieht es denn?"

„Das geht Dich nichts an," erwiderte der Alte unwirsch, wie er sonst nie zu Elsie redete.

Nach einer Weile warf Jack hin: „Da es kein Geheimnis ist, kann man's doch wohl sagen: Die Vögte sollen bleiben, weil — und es ist nur zu wahr, fürchte ich — weil die Pest in der Stadt ist."

„Barmherziger Gott!" schrie da Elsie auf, die noch schwach und leichterregt war von ihrer Krankheit.

„Ach, die Leute reden oft dergleichen Dinge, die gar nicht wahr sind," versetzte Helen ein wenig ärgerlich. „Man sollte sich doch hüten, Jack, solche Gerüchte zu verbreiten."

„Nun ja, aber wahr ist's doch, daß Meister James Duglish..."

Hier warf ihm aber Helen solch einen Blick zu, daß er verlegen innehielt, was sie rasch mit den Worten deckte: „Daß

Meister James Duglish sich zu den Papisten hält, meinst Du? Das wird wohl auch mehr Gerede sein."

Trotzdem hatte Elsie „Lunte gerochen"; die Angst erfaßte sie. Eine Stunde später saßen die beiden Mädchen in Helens Zimmer. Es war schon spät. Elsie sollte zur Ruhe gehen; doch sie wollte nicht. Sie warf sich tieferregt und hochroten Angesichts aufs Kanapee, faßte Helens Hand und sagte: „Glaube mir's, Helen, ist die Pest wirklich in der Stadt, so bekomme ich sie sicher; ich weiß es fest."

„Aber meine Elsie, das ist doch thöricht und kindisch geredet. Du weißt doch, in wessen Hand unser Leben ruht."

„Das schon, aber Er läßt doch viele sterben, und oft schon habe ich's gehört, daß junge, glückliche Menschen, die lieben und geliebt werden, viel eher darankommen als alte Griesgrame, die gar nicht mehr am Leben hängen oder niemanden haben, für den sich's zu leben lohnt. Solche bleiben gewiß wie die Besen stehen."

„Elsie, die Alten wie die Jungen können doch nur dann gehen, wenn unser himmlischer Vater sie ruft, und Er ruft Dich oder mich nur dann zu Sich, wenn Er's für besser hält für uns, daß wir eingehen in die himmlische Heimat, die uns unser Heiland bereitet hat."

„Ja, früher dachte ich auch wohl, ich möchte gern dorthin kommen, Helen, aber jetzt, jetzt möchte ich doch sehr viel lieber noch ein wenig hier unten bleiben."

„Das ist ganz natürlich, meine Elsie! Ich und jede andre würde ebenso sprechen, wenn das Leben soviel Wert für uns besäße. Doch unser liebes Wort Gottes spricht: „Sorget nicht, sondern in allen Dingen lasset Eure Bitte mit Gebet und Flehen vor Gott kund werden!" Darum bitte ich Ihn nun auch, uns das Herz still und getrost zu machen und uns, so es Sein Wille ist, dies Leben noch zu erhalten. Du weißt, meine Elsie, Er erhört uns."

„Gewiß! Aber ach, ich ärmstes Geschöpf! Wäre doch Arthur nicht fortgegangen!"

Und Helen hatte, als sie das erste Gerücht von der Pest vernahm, Gott so gedankt und sich in innerster Seele gefreut, daß

Arthur jetzt nicht in der Stadt war. Sie sagte jedoch nichts weiter als: „Er könnte uns doch jetzt nichts helfen, Elsie, sondern würde nur unsre Gefahr teilen, wenn solche wirklich vorhanden ist. Wäre er aber hier, so würde er uns ermahnen, uns auf Gott zu verlassen, der in allem und über allem ist."

So suchte Helen sie zu beruhigen und zu trösten. Sie betete dann auch mit ihr und schlief heute mit ihr im gleichen Zimmer. Am andern Morgen ging sie mit Meister Durie und den andern Hausgenossen in die St. Gileskirche, Vater Knox' Predigt zu hören. Elsie blieb zu Hause; für sie war es zu heiß und zuviel Menschen in der Kirche.

Das war vielleicht ganz glücklich für sie, denn der große Gottesmann unterließ nicht, sich über die allen jetzt drohende Heimsuchung in Ausdrücken zu ergehen, die jedem der Zuhörer durch Mark und Bein gingen und aller Herzen erschütterten. Mit dem machtvollen Zauberstabe seiner glutvollen Beredsamkeit ließ er die erschreckende Gestalt des Engels der Vernichtung vor ihnen erscheinen im Gewande göttlicher Majestät, in der Hand das Schwert des Herrn. Wohl folgte solchen Schrecken des Gerichts- und Gesetzesdonners die Stimme Jesu Christi mit ihrem Trostes- und Friedensgruß. Doch ach, viele waren unter den Zuhörern, für welche diese Stimme eine unbekannte Sprache redete, auch nicht wenige, die wohl ihren Ton, wie Elsie, gar gut kannten, die indes zur Zeit aus Furcht und Schwäche sie nicht zu erkennen, noch den aus ihr quillenden Trost zu schöpfen vermochten.

Ernst und schweigend gingen Durie und Helen miteinander heim. Als sie bereits nahe am Canongateplatze waren, stellte Durie plötzlich die überraschende Frage: „Miß Helen, habt Ihr schon einmal Vorahnungen gehabt, eine Eingebung?"

„Mitunter schon, doch nicht oft," erwiderte sie.

„Ohne Zweifel ist das des Herrn Stimme, und Er weiß, weshalb Er sie uns zu hören gibt," und der alte Mann entblößte, so voller Menschen die Straße auch war, sein graues Haupt und blickte voll Ehrfurcht gen Himmel empor.

Da überkam Helen ein eignes Gefühl ahnungsvoller, scheuer Ehrfurcht; sie konnte es sich selbst nicht erklären. Dann sagte sie:

„Meister Durie, wir können uns doch aber auch täuschen; es kann jene Stimme die unsers eignen Herzens sein, und wenn das, was sie uns sagt, Furcht und Bangen in uns weckt . . .?"

„Das thut sie nicht, Miß Helen! Ihr wollet aber, bitte, hiervon nichts zu Elsie sagen! Versprecht mir das!"

„Ei, Meister, schaut nur den Trupp von schmucken Reitern direkt vor unsrer Thür!" rief hier Jack, der respektvoll hinter ihnen herging und seines Meisters Psalmbuch samt Helens Bibel trug.

„Meinetwegen!" versetzte Durie in energischem Tone. „Der Laden wird alle Mittwoch geschlossen bleiben während des Gottesdienstes, und kämen auch alle Ritter des ganzen Reichs, das würde nichts daran ändern. Doch springe rasch hin, Jack, und frage, was sie wollen, und sage, in ein paar Minuten wäre ich da!"

Jack eilte davon und Durie folgte mit einer der Würde seines Standes und seiner gewohnten Ehrbarkeit angemessenen Beschleunigung seiner Schritte. Indes, die Macht der Gewohnheit eines ganzen Menschenlebens ist groß, und obwohl Meister Durie sich eben noch mit sehr ernsten, feierlichen Gedanken beschäftigt hatte, so wollte er doch zur Stelle sein, wenn etwa eine neue Uhr oder eine neue Goldkette bei ihm gewünscht werden sollte oder sonst etwas in sein Geschäft Einschlagendes.

Als er ans Haus herankam, sah er, daß Elsie soviel Mut gehabt, das Haupt dieses Reitertrupps selbst ins Haus zu lassen. Das war immerhin auffallend, da sie nie, wie die Töchter ihres Standes damals zu thun pflegten, sich um irgend etwas bekümmerte, das den Laden betraf. Der Vorbau des Hauses war von etwa acht wohlgekleideten Reitern besetzt, davon einer die Zügel eines besonders kostbaren Rappen hielt. Meister Durie konnte kaum in sein Haus.

An der Schwelle kam Elsie ihnen entgegen, ganz wie umgewandelt, mit hochroten Wangen, in größter Aufregung, die Augen funkelten schier vor Freude.

„Großvater," rief sie, „mein Onkel, Lord Manderstone, ist da, um mich zu sich zu holen!"

Da glitten einen Augenblick die Hände des armen Alten schlaff hernieder vor sprachlosem Erstaunen. Dann sagte er leise: „Dein Wille geschehe!" und schritt zur Thür seines Wohnzimmers.

Helen sah, wie tiefbleich er geworden war, Elsie, daß er den Hut abzunehmen vergessen hatte. Sofort machte sie ihn darauf aufmerksam; es könnte das ja den Gast beleidigen. Er gehorchte und nahm ihn ab.

„Nicht etwa vor Alexander Home von Manderstone noch vor irgend einem dieser Sippe," setzte er hinzu.

Als er eintrat, starrten ihm ein Scharlachmantel und Goldtressen entgegen, ein Schwert mit silbernem Griff, ein prunkvoller Samthut auf stolzem Haupt, umwunden von kostbarer Goldkette, daran eine blinkende Medaille hing. So stand Lord Manderstone da und machte ihm eine nicht gerade unhöfliche Verbeugung. Durie verbeugte sich gleichfalls, doch wie der Verkäufer vor seinem Kunden. Und hierauf rückte der Lord ohne alle Umschweife damit heraus, weshalb er käme.

Er wolle der Tochter seines verstorbenen Bruders ein Daheim in seinem Schlosse anbieten. Nun habe er eine viel zu hohe Meinung von Meister Duries Scharfblick sowohl als auch von seiner Liebe zu Elsie, um hier irgend etwas andres zu erwarten, als daß er auf solch günstiges Anerbieten mit voller Freude eingehen würde, „zumal jetzt," fügte er hinzu, „wo die Stadt von solch entsetzlicher Plage, wie die Pest, bedroht ist."

Da schoß aus Duries hellem, blauem Auge ein Blick wie von Stahl. Doch er erwiderte nur: „Ich wundere mich sehr, mein Lord, was Euch auf den Gedanken gebracht, Euch nach einem so schlichten Menschenkinde, wie das Töchterlein Eures Bruders, nach achtzehn Jahren wieder einmal umzusehen."

„Zugegeben sei es, mein bester Meister, daß wir den hiermit uns gemachten Vorwurf verdienen, indes sehe ich, das Töchterlein hat unter unsrer Vernachlässigung, wenn Ihr es so nennen wollt, nicht gelitten. Sie scheint eine Erziehung hier genossen zu haben, die jedem Range und Stande Ehre macht."

Doch der eherne Ernst und sichtliche Verdruß des Alten wich bei diesen Komplimenten nicht im mindesten. Darum sagte er hierauf nur:

„Mein Enkelkind mag für sich selber wählen! Das nur muß ich Euch noch sagen: Elsbeth hat sich mit meiner vollen Zustimmung mit dem Hauptmann Arthur Erskine von Blackgrange verlobt."

„Ein sehr ehrenwertes, treffliches Bündnis, das sicherlich durch niemand in unserm Hause irgendwie beanstandet werden wird."

Hier bückte sich der Redende ein wenig und spielte mit seinem Federhut; doch soviel Duries scharfbeobachtender Blick erkannte, verriet sein Antlitz ebensowenig Überraschung als Unzufriedenheit. Da drängte sich dem Meister eine doppelte Erklärung für das plötzliche Erscheinen und Fragen nach Elsie auf: Manderstone kam entweder, weil er diese als Erbin von Meister Duries Schätzen ansah und er einem seiner Vettern oder Freunde, der sich in Not befinden mochte, durch eine Heirat mit ihr aufzuhelfen beabsichtigte, oder aber, und diese Lösung war eine viel mehr Wahrscheinlichkeit und viel weniger Unangenehmes besitzende — Manderstone hatte durch die ihm benachbarten Wedderburns von Arthur und seinem Interesse für Elsie gehört, und er wünschte nun, auf freundschaftlichem Fuß mit solchem Liebling des Regenten zu stehen.

Durie indes äußerte nur im gleichen kühlen und stahlharten Tone: „Es bleibt also nichts weiter hier zu thun, als Elsies eigne Wünsche in Erfahrung zu bringen."

„Mein guter Meister, diese Wünsche können doch kaum noch in Frage stehen," meinte Lord Manderstone mit einem Lächeln, darunter Durie innerlich aufschrie.

Jetzt ging er in den Laden, der noch immer verschlossen war, machte die Thür zwischen demselben und dem Wohnzimmer zu und rief laut: „Elsbeth!"

Da erschien das junge Mädchen und stand zitternd und hochrot vor ihrem Großvater.

„Mein Kind," sagte er mit einer Weichheit im Tone, wie Elsie wohl nie zuvor solche von ihm vernommen, „ist es wirklich Dein eigner Wunsch und Wille, zur Sippe Deines Vaters zu ziehen?"

Elsie neigte ihr Haupt; ihre Finger spielten in nervöser Hast mit dem an ihrem Gürtel hängenden Schlüsselbund.

„Sieh mich an, meine Kleine, und sage mir alles, was Du hier fühlst und denkst! Wäre Arthur hier, so sollte er für Dich die Entscheidung treffen."

Bei Nennung dieses Namens fingen Elsies Thränen an zu fließen. „Ach Großvater," brachte sie halblaut vor, „es wird mir ja so schwer, Dich zu verlassen, aber ich fürchte mich doch so sehr, ach so sehr!"

„Wovor denn, mein Kind?"

Fast unhörbar kam es nun heraus: „Vor der Pest."

Da glitt ein eigentümlicher, schwer zu beschreibender Ausdruck über das Gesicht Duries; doch er schwieg. Nach einem Weilchen fuhr Elsie fort:

„Es wird ja nicht lange dauern, dann kehre ich wieder zu Dir zurück."

Nun ließ Durie ihre Hände los und legte ihr seine Rechte auf die Schulter. Sie hat sich noch in späteren Zeiten oft erinnert, wie diese Rechte damals zitterte. Doch zur Zeit bemerkte sie es kaum. „Nein, mein Kind, Du kommst nie wieder zurück zu mir. Höre, was ich Dir nun noch sage: Du sollst in Manderstone bleiben, bis Herr Arthur selbst Dich abholen wird. Man wird gut mit Dir sein, ja gut," wiederholte er mit bebenden Lippen, „denn was geschehen ist, das ist geschehen. Du hast ja auch jemand, der Dich beschützen und für Dich eintreten wird, falls man Dir etwas zuleide thun sollte. So gehe nun und packe Deine sieben Sachen zusammen, denn was sein muß, muß sein, und ehe Du fortziehst, habe ich Dir noch ein Wörtchen zu sagen!"

Elsie gehorchte und machte sich hierbei Helens stets bereite und geschickte Hände zu nutze. Durie aber beauftragte indessen Jack, den besten Wein, den er im Keller habe, und ein sehr guter war es, dem unliebsamen Gaste heraufzuholen und auch dessen Begleiter mit erforderlicher Stärkung zu versorgen.

Nach merkwürdig kurzer Zeit war Elsie fix und fertig und sah trotz all ihrer Aufregung mit ihrem hübschen Hut und Mantel so allerliebst und reizend aus, wie das Dämchen nur aussehen konnte.

Wie sie so dastand vor ihrem Großvater, bildete sie zu dessen derber, wenig anziehender Erscheinung einen auffallenden Gegensatz. An den Ladentisch gelehnt, blickte er ihr in das holde Kindesantlitz, darin Thränen und Lächeln kämpften. Und doch, in diesem Moment waren seine harten, verwitterten Gesichtszüge von einer Schönheit durchleuchtet, die mehr Echtheit besaß als die Elsies. In ihnen sprach eine Liebe, die tiefer und stärker war, als Elsie sie je gefühlt oder fühlen konnte. Ruhig und gehalten, Elsie nicht einmal berührend, die Hände zusammenfaltend, sagte der Alte jetzt:

„Elsie, die Sippe Deines Vaters hat das Papistentum abgeschworen und sich zur reinen Lehre des Evangeliums bekannt. Wäre dem nicht so, wahrlich, ich würde Dich, solange noch ein Odem in mir wäre, ihnen nicht lassen. Mit dem Wort haben sie also solches Bekenntnis geleistet, doch ich will nichts weiter sagen. Gott allein kann das wissen und richten. Davor aber muß ich Dich warnen, wenn Du etwas hältst auf meinen Segen und Arthurs Liebe und, was richtiger ist denn alles, auf die Gnade des Allmächtigen: Gib acht, daß Du weder in Gedanken noch in Wort noch in That je um ein Haar breit abweichst von dem, was ich Dich als einige Wahrheit gelehrt! Nahe Dich allezeit zu Christo, so bleibt er Dir nahe! Das ist mein letztes Wort an Dich, mein Kind, meine Elsie! Und der Herr segne Dich und behüte Dich um seines heiligen Bundes willen! Er lasse leuchten sein Angesicht über Dir und gebe Dir Frieden! Amen."

Dies Amen glich mehr einem Aufschluchzen, und doch schien es aus noch tieferen Gründen des Herzens zu kommen als die, da die Quelladern der Thränen liegen. Und nun schloß der Alte sein Enkelkind so fest ans Herz, daß ihr der Atem schier dabei verging. Es war, als wenn eine eisernstarke Hand den Schatz, den man ihr für immer zu entreißen drohte, nicht loslassen könne und wolle. Doch Meister Durie raffte sich zusammen und flüsterte nur in herzbeweglichem Tone: „Gott segne Dich!" Dann ließ er sie los. Beim Abschied zugegen zu sein, dazu war ihm allzuweh und wund um das Herz, auch zuwenig an solchen Formen gelegen. Er überließ es deshalb Jack und dem Gehilfen Forster, Elsie aufs Pferd zu helfen. Auch trat er nicht an die Hausthür, ihr den letzten

Scheidegruß zuzuwinken. Ohne sich zu rühren, stand er noch immer an seinem Ladentisch, die Arme verschränkt über der Brust. So blieb er noch lange, nachdem der letzte Hufschlag der Rosse seinem gespannt hinhorchenden Ohr verhallt war.

Dann ging er, ohne zu wissen, warum, in das Stübchen, das Elsie bewohnt hatte, und setzte sich neben ihrem Bette nieder, wie er's gethan, als sie krank war, um mit ihr zu scherzen und zu plaudern. Dort fand ihn Helen, als sie, zwei Stunden nach Elsies Abreise, hereinkam, um die von dem eiligen Aufbruch entstandenen Unordnungen zu beseitigen. Das Gesicht des Alten ward von seiner Rechten beschattet, doch die ganze Haltung trug den Stempel tiefster Niedergeschlagenheit. Leise näherte Helen sich ihm und sagte:

„Meister Durie, Gott wird sie uns wieder zurückführen und ganz wohlbehalten.“

Da fuhr er empor, ließ die Hand sinken und blickte Helen an. Hätte diese vorher gesehen, wie todesbleich und marmorhaft er aussah, sie hätte kein Wort gesprochen. In dies Antlitz hatte sich nicht bloß Herzeleid eingegraben, sondern tiefe Seelenpein, tiefer, denn sie solche bei ihm gesehen, als seines Weibes Augen sich für immer geschlossen. Ein Blick lag darin, der ebenso Schweigen zu fordern als um Einsamkeit zu bitten schien. So ging sie, wenn auch staunend, still wieder hinaus und schloß die Thür hinter sich.

Allan Durie war zerschlagen, zu Boden geschmettert. Er wußte, er hatte sein Kind, das Licht seiner Augen, das Idol seines Herzens, zum letztenmal gesehen. Doch im Kelche seines Leides gab es Tropfen von viel größerer Bitterkeit als die des Abschiedswehs — hatte er sich doch bereit erklärt, sie Arthur in nicht allzuferner Zeit als sein Gemahl zuzuführen. Nun aber ward sie ihm nicht durch jemand, dem er Vertrauen und Liebe schenkte, entführt, sondern von einem — helles Rot übergoß sein bleiches Gesicht beim bloßen Gedanken daran — von einem jener verhaßten Homes von Manderstone, die einst Elsies Mutter geringschätzig behandelt hatten, weil sie die Tochter des Handwerkers war, von dem Bruder dessen, der das arme, junge Weib mit gebrochenem Herzen, wie Durie

fest glaubte, zu frühem Grabe gebracht. — Was konnte seine Elsie von solchen Leuten wohl Gutes lernen? Bekennen mochten sie sich wohl zur Lehre des Evangeliums, doch Durie würde sich nicht gewundert haben, hätte man ihm erzählt, sie bärgen in irgend einem Winkel ihres düstern, alten Schlosses einen „Meßkrämm" oder pflögen Verkehr mit der gottlosen Jesabel, Maria Stuart.

Doch am tiefsten verwunden uns stets jene leidvollen Gedanken, davon wir nicht gern zu sprechen vermögen, ja, die wir gern vor uns selbst verbergen. Was Meister Duries hartscheinendem und doch so liebeerfülltem Herzen am wehesten that, war die Erfahrung, daß sein Kind sich gar so leicht von ihm getrennt. Nicht, daß er Elsie deshalb tadelte; unter Umständen, wenn sie sich etwa dagegen gesträubt hätte, würde er ihr vielleicht sogar zugeredet oder, hätte sie sich absolut geweigert, es ihr geboten haben, zu gehen. Aber es ward ihr so gar nicht schwer. Wahrlich, sie wußte nicht, konnte nicht wissen, was es ihm kostete. Doch ist es eben stets so: die Jungen verlassen die Alten, das heimatliche Nest, sobald sie flügge geworden sind. Und dann ist's leer — Haus und Herz, ach, so vereinsamt und verödet!

„Ich hatte nur sie," stöhnte Allan Durie, und es gibt keinen Ruf der Klage, der nur halb so traurig ist als dieser. — Wie unendlich viel besser ist der daran, der, ob auch unter heißen Thränen, sagen kann: „Wir hatten nur einander."

Durie war eben weder der erste noch der letzte, der es zu spät erkennen mußte, daß er im Austausch gegenseitiger Liebe lauteres, echtes Gold — seines Herzens besten Schatz — gegeben und Messing oder Erz oder ein nur mit Gold überkleidetes gewöhnliches Metall zurückerhalten.

Gewöhnlich war nun wohl die kleine, arme Elsie nicht, doch ihr Gold, was sie überhaupt besaß, hatte sie eben einem andern aufgehoben.

„Der Wille des Herrn geschehe!" sagte Allan Durie abermals als Schlußwort dieser seiner stillen Trauer, ein Wort der Ergebung, das er als Leichenstein auf das Grab all seines Hoffens und seines Lebensglücks legte. Doch in Wahrheit war er mehr zu

Boden geworfen als dem Willen seines Gottes ergeben und gehorsam.

So leicht kann der, welcher weiß, was für ein Gemächte wir sind, uns in den Staub werfen; mitunter schon durch eine den Augen aller andern ganz leicht, ja sanft erscheinende Berührung Seiner Hand, die aber doch irgend einen verborgenen, geheimen Nerv trifft und durchzittert, wodurch dann, ohne daß wir wissen, wie und warum, unser ganzes Sein in Mitleidenschaft erbebt.

Vierzigstes Kapitel.

Maggie Flemings Bedrängnis.

„Wohl mag ein treues Herz mit Stolz
und Freuden
Für den, den's liebt, getrost den Tod
erleiden,
Das aber ist viel schwerer, fortzuleben,
Wenn Gott ihn nahm; da kann nur Er
Kraft geben."

Maggie Fleming also befand sich in Bedrängnis, und sie hatte viel Not und Sorge, denn sie mußte Umzug halten. Und obwohl es sich nur um den Wechsel des einen Zimmers mit dem andern und das im selben Hause handelte, sogar im selben Stockwerk, und obwohl es nicht allzuviel, auch nicht allzukostbare Dinge gab, die zu transportieren waren, so war es immerhin keine Kleinigkeit, wenn ein paar kleine und schwache Hände alles zu thun und zu ordnen hatten.

Es war noch früh am Morgen, doch Maggie fühlte sich bereits sehr müde. Was Wunder, da sie die Nacht kaum geschlafen hatte. Auf ihrem dürftigen Bett lag jetzt Sandy, der auch schon munter war und ihr vollends den Kopf warm machte, da er sie quälte, ihn anzukleiden. Gewöhnlich teilte er seines Vaters Lager, doch da dieser am Abend zuvor über Kopfweh geklagt und arge Hitze und Unruhe gehabt hatte, so nahm Maggie das Brüderlein zu sich. Der Vater hatte die ganze Nacht fest geschlafen; er lag auch jetzt noch im Schlummer. War das wohl ein gutes Zeichen? Viel durfte Maggie über diese Frage nicht nachsinnen; sie hatte

keine Zeit hierzu. Die ihr aufliegenden Pflichten und Sorgen drängte diese eine bange, ungewisse in den Hintergrund.

So machte sie denn jetzt Feuer an, um ihr frugales Frühmahl zu bereiten; dadurch, hoffte sie, würde Sandy abgelenkt und beschäftigt werden. Er kletterte jedoch aus Fenster und fand es offenbar viel interessanter, hinauszusehen.

„Aber Sandy, Junge, so steh doch nicht so halb nackend am Fenster! Laß mich Dir wenigstens erst die Jacke anthun!“ rief Maggie.

Doch Sandy rührte sich nicht vom Fleck und starrte hinaus. Jetzt rief er plötzlich: „Maggie, komm rasch! Sieh den großen, schwarzen Kasten da unten mit dem Pferde davor! . . .“

„Still, still,“ fiel ihm Maggie ins Wort, „Du weckst ja Vater auf.“ Doch Sandy fuhr nur um weniges leiser fort: „Auf der schwarzen Kiste ist was Weißes und solche hübsche Klingel! Hörst Du, wie sie bimmelt? . . .“

„O Sandy, bitte, schweig'! Das ist ja der Leichenwagen; der bringt die Leute zum Gottesacker, die an der Pest gestorben sind.“

Der feierliche, ernste Ton, in dem die Schwester dies sagte, machte den kleinen Mann doch ein wenig ernsthafter. Er verstand sie indes sowenig, daß er laut fragte: „Ist der graue Mann bei dem Wagen die Pest?“

„Ach Du kleine Einfalt! Die Pest ist doch kein Mensch; das ist die schlimme Krankheit in der Stadt. Gott verzeih' Dir Dein albernes Gerede!“

Die arme Maggie war so überreizt und auch sowenig licht im Kopf, daß sie, die sonst stets so gut gegen Sandy war, ganz vergaß, daß er doch nicht wie andre Knaben seines Alters sei, sondern kaum wie ein Kind von drei Jahren. Jetzt sah sie selbst auf die Straße hinunter. Vier graugekleidete Männer, auf Brust und Rücken große, weiße Andreaskreuze, trugen die Leiche zum Wagen. Ein fünfter, von strengem Ausdruck im Gesicht und in feinerer, obwohl auch graufarbiger Kleidung, einen Stab in der Hand haltend, schritt daneben her.

„Das ist er,“ zeigte Sandy. „Der gefällt mir gar nicht, Maggie! Laß ihn ja nicht zu uns kommen!“

„Da sei Gott vor! Doch es ist kein böser Mann, mein Junge! Er ist einer von den Vögten am Lazarett an der Mauer, die die kranken Leute pflegen. Aber jetzt, Sandy, kniee nieder und bete! Nachher gebe ich Dir Deine Suppe und ziehe Dich an, und dann hilfst Du hübsch Stühle hinüberschaffen."

Sandy faßte zwar nicht alle diese weitgehenden Bestimmungen, doch faltete er die Hände und betete. Helen hatte ihn gelehrt, daß er dann mit dem Vater im Himmel rede, der so groß und doch so gut sei, ob er Ihn auch nicht sehen könne, und der für ihn und Maggie und Vater sorge. Er müsse Ihn nur immer recht von Herzen bitten.

Maggie betete mit ihm ihr Vaterunser. Kaum aber hatte sie eben die siebente Bitte ausgesprochen, da rief es vom Bette her in hastigem Tone: „Maggie, wo bist Du? Gib mir frisches Wasser!"

Sofort stand sie damit neben ihm. Ach, seine heißen Hände, die brennende Stirn und noch mehr der schwarze, hochgeschwollene Fleck auf der Brust, die seine hastige Bewegung bloßgelegt, sagten genug — die Pest war da.

Vielleicht würde die Welt gesagt haben: Wenige werden minder entbehrlich sein als dieser arme Alte, der, blind, gebrechlich, hilflos und sehr reizbar, für seine Umgebung nur eine Last sein kann. Und doch, mancher reiche, weise und starke Mensch dürfte nicht so tief betrauert, so schwer entbehrt werden wie er. Das arme, blasse Mädchen dort an seinem Lager würde mit Stolz und Freude ihr Leben für ihn hingegeben haben, und also geliebt zu werden, ist durchaus nicht jedes Mannes noch jedes Weibes Los und Teil.

Maggie wandte nun die durch ihre Nachbarn ihr geratenen Hausmittel an, aber sie verließ dabei nie das Zimmer und schien sich extra noch zu bemühen, so leise als möglich aufzutreten. Das Zimmer zu verriegeln, vergaß sie aber, was sie bald zu bereuen hatte. Denn ehe sie sich's versah, war Sandy in höchster Eile auf der Treppe. Mühsam fing sie ihn wieder ein und gebot ihm, still dazusitzen und Stroh zu flechten, sonst .... eine sehr bezeichnende Geste sagte Sandy, was ihm dann bevorstände. Diese Sprache

war er an ihr bisher nicht gewöhnt; noch nie hatte sie ihn geschlagen, während Jack dies oft genug that; darum schluchzte er laut. Sie mußte ihn nun beruhigen und ihm bedeuten, daß, wenn er aus dem Hause laufen würde, dies schreckliche Folgen haben könne. „Du kannst damit Vater und auch mir den Tod bringen.“

Sandy, ganz entsetzt, suchte nun zu erklären, was er unten gewollt habe. „Ich wollte dem grauen Mann ja bloß vom Vater sagen, er möchte ihn pflegen kommen, weil Du sagtest, er pflege alle kranken Leute.“

„Um Gotteswillen, Sandy!“ rief Maggie erschrocken. „Wie froh bin ich, daß Du das, gottlob! nicht gethan hast! Lieber stürbe ich, und es kann sein, daß ich doch noch sterben muß, wenn die Vögte erfahren, daß ich es nicht gemeldet habe. Aber das ist mir ganz gleich; danach frage ich nicht mehr als soviel,“ und damit zerbrach sie Sandys eben hübsch sauber gefertigte Strohflechte. „Denn sieh,“ so fuhr sie fort, völlig vergessend, daß er sie nicht verstehen konnte, „wenn der graue Mann käme, so würde er den Vater hinwegholen in das Lazarett an der Stadtmauer, in ein jammervolles Loch, einen Schuppen, wo Wind, Sonne und Regen hineingehen, und wo er ganz sicher bald sterben muß. Er hat es mir noch vor ein paar Tagen selbst gesagt: „Laß mich nicht dort sterben!“ Aber das Gesetz fordert, daß man es sofort meldet, wo eins krank geworden ist, und wer es vertuscht, der wird gehängt. Doch es ist mir ganz gleich,“ versicherte sie nochmals und zerknitterte die Strohflechte vollends in lauter kleine Stücke.

Sandy hatte hierüber nur den Kummer: „O Maggie, die Flechte war so hübsch! Ich wollte sie heute Fräulein Helen zeigen, und nun hast Du sie kaput gemacht.“

Maggie sah, der arme Schelm hatte kein Verständnis für ihr Leid. Sie ging darum schweren Herzens zum Vater und that ihm allerlei erleichternde Hilfsleistungen. Dabei machte sie sich allerdings Gedanken, ob sie auch recht gethan, ihn nicht gemeldet zu haben. Ob er vielleicht im Lazarett dort oder in dem oben auf dem Berge doch besser verpflegt werden könnte? Aber darüber tröstete und beruhigte sie sein eigner Widerwille dagegen.

Es klingt für uns Leute von heutzutage freilich unglaublich, was uns über die gesundheitlichen Gesetze und Vorschriften jener Zeit berichtet wird. Die braven Stadträte von Edinburg wollten die Verbreitung der Pest hindern, darum separierten sie die Angesteckten von den Gesunden. Die Mittel aber, deren sie sich dabei bedienten, hatten um ihrer großen Roheit und Rücksichtslosigkeit willen zur Folge, daß viel mehr Menschenleben dabei verlorengingen als bewahrt und gerettet wurden. Daß Weisheit mit Liebe oder Güte Hand in Hand zu gehen hat, mußten die guten Leute damals erst noch lernen.

Maggie dachte freilich nicht weiter über diese grausen, unverständigen Gesetze nach; sie hatte nichts als ihren armen, kranken Vater im Sinn. Ihrem Kindesgemüt that es wohl, daran zu denken, Gott sei ihr nahe und kenne ihr Leid und werde ihr helfen. „Wenn ich auch gar einfältig bin, nicht so schön wie Fräulein Elsie und nicht so gut und fein wie Fräulein Helen, wenn auch der Vater nicht sehen kann und Sandy sehr kindisch ist, ich also niemanden habe, so weiß ich doch, ich bin „besser denn viele Sperlinge“, und darum wird der Herr für mich sorgen. Doch wenn nur jetzt Jack nicht käme! Er würde es ja sofort ausplaudern. Und wenn Fräulein Helen nur nicht jetzt uns besuchen wollte, denn was sollte ich dann thun?“

Diese Sorge lastete den ganzen Tag über schwer auf ihr, besonders in der Stille der Nacht. Am folgenden Nachmittag aber sah Sandy, daß Helen aufs Haus zuschritt. Da gab die Liebe und Angst es ihr ein, was sie zu thun habe. Sie rief bittend durch das Fenster: „Ach bitte, Fräulein Helen, gebt Euch heute nicht die Mühe, zu kommen! Des Umzugs wegen sieht es bei uns heute gar zu schrecklich aus; es ist alles durcheinander. Und bitte, sagt es doch auch Jack, er möchte wegbleiben! Er ist uns nur im Wege und würde mich bloß in die Hetze und Angst bringen, wenn er mir wie eine wilde Hummel um den Kopf schwirrt.“

Helen war zwar ein wenig verwundert über Maggies sonderbaren Ton und Ausdruck. Doch schob sie dies auf die allzuschwer auf ihr lastenden Haushaltungssorgen und ging mit dem stillen Vorsatz, sich morgen wieder nach ihr umzusehen.

Jetzt aber ward der Zustand des Patienten doch derart, daß Maggie beschloß, George Duncan holen zu lassen und ihn um Rat und Beistand zu bitten. Weshalb gerade er ihr einfiel, hätte sie kaum zu sagen vermocht, außer daß er sich ihnen allen stets als treuer, guter Freund gezeigt und sie von ihm gehört hatte, er gehe ins Lazarett an der Stadtmauer und besuche die armen Kranken dort.

So sandte sie denn Sandy, der immer unleidlicher wurde, da alles so „durcheinanderging," er sollte George bei Meister Moßman aufsuchen und ihn bitten, sobald als möglich zu ihnen zu kommen. „Du sprichst aber mit niemand unterwegs und sagst George genau das, was ich Dir bestelle, nichts weiter! Hörst Du?" Zugleich ward gebührliche Strafe ihm im Unterlassungsfalle angedroht und große Belohnung, wenn er seine Sache gut mache, zugesagt. Sandy nahm sich's ad notam und lief eilig davon.

Maggie quälten unterdes neue Besorgnisse. Wenn nun der neue Mieter käme und einziehen wollte? Er hatte ja längst volles Recht dazu. Was sollte sie aber dann ihm sagen? Oder wenn Fräulein Helen wiederkäme? Jack konnte sie wohl abschütteln, aber Fräulein Helen hatte eine so eigne Art, den Dingen auf den Grund zu kommen. So saß Maggie und grübelte und hoffte auf Georges Erscheinen; sie ging dazwischen zu ihrem Patienten der etwas minder zu fiebern schien und nur frisches Wasser von ihr begehrte.

Endlich kam Sandy und brachte die Botschaft, George käme sofort, wofür die gebührende Belohnung alsbald ihm gespendet wurde, bestehend in Maggies einziger Münze, die sie besaß, und hierzu ein extra gutes Frühstück: Roggenbrot und Käse.

Jetzt hörte man Fußtritte auf der Treppe. Maggies Herz pochte laut vor Freude; aber auch wieder Bangen überschlich es — wenn es nun der Mieter war? Sie hörte *zweierlei* Männerschritte. Was sollte sie thun? Eine Lüge als Entschuldigung sich ersinnen? Nein, nimmermehr! Da klopfte er schon; fast desperat ging sie an die Thür und öffnete.

Es war George Duncan und Rob Maxwell; welch eine Herzenserleichterung! — obwohl der Anblick des letzteren ihr gerade nicht allzuviel Erleichterung bot, im Gegenteil, *den* hätte sie im Augenblick lieber wer weiß wohin gewünscht als hier, wo er sich doch

gewiß anstecken würde. Warum nun Rob dieser Gefahr mehr ausgesetzt sein sollte als George, dürfte nicht so leicht zu ergründen sein. Er sah so blaß aus; war es deshalb? Kein Wort sprach er, während George mit dem Kranken redete und dann mit Maggie. So beruhigend wie linder Balsam wirkte Georges Reden. Leise machte er das Fenster auf, die frische Luft einzulassen, gab dem Vater mitgebrachte Medizin und meinte, es stehe nicht gar so schlimm mit diesem. „Bist Du denn gar ein Doktor?“ fragte der Patient erstaunt.

„O nein, das wäre zuviel für einen Goldschmiedgehilfen. Aber ich habe mich oft mit dem Chirurg Meister Gilbert Skeyne unterhalten, dem besten in ganz Edinburg, und außerdem . . .“

Doch hier brach George ab; sein Auge schien etwas zu erblicken, was weit von ihm ablag. Dann fuhr er in seiner ruhigen Weise fort:

„Nun es Euch ein wenig besser geht, möchte ich ein Wort mit Maggie reden.“

Bald darauf stand er mit dieser und Rob draußen vor der Thür, und nun drang er in Maggie mit herzlichen, teilnahms- und rücksichtsvollen Worten, sie müsse die Krankheit anzeigen und den Vater ins Lazarett auf dem Berge schaffen lassen. Er wolle dafür sorgen, daß es ihm dort möglichst gut gehe; Maggie sollte mitkommen und als seine Pflegerin obenbleiben. Er und Rob würden den Transport übernehmen. (Hier wandte er sich diesem zu, erhielt jedoch keine Zustimmung.) Sie wollten beide ihr möglichstes für sie und den Vater thun. Es stände noch gar nicht allzuböse um den letzteren. Was würde sie riskieren, wenn sie widerstrebte, und leise teilte er ihr mit, was vor kurzem einem Nachbar von ihm widerfahren: Weil er seines Weibes Krankheit verheimlicht, war er aufgehängt worden.*)

Maggie hörte es still an; nur ihre Lippen zeigten ihre innere Bewegung. Eher hätte George wohl „König Arthurs Stuhl“ vom Berge heruntergebracht als den Willen dieses kleinen, schwächlichen,

*) Eine Thatsache.

so unbedeutend und charakterlos aussehenden Mädchens zu beugen vermocht. Sie sagte nichts als: „Ihr seid wirklich recht gut, George!" aber er sah es ihr deutlich genug an, daß er tauben Ohren gepredigt hatte.

Jetzt mischte Rob sich aber hinein: „Sage Maggie, hast Du nicht jetzt das Zimmer hier drüben gemietet?"

Sie sagte: „Ja!" sah ihn aber nicht an. Da war er auch schon verschwunden.

Nun holte George den letzten Pfeil aus seinem Köcher und fragte: „Hast Du auch bedacht, Maggie, was es für Deinen Vater wäre, wenn er erführe, daß Du um seinetwillen den Tod erlitten?"

Doch da kam auch schon Rob zurück. Er hielt ein Blatt Papier in der Hand und reichte es Maggie. „Ich kann Geschriebenes nicht lesen," sagte sie kopfschüttelnd.

„Gut, so höre! Euer Wirt hat mir diese Quittung ausgestellt, daß ich auf unbestimmte Zeit Euer altes wie dies neue Zimmer gemietet habe, zunächst für einen Monat. Also kannst Du hierbleiben, da Du es einmal gern verheimlichen willst. Ich wohne solange drüben und helfe Dir den Vater pflegen, falls Du mich pflegen lassen willst."

Nun zitterte Maggie über und über vor Bewegung; schier stammelnd kam es heraus: „Aber Robert, Robert, ich will und mag Dich nicht in solche Gefahr bringen."

Da trat Robert einen Schritt näher zu ihr und sagte: „Wozu brauchst Du davon erst zu reden? Hundertmal lieber möchte ich sterben," hier wurde sein Ton leiser und eindringlicher, „als zugeben, daß ein Haar Deines Hauptes gekrümmt würde. So, nun ist es heraus, das Wort; nun mache damit, was Du willst! Du wirst ja schon das rechte wählen wegen Deines Vaters; ich verstehe das weiter nicht. Aber, das weiß ich, ich habe soviel Macht, Dich unbehelligt durch alles hindurchzubringen, und diese Macht werde ich zu gebrauchen wissen, und Du wirst mich davon nicht zurückbringen, was Du mir auch für unnütze Worte anzuhören geben magst, von Strafen und Gehangenwerden gar nicht erst zu reden. Ich werde doch wohl für Dich thun können, was Du für Deinen Vater zu

thun bereit bist, sintemal ich Dich doch ein ganzes Teil mehr liebe als Du ihn."

Als er zu reden begonnen, hatte Maggie ihr Haupt verhüllt; nun aber schluchzte und weinte sie und rang die Hände, als ob ihr das Herz brechen wolle. Wenn unter solchen Verhältnissen wie hier die Selbstbeherrschung einmal durchbrochen ist, ob auch nur für einen Augenblick, so kann solches Hervorbrechen eingedämmten Gefühls leicht so unaufhaltsam dahinströmen wie ein lange verschlossener Wasserquell.

Den beiden jungen Männern wurde dabei ganz bange; George, weil er besorgte, daß dies laute Weinen zur Entdeckung führen würde; Rob, weil Maggie dadurch sich allzusehr aufregen und schaden könne.

Schließlich öffnete George die Thür des leeren Zimmers drüben und sagte: „Bringe sie nur hierin zur Ruhe, die Leute könnten sonst von unten heraufkommen; ich will unterdes noch mit ihrem Vater über die Sache reden."

Rob that, wie ihm geheißen ward. Es läßt sich wohl annehmen, daß solch Beruhigen ihm gelang, doch was in dieser halben Stunde vorging, das hat keines der beiden je ausgesprochen.

George setzte sich mittlerweile an das Bett des Kranken. Mit herzlichen, liebevollen Worten stellte er diesem vor, ob es nicht für einen Kranken doch noch besser sei, sich ins Berglazarett schaffen zu lassen, wo es ihm an Ärzten und Arzneien nicht fehlen werde. Das Wetter sei so schön, kein Risiko beim Transport, was aber leicht eintreten könne, wenn sich derselbe noch länger hinausschöbe. Ein Christ müsse doch allezeit dem Gesetz unterthan sein, und vollends furchtbar wäre es, dies sprach George nur im Flüsterton, wenn durch sein Hierbleiben das Leben andrer geschädigt würde.

Da that sich plötzlich die bisher fest verschlossene Zugangspforte im Herzen des Alten auf, obwohl doch so sanft wie mit spielender Kindeshand daran gerührt worden war. Der Patient sah die Sache in anderm Lichte an; halb sich in seinem Bette aufrichtend sagte er: „Und ist es denn wirklich die Pest, mein guter George? Maggie hat mir noch nichts davon gesagt."

„Also wißt Ihr's noch nicht einmal? Doch seid nicht bange! Es ist ja nur eine vom Herrn uns gesandte Krankheit, die Heimsuchung Seiner Liebe, die niemand sich erwählen, aber auch niemand schlimmer machen kann, wie einst ein Gottesmann gesagt hat," erwiderte George, und wieder trug sein Antlitz jenen weit über alles hinwegblickenden, wundersamen Ausdruck.

„So laßt mich nur aufs Berglazarett hinaufschaffen; wir werden sonst noch bestraft!" rief nun, sichtlich von dem Gedanken erregt, der Kranke. „Und warum sollt' es auch nicht geschehen? Bin ich doch nichts Besseres als unsre Nachbarn."

„Und dann," fuhr George tröstend fort, „sind doch auch schon manche von da oben als geheilt entlassen, sobald sie gereinigt waren. Mit Gottes Hilfe wird's Euch gleichfalls also ergehn. Rob Maxwell und ich wollen helfen, Euch hinaufzuschaffen. Aber Jack haltet fern, damit nicht durch ihn Meister Durie und sein Haus angesteckt werde!"

Nur wenige Stunden später saß Maggie oben im Lazarett auf dem Berge am Bette ihres Vaters. Ihre Freunde hatten ihr alle nur irgend mögliche Erleichterung und Hilfe verschafft und alles aufs beste besorgt. Übermüdet vom Umzug, schlief der Patient jetzt.

Übermüdet hätte seine junge Pflegerin nun wohl auch sein können. Aber sie spürte kaum etwas davon. Die Sorge der letzten achtundvierzig Stunden war ihr abgenommen, Hoffnung vorhanden, den Vater am Leben zu erhalten; doch im tiefsten Herzensgrunde blühte ihr außerdem noch ein süßes, seliges Geheimnis, wie sie nie zuvor ein solches gekannt.

Jetzt erwachte ihr Vater und fragte: „Was ist denn aus unserm armen, kleinen Sandy geworden?"

„O, den hat Rob mit sich heimgenommen, bis es Dir wieder besser geht und wir wieder nach Hause dürfen, lieber Vater!"

„Was, Rob Maxwell? Das ist doch wirklich gar zu gut von ihm; Du hättest es doch aber nicht zulassen sollen, Maggie! Rob wird sich zu Tode mit ihm ärgern und schwere Plage haben mit

dem armen, kleinen Tropf; vielleicht wird er auch garstig gegen ihn werden."

„Nein, das wird er nicht," versicherte Maggie voll fröhlicher Zuversicht. „Aber bitte, lieber Vater, rede jetzt nicht mehr! Das Fieber kommt sonst stärker. Soll ich Dir vielleicht ein schönes, für Dich und mich tröstliches Gebet vorsprechen? Sieh, ich meine, wir sollten dem Herrn danken, daß Er uns, wenn Er auch die böse Krankheit gesandt, doch gar viel Gutes gethan hat."

Einundvierzigstes Kapitel.

George Duncans Werk.

„Gott hat allzeit Seinen Plan
Und Sein Werk für jedermann.“

Nachdem George und Robert für den Aufenthalt von Vater und Tochter Fleming im Berglazarett aufs beste gesorgt hatten, begaben sie sich miteinander auf den Heimweg.

„Komm mit mir dort drüben hin!“ bat George und zeigte dabei auf Arthurs-Sitz, einen Bergesgipfel, der sich scharf von dem klaren Oktoberhimmel abhob. „Die reine, frische Bergesluft da oben wird uns gut thun nach dieser giftigen Atmosphäre.“

„Mir ist's recht,“ wiederholte Rob, „da ich ja diesen Tag doch einmal für meine Arbeit verloren habe. Ein zweitesmal dürfte ich das freilich nicht riskieren, da ich jetzt für vier Münder zu sorgen habe.“

Seinem leuchtenden Antlitz und seinem elastischen Schritte nach zu urteilen, schien ihn jedoch dieses neue Gewicht der Verantwortlichkeit nicht allzusehr niederzudrücken. Man konnte es allen beiden nicht anmerken, daß sie sich sowohl in steter Lebensgefahr befanden, als auch, daß der eine gegründete Ursache hatte, sich um etwas, was ihm viel teurer war als das Leben, zu sorgen, und daß der andre gleichfalls Befürchtungen und Sorgen hegte, die ihm nicht minder schwer auflagen.

Mit raschen, weit ausholenden Schritten wanderten sie über die moosdurchwachsene, von Heidekraut und Glockenblumen übersäte Halde dahin. Gesprochen wurde wenig. Sie machten es bereits vorher stillschweigend miteinander ab: Rob sollte weiter in

seinem Geschäft arbeiten und dadurch den Lebensunterhalt der Flemings erwerben, mit Maggie sich bei seinen Besuchen auf kurze Aussprachen beschränken; George wollte für ihres Vaters Pflege und für sonstige äußere und innere Bedürfnisse der beiden sorgen.

Endlich standen sie oben auf der Höhe. Ganz in der Nähe hatten sie nun, von malerischen Felsblöcken umgeben, eine Gruppe von dürftig aussehenden Baracken, umspannt von grobem Zelttuch. Etwas nur davon entfernt bot sich ihnen ein gar verschiedenes Bild: zunächst das schöne Holyrood, das auf grauem Fels darüber hinwegragende Schloß, unterhalb desselben den Turm von St. Giles und die Straßen und Häuser der alten, damals bereits gar vornehm aussehenden Stadt Edinburg. Auf der andern Seite breiteten sich bis in unabsehbare Ferne kleine Städte und Schlösser, fruchtbare Gefilde und blaue Berge anmutig aus, dahinter die in Licht gebadete, weite Wasserfläche. Doch weder Meer noch Berg, weder Schloß noch Halde vermochte die Blicke von George Duncan und Rob Maxwell von dem dürftigen Bilde der Baracken abzulenken.

„George,“ sagte Rob schließlich, „ich danke Dir von ganzem Herzen, daß Du mich heut morgen abgeholt hast; doch sage, woher in aller Welt hast Du gewußt . . .?“

„Daß es bei Flemings so schlimm stand? Nun, das hat mir der kleine Sandy hinreichend deutlich schon durch sein ganzes Wesen dabei gesagt.“

„Das meine ich nicht, George, sondern daß — daß mir das zu erfahren so wichtig sei?“

Da umspielte ein stilles Lächeln Georges ernstes Antlitz. — „Mein guter Rob, der Mensch hat doch seine Augen. Doch mir scheint, Du hast sehr wohlgethan. Gott segne Euch beide! Maggie ist ein braves Mädchen, deren Tage gewiß „noch viel sein werden in dem Lande, das der Herr, ihr Gott, ihr geben wird.““

Rob bückte sich, nahm einen Stein und ließ ihn den Abhang hinunterrollen. „Es gibt Sachen,“ sagte er nach einer Weile, „die kein Mann ruhig mit ansehen kann, und eine solche ist: das Mädchen, das er liebt, in Leid und Lebensgefahr zu sehen und ihr nicht die Hand zur Hilfe bieten zu können.“

„Und doch, mein Rob, haben Männer auch das mitunter zu ertragen und still zu sein," erwiderte sich abwendend und leisen Tones George.

Darauf schwiegen sie beide eine Zeitlang. Robert warf sich in das Heidekraut, um einmal recht behaglich auszuruhen. Nach einem Weilchen lehnte auch George sich ein wenig zurück, doch behielt er die Baracken stets im Auge. Aber auch zu dem ferner abliegenden, an den sogenannten Muirstadtteil grenzenden Barackenlager wandte er wiederholt den Blick.

„George," fragte Rob plötzlich, „was war es doch, was Du vorhin von Moßman zu erzählen anfingst?"

„Daß er sein Geschäft schließen will. Du weißt, er ist bereits seit drei Wochen fort und ist der Ansicht, und das wohl mit Recht, daß für Schmuck und Juwelen jetzt keine günstige Geschäftszeit ist."

„Aber, liebster Himmel, was soll denn dann aus mir werden?" fuhr Rob ganz erschrocken empor.

„Gräme Dich nicht! Ich habe daran schon gedacht, auch gehört, daß Dir Meister Durie Arbeit geben will, denn der geht nicht fort. Er meint, das Fortgehen und das Ladenschließen sei ein Zeichen, daß man kein Gottvertrauen habe. Daher kommen nun die Leute mit all ihren kleinen Reparaturen oder den irgend in sein Geschäft einschlagenden Arbeiten zu ihm, so daß er Dich ohne allzuviel Risiko noch in Stellung nehmen kann."

„Gott sei gelobt dafür!" rief Rob aus vollster Seele. „Heut abend will ich noch zu ihm gehn und ihn fragen. Abgesehen davon, was Maggie jetzt alles braucht, möchte ich schon alter Zeiten wegen gern wieder bei Meister Durie zu thun haben. Zeigen möcht' ich ihm, daß ich mir seine Worte einst zu Herzen genommen habe und kein Nichtsnutz mehr bin. — Ich habe aber noch einen Gedanken dabei. Sieh, George, ich kann vielleicht dann der der lieben Maggie stets so gütig begegnenden Dame in Meister Duries Hause hier und da einen kleinen Dienst erweisen, ihr Wege gehen oder dergleichen. Wahrlich, sie thut mir so von Herzen leid, wenn ich mir's so vorhalte, wie sie ohne Vater und Mutter,

zur Zeit auch ohne Bruder, ohne eine Freundin, da Miß Elsie doch fort ist, sich so allein behilft in dieser verpesteten Stadt. . ."

Da zogen sich Georges starke Muskeln vor Seelenpein zusammen; seine Hände griffen hinein in die zarten Eriken, die er gedankenlos eben abgepflückt, und zermalmten sie zu einem dichten Knäuel. Als ob er sich dies Bild nicht fort und fort vor Augen gehalten hätte. — War denn eine einzige Stunde vergangen, seit er von Elsies Abreise gehört, wo der Gedanke ihn nicht tief umschattet hätte: „Wie mag es ihr gehen! Was mag sie fühlen und leiden in solcher Einsamkeit!" Ach wie oft stieg während jedes Tages das Gebet in ihm auf: „Vater, hilf ihr!" — oder eines in ähnlichen Worten. Aber im Gebet sogar wagte er es nicht, sein übervolles Herz weiter ausströmen zu lassen, es ganz zu enthüllen. Wußte er doch: Gott wird ihr helfen, für sie sorgen. Doch wie? — Er thut das mitunter auch dadurch und zwar gerade mit Seinen besten und liebsten Kindern, daß Er sie zu Sich in Seine Vaterarme holt. George hatte nicht etwa Vorahnungen, wie Meister Durie solche gehabt, aber klare, reiflich erwogene Gedanken. Es war darum nicht bloß sein banges Herz, das ihm sagte: „Die, welche niemals an sich und den eignen Schutz, sondern stets nur an andre denken, sind den giftigen Pfeilen der Pestilenz am allermeisten ausgesetzt. Wie, wenn das nun Gottes Wille wäre?"

Einen Augenblick hob er das dunkle, von an ihm gar seltenen Thränen umschleierte Auge zum herbstlichen Abendhimmel empor, um dann mit verändertem Ausdruck wieder auf die elenden Zelte vor ihm hinzublicken.

Von alledem merkte aber Rob nichts und fuhr fort zu plaudern, doch von einem, wie er meinte, für George interessanteren Thema. So fern können uns oft diejenigen sein, mit welchen wir Hand in Hand sitzen und ihnen ins Antlitz schauen.

„Sage mir aber doch jetzt auch, George, was Du anfangen wirst, da Meister Moßman zugeschlossen hat! Dir muß das doch schließlich wichtiger sein als mir."

George aber wandte den Blick noch immer nicht von den Baracken und sagte: „Du weißt, ich habe Geld und hoffe soviel

übrig zu behalten, um mein bißchen Essen und Trinken davon bestreiten zu können."

„Das schon, aber Du solltest das Geld doch nicht also aufbrauchen, und solch ein fleißiger und tüchtiger Arbeiter wie Du legt doch auch die Hände nicht gern in den Schoß."

Da wandte sich George ihm zu und fragte: „Rob, kennst Du den Dr. Gilbert Skeyne?"

„Ei freilich! Er soll sehr geschickt und auch sehr gut sein; doch zu so armen Leuten wie Flemings kommt er schwerlich."

„Daran dachte ich zunächst nicht. Ich habe ihn in Frankreich kennen gelernt, wo er sich im Gefolge des Lord Murray befand. Er hat Herrn Arthur Erskine damals durch das böse Nervenfieber gebracht, und keiner konnte gütiger und sorgsamer dabei sein wie er. Jetzt hält er sich in unsrer Stadt auf; ich glaube, er blieb hier aus Liebe zu Gott und unsern Brüdern; ein paarmal schon bin ich mit ihm zusammengekommen. Es thut ihm so leid, daß in dieser bösen Seuche einer dem andern widerwärtig wird, zumal der Arme dem Reichen. Er beklagt, daß die Geringen unsers Herrn Christi dahinsterben und von allen geflohen werden."

„Das ist nur zu wahr," gab Rob traurigen Tones zu.

„Ja, eine überaus schmerzliche Wahrheit ist's. Denke nur, Rob, wie es doch furchtbar da drüben hergehen muß," hier wies er auf die Baracken, „wenn ein so schüchternes, zaghaftes Mädchen, wie es Maggie ist, lieber sterben will als ihren kranken Vater dorthin schaffen zu lassen! Und soviel ist gewiß, ich habe dort mit meinen eignen Augen mehr Jammer und Mangel gesehen, als ich mir denken konnte."

„Wo ist es denn schlimmer? Auf dem Berge oder im Muirlazarett an der Mauer dort?"

„Auf beiden Stellen schlimm genug; vielleicht sind die letzteren noch weniger von menschlicher Hilfe unterstützt. Wohl weiß Vater Knox gar gut, den reichen Leuten das Geld aus dem Beutel zu locken, auch stehen ihm mehrere christliche Männer bei, doch die großen Herren alle, die in Canongate wohnen, sind fort, der Seuche wegen, und die reichen Kaufleute sind ihrem Beispiel ge-

folgt, so daß die armen Leute schwerlich viel andern Beistand erfahren als den unsers treuen Gottes."

„Das ist freilich gar traurig. Doch unsereins kann ja meist nur bei unsersgleichen und etwa bei guten Nachbarn auf Hilfe rechnen."

„Wohl wahr, und Du thust sehr recht daran, für die zu sorgen, die Gott Dir zugeführt. Aber mich, so däucht mir, hat Er dazu frei und nun auch leidlich bemittelt gemacht, daß ich, was ich bin und habe, einsetze und darangebe für Ihn und Seine armen Brüder, und dafür bin ich Ihm von Herzen dankbar," sagte George in weihevollem Ernst und schier leuchtenden Angesichts.

„Doch was, George, kannst Du denn thun?" fragte Robert.

„Dr. Skeyne hat mich im Anwenden von allerlei Hilfsmitteln unterwiesen. Außerdem kann ich doch versuchen, diese elenden Baracken mehr christlichen Krankenstätten gleichzumachen, kann pflegen und warten, kann Sterbende trösten. Kurz, ich habe beschlossen, mich ihnen ganz zu widmen, ganz unter ihnen zu leben und in die Stadt nur hereinzukommen, um das Nötige einzuholen oder auch Hilfe zu erbitten."

„Aber, guter George, hast Du denn gar keine Furcht?"

„Meines Herrn Willen zu thun und Sein Werk auszurichten? Rob, es ist seltsam, aber ich habe, seit ich ein winziges Büblein war, stets davon geträumt, Kranke in einer von der Pest befallenen Stadt zu pflegen. Vielleicht ist's ein thörichter Gedanke, doch zuweilen denke ich sogar, daß ich dazu geboren bin. Die erste Geschichte, die mir erzählt wurde, außer der e i n e n unvergleichlichen, heiligen," und ehrfurchtsvoll schaute George hier aufwärts, „war die, welche meine Mutter mir aus ihrer Heimat erzählte, während ich, voll Andacht an ihre Kniee mich lehnend, ihr lauschte, von der großen Pest in Dundee, wo meine Eltern beide umgekommen wären, hätte der edle Gottesmann George Wishart ihnen nicht Leib und Seele gerettet. Er war's, der damals nicht bloß Gottes Wort predigte, sondern auch für das leibliche Wohl der Leute sorgte. Darüber entbrannte mein Kindesherz also, daß ich von da an alle Morgen und Abende betete, Gott wolle mich einmal auch also leben und sterben lassen. In solchen Kindesgebeten und Kindes-

plänen ist mehr, als die Leute manchmal meinen. Es schien auch zuerst keineswegs, als solle mein Traum in Erfüllung gehen, denn ich kam statt in die Schule und zur lateinischen Grammatik zu einem Goldschmied in die Lehre. Nicht, daß ich etwa dieses Gewerbe nicht gern gehabt hätte, o nein, ich war ganz damit zufrieden. Und bald schien mir's, als sei dieser Beruf just der mir von Gott bestimmte. So wartete ich still, bis meine Zeit kommen würde, und jetzt, dünkt mich's, ist sie gekommen."

Wieder blickte er hinab zu den Baracken; dieser Blick sagte mehr als viele Worte. In diesem Augenblick fiel das untergehende Sonnenlicht auf die armseligen Stätten des Leides und verlieh ihnen einen verklärenden Schimmer. Nach einer Weile fuhr George fort:

„Die andre Hälfte meines Traumes, ein Märtyrer zu werden, wird sich schwerlich erfüllen. Gott sei gelobt, die Wolke papistischer Tyrannei ist verschwunden. Unsre Seele ist entronnen wie ein Vogel aus der Schlinge des Voglers; der Strick ist zerrissen, und wir sind frei. Seit mehr als zehn Jahren haben wir keine rauchenden Scheiterhaufen und Folterqualen mehr, und ich bin der festen Zuversicht, daß weder wir noch unsre Kinder sie je wiedersehen, solange diese hohen Felsen ragen, die Berge und Säulen des Herrn. Also in dieser Weise für Ihn zu leiden und zu zeugen, vermögen wir nimmer. Doch bis diese Berge entweichen und das Meer nicht mehr sein wird, werden noch immer Stätten der Armut und des Elends sein, wo ein jeder schlichte Christenmensch, er sei Mann oder Weib, der seinen Herrn mehr liebt denn sein Leben, für Ihn ebenso sichtbar und klar Zeugnis ablegen kann als in den sengenden Gluten der Scheiterhaufen. Und über das alles bleibt Sein Wort allezeit wahrhaftig: „Was Ihr thut an diesen Meinen Geringsten, das habt Ihr Mir gethan.“ "

„Wahrlich," sagte hier Rob voll tiefsinniger Sympathie und voller Bewunderung zugleich, „das nenne ich ein heiliges, gesegnetes Werk. Ach, daß ich Dir darin helfen könnte! Doch, mein George, hast Du auch an Deine Freunde gedacht, denen Dein Leben mehr wert ist als Dir selbst?"

„Meiner Treue, Rob, Gefahr ist doch überall, in der Stadt ebenso wie in jenen Leidensstätten. Und dann, ich habe neun Geschwister; es geht ihnen allen gut; meine Eltern haben an ihnen Freude, und schließlich, wer mich wahrhaft liebt, wird mich sicher nicht in diesem Werke hindern. Doch jetzt laß uns aufbrechen, Rob! Die Sonne geht gleich unter; wir müssen uns beeilen, sonst wird das Thor geschlossen, und das wäre für uns beide schlimm.“

Sie liefen, so schnell es ging, thalab. George, der Sohn des Hochlands und kräftig und muskulös von Gestalt, überholte Rob, das Stadtkind, gar bald. Wiederholt mußte er stehen bleiben und dem Freund die Hand reichen, denn der Eile wegen hatten sie den steilsten Weg bergab gewählt. In der Ebene hielt Rob besser Schritt; sie kamen auch noch gerade vor Thoresschluß in die Stadt. Langsam wanderten sie nun durch die Straßen.

Das letzte Sonnengold überflutete sie. Die schmalsten Fenster und die düstersten Gassen erglühten in diesem glanzvollen Schein. So verleiht auch jenes Licht, das über Sonne und Mond weit hinausstrahlt, nicht bloß den großen Höhen des Lebens, die als Altäre in den Himmel hineinragen, seinen Weiheglanz, sondern auch den unscheinbaren, schlichten, auf niederem Posten treu wirkenden und leidenden Seelen inmitten der großen, geräuschvollen Fahrstraßen dieser Welt.

Heute brachte Rob den Freund bis an dessen Haus und nicht wie sonst George ihn. Das Sonnengold war unterdes verschwunden; Dämmerschein umfing sie. Vor Georges Wohnung angelangt, sagte Rob, des Freundes Hand ergreifend:

„Sieh, George, ich habe Dir alles, alles anvertraut, was ich auf dem Herzen habe, Du aber hast mich nie auch nur ein wenig in das Deinige blicken lassen. Ich will Dir aber nichts weiter sagen als dies Wort Hiobs: „Was Du wirst vornehmen, wird Er Dir lassen gelingen, und das Licht wird auf Deinem Wege scheinen, denn die sich demütigen, die erhöht Er, und wer seine Augen niederschlägt, der wird genesen.““ Hiob 22 V. 23–29.

Wie erquickende Ströme aus den oberen Regionen drangen diese Worte in die Seele George Duncans ein.

„Ich danke Dir, mein Rob!" sagte er innig. „Bitte, komme morgen mittag aufs Berglazarett, daß wir unsre Nachrichten austauschen! Gute Nacht!"

Wohl hatte George recht, als er sagte, er habe nun sein Werk gefunden, für das ihn sein ganzes bisheriges Leben vorbereitet habe. Er verstand alles nun vollkommen, sah den Silberfaden, der sich hindurchgeschlungen und ihn zu diesem Ausgang geleitet. Mehr denn je zuvor wußte er, Gott hatte ihn also geführt.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Ungeahnte Begegnungen.

„Lasset Euch das Böse nicht überwinden, sondern überwindet das Böse mit Gutem!“

Robert fand Anstellung bei Meister Durie, zumal Forster auch erkrankt war. So arbeitete er denn eifrig für Maggie und ging alle Tage hinauf, nach ihr sich umzuschauen, und zwar um 11 Uhr des Vormittags, wie das sonderbarerweise so vorgeschrieben war. Fleming litt wohl noch, doch trat die Seuche gelinde bei ihm auf. Weil er aber vorher schon gar gebrechlich gewesen, währte es doch lange, bis er genas, was keine geringe Geduldsprobe für die ihn in rührender Treue pflegende Tochter war. Rob zitterte für sie ohne Unterlaß, doch sie entging der Ansteckung. Was er irgend an Erleichterungs- und Stärkungsmitteln, an sonstigem Behagen ersinnen konnte, brachte er stets mit sich. Für Sandy legte er soviel Geduld und Selbstverleugnung an den Tag, als er nur irgend aufzubringen vermochte, und das war keineswegs eine leichte Aufgabe für ihn.

Die Sache wäre ganz glücklich abgelaufen, wenn Rob nicht auf den unglücklichen Gedanken verfallen wäre, Sandy belehren und unterrichten zu wollen. Männer sind selten fähig, mit kleinen Kindern richtig umzugehen, und Sandy war seiner geistigen Beschaffenheit nach wie ein Bübchen von drei Jahren. Rob überlegte sich das nicht recht und meinte, er müsse das Kind in die heiligen Lehren unsers Heils einführen. Der arme, kleine Tropf ward ganz bange und wirr; Rob verlor die Geduld; heftige Vorwürfe folgten; Sandy begriff absolut nichts. Voller Verzweiflung ging er mit ihm eines

Tages zu Helen, die ihn doch beten gelehrt und ihm ein paar Verslein beigebracht hatte.

„Ihr habt den Inhalt eines großen Gefäßes in ein winziges Näpflein einzwängen wollen," sagte sie zu ihm.

„Aber, Fräulein Helen, wenn er nun auch erkrankte und stürbe?"

„Nun, dann holt ihn unser Heiland zu Sich, Er, der da alle großen wie kleinen Gefäße in Seiner Obhut hat. Und Sandy kennt Ihn und hat Ihn auch lieb. Komm, mein Junge, sage, bist Du auch heute hübsch artig gewesen?"

„Nein, Fräulein Helen!" gab Sandy ehrlich zur Antwort, denn es war heiß hergegangen zwischen Rob und ihm.

„Wie wird da Maggie traurig sein!" erwiderte Helen. Hierauf flüsterte Sandy, doch laut genug, daß Rob es verstehen konnte:

„Bitte, bitte, schickt Maggie wieder zu mir und laßt den garstigen Mann dort weggehen!"

Da ward Rob zuerst ernstlich böse. Hatte er sich doch so um den Jungen gemüht, weibliche Dienste ihm gethan und alles versucht, um ihn an sich zu fesseln, und dies war nun der Lohn. Doch er schämte sich schier, daß ihm das so zu Herzen ging, und lachend meinte er:

„Das ist der Welt Lohn und Dank!"

„Gewisse andre Leute werden es wiedergutmachen," tröstete Helen. „Sandy, so darfst Du aber von Robert nicht reden! Er ist gar gut zu Dir und zu Maggie. Laßt ihn nur heute bei mir, Rob! Wenn Euer Werk gethan ist, dann könnt Ihr ihn ja wieder abholen."

Rob war damit wohl zufrieden, und am Abend wanderte sein Schützling in bester Laune mit ihm heim, dabei, ob auch nicht allzuklar und zusammenhängend, von dem Manne erzählend, der die Kranken gesund gemacht und doch am Kreuze starb, „und das war der Herr Jesus." Es war nicht das erste Mal, daß Helen ihm dies erzählt hatte, aber die letzten Eindrücke waren stets die stärksten bei ihm.

George Duncan schaffte unterdes an seinem stillen, edlen Liebeswerk. Nach dem alles organische Wachstum leitenden Gesetz wuchs auch dies aus kleinen Anfängen heraus und empor. Die, denen

er an Leib und Seele gute Dienste gethan, baten ihn, solche auch an ihren Freunden und Verwandten thun zu wollen, und so währte es nicht lange, bis ihn die Stadtvögte im Spital an der Mauer als eine Art unoffiziellen Gehilfen ansahen und desgleichen auch die überangestrengten und nicht allzugeschickten Ärzte. Die Geistlichen behandelten ihn wie einen Diakon, obwohl er keine Ordination empfangen, und von auswärts wurden ihm immer häufiger Geldsummen zugesandt, damit er sie nach Belieben für die Kranken verwende, da er das am besten zu ordnen und zu verwalten verstände."

Zuerst hatte er oben auf dem Berge bleiben wollen, da dorthin sämtliche Patienten vom Canongate gebracht wurden; doch er konnte den wiederholten Gesuchen und Bitten der Leute „von der Mauer" auf die Länge nicht widerstehen, zumal auch dort die Vögte und Pfarrer ihn zu solchem Helferdienst aufforderten. So kam es, daß er die ersten vierzehn Tage im Dezember im Spital an der Mauer zubrachte.

Während dieser Zeit bat ihn eines Tages eine als Wärterin fungierende Frau, er möge doch zu einem armen, „ausländischen" Menschen kommen, der sehr krank sei und, wie es scheine, keine Bekannten und Freunde habe, da er vom Wirt seiner Wohnung ins Spital geschickt sei.

George ging alsbald zu ihm hin. Das Antlitz, das ihn von dem elenden Kopfkissen anblickte, war immer noch hübsch, ob auch bleich, hohl und ohne des Schermessers Pflege. Er kannte dies Gesicht, wenn es auch keineswegs ein ihm liebes, teures war. Ganz hatte er es nie erfahren, wie weit Carron im Bemühen, ihn zu schädigen, gegangen war. Doch soviel wußte er, Carron war sein Feind. Und doch ist es viel weniger schwer, jemandem zu vergeben, der uns wirklich tief zu schädigen getrachtet, ohne dies erreicht zu haben, als jemandem, der in minder gewichtiger Angelegenheit unser Herz verwundet, ja, vielleicht nur unsre Eigenliebe gekränkt hat. Doch, wenn dem auch nicht also wäre, welcher wahre Christ dürfte an solche Kränkung und Schädigung denken, wenn der, welcher solche ihm angethan, auf dem Sterbebette liegt? Darum ward es George auch nicht schwer, sich zu dem kranken Carron niederzuneigen und ihm voll Teilnahme und Mitgefühl seine Hilfe anzubieten.

Carron befand sich trotz aller Schwäche bei vollem Bewußtsein. Er erkannte George sofort, und sein bleiches Antlitz ward rot bis an die Schläfen. Dann erhob er sich ein wenig, ob auch mühsam, warf sein wirres, dunkles Haar zurück, wobei er Zeit gewinnen zu wollen schien, um sich zu fassen, und reichte dann George die zitternde Rechte.

„Bist Du es, mein Freund George? Du warst stets ein guter Junge. Doch verzeihe! Ich vergaß, daß Du nicht französisch verstehst."

Diese wenigen Worte indes wurden alle in Artigkeit geäußert; jede Geste war voll der an ihm gewohnten Grazie. War er also selbst auf dieser letzten Stätte „maitre de la situation"?

George erwiderte ihm in französischer Sprache: „Ich verstehe Euch vollkommen."

Die Worte Carrons allerdings; doch weit entfernt war er davon, dieses wunderliche Gemisch von Eigenschaften zu verstehen, diese grenzenlose, eingefleischte Eitelkeit, diesen Trotz und Lebensmut, diesen Skeptizismus, diese Verzweiflung und dabei diese Stärke, daß er wie sein großer Landsmann seine eigne Sterbestunde „dramatisieren" wollte.

„Ich wäre lieber in meinem schönen, sonnigen Frankreich gestorben, aber der liebe Gott hat es anders beschlossen. Provins, Provins — des — Roses, George, das war mein Geburtsort; Tag und Nacht schwebt er mir im Traum vor Augen. Ach ja, ich habe mancherlei Träume gehabt."

George wunderte sich, warum Carron nicht in sein schönes Frankreich zurückgekehrt war. Das wäre nach allem Vorhergegangenen doch wohl das sicherste für ihn gewesen. Doch Schlauheit schießt bisweilen gleich dem Ehrgeiz „über das Ziel hinaus". Als Monsieur Carron einsah, daß er in Moßmans Geschäft nicht länger bleiben konnte, so angelte er mit soviel Schlauheit nach dem Posten eines Spions und Geheimagenten für Königin Katharina in Frankreich, daß er endlich sein Ziel erreichte. Immerhin war dieser Posten im besten Falle ein gewagter, doch er rechnete darauf, aus den ihn umdrohenden Gefahren durch eine schleunige Versetzung nach London befreit zu werden, keinesfalls aber darauf, Woche auf Woche noch in der von der Pest befallenen Stadt bleiben, und

noch viel weniger, eines der Opfer derselben werden zu müssen. „Pest!“ Es war, „horrible“, „scheußliches Pech“. Aber dies alles einem Goldschmiedgehilfen klagen, einem Ketzer, einem Calvinisten, den als „Papisten“ von seinen calvinistischen Genossen gehängt zu sehen, er alles gethan, was in seinen Kräften stand? Nein, solange er noch sein Bewußtsein hatte, hierzu wollte er sich nicht erniedrigen.

George lag nichts daran, mit dem Patienten jetzt eine Unterhaltung zu beginnen. Statt dessen sorgte er dafür, daß sein Zelt wetterdicht und warm wurde, denn draußen war es bitterkalt. Um das Bett her stellte er Wandschirme, die, mit grobem Kanevas bedeckt, Schutz vor dem scharfen Luftzug boten. Jetzt näherte er sich, um das Lager zu ordnen.

„Bitte, gib Dir doch nicht solche Mühe mit mir!“ sagte Carron leise. „Etwas aber kannst Du für mich thun: verschaffe mir einen Arzt! Habe ja Geld genug, ihn zu belohnen.“

„Es ist Samstagabend, Monsieur Carron! Schwerlich, ja keinesfalls könnte ich Euch vor Montagvormittag 11 Uhr einen Arzt verschaffen, denn sie haben alle soviel zu thun, daß sie für den Sonntag nicht noch einen neuen Fall annehmen können. Darum müßt Ihr schon mit mir vorliebnehmen. Etwas verstehe ich, und ich werde sicher alles thun, was ich irgend kann,“ versicherte George freundlich.

Da spielte sich im Innern des Franzosen ein gewaltiger Kampf ab, ob auch nach außen nicht viel davon zu spüren war. Jeder andre Mensch in Schottland oder Frankreich wäre ihm als Pfleger lieber gewesen. Doch er fühlte, daß er sehr krank war, und bei aller Stärke seines Stolzes stieg doch die Furcht vor dem Tode übermächtig in ihm auf, bis der Stolz kapitulierte. Leise sagte er: „Tausend Dank, mein guter Junge! Du bist wirklich ein sehr braver Kerl. Vielleicht würde ich Dir noch zunahetreten, wenn ich Deine kleinen, mit solcher Güte mir angebotenen Gefälligkeiten ablehnen wollte.“

Ein Gefühl des Unwillens durchflog für einen Augenblick die Seele des andern. Dieser Carron, sein Todfeind, dessen Pflege er mit Gefahr seines eignen Lebens übernahm, behandelte die Sache

mit solcher Leichtigkeit, mit solch höflicher Nonchalance, daß man hätte meinen können, er, George, müsse ihm noch sich verpflichtet fühlen, daß Carron seine Dienste anzunehmen geruhte. Doch ein Blick auf das bleiche Gesicht des Sterbenden trieb solche ungebührlichen Gedanken wieder fort. Carron war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Sterbender, und der Tod vermag gleich der Nacht vieles, was am Tage oft allzuscharf ins Auge fällt, zu verhüllen. George sah, daß hier kaum noch eine lange Frist vorhanden war.

Schweigend nahm Carron jetzt die ihm gebotene Arznei; kaum hörbar setzte er dann ein artiges: „Ich danke," hinzu. Mit den Blicken aber folgte er George bei all seinen Bewegungen, der, nachdem er seine kleine Nachtlampe angezündet, sich neben ihn setzte, sein Wachtamt zu beginnen.

Jetzt sagte Carron in seiner Muttersprache: „Meinst Du, daß ich phantasieren, dummes Zeug reden werde?"

„Wohl kaum," beruhigte ihn George, ebenfalls französisch redend, „aber eigentlich wäre es besser, wenn Ihr das thätet. Wenn das Fieber heftiger aufträte, wäre minder Gefahr für Euch."

Da sah George, wie es dem Kranken durch alle Glieder zuckte. Dann blickte ihn dieser scharf forschend an: „Was verstehst Du eigentlich von der Sache?"

„Nun, zuerst soviel, als mich Schottlands bester Arzt, Dr. Gilbert Skeyne, gelehrt hat, sodann, was ich diese fast drei Monate hindurch bei der Praxis hier gelernt habe."

Hier entfuhr Carrons Lippen jener echt französische Ausruf größter Überraschung, den wir zu wiederholen unterlassen wollen. „Wie?" fragte er dann. „Das hast Du gethan? Also gibt es bei Euch auch Heilige?"

„Wir alle sind berufen, Heilige Gottes zu werden, das heißt sich heiligende Christen."

„Alle wollt Ihr Heilige werden: Soldaten, Seeleute, Gold- und Grobschmiede, Lehrlinge und Dienstmädchen?" fragte Carron mit einem so geringschätzigen Auflachen, daß es einem wehe that, es zu hören.

„Ohne Heiligung kann niemand den Herrn sehen," erwiderte George ernst.

„Ha, ist das also Euer Evangelium? Dann bitte, sage mir, George, im Namen des gesunden Menschenverstandes, wovon Du ein recht anständig Teil erhalten hast, wohin fahren denn all diese armen, elenden Würmer von Kreaturen, die hier im Lazarett täglich dahinsterben?“

„Wohin wollt Ihr denn fahren, Monsieur Carron, wenn Gott Euch ruft?“ Das war deutlich geredet, aber George fühlte, es war hier keine Zeit mehr zu verlieren.

Da warf sich Carron unbehaglich herum und murmelte: „Es ist wahrhaftig sehr sonderbar, daß ich Dich zum Vertrauten mache, ich, der gar keine Ursache, ja weniger als das, dazu hat.“

„Also vertraut Ihr mir doch?“

„O gewiß, mein Herr George! Ihr Schotten, verzeiht, seid prächtige Leute, aber mit der Rache versteht Ihr nicht umzugehen. Um einen Menschen aus der Welt zu bringen, braucht Ihr eine ganze Wagenladung voll Schießpulver, während ein weißes, unschuldiges Pülverchen, in die Tasse da geschüttet, dieselben Dienste leisten würde.“

Traurig sah ihn George an. Konnte denn nichts, gar nichts, auch nicht der so nahe Tod diesen Menschen zum Ernste stimmen?

Doch jetzt schlug Carron einen andern Ton an. „Du bist doch Calvinist, George?“ fragte er.

„Von Calvin weiß ich nicht mehr, als daß er ein echter Gottesmann ist und unsers Pfarrers John Knox guter Freund. Ich bin ein schlichter Anhänger und Bekenner des lauteren Evangeliums.“

„Nun, das kommt doch auf dasselbe hinaus. Sage, glaubst Du denn wirklich alles?“ Und nun lag in Carrons Blick ein solch ernstes, gespanntes Forschen, daß es ihm durchs Herz ging. Dem armen Carron waren bisher beide Bekenntnisse nichts als Spielzeuge gewesen, und nun bedurfte er kein Spielzeug, sondern einen Zufluchtsort, etwas Wahres, was stärker war als er selbst, was ihn zu schützen vermochte vor dem mächtigen, ihm immer näher rückenden, geheimnisvollen Todesgrauen und Entsetzen.

„Gewiß, ich glaube an Gottes Wort; Ihr doch auch, Monsieur Carron?“

„Ich weiß nicht; doch ja, ich denke. Verschaffe mir doch einen Priester, George! Siehe, dies alles gebe ich Dir dafür.“ Damit hielt er George eine kleine, volle Geldbörse hin, die er unter seinem Kopfkissen hervorgezogen.

George schüttelte den Kopf. „Das ist nicht möglich,“ erwiderte er ruhig und mit der Festigkeit eines guten Gewissens. Entzog er doch damit einem Sterbenden nur ein narkotisches Gift, jenen scheinbar süßen Schlummer, der nur seinen Tod besiegeln würde.

„Was soll ich denn aber machen, George? Du bist gut und großmütig; Du bist hergekommen, mich, der ich Deinen Tod einst plante, zu pflegen und zu unterstützen. Sage darum in Gottes Namen, was muß ich thun? Denn hilf Himmel, ich sterbe!“

Dieser Ausbruch aufrichtiger Angst war für George unendlich viel weniger schmerzlich mitanzusehen als die spöttische Geringschätzung von vorhin. Tiefes Mitgefühl in Blick und Ton, sagte er ihm in schlichter, feierlicher Weise das große Wort des Trostes: „Das ist je gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.“

„Sünder? Ja, ganz recht, ich habe gegen Dich gesündigt, George, habe danach getrachtet, Dich bei den Stadtvögten als einen Schuldigen hinzustellen.“

„Quält Euch doch darum jetzt nicht mehr! Ihr habt gegen Gott gesündigt, wieder und wieder, und dennoch hat Er mit Euch Erbarmen und will Euch vergeben um Seines Sohnes willen.“

„Mir vergeben? Doch wohl, mir vergeben! Ach, bringt mich doch zurück nach Provins des Roses! Laßt mich noch einmal wieder ein unschuldig Kind werden! Mutter, Mutter, Mutter!“

Immer undeutlicher wurden seine Worte zuletzt. George vermochte kaum zu unterscheiden, ob Carron irre rede, oder ob er etwa in der Angst seines Herzens sich zu derjenigen wendete, die ihm von klein auf als Zufluchtshafen gewiesen und gepriesen worden, zur Mutter Gottes.

Das aber war ihm bald klar, er dürfe mit Carron durchaus nicht weiter sprechen, sondern mußte ihn sich selbst überlassen. Heftiges Fieber trat ein; das Bewußtsein schwand.

Am nächsten Tage blieb der Zustand der gleiche; nur die Schwäche nahm zu. Sonntagabend lehnte sich George ein wenig in seinen Sessel zurück und gönnte sich ein paar Stunden Schlaf. Er besaß die Gabe, überall und zu jeder Zeit schlafen zu können, und war obendrein sehr leicht zu wecken, was für seinen jetzigen Beruf überaus wertvoll war. Plötzlich wachte er jedoch auf, mit dem mächtig ihm sich aufdrängenden Gefühl: „Im Lazarett auf dem Berge drüben ist jemand in großer Bedrängnis und bedarf meiner."

Er erhob sich. Es fiel ihm schwer auf das Herz, daß er mehr als eine Woche hindurch nicht droben gewesen war, da er so sehr hier unten in Anspruch genommen worden war. Entschlossen, dies sofort wiedergutzumachen, übergab er Carron einer als Wärterin hier angestellten, leidlich zuverlässigen Frau und ging, baldige Rückkehr verheißend, nach kurzem, stillem Gebet hinauf zum Berge.

Bald war er oben; doch war in den meisten Zellen noch Licht; nur hier und da standen Thüren auf, so daß die Dunkelheit des Raumes dahinter zeigte, der Bewohner befand sich nicht mehr darin. Enttäuscht aber und bekümmert sah George, daß in dem Zelt, das die beiden Flemings innehatten, gleichfalls noch Licht brannte. Er hatte gehofft, der Patient sei als geheilt entlassen und wieder daheim.

Alles ringsumher war ganz still. Da entdeckte er auf der Schwelle des Flemingschen Zeltes ein altes Weib, die ihren Sohn hier oben an der Pest hatte sterben sehen und nun aus Anhänglichkeit an diese Stätte Boten- oder sonstige Handlangerdienste that. George fragte: „Nun, Käthe, wie steht's mit dem Alten da drinnen und seiner Tochter?"

„O sehr schlecht, sehr schlecht, Herr George!" versicherte sie. „Es ist ein gar böser Fall; habe kaum einen böseren gesehen, ausgenommen bei meinem Hans. Und die arme Tochter, mit der scheint es mir auch nicht mehr richtig; sah es gleich an ihren Augen. Ach, daß so hübsche, gute Menschen fortmüssen und ich armer, alter Wurm, der niemandem mehr nützt, hier bleibe!"

George that dies innig leid für seinen Freund Rob. Auch hatte er Maggie selber bereits schätzen gelernt. Leise trat er nun in das kleine Zelt.

Aber die da in sich zusammengesunken und bleich am Lager des Kranken saß, war nicht Maggie. Augen, die viel weicher und glanzvoller und besonders viel tiefer waren, ob auch momentan die Pein der Krankheit sie zeichnete, schauten zu ihm auf, zuerst voller Staunen, dann in großer Freude. Wie von schwerer Last befreit aufatmend, sagte Helen: „O George, wie danke ich Gott, daß Ihr kommt! Meister Durie ist sehr krank, und ich weiß nicht, wie ihm einen Arzt verschaffen? Ihr könnt uns gewiß helfen.“

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Im Schatten des Todes.

„Bald hat sie ausgeebbt, des Lebens
kleine Flut.
In Schatten sinkt und fällt, was sonst sein
liebstes Gut.
Ruhm, Ehr' und Freud' verweht und wankt
im Todeslicht.
Herr, der Du ewig bleibst, verlaß nur Du
mich nicht!"

„Miß Helen," sagte George, sich ihr nähernd, „auch Ihr seid krank?"

„Ich? O nein — oder ja — etwas — aber es ist wohl nicht die Pest. Möchtet Ihr nicht einen Arzt für ihn holen, George, und wenn Ihr einmal zur Stadt geht, so sagt, bitte, Rob Maxwell, daß er gut achtgeben möchte auf unser Haus! Denn unser armes Dienstmädchen ist nun ganz allein darin."

„Ich will Käthe hinschicken zu Dr. Skeyne und lieber hierbleiben, denn, Miß Helen, hier könnt Ihr nicht bleiben; das ist kein Ort für Euch."

„Still!" wehrte sie. „Gott hat mich doch hergestellt."

Jetzt hörten sie den alten Mann stöhnen: „Elsie, Elsie, mein Herzenskind, wo bleibst Du nur solange! Ja, ja, es ist schon ganz recht, daß Du mit ihm fortgingst. Sag' nur weiter nichts! Ich will's jetzt sogar haben. Aber nimm auch Deinen hübschen, warmen Mantel um, es ist ja solch weiter Weg und so bitter kalt!"

„So geht es immerfort," flüsterte Helen mit traurigem Blick auf George. „Seit wir hier sind, hat er noch nicht einmal wieder volles Bewußtsein gehabt. Was kann ich hier nur thun?"

„Wielange ist er denn schon krank?“ fragte George, zum erstenmal jetzt den Kranken ansehend.

„Seit Sonnabendmittag. Er schloß den Laden, damit die Leute zur Vesper in die Kirche gehen sollten, wo Pestgottesdienst gehalten wurde. Dann ging er sofort in sein Schlafzimmer. Lange mußte ich auf ihn mit dem Mittagessen warten und vergeblich. Endlich schwankte er ins Wohnzimmer, todesbleich, fast mehr noch, als Ihr ihn jetzt seht, und sagte: „Miß Helen, hört, was ich Euch sage: Laßt mich sofort aufs Berglazarett schaffen und sagt Herrn Arthur, er solle gut sorgen für meine Elsie!“ So brachten wir ihn her.“

„Ohne Hilfe, ohne eines Freundes Beistand?“

„Die Krankenvögte halfen mir. Janet verlor den Kopf schier vor Entsetzen; da sie also fern blieb, entging sie der Ansteckung zum Glück. Doch was denkt Ihr, George, von seinem Zustand?“

„Daß er bessere ärztliche Hilfe bedarf, als ich ihm zu leisten vermag. Und er soll sie haben. So müde Dr. Skeyne auch sein mag und sein muß, diesen Fall wird er dennoch übernehmen.“

Obwohl Helen sehr müde und matt war vor Angst und Sorge, bei diesen Worten sah sie voll Staunen zu George auf. In jedem Wort und Blick lag eine stille Würde und Hoheit; aus dem bescheidenen Goldschmiedgehilfen war ein Mann erstanden, zu dem andre Menschen instinktiv schutz- und hilfesuchend sich flüchteten, an dem sie einen Halt hatten.

„Nun, dann werdet Ihr doch selbst zu ihm gehn und ihn bitten müssen,“ sagte sie.

„Ja,“ erwiderte er, für sich indes das Programm ein wenig ändernd, „ich will jetzt gehen, Miß Helen! In einem halben Stündchen wird das Schlimmste überstanden sein.“

Er meinte damit: für sie; doch Helen dachte nur an Meister Durie und zerbrach sich, bald hoffend, bald fürchtend, den Kopf, was er wohl damit meine.

George eilte rasch davon. Er fand Käthe noch in der Nähe und erteilte ihr allerlei nötige Anweisungen, wobei er durch ansehnliche Belohnung ihre schwachen Geistes- und Leistungskräfte neu belebte. Dann eilte er schnell zum Canongate. Sein Geschäft

dort war bald erledigt, da die Herren vom Magistrat ihm stets freien Zutritt gewährten. Darauf ging er zu Flemings.

Sie saßen heiter und guten Muts zusammen beim Frühmahl und freuten sich ihrer Wiedervereinigung, Rob als Festgeber natürlich in ihrer Mitte.

Die fröhlichen Festklänge thaten den Ohren unsers George wehe als ein allzuscharfer Kontrast mit dem, was ihn jetzt bedrückte. Und doch, wohl ihnen, daß sie sich also eine Weile harmlos gefreut hatten! Es war nur zu bald damit vorbei.

Erstaunt blickten sie ihn an, daß er so früh schon sie hier aufsuchte; doch herzlich nötigten sie ihn, Platz zu nehmen, und boten ihm warmen Willkomm. Aber er wehrte alles ab; keiner von ihnen durfte sich ihm nahen.

„Weißt Du, Rob,“ so fragte er diesen hastig, „daß Meister Durie die Pest hat?“

„Um Gottes willen, das ist ja eine Schreckensbotschaft!“ rief jener aufspringend. „Ich will sofort zu ihm! Seit wann ist er denn krank?“

Auch Jack erhob sich; doch stand er erschrocken und unentschlossen beiseite.

„Das ist nicht nötig; er liegt bereits seit Samstag oben auf dem Berge. Du mußt aber jetzt sein Haus desinfizieren lassen, Rob!“

„Gewiß! Steht es schlimm? Denkst Du, er wird durchkommen?“

„Ist er kränker, mein George, als ich es war?“ fragte der alte Fleming. „Der arme Meister,“ fügte er bedauernd hinzu, „was soll er machen ohne sein schönes Enkeltöchterlein, ohne eine Seele, die ihn pflegt!“

„Miß Helen ist bei ihm,“ sagte George in seiner stillen, gehaltenen Art.

„Miß Helen? Da wolle Gott ihr beistehen!“ rief Rob aus.

„Aber das ist doch kein Posten für eine so vornehme Dame,“ meinte Jack.

„Doch es sieht ihr ganz ähnlich; hat sie doch nie jemand in Not sehen können, ohne daß sie ihm zu helfen suchte,“ setzte Vater Fleming hinzu.

„Doch ach, sie wird gewiß selbst darüber krank werden, das arme Fräulein!“ seufzte Maggie.

Da wandte sich George ihr zu und sagte: „Sie ist es schon, fürchte ich. Sieh, Maggie, darum bin ich hergekommen zu sehen, ob Du wohl auf den Berg kommen und sie pflegen wolltest.“

Diese Bitte fuhr ihnen allen durchs Herz. Maggie sah auf ihren blinden Vater, der ganz auf sie angewiesen war, auf den Geliebten, der sich soeben noch gefreut, sie wohlbehalten wieder zurückzuhaben aus solch todbringendem Bereich. Vor ihr aber stand George und blickte sie angstvoll mit eindringlichem Ernste an, ohne indes zu sprechen. Er wußte, daß Maggie das eine in die Wagschale werfen würde: Es ist für das gute, liebe Fräulein Helen, und dies würde alle Gegenvorstellungen überwiegen. In flehendem Tone bat sie jetzt:

„Vater, Robert, Ihr müßt mich ziehen lassen!“

Da sagte ihr Vater: „Meinetwegen!“ Doch zögernd fügte er hinzu: „Was soll aber aus uns werden? Dazu die Ansteckung! Maggie, mein Kind, mir ist gar sehr bange um Dich.“

„Vater, ich habe mich ja auch nicht angesteckt, als ich Dich da oben pflegte.“ Doch dies Argument hätte sie lieber nicht anführen sollen; ärgerlich fiel ihr der Vater ins Wort:

„Das ist doch wie Gott versuchen wollen. Darum, weil Er Dich einmal gnädig beschützt hat, willst Du Dich wieder in Gefahr begeben? Nein, es scheint mir überhaupt doch nicht richtig. Ich lasse Dich nicht fort. Wer noch seine fünf Sinne beisammen hat, wird das schwerlich von mir verlangen, obwohl ich Fräulein Helen so hoch halte wie nur einer und auch Ursache genug dazu habe. Man muß doch aber auch an sich selbst denken.“

Maggie blickte ihn ganz betrübt an; nach einer Weile sagte sie zu Rob, ihm die Hand auf die Schulter legend: „Sprich Du für mich, bitte, Robin!“

Und er that's als ein guter, edeldenkender und warmfühlender Christ, der er doch bei all seinen Irrtümern war. „Vater,“ sagte er im freundlichsten Tone, „lieber Vater, ich glaube, Gott hat unsre Maggie selbst gerufen; wir dürfen ihm darum hier kein „Nein!“ antworten. Fräulein Helen ist für sie wie für Euch alle

stets wie ein guter Engel gewesen, und uns von ihr abwenden, jetzt, wo sie sich in solcher Not befindet, das hieße das Gericht Gottes auf unser Haupt herabladen. Und das wollt Ihr doch nicht, Vater?"

„Nein, nein, gewiß nicht! Doch es ist immerhin keine leichte Sache, Maggie hergeben zu müssen, dazu bei solch großer Gefahr."

„Wohl, Vater, das weiß ich nur zu gut, denn sie gehört jetzt ebensogut mir als Euch. Aber ich gebe sie mit freudigem, getrostem Herzen in Gottes Hand, dorthin, wo ihre Pflicht, wo unser liebes Fräulein Helen sie jetzt ruft, und ich meine, du thust dasselbe."

Da vergaß George für einen Moment seine Vorsicht der Ansteckung wegen; er ging rasch auf Rob zu und ergriff seine beiden Hände: „Gott segne Dich, mein Rob!" sagte er; mehr wollte er hinzufügen, doch die Worte erstarben ihm in einem Aufschluchzen, das er jedoch sofort unterdrückte. Es war jetzt nicht an der Zeit, der Schwäche Raum zu geben.

Maggie, deren Taktgefühl das so manches begabteren und gebildeteren Mädchens übertraf, wendete sich beiseite. Dann umschlang sie ihren Vater mit innigem Kuß und sagte: „Gott wird helfen, daß ich bewahrt bleibe und bald wieder heimkehren kann."

Nun machte George es ab mit ihr, sie von hier abzuholen, sobald er Dr. Skeyne gesprochen habe; darauf entfernte er sich rasch in dem tröstlichen Bewußtsein, Rob als Bundesgenossen zurücklassen zu dürfen.

Bald danach stieg er mit Maggie dem Berglazarett zu. „Ist das alles?" fragte George, als er ihr kleines Bündel ihr abnahm.

„Ja, Rob will nämlich alles Gepäck, was noch nötig sein könnte, von Meister Duries Hause aus mit Jack und einem Vogt nach 11 Uhr hinaufschicken."

George schwieg, aber Maggie fragte noch: „Habt Ihr Dr. Skeyne gesprochen, und will er hinaufkommen?"

„Er kann erst am Nachmittag, doch dann gewiß; unterdes weiß ich durch ihn, was ich zu thun habe."

Schweigend wanderten nun beide aufwärts, bis Maggie sich zufällig umdrehte und zu ihrem großen Verdruß entdeckte, daß

Sandy ihnen folgte. „Mach', daß Du sofort wieder heimläufst, Du böser Junge!" schalt sie. „Was in aller Welt bringt Dich hierher?"

„Aber, ich will doch bloß auf den Berg, um Fräulein Helen zu pflegen."

„Du und sie pflegen? Erbarme Sich Gott über solch einfältigen Tropf! Laufe zurück, daß Vater und Rob sich nicht um Dich noch länger ängstigen! Hörst Du? Das ist alles, was Du thun kannst."

Der arme Kleine stand ganz unglücklich, unentschlossen und bitter enttäuscht da. Das rührte George tief trotz all seines Herzeleids und Grams. Sich zu ihm niederneigend, sagte er in liebevollstem Tone: „Mein Sandy, Du kannst noch sehr viel für Fräulein Helen Gutes thun, wenn Du Gott bittest, daß Er sie recht bald wieder gesund macht."

Da hellte sich das kleine Gesicht auf, und zufriedengestellt trabte Sandy nun heim. Maggie blickte ihm nach und sagte: „Ich danke Euch, George!" Lange, lange nachher erinnerte sie sich noch dieser Worte und war froh und dankbar, daß er sie gesprochen hatte. War George auch froh?

Während der ganzen letzten Zeit hatte die arme Helen mit der immer mächtiger werdenden Schwäche und mit Schmerzen peinlichster Art zu kämpfen gehabt. Die Selbstbeherrschung, die uns Selbstlosigkeit lehrt und wiederum diese so sehr viel leichter macht, war für sie keine neue Lektion. Aus alter Gewohnheit ließ sie keinerlei körperliche Leiden hindernd in ihr Tagewerk eingreifen. Jetzt hilflos zu sein, dazu andern irgendwie lästig werden, war ihr ein schrecklicher Gedanke, und vermöge ihres starken, alle Nerven in Spannung erhaltenden Willens hatte sie das bisher noch von sich ferngehalten. Doch diese schwere Bürde der Erkrankung Duries ward ihr auferlegt, als sie bereits von einer langen Zeit völliger Einsamkeit und ihr allein überlassenen Mühe und Sorge, sowie von den herannahenden Schatten der bösen Seuche mürbe und matt geworden. Es war zuviel für sie; Körper und Geist waren übermäßig angestrengt; früher oder später mußte sie zusammenbrechen.

Wie sie nun so an Duries Lager saß und die verschiedenen kleinen Hilfeleistungen ihm verrichtete, legte sich's wiederholt wie ein dunkler Schleier über sie; sein Gesicht entschwand ihr; das Bewußtsein drohte sie zu verlassen. Doch sie sagte sich, sie müsse bei ihm aushalten, bis jemand käme, und so hielt sie aus.

Endlich traten George und Maggie ein. Kaum konnte sie diese noch sehen; ihre sonst so wohlbekannten Stimmen schienen wie aus weiter Ferne zu ihr herzuschallen. Doch atmete sie noch einmal tief auf wie von schwerem Druck erlöst, dem Druck der Verantwortlichkeit. Nun würde ja für Durie gesorgt werden. Und sie?

Nach Gottes gnädiger Vorsehung widerfährt es uns bisweilen, daß gerade das, wovor wir uns so sehr gegraut und gefürchtet, an uns herantritt, doch in der Gestalt der Liebe und Freundschaft, die uns liebreich und herzlich die Hand reicht, statt daß wir mit den kalten, todeseisigen Fingern berührt werden, vor denen uns bangte. Als Helen sich von Maggies Armen umschlungen fühlte und sie dann ihr und George erlaubte, sie aus der schwülen Krankenluft hinaus ins Freie zu führen, da dachte sie nicht mehr, daß sie nun so fern von Arthur schwer erkranken und diesen armen Leuten zur Last fallen würde, die doch schon genug Last ohne das zu tragen hatten. Sie war überhaupt jetzt nicht mehr fähig, zu denken, nur zu fühlen vermochte sie noch und zwar zum erstenmal vielleicht in ihrem Leben die Wohlthat, die Last, für andre zu sorgen, nun einmal niederlegen und sich selbst von treuliebenden Herzen und Händen pflegen lassen zu dürfen. Völlig erschöpft sank sie auf das ihr von Käthe indes bereitete Lager von frischem Stroh und grobem, aber sauberem Linnen und gab sich dem köstlichen Bewußtsein hin, daß ihr Werk nun gethan sei und sie schlafen könnte. Doch sie schlief nicht; sie fiel in Ohnmacht.

Als sie erwachte mit jenem sonderbaren Gefühl, als sei sie weit fortgewesen und habe etwas geträumt, dessen sie sich nicht mehr entsinnen könnte, begegnete sie dem angstvoll auf ihr ruhenden Blicke Maggies und dann den Augen Georges. Es lag etwas in ihnen, das sie befangen, betroffen machte. Ein neuer Geist schien in ihn eingezogen zu sein, ein wohl guter, freudiger Geist, doch

voll eines Feuers, einer Macht, der es gefährlich schien zu widerstreben. Was mochte nur den ruhigen, stillen, zurückhaltenden George so verwandelt haben? So dachte sie für einen Moment; doch kaum durchdrang dieser Gedanke ihre Seele, da war jener Blick wieder verschwunden. Als sie später sich desselben entsann, sagte sie nur: „Ich muß sehr krank gewesen sein; alles war so anders geworden, selbst Georges Angesicht, das ich doch so gut kannte."

„Geht es Euch nun besser?" fragte Maggie, voll innigen Anteils sich zu ihr wendend.

„O ja, sehr viel besser. Wie steht's mit Meister Durie, George?"

„Ich gehe gleich zu ihm. Bitte, seid so gut, Fräulein Helen, und nehmt dies ein! Es wird Euch gut thun mit Gottes Hilfe."

Er bot ihr den Becher, doch ließ er Maggie ihn an ihren Mund führen. Als sie ihn geleert, zog er sich still zurück.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Tiefere Schatten.

„Nicht auf meine Unschuld bau' ich;
Nein, im Staub' lieg' ich vor Dir.
Herr, aus Gnaden nur nimm an mich!
Christi Blut nur helfe mir!"

Fünf schlaflose Nächte, fünf schwache Tage voll Fieber und Unruhe waren verstrichen, und noch war keine Änderung in Meister Duries Zustand eingetreten, es wäre denn seine wachsende Mattigkeit als solche angesehen worden. In den ersten Tagen hatte er hochgradigstes Fieber gehabt, immer aufzustehen und zur Kirche zu gehen begehrt. Mit Gewalt mußte sein treuer Wärter und Pfleger ihn zurückhalten. Nun ließ das Fieber nach; ruhig lag er da, ab und zu sprechend, dabei Geschäftsangelegenheiten mit Erinnerungen aus Vater Johns Predigten vermischend, mitunter auch Worte des Gebets oder der Heiligen Schrift, die, so unzusammenhängend und bruchstückartig sie waren, doch des armen George Gemüt aufzurichten vermochten.

Eines Nachmittags trat Dr. Skeyne, der Arzt, zu seinem Patienten. Es war eine ernste, ehrwürdige Erscheinung, in langherabreichendes Amtsgewand gehüllt.

„Seid herzlich willkommen!" begrüßte ihn George mit Wärme, wie ja jeder Krankenpfleger den Arzt warm bewillkommnet. Ihm Platz an Duries Bette machend, fragte er noch: „Wie geht's der jungen Dame heute?"

„Sehr wenig gut; doch bin ich mir noch nicht ganz klar über den Charakter ihrer Krankheit; Pestanzeichen sind nicht zu sehen; die übrigen Symptome sind zweifelhaft; aber unser Patient hier

scheint heut schwächer.“ Er fühlte Duries Puls und berechnete, wieviel Lebenskraft abermals geschwunden sei. Noch ernster denn zuvor sagte er dann: „Es geht zu Ende mit ihm.“

George war betrübt, doch nicht überrascht; er hatte dies von Anfang an erwartet. Eins nur beunruhigte ihn noch sehr: „Herr Doktor,“ forschte er, „wird er noch wieder zu sich kommen?“

„Das kann ich nicht sagen, doch möglich ist es.“ Darauf erteilte er noch einige Anweisungen und verließ das Zelt.

Der Patient entschlummerte. Auf seine abgezehrten Gesichtszüge blickend, dachte George jetzt an gar mancherlei. Adolf Carrons hübsches Antlitz schwebte ihm vor — welcher Kontrast zwischen diesen beiden Angesichtern! In dem harten und strengen des Meisters, das durch die Krankheit noch etwas Scharfes bekommen hatte, war nichts von Schönheit, auch nichts von Gewandtheit, Gescheitheit und blendendem Geist wie bei Carron, der selbst George mitunter eine gewisse Bewunderung abnötigte. Durie hatte auch manchen Irrtum, sogar manchen schwerwiegenden, begangen. Er hatte Worte zu George gesprochen, die diesen viel tiefer verletzt und verwundet hatten, als dies je Carrons Worte zu thun vermocht hatten. Auch hatte Durie sie nie zurückgenommen. Doch was that's? George wußte, er würde ihn droben von Angesicht zu Angesicht wiederfinden, und dann hatten alle Täuschungen und Irrtümer dieses armen Erdenlebens ein Ende. Was that's, daß Durie keinen angenehmen Charakter besaß? Er war dann „angenehm gemacht in dem Geliebten“. Was that's, daß seine Kleider nicht immer unbefleckt von der Welt erhalten waren? Dort waren sie „gewaschen und helle gemacht im Blute des Lammes“. Kam auch nun der Tod heran — um Allan Durie stand es wohl, und gern würde George, falls es Gottes Wille wäre, heute noch mit ihm tauschen.

Doch horch! Nahten sich dort nicht Fußtritte? George stand auf. Niemand sollte jetzt eintreten und Duries Schlaf stören. Doch da schob eine Hand den Vorhang vor dem Zelt beiseite; Maggie Fleming trat ein, traurigen und tiefbleichen Angesichts.

George war vom vielen Wachen und Pflegen kaum weniger bleich. Doch als er jetzt Maggies Antlitz sah, da malte sich namen-

lose Angst in seinen Zügen. Er trat mit ihr draußen vor die Thür und fragte: „Nun?"

„Ach, George, habt Ihr denn nicht unsern Sandy irgendwo gesehen?"

Wie George da aufatmete! Wie sein Gesicht sich aufhellte! Maggie bemerkte das zum Glück nicht, und er fragte jetzt teilnehmend: „Sandy? Ist denn das arme Kind auch erkrankt?"

„Behüte mich Gott! Bis jetzt noch nicht; aber Käthe sagte vorhin, sie habe ihn drüben bei den alten Zelten gesehen."

„Das wird wohl ein Irrtum sein. Jack und Rob haben ihn sicher nicht außer acht gelassen."

„Das ist's ja gerade. Sandy ist doch hier. Rob hat recht, wenn er sagt, es sei kein Wunder, daß jetzt jeder, wo alle Arbeit stockt, den Kopf verliert und alles drunter und drüber geht. Er mußte im Hause von Meister Durie das Säubern und Ausräuchern überwachen, darum schickte er Jack heute her, und der ist jetzt auch recht brav und verständig. Doch er merkte nicht, daß Sandy ihm nachlief; auch dann sah er ihn noch nicht, als wir hier miteinander standen und redeten. Aber als ich dann nochmals zu Fräulein Helen hineinging, ob sie etwas nötig habe, da sitzt der kleine Schelm, der Sandy, auf einem Bänkchen an ihrem Bett und schaut mich ganz lächelnd an und sagt: „Ich bin hergelaufen, weil ich Fräulein Helen pflegen will." Ach, der Schreck, George! Mir war's, als hätte mich die Pest auf dem Fleck überfallen. Was haben wir beide, Jack und ich, nun auf ihn eingeredet, er möchte heimgehen! Es half alles nichts. Er blieb dabei: „Ich helfe jetzt Fräulein Helen pflegen." Endlich gelang es Jack, sich etwas zu erdenken, womit er ihn aus dem Zelte lockte: Er solle den Vögten sagen, sie möchten Fräulein Helen etwas heraufschicken, was sie gesund mache. So gingen sie denn endlich beide fort. Doch kaum zwei Stunden später kam Sandy wieder; er war Jack entschlüpft. So einfältig er ist, kann er bisweilen ganz schlau und verschmitzt sein."

„Dann müssen wir ihn also jetzt suchen, Maggie! Schicke ihm Käthe nach und sage ihr, sie würde eine gute Belohnung von mir erhalten, wenn sie ihn zurückbrächte."

Maggie aber ängstigte sich, daß er nun angesteckt und krank werden würde.

„Weiß Miß Helen um Deine Sorge?“ fragte George.

Da brach das arme Mädchen in Thränen aus, unfähig, sich länger zu beherrschen. „Ach, verzeiht!“ bat sie. „Mir ist's gar so schwer, daß sie, die für mich sonst immer Beistand und Teilnahme hatte, nun von all diesem nichts weiß und selber schwerkrank ist.“

„Ist also noch immer keine Änderung eingetreten?“

„Nein! Gott helfe ihr oder vielmehr uns,“ verbesserte Maggie sich, „denn wir armen Leute haben alle sehr viel mehr von ihr und ihrem Leben, als ihr bewußt ist und sie selber davon hat.“

Ja, so ist's. Die, welche für andre leben, werden, solange sie hier noch wallen, nicht nach ihrem vollen Wert geschätzt; doch sie werden stets schmerzlich vermißt, wenn sie nicht mehr auf Erden sind. In Kummer und Drangsal wird alsdann umsonst nach ihrer Hilfe und Teilnahme verlangt, und tieftraurig und leidvoll gedenkt man dessen, was man in ihnen verlor.

Dachte George hieran, als er jetzt zum kalten Winterhimmel aufblickte, den die untergehende Sonne in Purpurglut tauchte? Nach einem Weilchen sagte er: „Wenn Du Sandy gefunden hast, Maggie, oder sonst meiner bedarfst, so komm' und sage mir's! Ich muß wieder hinein zu Meister Durie; er wacht leicht auf.“

Meister Durie war bereits aufgewacht, als George eintrat. Das bezeugte sein lautes Stöhnen: „Elsie, Elsie!“

Oft schon hatte George ihn also rufen gehört. Er beugte sich über ihn und sagte liebreich: „Sie ist nicht hier, Meister! Doch einer ist hier, den Ihr noch mehr liebt — der, welcher gesagt hat: „Ich will Dich nicht verlassen noch versäumen.““

Also hatte George schon oft gesprochen und das Brot des Lebens auf die bewegten Fluten dieses vom Tode umschatteten Geistes hingestreut. Wie freute er sich deshalb, als er heute eine Antwort erhielt, ob sie auch nicht so war, wie er sich's gewünscht hätte: „Ja, ja,“ flüsterte der Alte, „die Worte kenne ich wohl, doch wo ist mein Kind?“

„Mein teurer Meister, Ihr selbst habt sie fortgeschickt, damit sie aller Gefahr der Ansteckung enthoben sei. Sie ist in Manderstone und wohlauf."

„Schon recht, schon recht," sagte jener darauf und mit so tief innerem Ernst, als hätte er noch einmal seine alte Kraft zurückerhalten, „ich habe sie fortgeschickt; doch sie ist wiedergekehrt. Hier hat sie gesessen, Tag und Nacht mich gepflegt. Gott segne sie dafür! Mein lieber George, sieh mich doch nicht so sonderbar an! Hast freilich stets bei allem Deine eignen Gedanken gehabt, aber das redest Du mir nicht aus. Mit meinen Augen habe ich's gesehen, ihr liebes, schönes Gesicht, und ihre holde Stimme gehört. Sage, wo ist sie?"

Da gewahrte George und nicht ohne momentanes Weh, daß Helens Liebeswerk von dem Kranken auf Elsies Rechnung gesetzt ward; doch mochte er ihm solchen Wahn nicht nehmen und fragte nur leise, um das Thema zu ändern, ob er Durst habe. Auf das „Ja!" bot er ihm Wein mit Wasser.

Er nahm es. Hierauf lag er ein Weilchen ganz still da, so daß George schon meinte, er sei eingeschlafen. Jetzt begann er aber aufs neue und in gar weichem, leisem Tone: „Es ist gut, ich sehe es schon, es war nicht Elsie; sie konnte nicht herkommen; sie konnte nicht kommen," wiederholte er, „und ich bin froh, wirklich froh darüber. Es wäre ihr Tod, wäre sie hier, ganz gewiß, George, ihr Tod."

Da dachte dieser, wenn das Herz Elsies nur ein wenig dem Helens gliche, so würde viel eher der Gedanke, nicht hier gewesen zu sein, sie getötet haben. Doch er sagte weiter nichts als abermals: „Einer ist Euch nahe, lieber Meister, den Ihr noch lieber habt."

Keine Antwort erfolgte. Nur ein Zug tiefer Bekümmernis auf dem bleichen Antlitz, dessen Farbe sichtlich entschwand — auf immerdar?

Nach einer langen Pause wagte es George, ihm wieder ein Trosteswort zuzusprechen: „Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht!"

„Still, still!“ wehrte der Alte da mit der Hand. „Das muß ich jetzt mit Ihm allein abmachen.“

Noch tieferes Schweigen folgte, so daß George bereits glaubte, der Geist sei der armen Hülle nun entflohen. Doch nein, da quollen helle, heiße Thränen als Zeichen des Lebens aus den getrübten Augen und rollten die blassen, eingefallenen Wangen herab. Als sie versiegten, blickte der Kranke aufwärts und sagte mit fester, klarer Stimme: „Herr, Du weißt alle Dinge; Du weißt, daß ich Dich liebhabe.“

Bald darauf fuhr er fort: „George, Du hast recht, wenn es umgekehrt gilt: Einer ist mir nahe, der mich viel mehr liebhat.“ Dann sank er in Schlummer. Eine Stunde mochte verstrichen sein, da erwachte er nochmals. George flößte ihm kräftige Brühe ein und fragte ihn: „Soll ich die Nachtlampe anzünden?“

„Nein, es ist noch licht genug.“

„Ja, der Mond scheint so hell.“

„Wohl, und ich freue mich, denn dort, wohin ich gehe, ist weder Sonne noch Mond mehr unsre Leuchte. So sehe ich diese Erdenleuchte doch noch einmal, die ja auch durch die gütige Gotteshand geschaffen ist.“

„Meister, Ihr seht nun bald Ihn selbst.“

„Ja, lieber George, „Seine Knechte,“ wie heißt doch der Spruch?“

„Seine Knechte werden Ihm dienen und sehen Sein Angesicht, und Sein Name wird an ihren Stirnen sein. Wir werden Ihm gleich sein, denn wir werden Ihn sehen, wie Er ist.“

„Gut, das ist das rechte Wort für mich. Sieh, George, ich war Ihm hier nicht gleich, war stolz und hart und konnte nicht vergeben und hatte doch schon selbst Vergebung gefunden für meine eigne große Schuld. Aber Er hat mich hindurchgeliebet, und liebet mich noch.“ Hier versagte ihm die Stimme; doch er begann abermals: „George, nimm meine Hand! Halte sie fest! So, und nun, willst Du etwas für mich thun?“

„Wenn ich es kann, tausendmal, lieber, teurer Meister!“

„So vergiß alles, was zwischen uns geschehen ist seit jenem Tage!“

„O Meister," bat da George flehend, „bitte, sagt doch davon nichts mehr!"

„Still, George!" wehrte da der Alte, fast in seiner gewohnten Art. „Soviel Worte habe ich gerade nicht mehr hier zu reden, daß Du mir sie so vom Munde abschneidest. Denkst Du wohl noch an den Tag, Du warest noch ein Lehrling, als wir so wie jetzt im Dämmerschein zusammen redeten?"

„Wo Ihr mir sagtet, wie Gott Sich Eurer Seele offenbart habe. Wohl Meister, das werde ich nie vergessen!"

„Das ist recht; daran denke! Doch das andre, das vergiß, alles, was ich Dir gethan oder nicht gethan, von da an bis zu dieser Stunde!"

„Ich denke stets an Euch als an meinen lieben Freund und gütigen Meister, der mir sieben glückliche Jahre hindurch ein Vaterherz bewiesen hat."

„Aber, George, Du weißt noch nicht alles. Wehre mir nicht! Ich fühle mich stark genug und muß reden, denn morgen schaue ich wohl schon das Angesicht meines Herrn, voller Gnade und Vergebung. Da möchte ich Ihm sagen können, daß ich Dir alles gestanden und doch Deine Vergebung empfangen hätte. Mein lieber, guter George, ach siehe, ich durfte doch nimmermehr damals nach York reisen, hätte doch wenigstens ein Zeichen der Teilnahme an Deiner Drangsal, ein einziges Wort Dir zusenden müssen. Aber der Satan, doch den brauche ich hier erst gar nicht hineinzubringen, mein eignes, Allan Duries böses Herz, voller Trotz und Groll, das war daran schuld. Ich hätte Dir wohl helfen und beistehen können, aber ich habe es nicht gethan. Was Ihr aber nicht gethan habt einem u s. w. Ach George, dieses nicht kann einem Menschen, mit dem es soweit ist, wie jetzt mit mir, gar sehr angst machen."

„Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht!" tröstete George abermals.

„Unsers Herrn eignes teures Wort. Doch laß mich erst zu Ende sprechen. So ging ich meinen Weg fort und verschloß Dir mein Herz und machte mir noch obendrein weis, ich hätte recht gehandelt. Doch nun sehe ich es ein. Ich habe meine Strafe

dafür bekommen. Sowie sich mein Herz gegen Dich verschloß, mein George, so hat es sich auch gegen alles andre, was gut und löblich ist, verschlossen, mit Ausnahme von einem Wesen, meinem herzigen Enkeltöchterchen, meiner Elsie; der ist es nie verschlossen gewesen. Doch will ich jetzt nicht von ihr reden. Meine letzten Thränen sind geweint. Und wo ich nun hingehe, da werden die Thränen abgewischt. Danach kam das deutliche Vorgefühl, ich würde an der Pest sterben. Und sie ging von mir; ich wollte sagen, ich habe sie fortgeschickt. Doch dieses Scheiden von ihr war für mich Todesbitterkeit, denn ich wußte, ich würde sie nie wieder . . ."

„Lieber Meister, droben zur Rechten Gottes werdet Ihr sie schon wiedersehen!"

„Ganz sicher!" stimmte der Sterbende bei, nachdem er sich wieder etwas gefaßt. „Doch bis es soweit ist, mein George, sage Du ihr, daß ich bis zuletzt an sie gedacht habe, und Herrn Arthur, bitte, sage, er solle recht treu für sie sorgen, denn für Kummer und Herzeleid ist sie nicht geschaffen! Ja, mein George, diese Trennung hat mir das Herz gebrochen, und doch konnte ich Dir damals noch immer kein gut Wort geben, Dir auch das Geld nicht übermitteln, das ich doch für Dich und Dein gutes Werk hier an den Kranken unterdessen gesammelt hatte. Ach, Gott verzeihe es mir, allzusehr habe ich stets am Gelde gehangen und mir doch vorgeredet, ich sparte alles nur ihretwegen. George, was ist doch ein Sterbebett für ein trefflicher Ort, die Dinge so ansehen zu lernen, wie sie sind, ohne . . . Doch mir wird so schwach; mein Atem ist so sonderbar. Mein Sohn, ich möchte sagen, mein Bruder in Ihm, der uns beide geliebt hat, möchtest Du es mir wohl noch einmal sagen: Ich habe Euch vergeben und alles vergessen?"

„Mein lieber, teurer Meister, mein Vater, ich vergebe und vergesse alles aus vollstem Herzen," sagte George mit von Thränen erstickter Stimme.

„Küsse mich, George!" (Damals war es nicht so selten wie jetzt, daß Männer dies einander thaten.)

Nicht im Gefühl des Mitleids als Besiegelung seiner Versöhnung, sondern in inniger Liebe neigte George sich nieder und küßte ihn

auf seinen Mund. Als er es that, fiel eine Thräne auf des Sterbenden Angesicht.

„Wie, mein George, Du weinst? Dir thut es also leid um mich?"

„So leid, wie es mir wohl thun muß, wenn mich ein teurer Freund verläßt und heimgeht, wenn ich ihn auch vielleicht in wenig Tagen wiedersehe."

„Wie mich das freut! Ich dachte nur, Elsie würde einmal um mich weinen, wenn Gott mich abriefe. Und eins noch, mein guter George! Ich möchte Dir danken für alles, was Du an mir gethan! Aber ach, ich werde so müde, so müde! Ein andermal mehr!"

Kam dieses andermal?

Ja; doch nicht eher, als bis sie beide dort wieder vereint waren, wo die Toten in Christo mit Ihm leben in Ewigkeit. Doch von diesem seligen Wieder-vereint-sein, von all dem Einander-dort-begegnen hat uns noch keiner berichten können; so können wir es uns auch nicht weiter ausmalen.

Nach diesem Gespräch vermochte Durie nichts weiter, als ab und zu ein abgebrochenes Wort des Gebets oder des Dankes zu sagen. Dazwischen schlief er ein, und auch George sank in Schlummer, von Müdigkeit überwältigt. Doch richtete er sich, weil seine Ruhestatt gar unbequem war, stets schnell in die Höhe, wenn der Kranke sich rührte. Dann flößte er ihm auch noch von Zeit zu Zeit stärkende Tropfen ein. Allmählich wurde aus dem Schlafe jener Zustand der Betäubung, der dem Tode voraufzugehen pflegt.

Da erschien Maggie plötzlich und berichtete, an der Thür stehen bleibend: „Sandy hat sich gefunden, und mit Miß Helen geht es ein wenig besser." Diese Kunde bewegte George tief. Nun wandte sich also dieses ihm so teure Leben zur Genesung, und das andre hörte allmählich auf. „Ich habe zu Gott für sie gebetet," sagte er freudigen Tons, „und ich denke, Er wird mich auch erhören."

Als der Sonntag anbrach und die Glocken von St. Giles durch die scharfe, helle Winterluft zum Gotteshause zu rufen

begannen, da fuhr der sterbende Mann auf seinem Lager empor und sagte leise: „Ich bin bereit; ich will immer voraufgehen; Du kannst mir gleich nachkommen!"

Er mochte meinen, er sei wieder daheim im Canongate und rüste sich zum Gottesdienst. Und wenige Minuten später war er daheim und bereit, teilzunehmen an den Gottesdiensten jenes Sabbats, der kein Ende mehr hat.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Noch tieferer Schatten.

„Es türmen sich die Wolken über mir;
Die letzte Stunde dunkelt meinen Pfad,
Und dennoch fürcht' ich nichts, denn Er ist hier,
Der mir mit Seiner Lieb' und Hilfe naht."

Montagmorgen war's. Die letzten Liebesdienste für Meister Durie, den Heimgegangenen, waren erwiesen worden, und zwar hatte man seine sterblichen Reste, den äußerst strengen Gesetzen jener Zeit entsprechend, am Todestage bereits auf dem Leichenfelde der Muirvorstadt eingesenkt. Nachdem alles vorüber war, spät am Abend, warf sich George, in seinen Mantel gewickelt, auf die nun leergewordene Stätte in Duries Baracke nieder. Anfangs schlief er traumlos, oder richtiger, sein Gedächtnis hielt die an seiner Innenwelt vorüberziehenden Visionen nicht fest. Dann aber sah er sich plötzlich daheim im traulichen Eckchen der großen Wirtschaftsküche. Bruder Hugo kam von der Arbeit heim, müde und erhitzt; Schwester Janet saß an ihrem Spinnrad, und die beiden kleinsten Mädchen mit ihren Blauaugen und flachshellen Locken spielten auf der Diele. Am Fenster saß der Vater und las. Wie es ihm so wohl war, sich wieder einmal daheim zu fühlen! Gar glücklich und voll Dankes war er. Da trat leise seine Mutter ins Zimmer, legte ihm die Hand auf die Schulter und schaute ihn an mit unsagbar bekümmertem, fast klagendem Blick.

Da erwachte er und, kein Wunder, laut rief es in sein Ohr: „Hallo, George, du lieber, guter George!"

Kein andrer war's als Sandy, der so seine Ruhe störte. Mit lautem Lachen sah der Kleine ihm in das befremdet ihn anblickende Gesicht.

„Ist denn irgend etwas passiert?" fragte George, annehmend, solch Wecken müsse doch wohl eine besonders wichtige Ursache haben, und an wen er dachte, braucht kaum noch gesagt zu werden.

Doch Sandy erwiderte nicht gerade logisch: „Ja gewiß, Fräulein Helen geht's ein ganz Teil besser."

„Gott sei gelobt!"

„Ich hab' ihr mein Gebet hersagen müssen, und gesprochen hat sie auch mit mir: „Du bist hoffentlich brav gewesen, Sandy," so hat sie gesagt. George," fügte der Kleine dann leiser sprechend und dabei sehr geheimnisvoll aussehend hinzu, „Maggie weiß es nicht, aber es ist doch Sandy gewesen, der Fräulein Helen wieder heil gemacht hat, bloß Sandy!"

„Wie meinst Du das, mein Kind?" fragte George, seinen Rock wieder überhängend.

„Nun, Sandy hat den lieben Herrn Jesus gebeten, die böse Krankheit von ihr nehmen, und Er hat darauf gehört. Und dann ist Sandy auf den Berg gelaufen und hat sie gepflegt."

„Ja, mein guter, kleiner Sandy, der Herr hört uns immer, wenn wir Ihn bitten," sagte George, tiefgerührt von des Kindes einfältigem Glauben und seiner Liebe zu Helen.

„Maggie möchte, daß Du jetzt zu Fräulein Helen kämest, sie Dir anzusehen."

„Gewiß! Ich bin ganz bereit," erwiderte George. Doch plötzlich faßte er an seine Stirn und schwankte; war er so schwach? Doch das war wohl natürlich. Wielange hatte er schon nichts oder nur hastig gegessen! Er genoß ein wenig Wein und Brot; da bettelte Sandy: „Bitte, gib mir auch was!" Und George gab ihm fast alles; er fragte nichts danach und hatte Sandy lieb.

Doch jetzt überlegte er, ob es nicht sehr thöricht und unvorsichtig sei, jetzt so frisch weg vom Sterbebette Duries zu Helen zu gehen. Sollte er nicht sich damit begnügen, sich von Maggie Bericht abstatten zu lassen?

Sandy mußte Maggie holen, und diese berichtete ihm: „Gottlob!

es geht ihr wirklich viel besser, der lieben, guten Dame, aber George, was ist denn mit Euch?"

„O nichts! Ein wenig übermüdet bin ich wohl," damit ließ George sich auf eine Schicht von zusammengelegten Pfählen nieder, daraus neue Zelte aufgeschlagen werden sollten. „Bitte, fahr fort, Maggie!"

„Nun, sie ist wieder ganz die Alte; alles will sie wissen, was geschehen ist, und sorget sich noch obendrein um ihren Bruder, Herrn Arthur. „Er wird denken, ich bin tot," sagte sie vorhin, „schreiben aber darf ich ihm ja nicht wegen der Ansteckung." Das ist auch wirklich schlimm für sie."

„Hat sie noch Kopfweh?"

„Nein, nicht mehr, sagt sie. George, seht, wenn Ihr nicht ernstlich mit ihr sprecht und es ihr verbietet, Ihr seid ja doch solch halber Doktor, so springt sie gewiß bald wieder aus ihrem Bett oder holt sich ihre Stickerei."

„O bitte, Maggie, sage ihr, sie möchte sich recht still halten und ruhig liegen, damit sie um ihres Bruders willen bald gesund sei! Sage ihr," hier wurde sein Ton ganz feierlich, „ihr Leben gehöre nicht ihr, sondern dem, der sie als Sein teures Eigentum Sich erkauft, ihren Leib wie ihre Seele!"

Dann erzählte George noch von Meister Duries letzten Lebenstagen und Stunden, soviel ihm gut schien, und fügte hinzu: „Ich will noch heute hinüber nach dem Muirlazarett und sehen, wie es meinen Patienten dort geht."

„Aber Ihr seht so müde aus, George, so angegriffen, und dabei ist's so bitterkalt; es wird sicher gleich schneien."

„Mir ist nicht kalt, Maggie! Im Gegenteil, der Schnee wird mir wohlthun, mich abkühlen. Ich muß doch auch hören, wie's mit Carron steht, wiewohl ich fürchte, er ist schon hinüber."

George führte seine Absicht aus und erfuhr, Carron war am letzten Mittwoch verschieden. Er selbst aber lag in der folgenden Nacht in glühendem Fieber in einem jener ärmlichen Zelte, auf der Brust den schwarzen Pestfleck.

Es gebrach ihm nicht an treu pflegenden, voll Sorge und Angst sich um ihn bemühenden Seelen. Sie stritten sich sogar

darum, wer ihm einen Liebesdienst erweisen, die Nacht bei ihm wachen dürfe. „Ich wäre ohne ihn nie wieder gesund geworden," sagte der eine, und ein andrer: „Nein, ich muß zuerst bei ihm wachen; mir hat er den Vater gerettet." „Und mir die Schwester!" rief ein drittes.

Dr. Gilbert Skeyne wurde schleunigst herbeigeholt, und so dicht auch der Schnee draußen niederfiel, so überarbeitet er auch war, ohne Verzug eilte er an das Lager seines treuen Gehilfen, des schlichten Handwerkers.

Einstweilen konnte er beruhigenden Bescheid geben. Nach gründlicher Untersuchung sagte er den sich ängstlich um ihn Drängenden: „Noch ist nichts zu fürchten; es ist ein leichter Fall." George hatte wohl Fieber, doch nicht sehr hohes, und auch wenig Phantasieen. Am Morgen des vierten Tages hörte auch dies ganz auf, und die freudige Botschaft: „Es geht besser mit ihm," durchlief alle Zelte und erfüllte all die treuen, dankbar ihm ergebenen Herzen mit freudiger Hoffnung.

Im Laufe dieses Tages fragte George, als er eine ihm bekannte, anständige, alte Frau neben seinem Bette sitzend erkannte: „Mutter, habt Ihr nicht vorhin mit jemandem an der Thür gesprochen? Wer war das?"

„Eine Muhme vom Berglazarett; sie wollte sich nach Euch erkundigen. Ich sagte ihr, daß es Euch, Gott sei Dank, besser ginge."

„Hat sie keine Kunde von dort gebracht? Bitte, gutes Mütterchen, sagt mir alles!" und Purpurröte deckte Georges bleiches Antlitz.

„Doch, sie hat eine Bestellung von einer gewissen Maggie Fleming gebracht, es ginge ihrer Dame, einer Miß Ellen Erson, so hieß sie ja wohl, sehr viel besser."

„Miß Helen Erskine," verbesserte George. Wie froh war er, daß in all seinen Phantasieen dieser Name, der doch fort und fort ihm die Seele bewegte, ihm auch nicht einmal über die Lippen geschlüpft war! Solch wunderbare Beherrschungskraft kommt bei den Kranken bisweilen sogar im heftigsten Delirium zum Vorschein.

„Aber diese Maggie", fuhr die Alte fort, „hatte große Sorge um ihren Bruder Sandy; der ist krank geworden und wird wohl sterben müssen."

„Armer Sandy, oder vielmehr arme Maggie!“

„Stände es nicht so schlecht mit ihm, ließ sie sagen, so würde sie selber herkommen und Euch pflegen; aber sie könne doch nicht von dem armen Bübchen fort.“

„Nun, ich werde ja hier nur zu gut verpflegt,“ meinte George lächelnd.

„Die Muhme Käthe meinte, für diesen armen Sandy sei es das allerbeste, daß ihn der liebe Gott zu Sich hole; es ist ja nicht ganz richtig mit ihm. Maggie aber sehe das nicht ein und jammere und klage um ihn, als ob sie ihren besten Freund verliere.“

„Das arme Mädchen! Gott wolle ihr beistehen! Wohl uns, daß Er unser Herz kennt! Doch gebt mir jetzt etwas Wein, Mutter!“

„Darf ich's denn thun? Dr. Skeyne sagt . . . .“

„Ach, laßt ihn mir doch! Ich fühle mich gar so schwach.“

Die Alte that's und mußte es wiederholen. „Mir ist so ohnmächtig zu Mute,“ flüsterte er. Da sah sie, daß das Zeichen des Todes bei ihm eingetreten war. Wie draußen an das Fenster jetzt der Schnee, der leichtbeschwingte Bote, seine Grüße warf, so nahte sich drinnen der Engel des Todes dem kranken George. Leise ward die Botschaft ihm ins Ohr geflüstert: „Der Meister ist da und ruft Dich.“

Weil seine Kräfte infolge des treuen Pflegewerkes bereits völlig erschöpft waren, fand selbst der gering bei ihm auftretende Grad der Pest keinen genügenden Widerstand. Als aber die Schreckenskunde ruchbar ward: „Es geht mit George zu Ende,“ da war großes Herzeleid. Viel heiße Thränen flossen; händeringend lief alles durcheinander.

Nur das bleiche Angesicht auf dem Sterbekissen sah still und ruhig aus. Immer tiefer senkten sich die Schatten des Todes darauf nieder.

Mit wahrer Erbauung blickten die Umstehenden auf den Ausdruck unbeschreiblichen Friedens in diesen Zügen. Sie brauchten ihn nicht zu fragen: „Wie steht's um Dein Glauben und Hoffen?“ Sein ganzes Leben hatte hinlänglich Zeugnis davon abgelegt. Und

jetzt erfuhren sie auch, wie dieses Zeugnis auf immer Bestätigung finden sollte, wie sein Werk hier auf Erden vollendet ward.

Er sprach nur noch, wenn er ihnen dankte für das, was sie ihm zur Stärkung reichten; doch merkten sie, er blieb bei vollem Bewußtsein. Sobald eins im Leid um ihn aufschluchzte oder seiner Trauer sonst Ausdruck gab, zuckten seine Augenlider, und ein schmerzlicher Zug lag dann in seinen großen, blauen Augen.

Da nahte sich Maggie mit rotgeweinten, angeschwollenen Augen. Er sah sie nicht gleich, bis der Pastor John Craig, der Amtsbruder von John Knox, ihr winkte, ihm den Becher mit Wein zu reichen, von dem er von Zeit zu Zeit etwas trank.

Jetzt erkannte George sie, und leise fragte er: „Sandy?"

„Ist beim Herrn Jesus."

„Du wirst nicht klagen, Maggie, nicht wahr? Du weißt, für ihn ist es so am besten."

Nach einer Pause sah sie, wie seine Lippen sich abermals bewegten. Dicht bog sie sich nun zu ihm nieder, und er flüsterte: „Sage Rob, er möchte meinen Brief an meine Mutter nach Hause besorgen! Sage ihm auch, daß sich gottlob sein Wort erfüllt hat: „Was Du wirst vornehmen, wird er Dir gelingen lassen, und das Licht wird auf Deinem Wege scheinen." Ja, Licht — Licht — hier und — droben — auf — ewig — Licht!"

Doch dies sollten noch nicht seine letzten Worte sein. Zuweilen erscheinen ja in bergigen Gegenden die fernen Gipfel noch einmal in hellem Glanze der Verklärung, wenn auch die Sonne schon längst unterging. Doch ist dieser Glanz auch, kaum gesehen, wieder verschwunden.

So verhielt es sich mit George. Während es immer schwächer mit ihm wurde, erschien an der Schwelle seines Zeltes eine Gestalt, die zu dem sich hier entfaltenden Bilde in grellstem Kontrast stand. Ein schöner, schlanker, junger Mann in pelzverbrämtem Reitanzuge, das Schwert im Gürtel, schaute auf den Sterbenden. Da rief Maggie ganz erschreckt: „Herr Arthur!"

Wenige Stunden zuvor hätte sich George vielleicht gewundert, wie Arthur denn hierherkäme. Doch nun hatte bereits alles

Wundern geendet, bis es droben angesichts der himmlischen Herrlichkeit aufs neue beginnen sollte. Doch kehrte die Farbe noch einmal flüchtig auf das erblassende Antlitz wieder, als er diesen Namen hörte. Arthur kniete nun neben ihm nieder und nahm bebend die teure, kalte Hand. Da hauchte George hervor:

„Aber Herr Arthur, Ihr wißt, es ist die Pest.“

„Verlangst Du von mir, jetzt daran zu denken? O George, Du Freund meiner Seele, ich kann Dich nicht hergeben. Einst hast Du mir das Leben gerettet, nun auch das meiner Schwester, und darüber hast Du das Deinige geopfert.“

Da durchstrahlte ein wundersames Lächeln die Züge des Sterbenden.

„Ja, George, so hat sie selbst mir gesagt, und gar bitterlich weint sie um Dich. Lieber, teurer George, hast Du kein Wort des Abschieds für sie oder doch für uns beide?“

„Für sie? Nein!“ sagte er langsam. „Ich werde mit ihr wieder beisammen sein dort, wo sie sind gleichwie die Engel Gottes im Himmel.“

So hatten also die sterbenden Lippen dies so lange und so sorgsam gehütete Geheimnis unbewußt verraten? Wurden diese wenigen Worte für Arthur zum Fünklein, das hinreichend Licht schafft, um eine tief verborgene, dunkle Welt klar und offenbar zu machen?

Es mußte doch hiermit zusammenhängen, daß Arthur, jetzt laut aufweinend und sein Antlitz verhüllend, ausrief: „O George, George, mein lieber Bruder!“

„Weine nicht!“ bat George kaum hörbar.

Dann trat Pastor Craig an Arthur heran und sagte: „Fasset Euch junger Herr! Gott selbst nahet Sich jetzt und Sein Bote, der Engel des Todes.“

George aber sah jetzt nichts mehr; auch Arthur entschwand seinen Blicken. Ein einziges Mal hörte man ihn noch flüstern; die Getreuen ihm zur Seite vernahmen die Worte: „Nichts mehr auf Erden, nichts, was ich begehre, als Dich allein, o Herr!“

Bald danach schloß Arthur ihm die Augen. Am andern Morgen betteten sie die irdische Hülle neben die andern Opfer der

Seuche auf dem Leichenfeld an der Stadtmauer. Doch sein Grab unterschied sich bald von allen übrigen. Die Hände einer Genesenden ließen es sich nicht nehmen, ihm eine Gedenktafel auf dasselbe zu setzen, und viele Thränen dankbarer Liebe erhielten den Rasen allezeit frisch und grün. Und noch nach langer, langer Zeit führten Mütter ihre Kleinen dorthin und erzählten ihnen die Geschichte „von dem guten Manne, der die armen, kranken Leute gepflegt in der bösen Pest des Jahres 1568.“

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Zurückgelassen.

„Wohl kann der Tod den Namen mein
verklären,
Entlocken bittre Klagen, heiße Zähren
Der Lieb', die ich im Leben mußt' entbehren."

Während seines kurzen Aufenthalts in Edinburg traf Arthur die nötigen Vorkehrungen, seine Schwester auf das Land hinausbringen zu können, sobald dies für sie wie für ihre Gastfreunde ohne Gefahr geschehen durfte. Die edlen Besitzer von Wedderburn freuten sich von Herzen, Helen wieder bei sich aufnehmen zu können; ihr warmer Willkomm that ihr gar wohl, und die etwaigen Bedenken wegen des Hauses ältestem Sohn waren dadurch beseitigt, daß sich dieser nicht daheim befand, was Helen von Arthur, ohne ihm jedoch den eigentlichen Grund mitzuteilen, vorher ermittelt hatte.

Am Tage nach ihrer Ankunft in Wedderburn kam Elsie von Manderstone herüber, das nur ein Viertelstündchen entfernt war. Helen fühlte etwas wie Scheu und Furcht vor diesem Wiedersehen, ob sie es auch natürlich erwartet. Elsie konnte von ihres Großvaters Tod kaum mehr als die einfache Thatsache erfahren haben und wollte gewiß nun das Nähere von ihr hören. Ihr Kummer würde sicher herzbeweglich mit anzusehen sein; Thränen würden in Strömen fließen, und sie würde jammern, daß ihr Herz vor Leid bräche. Helen aber fühlte sich noch so schwach und matt, daß sie sich der Aufgabe, zu trösten, nicht für gewachsen hielt, zumal Elsie sich ebenso rücksichtslos als vertrauensvoll „über sie herwerfen" würde, wie Helen das nannte.

Es war ein milder Februartag, einer von jenen Vorläufern des Frühlings, die uns die kaum ausbleibenden nachfolgenden Schneestürme vergessen machen können. Helen saß in einer hübschen, anmutig umrahmten Nische des großen Saals und nähte Zierrat auf das Kleid für ihre Patronin, Lady Wedderburn. Recht bleich sah sie noch aus und abgezehrt ihre Gestalt. Die Hast, mit der sie die Nadel führte, zeigte jene oft der körperlichen Schwäche entstammende Nervosität. Aber müßig sein konnte sie nicht; Beschäftigung hielt zumal jetzt ihre leicht sich ihr aufdrängenden Thränen zurück und bannte die allzuoft grübelnden Gedanken.

Da trat Elsie unangemeldet ein oder richtiger, stürzte herein, schlang ihre Arme um Helen und küßte sie wiederholt und drückte sie immer aufs neue an sich, wobei den blauen Augen zahlreiche Thränen entströmten und auch Helen einige brennendheiße Zähren entquollen, bis sich Elsie ihr zu Füßen setzte, ihre beiden Hände ergriff und forschend sie anschauend sagte: „Nun mußt Du mir aber alles erzählen, Helen!"

„Liebes Herz, ich weiß ja selbst nicht alles," versetzte jene in teils weichem, teils beruhigendem Tone. „Du weißt, ich war die meiste Zeit sehr krank."

„Aber dann hast Du's doch von andern gehört, die ihn pflegten."

„Nur einer war bei ihm bis zuletzt, und dafür mußte er das eigne Leben hergeben," erwiderte Helen mit zuckenden Lippen und abgewendetem Gesicht.

„Der arme, gute George!" sagte Elsie und weinte aufs neue. „Aber hat er Dir denn nicht vom Ende Bericht erstattet, Helen?"

„Elsie, er führte mich fort vom Lager Meister Duries, und seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen." Ein langes Schweigen folgte; dann fuhr sie fort: „Doch, es ist wahr, er hat Maggie etwas davon erzählt, die es mir wieder berichtet hat." Und nun wob sie mit peinvoller Anstrengung alles, was sie von Duries letztem Ende gehört, in eine zusammenhängende Erzählung, die für Elsie soweit wohl tröstlich war, daß sie davon Zeugnis gab, ihr Großvater war in vollem, zuversichtlichem Glauben an den, den seine Seele liebte, heimgegangen, und es hatte ihm bis zuletzt nicht an menschlicher Liebe und Fürsorge aller Art gemangelt.

Ruhig, nur hier und da noch aufweinend oder etwas fragend, hörte sie Helen zu. Da wurde durch eine mit der eigentlichen Thatsache nicht zusammenhängende Äußerung ihr innerstes Empfinden, der geheimste Vorgang ihres Herzens plötzlich offenbar.

Als Helen von Rob und Maggie sprach, fragte sie mit Teilnahme: „Sage, haben denn die beiden sich nun gefunden?"

„Nun," versetzte Helen, „ehe Du fortgingst, hattest Du, das weiß ich noch, oft schon darauf hingedeutet, daß es sicher noch dazu kommen würde, und auch ich sah dies voraus. Doch es wäre vielleicht noch nicht sobald geschehen, hätte nicht Maggies Vater die Pest bekommen. Maggie, die seine Furcht vor dem Hospital kannte, verheimlichte sein Erkranken und wollte ihn allein pflegen, obwohl ihr niemand zur Seite stand als das arme, schwache Kind, der Sandy. Sie führte dies zwei Tage lang auch aus, doch dann scheint ihr sehr bange geworden zu sein, und so sandte sie in ihrer Drangsal zu dem, den Gott nun zu Sich gerufen hat. Er kannte Roberts Gesinnung gegen Maggie, weihte ihn ein in die Frage ob der Überbringung des Kranken in das Lazarett, und so kam es denn zwischen diesen beiden zur Aussprache. . . ."

„Aber Helen," fiel Elsie ihr hier ins Wort, „wie konnte das sein? Es gibt doch ein Gesetz, denke ich, wonach die, welche das Erkranken ihrer Hausgenossen an der Pest verheimlichen, an den Galgen kommen."

„Wohl, solch ein Gesetz gibt es, und Maggie kannte es auch sehr gut, aber sie liebte ihren Vater und wollte ihr Leben lieber verlieren, um das seine zu retten."

Für den Moment verstummte Elsie; dann aber entrang sich ihren Lippen ein solcher Aufschrei des Jammers und Leides, wie Helen ihn noch nie von ihr gehört hatte. Ein wahrer Sturm von leidenschaftlichem Schluchzen und Klagen brach los, gar verschieden von dem Sommerregen ihrer bisher vergossenen Thränen.

Helen suchte sie durch Zureden und Liebkosen zu beruhigen, wie sie es sonst oft gethan. Aber Elsie stieß sie von sich, machte ihre Hände los von Helens und warf sich auf den Fußboden mit den Worten: „Nein, nein, laß mich! Rühre mich nicht an, Helen!

Gehe fort, gehe fort, hin zu Maggie! Die paßt viel besser zu Dir. Sie war tapfer und gut und dachte nicht an sich selbst. Die arme, liebe Maggie, auf die ich so hochmütig herabsah, weil sie nicht allzugescheit ist und graue, unschöne Augen hat, die arme Maggie, sie konnte für den Vater, der sie liebte, soviel thun und ertragen, während ich — ach, Helen, für mich steht's geschrieben: Die ersten werden die letzten und die letzten werden die ersten sein."

„Mein liebes Herz, Du mußt nicht so weinen! Gott hatte Dich ja nicht zu solchem Beweis Deiner Kindesliebe berufen; also quäle Dich nicht damit, darüber nachzudenken, was Du in solchem Falle gethan hättest!"

Doch solcher Trost konnte nicht haften, denn Elsie war sich wohl bewußt, daß, wenn sie auch nicht zu solchem Liebesbeweise berufen, sie doch einen soviel geringeren schuldig geblieben war.

Indem sie sich mühte, zum Ausdruck zu bringen, was in ihr vorging, klärten sich ihre Gedanken, und stockend brachte sie nun heraus: „Helen, wäre ich wie Maggie oder wie Du gewesen, so wäre ich nicht fortgegangen, sondern wäre bei meinem lieben Großvater geblieben bis zu seinem Ende. Dann wärest Du vielleicht gar nicht krank geworden, und — das ist der schwerste Gedanke hierbei — George lebte wohl heute noch."

„Nein, Elsie, so verhält sich's nicht," konnte hier Helen mit gutem Gewissen entgegnen. „Sicher wäre er doch angesteckt worden, wenn nicht von Meister Durie, so von jemand anderm. Und schau, hättest Du statt meiner Deinen Großvater jene beiden Tage gepflegt, das hätte an der Sache nichts geändert. — Was mich anbetrifft," fuhr sie nach einer Weile fort, „so sind Arthur und Dr. Skeyne der Meinung, daß ich gar nicht die Pest, sondern ein schleichendes Fieber gehabt habe. Du weißt, ich bin schon vorher sehr müde und wohl etwas überangestrengt gewesen. Es gab soviel Unruhe und Sorge aller Art, seit die Pest bei uns auftrat. Arme Leute, die niemanden mehr hatten, ihnen das tägliche Brot zu verdienen, oder deren Angehörige im Lazarett lagen, kamen von früh bis spät zu mir, Beistand und Trost zu holen, und wie hätte ich ihnen das versagen können? Das ist die Ursache meiner Krankheit gewesen, glaube ich, und nicht die paar Tage, wo ich an

Meister Duries Lager Wache hielt. Also Du siehst, es wäre doch alles so gekommen."

„Nein, nein," schluchzte Elsie wieder, „doch nicht, denn der Großvater, der mir doch sein ganzes Leben lang nichts als Liebes gethan, dem ich teurer war als das Licht seiner Augen, hätte mich nicht umsonst auf seinem Sterbelager rufen sollen. Ach Helen, Helen, wäre ich doch nur bei ihm geblieben!"

„Aber Du hättest es nicht ertragen," meinte Helen wohl weniger weise als liebevoll. Herzen wie das ihre können kaum dem Triebe, Traurige zu trösten, widerstehen, ob auch mitunter solcher Trost nicht ganz am Platze ist.

„Ich hätte es nicht ertragen?" wiederholte Elsie halb zweifelnd, halb zustimmend. Sie war all ihr lebenlang gelehrt worden, sie könne nichts Schweres, Peinvolles, Beängstigendes ertragen. Doch heute fragte sie sich zum erstenmal: Weshalb?

Helen, nicht ahnend, was in Elsie vorging, fuhr fort: „Lieb Schwesterlein, es nützt nichts, daran zu denken, was vielleicht hätte sein können."

Wie erstaunte sie aber, als Elsie hier ihr erhitztes, thränenvolles Gesicht erhob und sehr energisch sagte: „Es ist aber sehr viel nütze, daran zu denken, daß ich viel braver und sehr viel liebevoller hätte sein sollen."

Das waren wohl die verständigsten Worte, die bisher je aus Elsies Munde gekommen waren. Helen hörte sie staunend; ihr Herz fühlte sich mehr denn je zuvor zu Elsie hingezogen. Sie widersprach ihr auch nicht, sondern sagte sich, daß Gott selbst Sein Werk hier habe und sie sich nimmer zwischen Ihn und diese junge Seele drängen wolle. Es war auch gut, daß nicht Arthur, sondern sie jetzt bei Elsie war.

„Meine teure Schwester," sagte sie nach einem Weilchen, „es ist wohl schwer, daß Du es Dir unmöglich gemacht hast, bei Deinem Großvater bis zum letzten Augenblick zu sein und ihm durch Kindesliebe ein wenig das zu vergelten, was seine Liebe für Dich that. Doch er hat auch nicht ein Wort des Vorwurfs darüber gesagt; er hat immer aufs neue betont, Du hättest nicht anders

gekonnt. Und wenn Du Dir im tiefsten Herzensgrunde jetzt sagst, daß Gott Dir geholfen hätte, doch anders zu können . . . ."

„Das ist es ja gerade!" schluchzte Elsie. Da zog Helen sie an ihr Herz und umschlang sie voll Innigkeit. „Liebe kleine Schwester," sagte sie, „Er allein kann Dich trösten auch in diesem Gedanken. Und Er allein kann Dich geschickt machen, dereinst zu sprechen: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.""

„Ach Helen, Helen, ich bin Arthurs Liebe nicht wert!"

„Nie halb so wie jetzt," hätte Helen beinahe hierauf geantwortet; aber sie sagte nur: „Gott mißt Seine Gaben nicht nach unsrer Würdigkeit, solche zu empfangen."

Allmählich beruhigte sich nun Elsie, obwohl der Ausdruck des Leids noch immer ihr liebliches Antlitz umschattete. Um sie aufzuheitern, begann Helen von Arthur zur reden. Elsie hatte ihn seit vielen Monaten nicht gesehen und Helen nur bei dem kurzen und gefahrvollen Aufenthalt, den Arthur damals ihretwegen in Edinburg genommen hatte. Er hatte anfangs seiner Leute wegen von einem Besuch absehen zu müssen geglaubt, doch dann nicht widerstehen können, und es traten auch keinerlei üble Folgen hiervon auf. Dies hatte er Elsie brieflich versichert, und sie holte nun das zum Zweck des Vorlesens mitgebrachte Schreiben hervor.

Man pflegte damals noch sehr steif und förmlich in Briefen zu sein. Das war auch dieser von Arthur, trotz aller in einer jeden Zeile atmenden Liebe zur Braut. Jeder Dritte hätte ihn lesen können, von der Anrede: „Mein süßes Herz!" an bis zum Schluß: „von Deinem ganz ergebenen &c." Auch politische Dinge behandelte er darin mit Vorsicht und Zurückhaltung, sowie auch die Frage, wie Elsie sich in Manderstone befände, so daß der Brief von jedem Bewohner dieses Hauses ohne irgendwelche unangenehme Folgen gelesen werden konnte.

Helen indes brauchte solche Vorsicht nicht anzuwenden und fragte darum nur Elsie, ob sie dort wirklich alles fände, was sie gehofft?

„Sie sind wirklich sehr gut gegen mich," erwiderte Elsie, „besonders mein Onkel und auch seine Söhne. Sieh, diesen

schönen Traueranzug hat mir Vetter Andrew selbst von Haddington geholt; er ist eigens darum hingeritten. Doch jetzt muß ich gehen; Tante hat mir ihre Zofe mitgegeben, die sicher schon ungeduldig sein wird."

„Das laß Dich nicht anfechten! Sie befindet sich gewiß sehr wohl unten bei unsrer Haushälterin. Wenn Du aber wirklich gehen mußt, so will ich Dich begleiten."

Sie machten sich nun beide schnell fertig. Elsie hüllte sich eben in ihren neuen Mantel — da fuhr sie mit der Frage heraus: „Helen, weißt Du nicht mehr, was Pastor John Knox von der Epistel St. Jakobi sagte in der Kirche?"

„Nein, nichts Spezielles. Sage nur, wie kommst Du gerade jetzt darauf, mich hiernach zu fragen?"

„Ach, sieh, es gibt in Manderstone unter meinen Verwandten solche, die sich viel mehr aus der alten als aus der neuen Religion machen," erwiderte Elsie, leiser dabei redend. „Wirklich, Helen, sie setzen mir manchmal hart zu und nicht bloß über die Epistel Jakobi. Haben sie mich doch schon ganz dumm und wirr gemacht mit dem, was Jakobus da vom Glauben sagt, „er sei ohne Werke eitel," und uns ist doch gelehrt, nur der Glaube macht gerecht."

„Ein Glaube ohne Werke taugt nichts, ja, sie müssen aus ihm hervorgehen," begann Helen. Doch sie brach ab; Elsie sah sie gar betroffen an.

Wie hatte sich nur dies sonst so passiv verhaltende junge Mädchen, das stets alle Glaubenslehren auf andrer Überzeugung hin angenommen, so herausgearbeitet, daß es seine eignen Ansichten auszusprechen und älteren und klügeren Leuten gegenüber zu behaupten wagte? Sie sollte es gleich erfahren. Elsie fuhr fort: „Recht närrisch Zeug sprechen sie immer von guten Werken, vom Fegefeuer, von den Gebeten für die Verstorbenen u. s. w. Mitunter weiß ich nicht, was zu antworten, aber ich darf auch nicht schweigen, wenn sie unsers Herrn eigne, wahrhaftige Worte verdrehen und ungehörig davon reden."

Ja, Elsie fühlte es jetzt, daß dies „Worte des Herrn" und wahrhaftig waren. Sie hatte sie, ob auch nicht tief erfaßt, doch

aufrichtig liebgewonnen. Und die Versuchung ihres Glaubens, in der sie in Manderstone stand, diente dazu, ihn noch mehr zu vertiefen. Der ihr dort sich bietende Widerstand, so gering er verhältnismäßig behauptet ward, war dazu angethan, das in ihr schlummernde schwache Glaubensfünklein zur hellen Flamme zu entfachen. Nun mußte sie zum erstenmal in ihrem Leben eigne Gedanken, Gefühle und Gründe sich bilden und sie aussprechen.

Und was konnte ihr besser dabei helfen als das teure Neue Testament, das Arthur ihr beim letzten Abschiede geschenkt? Nun forschte sie darin mit neuem, lebhafterem Interesse, und mehr als das; je mehr sie etwas darin fand, was sie nicht verstand, und diese Einsicht war schon ein innerer Fortschritt, desto mehr wandte sie sich Ihm zu, dem einigen Freunde, der ihr allezeit nahe war, und bat Ihn, ihr zu helfen und Licht zu geben. So begann sich ihr das selige Geheimnis wahrer Gemeinschaft mit Ihm zu enthüllen, und so ward Er in Finsternis ihr Licht, ihre Kraft in Schwachheit, ihr Trost im Leide.

Hatte nicht Allan Durie, seit sie ihn verließ, bis in seine Todesstunde hinein für sie gebetet, daß die Reise nach Manderstone ihr zum Segen und nicht zum Schaden gereichen möge? Solche Gebete sind Samenkörner, die nach unten Wurzel schlagen und nach oben Früchte bringen, oft erst, wenn schon die Hand, die solchen Samen ausgestreut, im Tode erkaltet ist. Und Liebe, die im Gebet ihren Ausdruck fand, kann weit über das Grab hinwegragen.

In dem Maße, wie Elsies geistliches Leben wuchs, vertiefte sich ihr ganzes Wesen überhaupt. Und durch solches Vertiefen wurde sie für die schmerzliche, ob auch heilsame Erkenntnis vorbereitet, die sich ihr heut erschlossen hatte. Sonst wäre es kaum bei ihr zur Selbstanklage gekommen; sie würde wie früher gemeint haben: „Ich habe es nicht ändern können,“ und hätte auch hier sich selbst nur im Auge gehabt. Doch ihr Horizont hatte sich nun erweitert; ihr Herz ward in der Zucht des himmlischen Lehrmeisters größer, demutsvoller, weicher. Und darum blieb auch das schmerzliche Gefühl der Reue und Scham über sich keine vorübergehende Erregung.

Doch auf dem Weg nach Manderstone zurück kam es zu keinem tieferen Gespräche mehr, da sie nicht allein waren. Helen ging ohne Begleitung zurück nach Wedderburn. Noch nie war Elsie ihrem Herzen so nahe gerückt, ihr so teuer geworden wie durch jene Unterredung.

Sie gab sich nun gern den Träumen von einer nahen glücklichen Zukunft hin. Arthur hatte in seinem Briefe darauf angespielt, daß es nicht mehr lange währen könne, so würde Scotscraig ihm gehören und er seine Braut heimführen. Wie schön würde das doch sein! Wie glücklich würde das auch sie, Schwester Helen, machen! Dann wollte sie ihr Leben teils den geliebten Geschwistern, teils dem Dienst des Herrn an Seinen Geringen widmen. Gewiß würde sich dort ebenso ein Arbeitsfeld für sie finden als im Canongate, Notleidende zu versorgen und zu kleiden, Traurige zu trösten, Unwissende zu belehren.

War dies denn alles? Hegte dieses junge Mädchenherz denn keinerlei persönliche Wünsche, Pläne und Hoffnungen auf Glück und Genuß des Lebens? Sollte sie stets nur für andre sich mühen und sinnen und kein andrer dies für sie thun? Sollte sie immer nur den zweiten Platz, nie den ersten erhalten, andrer Leben ergänzen und ausfüllen und nie ein eignes Glück sich begründen? Wohl, so schien es werden zu sollen, und sie murrte nicht darüber; willig und zufrieden wollte sie das ihr bestimmte Los annehmen, und nicht bloß also, nein, auch voll Dankes.

Bei alledem barg ihr Herz jetzt ein tiefes Weh. Und wie hätte sie wohl auch jene von sterbenden Lippen geflüsterten Worte, die Arthur ihr unter Thränen mitgeteilt hatte, zu vergessen vermocht. Freilich mußte sie sich sagen, daß selbst, wenn sie von dem, was sie wußte, eine Ahnung gehabt, dies doch nichts zu ändern vermocht hätte. Nie war ihr ein andres Gefühl als das der Hochschätzung und des Dankes gegen den Freund Arthurs durchs Herz gezogen. Das hatte er sicher um sie beide verdient. Doch der Tod besitzt eine wunderbare Beredsamkeit, und es hätte wohl ein minder weiches Herz als das Helens zu bitteren Thränen rühren können, wäre ihm von einem so edlen und reichbegabten Leben berichtet worden, das solch ein Ende fand, auch ohne daß es sich

hätte hierbei das schmerzliche Wort zurufen müssen: „Es geschah für mich!"

Es schien Helen mitunter, als würde sie eher darüber zur Ruhe kommen, wenn sie jenes stille Pächterhaus im Hochland aufsuchen dürfte, davon George ihr so oft erzählt, wenn sie sich neben die weinende, bleiche Frau setzen und mit ihr um den Erstgeborenen trauern, ihr Worte des Trostes und der Liebe zusprechen könnte. Doch das war schlechterdings nicht möglich, und deshalb schwieg sie und trug ihr Leid für sich allein.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Meister Duries Laden.

„Und über allem, was sie thun und treiben,
Wird Leid um das, was sie verloren, bleiben.“

Ein früher Sommer war diesmal in Edinburg erschienen. Seit Ende Februar hatte die böse Seuche aufgehört; doch die arme Stadt hatte noch gar sehr unter ihren Folgen zu leiden. Hier leere Häuser, dort halbverödete Gassen, hohle, bleiche Gesichter. Alles gab Zeugnis von jener Heimsuchung, darin ein Zehntel der Einwohner als Opfer gefallen sein soll.

In einem schlichten, aber sauber und anständig ausgestatteten Wohnzimmer finden wir heute Maggie Fleming wieder. Zwar ist das nicht mehr ihr Name, aber die Leute nennen sie noch immer so. Sie sitzt allein; Robert ist noch nicht aus dem Geschäft zurück, und Jack ist mit ihrem Vater auf den Berg gewandert. Es war aber alles bereit auf ihre Wiederkehr. Auf dem Tische stand ein wenn auch einfaches, so doch schmackhaftes Abendessen. Als alles fertig war, setzte sich Maggie an ihre Nähterei, darin sie viel von Helens Kunst profitiert hatte. Heiter und wohl sieht sie aus; ihre Wangen haben mehr Farbe, ihre Augen mehr Glanz als früher, und ob sie auch noch recht mager ist, so hat sie doch nicht mehr solch dürftiges, verhungertes Ansehen wie einst. Während sie ihre Finger emsig rührt, singt sie halblaut einen Psalm, hier und da innehaltend, wenn die Arbeit besondere Aufmerksamkeit von ihr fordert.

Dabei macht sie auch ein Päckchen Wolle und Seide auf und findet in dessen bunten Fäden etwas, was ihr die Augen mit Thränen füllt und ihre Lippen beben macht. Es war ein schlichter Streifen von geflochtenem Stroh, völlig wertlos für andre, sie aber

wußte, daß dies eine Arbeit war, die nimmer fertig werden sollte, und darum senkte sie den Kopf und weinte im Andenken an ihren kleinen Sandy.

Da hört sie einen elastischen Schritt auf der Treppe. Rasch sucht sie ihre Thränenspuren zu tilgen. Robert darf sie nimmer also finden. Aber, wie das oft so geschieht, gerade wenn man dergleichen dringend wünscht, will es nicht recht gelingen; so ging es auch Maggie. Es war gut, daß Rob heute von andern Dingen ganz hingenommen schien.

„Rate, Maggie, wer uns heute abend besuchen will!" sagte er gleich beim Eintritt eifrig.

Maggies Phantasie war nun nicht allzurege; raten mochte sie ungern; so sagte sie: „Ach Rob, wie kann ich denn das?" fügte aber trotzdem hinzu: „Ist es vielleicht unser Nachbar, der es uns schon lange versprochen?"

„Behüte! Nichts dergleichen; etwas viel Besseres. Unser Herr Arthur ist es, denke nur!"

„Ei, das heiße ich aber einmal eine Freudenbotschaft!" rief da Maggie mit aufleuchtenden Augen. „Ich dachte nicht, daß er schon in der Stadt sei. Er kann uns gewiß von unsrer lieben Miß Helen berichten. Doch sicher hast Du selbst schon nach ihr gefragt? Wie geht es ihr, Rob?"

„Er sagte, ganz wohl."

„Und hast Du ihm auch gesagt, doch das kann ich ja noch selbst thun, wie dankbar ich ihr für das schöne, von ihren teuren Händen selbstgemachte Kleid bin?"

„Gewiß, ich sagte ihm, daß Du es trugst, als Vater Knox jene bewußte kleine Amtshandlung für uns zu St. Giles verrichtete," meinte Rob mit einem still vergnügten, ja schier frohlockenden Lächeln. Denn daß Vater Knox selbst sie beide zusammengesprochen, das war freilich die höchste Ehre im Leben dieser beiden Menschen; ja sie sahen sich dadurch als doppelt verpflichtet an, einander zu lieben und wert zu halten, weil sie von einer von ihnen so verehrten Stimme dazu ermahnt worden waren.

„Was sagte denn Herr Arthur hierzu?" fragte Maggie.

„Er scherzte und meinte, Vater Knox thäte ja lauter gute Werke, dieses aber sei jedenfalls eines der besten gewesen.“

Da mußte Maggie lachen und erhob sich, ihre Nähterei beiseite schiebend. „Weißt Du, Rob, früher fürchtete ich mich immer gar sehr vor Vater Knox. Als wir hierherzogen und Vater ihn schon längere Zeit gern predigen hörte, darum auch stets mich mit sich dahin haben wollte, da wäre ich wohl überallhin lieber gegangen als zu Pastor Knox in die Predigt. Sah er mir doch gar so ernst und streng aus und konnte einem ganz bange und angst werden wegen unsrer Sünden.“

„Doch jetzt hast Du ihn lieb, nicht wahr, Maggie?“

„Das gewiß, aber fürchten kann ich mich mitunter doch noch vor ihm. Wenn er aber jetzt so redet vom Zorne Gottes und von Seinen Gerichten, dann halte ich mich daran: sie haben keine Macht mehr über Rob und mich, weil wir beide den Herrn Jesus liebhaben. Und außerdem habe ich Vater Knox auch schon ganz mild und freundlich gesehen, was mir ganz seltsam vorkam. Weißt Du, Rob, wo ich ihm zum erstenmal gut ward?“

„Nein!“ erwiderte dieser, sie begierig ansehend.

Da blieb Maggie vor ihm stehen und sagte, die Hände auf ihr Arbeitstischchen stützend und ihm ernst ins Auge blickend: „Damals, als er so wunderherrlich predigte über Deinen Bibelspruch, Rob, Du weißt doch, Hiob 22: „Was Du wirst vornehmen, wird Er Dir lassen gelingen 2c.“, und wie er dann so schön von George redete, was dessen ganzes Leben gewesen sei. Doch davon kann ich nicht mehr sprechen“.

„Gewiß, meine Maggie, diese Predigt ist sicher manchem ins Herz hineingedrungen,“ erwiderte Rob. „Hast Du behalten, was er von dem Schlusse jenes Spruches sagte, von dem reichen Segen, wenn Er die, welche sich demütigen, gleich unserm George, erhöht? Und daß es nicht notwendig sei, vornehm und reich zu sein, um Ihm treu und unentwegt nachzufolgen, vielen eine Hilfe und reich an guten Werken zu sein. Das könne ein armer, schlichter Mann ganz ebenso thun, wie es z. B. unser teurer, jüngst heimgeholter Bruder George Duncan gethan habe.“

„Noch eins, Robin! Auch von dem Erlangen des Segens Gottes schon hienieden sprach er, doch ich kann nie die rechten Worte finden, wenn ich sie brauche.“

„Ich weiß, was Du meinst; daß solch Leben wie das unsers Georges selten ein sehr langes ist, auch kein glückliches im Sinne dieser Welt. Es kann zu frühem Grabe führen und hat auch zu Galgen und Schafott geführt, auch dazu, kein Grab, außer dem unter Gottes freiem Himmel, zu erhalten. Hierbei zitterte Pastor Knox' Stimme, aber er fuhr fort und sagte, Gott habe uns unendlich viel bessere Gaben zu geben, als das Leben sei, denn Seine Güte ist besser denn Leben. Und die, welche einmal die Süßigkeit gekostet haben, für Ihn zu leiden und für Sein Reich zu wirken, die wissen, daß dem nichts auf der Welt sich vergleichen läßt, ja, schon, wenn wir das teure Wort hier hören: „Das habt Ihr Mir gethan.“ “

Hierauf schwieg Rob, und es blieb noch eine Weile still, doch ging Maggie bald wieder ihrer Arbeit nach.

„Wenn doch Vater und Jack bald kämen, damit wir essen könnten!“ meinte sie. „Ich möchte doch gern alles hübsch beiseite geräumt haben, wenn Herr Arthur herkommt.“

„Das brauchst Du nicht; er äußerte, er würde gern mit uns ein Glas Bier trinken.“

„Aber Robin!“ rief Maggie hier ganz entsetzt, „und das erfahre ich jetzt erst? Ich hätte doch unterdes schon zum Brauer schicken und etwas Gutes holen lassen können. Doch, noch ist's nicht zu spät; mache Dich selbst auf, mein Herzensmann, und laufe schnell hinüber! Und dazu setze ich ihm dann den Gewürzkuchen vor. Wie gut, daß ich noch welchen da habe! Es wäre doch schrecklich, würde ich Herrn Arthur mit Einfachbier und Gerstenbrot abspeisen.“

„Nun ja, kleine Frau, ängstige Dich nicht! Ich laufe gleich hinüber.“

Ehe er aber solche Absicht ausführen konnte, stand der erwartete Gast vor ihm. Nun gab es ein herzliches Begrüßen und Gratulieren. Arthur fragte voll Teilnahme nach Maggies Vater und Bruder und sie mit wärmster Verehrung und Treue nach

Miß Helen. Hierauf sagte er ihr, dieser gehe es ganz gut, doch sei er mit ihrem Aussehen nicht sehr zufrieden, auch sei sie noch recht schwach infolge ihrer Krankheit.

Mitten in dem Strom von innigen Teilnahmbezeugungen und Erkundigungen fiel es Maggie zum Glück ein, sie müsse auch nach Miß Elsie fragen. Er gab zur Antwort, diese sei ganz wohlauf, trauere aber gar sehr um ihren Großvater.

Jetzt fiel der braven, kleinen Hausfrau zu ihrer großen Freude ein, daß sie noch eine Flasche Wein besitze, die ihr guter Rob, wie ihm das so ganz ähnlich sah, einst für ihren Vater mitgebracht hatte; das war doch etwas für Herrn Arthur Passendes. Wie gut, daß der Gedanke ihr noch rechtzeitig kam!

Während sie also hausfraulich in Anspruch genommen war, begann Arthur bereits mit Robert ein ernstes Gespräch. Es war ihm sehr lieb, daß die beiden andern noch abwesend waren.

Zuerst redete er von Meister Duries Geschäft. Er habe, so berichtete er, alles wunderbar in Ordnung gefunden. Gleich nach dem ersten Auftreten der Pest ließ Durie einen neuen letzten Willen aufsetzen. Darin wurde Elsbeth alles, was er besaß, vermacht, mit Ausnahme seines Geschäftsinventars und seiner Vorräte. Letztere hatte er George Duncan vermacht und Elsbeth verpflichtet, ihm Laden und Wohnhaus zu einem sehr geringen, bestimmten Mietspreise zu überlassen, falls George gewillt sei, Duries Geschäft fortzuführen.

„Wie schade!“ rief hier Maggie, die voll Interesse zugehört, „was hätte George für ein reicher Mann dadurch werden können!“

„Dem geht es jetzt viel besser, Maggie!“ meinte Rob. „Hast Du so rasch unsers Pastors John Knox Predigt vergessen? Der gute Meister Durie! Wahr bleibt es doch, daß ein jeder gern sieht, wie seine Werke ihm nachfolgen.“

„Und Elsie,“ fuhr Arthur fort, „liegt es sehr am Herzen, daß die Wünsche ihres Großvaters genau befolgt werden möchten.“

„Das kann doch nun leider nicht geschehen,“ sagte Rob traurig.

„Nein, zwar nicht buchstäblich und nicht völlig, das weiß ich nur zu wohl, doch teilweise wenigstens. Nämlich insoweit, daß

als Mieter des Ladens und Nachfolger im Geschäft nach einem wackeren und gut protestantischen Manne gesucht wird. Der Warenbestand gehört natürlich dem Vater unsers lieben George. Ich habe ihn deshalb dazu vermocht, herzukommen und alles Nähere hierüber zu bestimmen. Und da will er denn, daß der, welcher Haus und Laden mietet, die Warenvorräte und alles Inventar ihm abkauft. Meister Moßman soll es taxieren. Wir, d. h. Elsie und auch Georges Vater, denken nun, daß keiner so dazu geeignet ist als Robert Maxwell, der frühere Lehrling von Meister Allan Durie.“

Da fuhr Rob empor: „Herr Arthur, aber das geht doch nicht; Ihr seid allzugütig, meines Namens dabei zu gedenken, aber ich kann und darf doch nicht. Woher soll ich denn das Geld nehmen zum Ankauf und zur Miete?“

„Nun, wir haben das alles schon bedacht, Rob! Ihr sollt zunächst Haus und Laden zu dem im Testament bestimmten Mietspreise haben; dann möchte Georges Vater, daß Ihr seinen Sohn als Lehrling anstellt gegen den Erlös einiger Juwelen des Geschäfts. Er meint, er wisse niemand, dem er ihn mit solcher Zuversicht anvertraute wie Euch. Es hat ihn gar so sehr gerührt, daß Ihr solch weiten Weg damals gemacht, um Georges Brief ihm zu überbringen.“

„Aber, was hätte ich wohl Geringeres thun können? Doch mag es so sein! Ich will mir das Fehlende borgen. Und doch, Borgen macht Sorgen und hat keinen rechten Segen, und das Leben mit Schulden anfangen, ist, als hätte man am Nacken einen schweren Stein hängen.“

„Das sollt Ihr auch nicht, lieber Freund! Überlegt es Euch bis morgen früh, und dann bringt mir Bescheid in mein Quartier! Unterdes, Frau Maggie, wird dieser Brief meiner Schwester vielleicht darüber Klarheit bringen. Ich habe nur die eine Schwester und werde es nie vergessen, daß ich ohne Maggie Fleming heute wohl keine mehr haben würde.“ Damit gab er ihr den Brief, der dem armen Frauchen Tantalusqualen bereitete, da sie Geschriebenes nicht lesen konnte.

Und jetzt wandte sich Arthur wieder Robert zu und sagte hastig: „Fast hätte ich's vergessen: Ihr könnt mir nun auch gratulieren; Scotscraig ist mein Eigentum geworden, da mein Oheim geflohen ist und der Staat davon absieht, es an sich zu nehmen. Mein Besitztumsrecht ist bereits in Händen der Gerichte."

„Gott sei gelobt!" rief Maggie in aufrichtiger Freude. „Nun kann das gute Fräulein Helen doch wieder wie eine feine Dame gehen, sie, die doch die beste von ganz Schottland ist." Da sah sie ganz betreten, wie Rob ihr einen vorwurfsvollen Blick zuwarf, weil sie nicht zunächst daran gedacht, Herrn Arthur zu gratulieren, daß er nun Fräulein Elsie heimführen könne.

Ehe er dies jedoch selbst thun konnte, traten Vater und Jack Fleming ein. Als ersterer hörte, wer der Gast sei, begrüßte er ihn mit rührender Freude und Herzlichkeit. Was Arthur an Jack damals gethan, lebte noch in unverblichener Erinnerung in des alten Mannes Herzen. Und Arthur unterhielt sich auch gar freundlich mit ihm und sprach dabei sein aufrichtiges Bedauern aus, daß Jack infolge von Meister Duries Tode sich noch immer ohne Arbeit befände. Wie leid that ihm auch Rob, auf dem nun die Bürde ruhte, Vater und Schwager zu erhalten. Doch es gereichte ihm zum Trost, daß dies nun auch bald zufolge jenes neuen Lebensplans ein Ende haben und Jack Beschäftigung finden würde.

Dann mußte er über allerlei politische Dinge Auskunft erteilen. Robert wollte besonders gern erfahren, was denn wahr sei an der gerichtlichen Untersuchung gegen die Königin, wovon er allerlei Wunderliches gehört hatte.

Arthur gab Bescheid, doch mit gedämpftem, traurigem Ton, der auch nicht ohne Bitterkeit war. Er meinte: „England oder vielmehr Englands Königin ist nicht edel mit uns verfahren. Ihr wißt, daß Seine Gnaden, der Regent, gezwungen ist, an etwas teilzunehmen, wie es Schwereres wohl kaum für jemand geben kann. Möchte Ähnliches nie einem andern beschieden sein! Es war allzukraß, daß der Bruder seine Schwester, der Unterthan seine frühere Herrscherin und das vor einer andern Nation anklagen mußte, solch entsetzliches Verbrechen begangen zu haben.

Ich möchte lieber gar nicht davon reden; daran zu denken ist mir schwer genug, aber ich will Euch doch wiederholen, was er in jener verhängnisvollen Deklaration vor der englischen Kommission in Westminster gesagt hat: „Es ist mir wahrlich kein Vergnügen, meiner Herrin hiermit die Ehre genommen zu sehen, doch meine Feinde lassen mir keine andre Wahl, als die Schriftstücke ans Licht zu bringen, die in meinem Besitz sind, wie sie wissen." Nun, die Sache ist geschehen; was daraus folgt — Gott weiß es. Keine menschliche Klugheit kann jene Worte ungesprochen machen, kann das entsetzliche Geheimnis verbergen, das sie nun schon auf allen Dächern reden. Und nicht eine Stimme hat sich erhoben oder wird sich, wie mir scheint, jemals erheben, die das Furchtbare Lügen straft. Alle englischen Peers und alle Kommissionsmitglieder wissen und glauben es, haben eben die Beweise in Händen, und Katholiken wie Protestanten sind hierin wohl eins.

Und doch, nachdem sie den Regenten dazu gezwungen haben, zu thun, was für immer die Versöhnung mit Lady Maria unmöglich macht, wollen die Engländer doch nicht weiter vorgehen. Nach drei Monaten voll endloser Debatten und Intriguen wurde ein Erkenntnis gegeben, das viel Ähnlichkeit mit den Aussprüchen des Orakels von Delphi hatte (daß solche Illustration den guten Leuten keinerlei Aufklärung geben konnte, vergaß Arthur in seinem Eifer) es hieß da also: Es sei nichts gegen den Regenten und seine Anhänger vorgebracht worden, das deren Ehre und Verbindung Eintrag thue, und ebenso sei auch nichts gegen Maria Stuart, ihre Königin, vorgebracht worden, was in der Königin Elisabeth von England irgendwie eine üble Meinung von ihrer lieben Schwester hervorrufen könne."

„Nun, das kann auf zweierlei Lesart verstanden werden," bemerkte Rob. „Entweder ist danach unser Lord Murray der allertollste Lügner gewesen und hat eine Menge von furchtbaren Verleumdungen über seine Schwester ersonnen und das alles, ohne daß seine Ehre dadurch irgendwie geschädigt sei, oder das Faktum, daß Maria Stuart ihre Hände durch abscheulichen Mord besudelt hat, ist noch kein Grund, daß darum ihre Schwester, die Königin von England, eine üble Meinung von ihr hege. Potzelement! Was ist

denn in das englische Volk gefahren? Oder was für jammervolle Begriffe von Recht und Unrecht haben sie allesamt in ihren Köpfen?“

Jack mußte hier auflachen, worüber er einen Verweis von Maggie bekam, was bei ihr etwas ganz Ungewöhnliches war: „Wenn solche großen Leute dergleichen böse Dinge thun oder reden, so darf doch unsereins nicht darüber lachen, sondern besser ist's dann, für sie zu beten, daß Gott sie erleuchte und bessere. Aber sagt, Herr Arthur, die Engländer kennen doch Gottes Wort?“

„Wir dürfen ihnen auch nicht den Vorwurf machen, sondern der Königin und ihren Beratern. Das Unrecht lag darin, daß sie alle miteinander nicht daran dachten, was recht, sondern was schicklich sei. Zur Strafe dafür haben sie weder das eine noch das andre erreicht. Wir aber werden die Suppe ausessen müssen, weil die unglückliche Königin Maria durch die gegen sie eröffnete Anklage nur aufs äußerste erbittert und doch noch nicht, wie gerechtes Gericht ihr hätte thun sollen, der Macht, sich an uns zu rächen, entkleidet ist. Eines schönen Tages kann Elisabeth sich durch üble Laune oder Überdruß bewogen fühlen, uns die Gefangene als Herrscherin wieder zurückzuschicken, und dann ist Feuer und Schwert für uns die Losung. Die Sachen stehen wirklich recht übel, aber unser guter Regent thut, was er kann, und vertraut Gott. Wie plagt er sich, um all die Feuerbrände zu löschen, die Maria selbst noch von England aus umherschleudert! In wenig Tagen heißt's deshalb wieder nordwärts marschieren, um die Gordons, die immer noch für Maria fechten, zu überwältigen.“

Über solchem Gespräch ward es spät und dunkel. Maggie bat, daß man doch jetzt ans Abendessen denken möchte, und das geschah. Arthur genoß mit Vergnügen den ihm vorgesetzten Gewürzkuchen und trank auf des jungen Paares Gesundheit. Dann aber mußte er aufbrechen. Rob gab ihm mit der Laterne und einem derben Eichenstock in der Hand das Geleite, obgleich wohl Arthur, falls man sie angefallen hätte, der Beschützer seines nicht gar kräftigen und beherzten Gefährten geworden wäre.

Als Robert wiederkam, hatte sein Frauchen den Vater und Jack ins Bett geschickt und saß nun, Helens Brief im Schoß, voll

Erwartungen und Vermutungen über seinen Inhalt da. Rob las ihn laut vor. In schlichten Worten sprach Helen für sich und ihren Bruder ihren warmen Herzensdank gegen Maggie aus. Hatte diese doch mit Gefahr des eignen Lebens Helen gepflegt, als es hieß, deren Krankheit sei die Pest. Nun Gott ihnen solch ein ansehnlich Teil von dieser Welt Schätzen beschieden, sei es ihnen Bedürfnis, ihren Dank damit zu beweisen, daß sie „als Mitgift" ihr eine Summe übergäben, die genügend sei, daß Robert Meister Duries Waren kaufen könne.

Eine Weile stand Robert regungslos da, vom Staunen überwältigt. Doch er ermannte sich, als Maggie sich die Schürze vors Gesicht hielt und bitterlich zu weinen anfing.

„Aber Maggie, Du thöricht Weib, was gibt's da zu weinen? Wenn Du das jetzt thust, wo uns der Herr so reich segnet, was soll denn werden, wenn Er uns Seine Gerichte schickt?"

„Ach, das ist's ja nicht," sagte sie schluchzend. „Ich dachte nur so oft voll Kummer darüber nach, daß ich, als ich zu Dir kam, nichts, gar nichts mitgebracht habe als zwei unversorgte, hilfsbedürftige Menschen, und doch hast Du mich's nie empfinden lassen, hast nie ein Wort darüber gesagt. Und ich bin doch weder hübsch noch gescheit wie so viele andre Mädchen, die Du hättest haben können. Und nun beschert uns Gott soviel Geld, und Du bekommst Meister Duries Geschäft und wirst ein freier Stadtbürger und kannst Dir einen Lehrling halten, und am Ende wirst Du noch gar einmal Vorsteher der Zunft, und nun wirst Du „Meister Robert Maxwell" heißen."

Die Aussicht auf diese Krone aller Glückseligkeit raubte Maggie ihr letztes bißchen Atem. Doch unter all ihren Freudenthränen mußte sie, wie ja an jedem Freudenbecher ein Schmerzestropfen hängt, an ihr Brüderchen denken. „O Robert, denke doch, wenn Gott ihn uns gelassen hätte, dann sprächen nun die Nachbarn nicht mehr darüber, daß uns das arme Lämmchen zur Last fiele, was mir stets so schwer geworden ist zu hören!"

„Ei, mein Frauchen," meinte da Robert, „statt daß wir unsern Herrn darüber anklagen, was Er uns nahm, wollen wir Ihm lieber

jetzt auf unsern Knieen für das danken, was Er uns gelassen und was Er uns heute beschert hat."

„Du hast recht; es ist wirklich das beste," stimmte Maggie bei. Und so knieten sie miteinander nieder, und nachdem Robert Gott für die zeitlichen Güter herzinnig Dank gesagt, gedachte er lobpreisend auch noch eines höheren und größeren Segens. Aus tiefster Seele dankte er dafür, daß ihm nicht nur für dieses Leben beschert war, was sein Herz begehrte, sondern daß Gott ihn auch gelehrt, Ihm und Seiner Gnade und Liebe zuzutrauen, daß Er ihm noch viel wertvollere Güter bescheren werde. Wie ein Kind hatte er von Ihm empfangen und Ihm vertrauen gelernt, und jene düsteren Kämpfe und Kümmernisse, die ihn in früheren Jahren umdrängt hatten, schwanden dahin wie Nachtgespenster beim Tageslicht — freilich nicht mit einemmal, sondern in dem Maße, wie der himmlische Sonnenschein des Glaubens und das schlichte Werktagslicht der Pflicht heller über ihm aufging. Wenn sie auch später wohl noch hier und da wiederkehrten, so wußte er mit ihnen umzugehen und den um Beistand wider sie anzurufen, der Macht hatte, sie zu bannen.

Als er sein Gebet beendet, schlang Maggie leise den Arm um ihn und sagte: „Das waren gute Worte, mein Robert, und sicher wird Gott uns segnen und Dein Gebet erhören. Aber laß uns auch George Duncan nicht vergessen, denn dem verdanken wir ja doch alles!"

„George Duncan vergessen? Maggie, mein liebes, kleines Weib, das werden noch viele außer uns nie thun können. Es gibt eben verschiedene Menschen: Solche, die man von sich abzuschütteln vermag wie Fliegen, die man nicht im mindesten vermißt, und solche, die ich das Herz im Leibe der Menschheit nennen möchte; ich meine, mit denen keins in Berührung kommt, ohne daß man es bis in die Fingerspitzen hinein, in jeder Muskel und Ader fühlt, die uns nie begegnen, ohne uns einen Eindruck zu hinterlassen. Zu diesen gehörte unser lieber Freund George Duncan. Dank sei Gott und Seiner Gnade!"

Achtundvierzigstes Kapitel.

Häusliches Glück und öffentliche Trauer.

„Gottlob, noch ist nicht alles uns verloren!
Wird auch des Lebens Mittagsglanz zu Eis,
Verhallt gesprochnes Wort, ja Eide, uns geschworen,
Verarmt das Herz, wenn alles schwindet leis',
Wird's einsam um uns her — so wird's von oben laut;
Der Engel Gottes spricht: Laßt fahren hin und schaut
Zur Heimat auf, die Ich selbst Euch erbaut!"

Arthur war nun Herr und Besitzer von Scotscraig, einem schönen, obwohl vernachlässigten Besitztum in der Grafschaft Fife. Doch die heißen Sommermonate schwanden; der Herbst streute seine bunten Blätter aus; wieder lag dichter Schnee, und immer blieb Elsie noch Gast in Manderstone und Helen in Wedderburn. Dies Aufschieben und Hinziehen war für alle drei sehr schwer, besonders aber für Elsbeth. Natürlich empfand auch Arthur es mit stiller Pein, daß die liebsten Pläne seines Lebens noch immer ihrer Verwirklichung harrten; doch hatte er das herzerhebende Bewußtsein, er brachte dies Opfer für eine große und edle Sache, und die Größe dieses Opfers erhöhte das Bewußtsein. Er hatte reichlich zu thun und fortwährend Ansprüche zu befriedigen, dabei auch an gar manches andre zu denken. So schwer es ihm aber auch wurde, den Regenten konnte und wollte er nicht verlassen, es mochte kommen, was da wollte. Täglich wurde er diesem nützlicher und nötiger.

Als er im Frühsommer Maggie und Rob Maxwell besuchte und auch noch eine Zeitlang nachher schien sich alles ganz seinen Wünschen

entsprechend zu gestalten. „In kurzer Zeit“, schrieb er an Elsie, „führe ich mein holdes Bräutchen heim in mein Scotscraig.“

Doch immer neue Aufgaben nahmen ihn in Anspruch. Im Juli mußte er mit dem Regenten in Perth sein; danach traten wiederholt Unruhen und Aufstände ein von seiten der Partei der Königin; weil Elisabeth drohte, Maria nach Schottland zurückzuschicken, gärte es im ganzen Lande. Am schlimmsten gestaltete sich der Aufruhr in Norfolk. Dort versuchte Rom, die alte Oberhoheit wiederzuerlangen. Wäre das gelungen, so hätte keine Macht der Welt Schottland zu retten vermocht, denn im Grunde war das Interesse beider Königreiche das gleiche. Es war Lord Murrays großes Verdienst, daß er das erkannte und trotz aller gegen ihn erhobenen Vorwürfe und Angriffe von Anfang seiner staatsmännischen Wirksamkeit bis zum Ende hiernach handelte.

Der Aufstand von Norfolk brach in sich zusammen durch die Schwäche, Wankelmütigkeit und Unentschiedenheit seiner Anführer. Doch die hervorragendsten derselben begaben sich von England nach Schottland und machten Arthur hier das Leben schwer. Denn solange die Grafen von Northumberland und Westmoreland noch freie Hand hatten, gab es im Lande keine Ruhe. Anderseits war die Aufgabe, Flüchtlinge, die sich schottischer Ehre und Gastlichkeit anvertrauten, totzuhetzen und hinzurichten, eine unsäglich schwere, unliebsame und sicher wenig dankbare.

Ende Dezember kam heran; da vermochte Arthur es einzurichten, Elsie für kurze Zeit zu besuchen. Helen kam sofort von Wedderburn herüber, ihn zu sehen. Er schaute ernst, fast bekümmert aus, die beiden Mädchen sagten: „überangestrengt, abgehetzt“.

Er erzählte ihnen von seinen Streifzügen und Unternehmungen sowohl an der Grenze wie gegen Northumberland. Arthur mußte diesen zum Gefangenen machen und ihn nach Lochleven in Haft bringen in dasselbe Gemach, daraus Maria Stuart entfloh. „Von dort bin ich über Edinburg hierhergeeilt, und unterwegs hörte ich schon wieder von den bösen Umtrieben, die der Chefsekretär Maitland von Lettington gegen seinen Herrn, den Regenten, in Szene zu setzen getrachtet. Unbedingt muß ich also jetzt treu bei ihm aushalten,“ schloß Arthur.

„So heißt es ja immer. Ist eine Sache beigelegt, kommt gleich wieder eine neue," klagte Elsie.

„Armer Bruder," meinte Helen voll Mitgefühl, „welch schwere Aufgabe, den Grafen in die Haft zu führen!"

Arthur zuckte die Schultern. „Es geht nun einmal nicht an, daß wir unsre Aufgaben uns selbst wählen; nur unsern Herrn können wir uns aussuchen."

„Und Du bist dem Deinigen nur zu treu ergeben," warf Elsie hin.

„Nein, liebes Herz," erwiderte er voll tiefen Ernstes, „ich kann gar nicht anders handeln. An mich darf ich nicht denken, solange dieser Sturm noch nicht ausgetobt hat, denn seit der Regent die Zügel in die Hand genommen, hat er noch nie so schweren Stand gehabt wie jetzt; und was das schlimmste dabei ist: das Schwert hat ihm das eigne Herz verwundet. Hat er doch schon fast vollständig die Liebe des Volkes, dem beizustehen er so redlich sich plagt, eingebüßt. Bis zur Festnahme der beiden Grafen ward er seiner politischen und religiösen Stellung wegen wohl gehaßt, doch nicht seine eigne Person . . ."

„Ausgenommen die, welche in ihm nur stets den undankbaren Bruder erblickten, die Anhänger der Königin," schaltete Helen hier ein.

„Nun ja, die mochten immerhin dergleichen Unsinn schwatzen. Ich meine aber, wir müssen, wie Vater John Knox sagt, das Gerichthalten hierüber unsern Nachkommen überlassen. Die werden es dann sicher besser verstehen als wir. Ich denke, sein Name wird mit Ehren vor einem höheren Richter noch bestehen, vor dessen Thron er nur zu bald gerufen werden kann. Mehrt sich doch die Gefahr für sein Leben beständig," fügte Arthur traurig hinzu.

„Die jungen Leute hier sprechen, er sei behext," sagte Elsie. „Was für ein heidnisches Gerede! Was meinen sie denn damit?"

„Daß er mit offenen oder doch offen-sein-sollenden Augen der eignen Vernichtung entgegensteuert."

„Wohl wie Pharao, als er Israel ins Rote Meer hinein nachjagte? Oder wie der Apostel Paulus, als er nach Jerusalem

ging, bereit, nicht allein dort gebunden zu werden, sondern zu sterben für Jesum?"

„Aber Arthur, was Du doch sprichst! Es denkt doch keiner daran, den Regenten mit Pharao zu vergleichen, und Paulus that natürlich ganz das Rechte."

„Schau', ich meine dies," erwiderte Arthur mit tiefaufleuchtendem Blick. „Es kann einer einen Weg gehen, von dem ihm die andern sagen, er würde zu Tod und Verderben führen, und ihm selbst ahnt das vielleicht — dennoch geht er vorwärts, entweder weil Gott in Seinem Zorn die Augen ihm verblendet hat, so daß er nicht zu erkennen vermag, was das schlichteste Auge sieht, oder Gott hat ihm die Augen weiter und heller aufgethan als all den andern weisen Leuten. Also wird er entweder ein ruchloser Schurke sein oder ein Märtyrer, ein großer Thor oder ein Held und heiliger Mann Gottes."

„Aber den Regenten bringst Du doch wohl trotz all Deiner großen Liebe zu ihm in keine dieser beiden Kategorieen?"

„Ich sehe ihn unter der freilich nicht allzuzahlreichen Schar derer, die nicht das Ihre suchen, sondern das Rechte zu thun trachten, was es auch koste. Und ich denke, das ist der Wille Gottes und die Art echter Helden und Heiligen Gottes, ob sie nun in der Könige Schlösser oder in Goldschmiedswerkstätten gefunden werden wie jemand, von dem wir wissen."

Als Arthur sich wieder verabschiedet hatte, sagte Elsie ein wenig gereizt und verstimmt: „So spricht er jetzt stets; aber in meinen Augen wäre der Regent ein zehnmal größerer Held, wenn er Arthur nach Hause schickte zu den Seinen, wie ein rechter Christ es sicher thäte. Er denkt doch an sich, soviel Arthur auch Schönes dagegen sagt; warum aber sollen das andre Leute denn nicht auch thun?"

Das war so leicht hingeredet, ohne viel zu überlegen, und so mancher, der viel weniger Anlaß dazu hatte wie Elsie, würde sich kein Gewissen darüber machen und es bald vergessen. Aber Elsie hat sich späterhin bittere Vorwürfe darob gemacht, denn kaum vier Wochen später sind ihre Thränen gleich denen von ganz Schottland um den frühzeitigen Tod des guten Lordregenten geflossen.

Arthur hatte diesen seinen Held, Beschützer und Freund auf seiner letzten Reise nach Glasgow begleitet, daher war er bei ihm an jenem verhängnisvollen Morgen des 23. Januar 1570. Doch obschon er bei allem zugegen war und am Sterbelager seines verehrten Helden stand, er hat nie über das, was er da sah, zu sprechen vermocht, weder zu Elsie noch zu Helen, auch war nicht viel zu erzählen. Der Regent war gewarnt worden; man hatte ihm sogar den Namen seines Mörders genannt und das Haus, wo dieser auf ihn lauerte, doch er achtete nicht sehr auf die Gefahr, ob er auch soweit Rücksicht nahm, daß er durch ein entgegengesetztes Thor die Stadt zu verlassen bereit war. Da jedoch seine Leibwache schon auf dem gewohnten Wege postiert war, so hätte solche Änderung einige Unbequemlichkeiten gehabt. Dann wollte er im Galopp reiten. Doch die Straßen waren gedrängt voll Menschen; er hätte also hierbei irgend ein Unglück anrichten können. So ritt er dahin in leichtem, maßvollem Tempo und bot demzufolge für einen Hamilton eine sichere Zielscheibe, der ihm, unter den reichen Behängen auf dem Balkon des Erzbischofs versteckt, auflauerte.

Die Kugel ging mitten durch; dennoch hofften die ihn in sein Haus zurückgeleitenden Freunde, daß die Wunde zu heilen sein werde; aber bald schwand diese Hoffnung dahin. Und nun gedachten sie voll bitteren Leides daran, daß Murray damals bei Langside diesen seinen Mörder geschont, und gemahnten ihn daran. „Nie werde ich einen Akt der Barmherzigkeit bereuen," erwiderte der Sterbende.

Darauf bestellte er sein Haus schlicht und ruhig; den kleinen Prinzen befahl er der Obhut des Lord Semple und des Grafen von Mar. Man erzählte später, wie er auch nicht gegen einen seiner Feinde irgend ein hartes Wort gesagt habe. Was er von seiner eignen Hoffnung des zukünftigen Lebens gesprochen, wird uns nicht berichtet, doch wohl dürfen wir daran festhalten, daß er hinüberging in Gottes Gegenwart mit ruhigem, gefaßtem Herzen gleich einem, der alles zu gewinnen und nichts zu verlieren hatte.

Auf seinem Grabe lesen wir: „Die Frömmigkeit trauert um ihren Schirmherrn; die Gerechtigkeit ist entwaffnet." Doch noch eine andre Inschrift ließ er sich selbst setzen, sein Lieblingsmotto: „Aus Gnaden durch Jesum Christum selig geworden."

Arthur Erskine war im tiefsten Herzen verwundet. Ganz Schottland erschien ihm vaterlos, und das auch solchen, die ihn nicht allezeit so verehrt und geliebt hatten. Das Herz des großen Helden und Vorkämpfers der Reformation empfand fast gleiches tiefes Herzeleid wie Arthur. Wir lesen noch heute, wie John Knox nach des Regenten Tode voll Seelenschmerz an heiliger Stätte flehte: „O Herr, er ist nun zu seiner Ruhe gekommen, uns aber hat er in großer Drangsal zurückgelassen.“ Ob nicht dies Wort noch manchem späterhin einfiel, als die Zeiten noch drangsalsvoller wurden?

Unvergessen wird es bleiben, wie der große Gottesmann zu St. Giles über den Verstorbenen sprach mit einem Feuer so mächtig und ergreifend wie die Trauermusik am Grabe eines Kriegers. „Kein Auge in der dichtgedrängten Menge blieb trocken,“ heißt es.

Doch nun in den stillen Hafen des Hauses, hin zu denen, die uns noch unmittelbarer von Interesse sind! Arthur hatte nun keinen Führer mehr, und obwohl es ihm voraussichtlich noch nicht an Arbeit und Kampf für die gute Sache fehlen würde, so hatte er einstweilen doch keinen, dem er unbedingt sich zugesellen und dienen mochte. Deshalb fand nach gebührlicher Trauerzeit um seinen „guten Regenten“ die Hochzeit statt, und Elsie zog mit ihm nach Scotscraig. Und nun ging eine gar trauliche, glückliche Zeit für ihn an. Zum erstenmal, kann man wohl sagen, kostete er jetzt häusliche Freuden, befriedigendes Familienleben. Helen genoß es mit ihm. Und zu thun gab es genug: herzustellen, aufzubessern, zu pflanzen und zu bauen, der Not abzuhelfen, die groß war, da die armen Leute solange herrenlos und stets in Unruhe, in Gefahr und Drangsal aller Art gewesen waren.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Auf der Burg zu Scotscraig.

„Nie gibt es hier ein volles Glück,
Ist mal der Hausherr fort;
Es kehrt erst wieder voll zurück,
Wenn wieder er am Ort.“

Es sind nun drittehalb Jahre verstrichen, seit Arthur und Elsie Einzug hielten auf Burg Scotscraig. Für Schottland war es eine stürmisch bewegte Zeit, wo die Flamme des Aufruhrs und Bürgerkrieges bald hier, bald dort aufloderte. Doch Arthur hat in seinem trauten Heim wenig davon gespürt.

Blicken wir jetzt in dasselbe hinein, während er selbst sich in Edinburg geschäftshalber befindet. Etwas besonders Schönes und Malerisches finden wir hier nicht, weder in dem hohen, viereckigen Burgturm mit seiner Zugbrücke, seinen Wällen und ehernen Thoren, noch im ganzen Bau des Hauses. Ein solches mußte aber damals eine feste Burg sein. Arthur wäre schwerlich für längere Zeit fortgegangen, hätte er nicht gewußt: Dein Heim ist wohlverwahrt; es könnte sogar eine Belagerung von seiten der Anhänger Maria Stuarts aushalten.

Inwendig aber herrschte trauliches Behagen und friedevolle Ordnung. Das große Wohnzimmer, die Halle, war für die damalige Zeit recht hübsch und anmutig ausgestattet, ja, es konnte sogar Ansprüche auf Eleganz erheben. Dennoch fehlten hier sowohl wie in den übrigen Räumen manche jener Luxusgegenstände und Zeichen des Wohlstandes, mit denen die reicheren Bürgerhäuser von Edinburg bereits versehen waren. Dafür wehte aber der Odem freien Frohgefühls und ungehemmten Glücks hindurch, und ihm verband

sich so manches, was von Poesie und feinem Geschmack zeugte, etwas, was damals noch ganz ungewöhnlich war. Auf dem Tisch vor dem Hauptfenster der Halle steht eine Vase mit schönen, duftenden Blumen, die von den Damen des Hauses auf sorglich gepflegtem Beet unten im Garten selbst gezogen wurden.

An diesem Tische sitzt an dem heutigen herrlichen Herbstabend Elsbeth. Die „süße kleine Elsie" von ehedem ist es freilich nicht mehr; eine in Worten nicht auszudrückende Umwandlung hat sich an ihr vollzogen. Liegt diese etwa darin, daß ihr üppiges Goldhaar statt wie einst, nur vom leichten Seidenband gehalten, sie zu umflattern, nun fein sittig in einem Frauenhäublein sich birgt, oder daß ihr Gewand, das indes immer noch kleidsam und gutsitzend ist, sonst trüge es eine Elsie nimmer, schlichter im Schnitt und von früherem Ausputz mit Perlen, Spitzen und Bändern fast ganz frei geworden ist? Nun gewiß, das spricht hierbei alles mit, aber eine sehr viel merklichere Umwandlung hat sich im Ausdruck ihres Gesichts vollzogen, in dem Glanz, der ihr Auge durchleuchtet, in dem Lächeln, das ihre Lippen umspielt eben jetzt, während sie ihrem herzigen Knaben, ihrem Erstgeborenen zuruft: „Komm, Harry, komm, mein Liebling, zu Mama!" Und nun setzen sich die kleinen Füße in Bewegung, um vom entgegengesetzten Ende des Zimmers her zum erstenmal selbständig seiner Mutter Knie zu erreichen. Elsie ist also kein holdes Kind mehr, dafür aber eine gar hübsche, anmutige Frau.

Jetzt ruft sie abermals: „Langsam, langsam, mein Herzblatt!" und siehe da, der kleine Mann tappelt sicher und ohne sich anzuhalten daher und birgt, vor Glück aufjauchzend, sein lockiges Köpfchen im Schoße der Mutter. Ganz selig vor Wonne hebt diese ihn auf den Schoß und bedeckt ihn mit ihren zärtlichsten Küssen.

„Er wird doch seinem Vater alle Tage ähnlicher," meinte sie jetzt, Helen anblickend, die mit der jugendlichen Wartefrau eben beim Zuschneiden von Kinderkleidchen beschäftigt ist.

„Ja gewiß, Harry sieht ihm sehr ähnlich. Halt, gib acht, Janet! Lege die beiden Breiten aneinander! Diese ist sicher zu lang."

Doch inmitten dieser Anweisungen blickt Tante Helen auf ihr hübsches Neffchen mit jener sehnsuchtsvollen, tiefsinnigen Zärt-

lichkeit, womit Frauen, denen Gott diese süßen Herzensbande versagt, auf die Kinder andrer zu blicken pflegen.

Helen hat sehr gealtert in diesen drei Jahren, was dann am sichtbarsten wurde, wenn sie einmal sich der Ruhe hingeben durfte. War sie beschäftigt und zwar wie fast immer für andre, dann trug ihr Gesicht einen frohbelebten, ja frischen Ausdruck, dann leuchteten Augen und Wangen, und niemand sah die tiefe, dahinter sich bergende Müdigkeit.

„Mich soll nur wundern," beginnt Elsie wieder, „ob der kleine George Maxwell auch schon mit kaum elf Monaten hat allein durchs Zimmer gehen können," und Helen setzt hinzu:

„Es ist wirklich schade, daß Maggie nicht schreiben, uns also von ihren Kindern nicht berichten kann, da doch Männer von solchen Dingen nie etwas in ihren Briefen erwähnen."

„Arthur wird's uns schon erzählen. Findest Du nicht auch, daß er schon recht lange fort ist, Helen? Sechs volle Wochen sind es heute und dabei das ganze Land in Aufruhr und unser Schloß in Edinburg in den Händen der abscheulichen Partei der Königin."

„Doch die Stadt ist gottlob ja schon seit Juli wieder, wo sie den Waffenstillstand schlossen, in Ruhe. Die Freunde unsers lieben Vater Knox würden ihn nicht haben dahin zurückkehren lassen, wäre seine Sicherheit nicht verbürgt und Hoffnung auf völlige Ruhe vorhanden gewesen."

Hier blickte die Wärterin von ihrer Nähterei auf, und Elsie wie Helen mußten bei diesem Blick gar lebhaft an ein teures Antlitz denken, das sie auf Erden nie wiedersehen sollten. Die Wärterin war George Duncans verheiratete Schwester; ihr Gatte stand gleichfalls jetzt im Dienste der Erskine, und Arthur hielt große Stücke auf ihn. Er hatte ihn auch mit sich nach Edinburg genommen.

„Wenn ich mir zu reden erlauben darf," sagte Janet, „ich erhielt vor kurzem einen Brief von meinem Bruder John, aus St. Andrews kam er mit dem Bücherpaket vom Herrn. Darin sagte er, daß Pastor Knox sehr elend und hinfällig geworden sei und nicht mehr ohne Stock in der einen Hand und an der andern vom Diener gestützt gehen kann. Neulich habe er unter eine Predigt

von P. Ferguson geschrieben: John Knox unterzeichnet mit sterbender Hand, aber mit fröhlichem Herzen."

„Dann wundere ich mich aber, daß er doch nach Edinburg zurückkam," meinte Elsie.

„Er liebt seine Gemeinde und diese ihn," erwiderte Helen. „Du mußt an jenes Wort denken, das sie ihm sagen ließen bei ihrem Flehen um seine Rückkehr: Tiefes Leid ist es uns, daß wir Euch Schaden und Gefahr bringen könnten, aber noch tieferes Leid, Euch entbehren zu müssen."

„Nun wohl, ich bin froh, daß Arthur ihn von St. Andrews ab bis Edinburg begleitete, obwohl es ihn fast um eine Woche aufgehalten hat. Gewiß hat er gut für ihn gesorgt, ja, er selbst hat davon profitiert, da doch sicher Vater Knox von seinen vielen Getreuen und Freunden aufs beste geschützt und gedeckt war."

„Still! Da höre ich Hufschläge auf der Landstraße," rief Helen.

In dem Schweigen, das ihren Worten folgte, ließen sich wirklich sich nähernde Hufschläge erkennen; jetzt vernahm man ein Horn. Elsie wurde dunkelrot, zunächst vor Freude, doch mischte sich auch Bangen hinein, denn in jenen Zeiten konnte man nahenden Gästen nie ohne solches entgegensehen. „Lauf schnell, Janet, und sieh nach, ob es der Herr ist," rief sie hastig und fügte beklommen hinzu, „aber Gilbert darf die Zugbrücke nicht ohne Losung und Parole herunterlassen!"

Einige Minuten stiller Angst gingen dahin; Arthur konnte es nicht sein; der wäre schon längst bei seiner Elsie. Endlich kam Janet zurück, in der Hand einen Siegelring tragend, den sie ihrer Herrin gab und sagte: „Alles in Ordnung und wohlauf."

„Arthurs Ring? Ich bitte Dich, Janet, wer bringt uns den und mit welcher Botschaft?"

„Mein lieber Eheherr, Madam! Er läßt Euch sagen, der Herr sende ihn und empfähle ihn Eurer gütigen Fürsorge; morgen käme er selbst und auch einen Gast bringe er mit, und Madam möchte das große Gastzimmer einrichten lassen."

„Einen Gast? Wie das mich freut! Dein Eheherr hat gute Kunde gebracht, Janet, aber ich möcht' sie lieber von ihm selber

hören. Gehe hinunter in die Milchhalle und laß ihn dort erst sich erfrischen und dann bring ihn her!"

Janet eilte fröhlich hinaus, kam aber fast sogleich wieder mit ihrem Gatten, der nicht eher sich stärken mochte, bevor er seiner Herrin seine Aufwartung gemacht hatte.

Elsie und Helen begrüßten ihn herzlich; dann fragte erstere ihn nach dem Wohlbefinden, der Reise und andern ihr interessanten Erlebnissen Arthurs, auch nach dem Gast forschte sie in echt weiblicher Neugierde. Robson sagte ihr Bescheid: „Des Herrn Freund ist ein gar stattlicher Herr und vornehm wie nur einer; aus dem Ausland stammt er. Monsieur hat ihn unser Herr genannt; auch nicht ein bißchen von unserm ehrlichen, guten Schottisch versteht er, der Arme!"

Ganz erschrocken wandte sich Elsie hier an Helen: „Wie wird das gehen? Ich habe, glaub' ich, all mein Französisch, das Du so mühsam mir beigebracht, wieder vergessen; da wirst Du ihn meistens zu unterhalten haben. Also ein Franzose ist's? Sage, wie sieht er aus? Ich denke mir alle Franzosen klein von Statur, sehr beweglich mit den Händen und flink mit der Zunge."

Da lächelte der brave Robson, doch ernst sah er dabei doch aus. „Nein, Madam, der Herr ist gar groß, ganz hochgewachsen, höher als unser Herr. Ernst und still ist er und trägt Trauerkleider. Doch so düster die aussehen, nichts ist's im Vergleich mit der Düsterkeit auf seinem Gesicht. Er hat eine schwere Krankheit kaum erst überstanden oder — im Gefecht oder so ähnlich eine tiefe Wunde erhalten. Den Arm trägt er in der Binde. Bloß seinetwegen ist unser Herr noch nicht hier; er muß langsam mit ihm reisen."

„Du liebe Zeit!" sagte da Elsie beiseit zu Helen, „da hätte uns Arthur auch einen heitereren Gast bringen können; dieser wird schwerlich viel dazu beitragen, uns etwas Leben in unsre Einsamkeit zu bringen. Aber sage, wie steht's bei Maxwells und in Edinburg überhaupt und mit unserm teuren Vater Knox?"

Robson schien die letzte dieser drei Fragen die wichtigste, und darum beantwortete er sie zuerst. „Sie haben die Tolboothkirche

für Vater Knox hergerichtet, und hat er die beiden letzten Sonntage darin mit großer Kraft und Gnadenfülle gepredigt."

„Ach, dann hat St. Giles also seine Herrlichkeit verloren, wo wir ihm so voller Andacht und Herzenserhebung zugehört haben," meinte schier bekümmert Helen.

Und Elsie fügte hinzu: „Man sagt doch, daß er St. Giles früher schon kaum mit seiner Stimme ausfüllen konnte, wieviel weniger also jetzt."

Da goß sich helle Röte über des treuen Dieners Antlitz, und eifrig sagte er: „Hättet Ihr ihn gehört Sonntag vor vier Wochen, Ihr sprächet nicht so; wohl haben sie ihn auf die Kanzel fast tragen müssen, und sein Gesicht sah aus, so bleich und hohl wie eines, der vom Grabe erstanden ist. Aber als er da oben erst stand, da war er der große Gottesprophet, und in vollster Kraft donnerte er sein Wort des Gerichts über unser aller Häupter." — Hier brach er jedoch hastig ab, sah verlegen und schier reuig zu Boden, als hätte er etwas ausgesprochen, was er nicht sagen durfte.

Verwundert blickte sein Weib ihn an, und Elsie und Helen forschten, ob denn ein besonders beweglicher Vorfall Vater Knox damals hingenommen habe, ob die Feinde jemand umgebracht, ob Maria Stuarts Anhänger den Waffenstillstand gebrochen hätten?

„Nichts derart, meine Herrin!" erwiderte nun wieder gefaßt der Gefragte und richtete sich dabei auf: „Unser Herr wird Euch alles berichten. Und was Edinburg anbetrifft," und man merkte seiner Hast an, er war froh, von etwas anderm reden zu können, „so haben allerdings der Königin Leute genug gethan, um es zu ruinieren. Aber auch unsre Leute sind sehr wenig glimpflich mit der Stadt umgegangen während der Belagerung. Die meisten Einwohner sind nach Leith hinausgezogen, alle gut Evangelischen, aber da war bald arge Hungersnot, und sie haben viel erleiden müssen; nur gab es in Leith nicht soviel trunkene Söldner."

„Sind Maxwells denn auch hingezogen?" fragte Elsie.

„Gewiß! Das sind ja gute Protestanten und treue Königische. Aber jämmerlich haben sie sich behelfen müssen."

„Und wie ging es Frau Maggie und den beiden Kleinen? Sind sie wohlauf?“

„O ganz prächtig! Der kleine George sagt schon so hübsch seine Gebetchen und Verslein und schaut gar andächtig dabei aus. Und wie fein haben sie uns bewirtet! (Arthur hatte stets, wenn er in Edinburg war, bei Maxwells sein Standquartier.) Aber denkt, daß Meister Moßman sich nun im wahren Lichte gezeigt und ganz zur Partei der Maria Stuart übergegangen ist; er wohnt sogar bei ihr im Schloß und hat allenthalben seine Spionshand, und er kann ihr gar viel nützen mit seinem Haufen von Geld.“

Nach einigen weiteren Berichten ward Robson entlassen, um sich zu stärken, und Elsie schickte auch Janet mit fort, „denn“, so sprach sie nachher zu Helen, „wie hart müßte es für mich sein, wenn Arthur heimkäme, und ich müßte erst eine fremde Dame bedienen und könnte nimmer zu ihm!“

Bald darauf begab sich alles zur Ruhe, doch nicht eher, als bis man die gemeinsame Abendandacht gehalten hatte. In Abwesenheit des Hausherrn wurde dieselbe durch einen „Vorleser“ geleitet, den Arthur dazu berufen, bis es ihm möglich sein würde, einen eignen, selbständigen Pfarrer auf Scotscraig anzustellen.

Fünfzigstes Kapitel.

Trübe Kunde aus der Ferne.

„Vergeblich tönt des Weibes Klage,
Umsonst der Kindlein Jammerlaut,
Des Mannes Schrei an solchem Tage,
Wo blut'gen Mord ringsum man schaut."

Am andern Morgen saß Helen, wie es ihre Gewohnheit war, bereits frühzeitig bei ihrer französischen Bibel, als Janet, die auch früh aufstand, mit einer Haushaltsangelegenheit zu ihr kam. Denn Elsie „schauete wohl, wie es in ihrem Hause zuging" (Spr. Sal. 31, 37), aber durch die Augen Helens. Jetzt gab diese Bescheid: „Gewiß, Janet, Du mußt die feinen, frischgebleichten Linnentücher nehmen; sie liegen unter Lavendelblüten in der großen Truhe der Vorratsstube."

„Aber bitte, den Schlüssel zur Truhe!"

Helen holte ihn. Hierbei sah sie Janet an und rief erschreckt: „Janet, wie schaust Du denn aus! Ist etwas Schlimmes geschehen?"

Die gute Frau sah in der That ungewöhnlich bleich und kummervoll aus, und ihre Augen waren rot von vielem Weinen.

„Ach bitte, Miß Helen, fragt mich nur nicht aus! Ich soll es ja doch nicht sagen, ehe der Herr heimkommt."

„Um des Himmels willen! Jetzt mußt Du es mir aber sagen. Mit dem kleinen Harry kann nichts geschehen sein, habe ihn ja soeben erst fest schlafend gesehen, und mit meinem Bruder, Gott sei Dank, auch nicht."

„Gott sei Dank!" wiederholte Janet. Doch indem sie das sagte, brach sie in Thränen aus, und händeringend schluchzte sie: „Ach ja, unser Herr ist wohlauf; unsre Herrin schlummert süß im Bett wie der Kleine in der Wiege. Gott wolle sie behüten!

Aber die armen, guten Leute da drüben, all die armen, zarten Frauen, die unschuldigen Kindlein, die schliefen auch so süß und ahnten nichts Böses. Da stieg der böse Drache auf aus dem Abgrund und gab seinen Dienern mörderische Dolche, und da — da kamen sie alle um; Gott nahm sie zu Sich. Ja, Gott that's und sah das alles mit an und unser lieber Heiland auch. Doch wie konnte Er es nur mitansehen und dulden!"

„Aber Janet, beste Janet, fasse Dich doch und sage mir klar, was geschehen ist! Ich verstehe Dich nicht. Was thaten sie und wo, und wen mordeten sie?"

„Jeden Mann, jedes Weib, jedes Kind, alles, was seine Kniee nicht gebeuget hat vor Baal."

„Doch wo, wo? Doch nicht in Edinburg?" fragte Helen, vor Angst und Hast nicht überlegend, was sie sprach.

„In Paris, Miß Helen, sogar in ganz Frankreich, tausend und aber tausend, ja, tausend und aber tausend."

Da schlug Helen beide Hände zusammen. Vor tiefem Entsetzen rang sich ein heiliger Name über ihre Lippen, was aber hier nicht Mißbrauch war. „Wirklich, Janet, in Paris? Irrst Du Dich auch nicht? Gewiß in den Niederlanden? Da sind ja so entsetzliche Dinge geschehen, daß man alles glauben kann. Aber in Frankreich! Weißt Du denn nicht, daß man da Friedensbeschlüsse gemacht hat, daß die Schwester des Königs mit dem Fürsten der Hugenotten, Heinrich von Navarra, vermählt werden sollte, und daß Admiral Coligny . . . . ."

„Coligny? Der war das erste Opfer; in seinem Bette haben sie ihn durchbohrt. Dann ist das Gefolge des Königs von Navarra an die Reihe gekommen. Hierauf folgten die andern: arm und reich, vornehm und gering, Mann, Weib und Kinder. Drei Tage hat es gedauert; alle Straßen und Gassen trieften von Blut, und die Seine färbte sich purpurn. So furchtbare Dinge sind geschehen, daß man schon beim bloßen Anhören davon sterben könnte."

Todesbleich und regungslos saß Helen in ihrem Sessel. Lange vermochte sie kein Wort zu sprechen; das Entsetzen hatte sie überwältigt. Erst nach geraumer Weile fragte sie leise: „Ich kann's noch immer nicht glauben. Ist denn keiner entronnen, Janet, keiner?"

„Wenig genug bei der großen Menge. Doch der Herr, den unser Sir Arthur heute als Gast mitbringen will, ist mit dabei gewesen. Er wurde schwer verwundet; dann haben sie ihn als tot liegen lassen, und mein Mann sagt, er sähe auch mehr tot als lebendig aus, und wenn er nicht den Verstand darüber verliere, so sei es nur Gottes Gnade. Aber die Herrin darf nichts davon erfahren, bis der Herr kommt; es könnte ihr schaden, weil sie so zart und weichherzig sei. Er will es ihr selber erzählen, doch nur soviel, als gerade nötig sei."

„Eine fürchterliche Kunde ist's. Sage Janet, wie sollen wir heute essen und reden und arbeiten und dabei thun, als ob wir's gar nicht wüßten?"

„So möchte man freilich fragen, Miß Helen! Mein Mann sagt, das sei für unsern Pastor John Knox der Todesstreich gewesen. Wie er vor vier Wochen in St. Giles predigte . . ."

„Weißt Du, ich wunderte mich gestern abend schon über die Art, in der er davon redete."

„Freilich, mein Mann meint, das Entsetzen, der Kummer und Abschen, dazu der heilige Zorn haben unserm lieben Vater Knox allein die Kraft verliehen, also predigen zu können, wie ein Windstoß ein auslöschend Flämmlein wieder anzufachen vermag, worauf es dann nur um so schneller erlischt. Gar gewaltig hat er gedonnert, zumal über den schändlichen Verräter, den König von Frankreich. Sein Name solle für alle Geschlechter auf Erden zu Spott und Fluch werden, und nie solle einer aus seinem Samen auf dem Throne seiner Väter sitzen. Mein Mann hat mir noch gar viel erzählt; schlafen konnte ich unmöglich, so haben wir die ganze Nacht davon geredet."

„Still, der Kleine weint!" unterbrach sie Helen aufstehend und ging rasch zu ihm hin. So übertönt der Klageruf eines Kindes in unsrer nächsten Nähe das Jammergestöhn vieler Tausende in der Ferne, die mit dem Tode ringen. Und wohl uns, daß dem also ist! Ein mitfühlendes Herz müßte sonst bei all dem Weh dieser leidvollen Welt zusammenbrechen und das Leben nur als eine Last ansehen. Und wohl uns auch darum, weil wir wohl eines Kindes Thräne zu stillen vermögen, aber nimmer das Leid jener Tausende in der Ferne.

Janet kam Helen zuvor auf dem Wege zum kleinen Harry. Letztere mahnte sie aber, ihrer Herrin zu sagen, sie werde gleich nachkommen.

Still und stumm saß sie jetzt da, sogar ihre Hände ruhten. Vor ihrer Seele standen die ihr eben entrollten Bilder des Schreckens. Wohl war die ganze Zeit an Greueln reich; wenn wir aber jetzt, nach drei Jahrhunderten, diese Berichte von Qualen und Blutthaten, von Mord und Metzeleien ganzer Massen lesen, so möchten wir uns wundern, wie Männer und Frauen, die diese Dinge erlebten — und es hat doch auch unter ihnen fein- und zartbesaitete Herzen gegeben — ruhig weiterleben, kaufen und verkaufen, freien und sich freien lassen und ihr Leben ruhig, ja mitunter fröhlich fortführen konnten. Doch vergessen wir hier nicht, daß, ob es auch damals feine und zartfühlende Herzen gab, doch ihre Nerven stärker waren als die unsern. Überdem kann uns die Gewohnheit abhärten, abstumpfen, und jenen Männern und Frauen waren viele Dinge, von welchen wir nur mit Schaudern lesen und kaum davon zu sprechen vermögen, schon ganz alltägliche, gewohnte Vorfälle.

Doch selbst in jener Zeit war die Pariser Bluthochzeit etwas, das jedes evangelische Herz mit unaussagbarem Entsetzen und Schauder erbeben ließ. Was die gute Janet von Vater Knox berichtet, war keineswegs übertrieben. Was noch seltsamer war: auch die Herren der Diplomatie wurden wirklich davon ergriffen und gaben wenigstens hierbei auf, sich mit bloßen, leeren Phrasen und Komplimenten abzufinden, sondern brandmarkten diese grause That als das entsetzlichste Verbrechen, das seit der Kreuzigung Christi geschehen sei. Es schien wirklich, als wenn diese gewaltige Erschütterung aller Gemüter all die feingesponnenen Schleier zerriß, damit man seine eigentlichen Gedanken zu verbergen pflegte. Wohlthuend berührt es uns darum, zu hören, daß sogar gute Katholiken sich erbittert und empört darüber aussprachen. Und doch dürfen wir auch des Bildes Kehrseite nicht außer acht lassen. Wie man sich im Vatikan einer schier ausgelassenen Freude hingab, wie man öffentlich Dankesfeste feierte, Denkmünzen prägen ließ, das alles wird den meisten wohlbekannt sein. Aber minder allgemein bekannt und doch nicht minder bedeutungsschwer ist die Art, wie

die Kunde dieser Bluttat von dem „alten Briefschreiber im Eskorial“ aufgenommen ward. Zum ersten- und letztenmal in seinem Leben hat man Philipp von Spanien hierbei lachen hören. Wahrlich, die Geschichte hat kaum viel Grausigeres zu berichten als dieses Lachen.

Für alle Protestanten aber in ganz Europa ward diese Nachricht die Quelle namenloser Furcht und Angst. Denn konnten nicht schon in der gleichen Stille und Heimlichkeit die Waffen geschärft werden, die aller andern Protestanten Herz und Leben treffen und töten konnten? Schritt nicht der gleiche Feind, heimtückisch wie der wilde Ozean, grausam wie das Grab, ihnen allen fort und fort zur Seite, machte Geschäfte mit ihnen, handelte und verhandelte, schlug wohl gar freundschaftlich in ihre Rechte ein. Wie konnte man nun noch einem freundschaftlichen Wort von katholischen Lippen trauen, auf Eidschwüre etwas geben? Sobald es das Interesse der Kirche erforderte, wurde gesprochenes Wort zu leerem Schall, zerrissen Eide und Verträge wie Zunder im glühenden Ofen, während jedes Gefühl von Ehre, Erbarmen oder nur einfacher Menschlichkeit nicht nur ertötet und mundtot gemacht wurde, sondern wie durch unheilvollen Zauber zu wildester, wutentbrannter Grausamkeit ward.

Doch nicht das Denken an die eigne Gefahr, nicht Furcht um ihretwillen ließ Helens Wangen erbleichen. Gram und Grauen überwog das zunächst; es überflutete ihr Herz beim Ausmalen dieser Blutszenen. Und dies Ausmalen konnte doch nur schwach der Wirklichkeit sich nähern. Aber Gott sei Preis, daß dem also war und stets so ist!

Endlich schlug sie wieder ihre Bibel auf. Da mußte sie Trost finden; noch niemals hatte sie umsonst gesucht. Und wir haben in der That eine wunderbare Fähigkeit, allenthalben, selbst in den Blättern der Heiligen Schrift, das zu finden, was wir bereits mitbringen. Während Helen also auf ihre Bibel schaute und dabei an die Purpurflut der Seine dachte, fiel ihr Blick auf folgende Worte: „Und der dritte Engel goß aus seine Schale in die Wasserströme und in die Wasserbrunnen. Und es ward Blut. Und ich hörete den Engel sagen: Herr, Du bist gerecht, der da ist, und der da war, und heilig, daß Du solches geurteilet hast. Denn sie haben das Blut der Heiligen und der Propheten vergossen, und Blut hast Du ihnen zu trinken gegeben, denn sie sind es wert. Und ich hörte

einen andern Engel aus dem Altar sagen: Ja, Herr, allmächtiger Gott, Deine Gerichte sind wahrhaft und gerecht.“

Wundersam, gleich der Stimme, die dem Sturme Schweigen gebot, wirkte dies Wort auf Helens tiefbewegte Seele. Wohl war ihr Herz fein, zartbesaitet und voll Mitgefühl, aber gerade deshalb berührte sie jene Verheißung der göttlichen Vergeltung jetzt tröstlich, sogar wohlthuend. „Ja, Deine Gerichte sind warhaftig und gerecht,“ das wiederholte sie sich immer aufs neue in stiller Zustimmung, ja, in frohem Siegesgefühl.

Doch da hörte sie Fußtritte; rasch legte sie ihr Buch beiseite, als Zeichen für jene Stelle das erste beste nehmend, was zur Hand war: eine farbige Seidenflechte. Das Wort aber: „Sie haben das Blut der Propheten und Heiligen vergossen, und Du gabst es ihnen zu trinken, denn Du bist gerecht,“ tönte ihr den ganzen Tag lang im Ohr. Gar oft hat sie später noch dieser Stunden stillen Gedenkens sich erinnert wie jener, da sie an Meister Duries Lager gesessen; die Hände thaten dort wie jetzt weiter ihre Pflicht, aber auf dem Herzen lag's wie ein schwerer Alp.

Dennoch ging auch dieser trübe Tag zu Ende, und der Abend brachte den Hausherrn zurück. Arthur sah infolge seiner schweren und anstrengenden Lebensaufgaben in letzter Zeit älter aus, als er war. Doch lieh dieser männliche Ernst seinem hübschen Gesicht nur tieferen Ausdruck, ob auch die jugendliche Grazie gewichen war. Aus seinem Wiedersehen mit Elsie sah man, daß die zuerst nur knabenhafte Zuneigung und Schwärmerei für sie zu einer so innigen und verlaßbaren Liebe sich entwickelt hatte, wie irdische Liebe überhaupt zu sein vermag. Und dabei mußte Helen stets hindurchfühlen, daß ihr im Herzen des Bruders ein Sonderplatz gehörte und sie hierin unangetastetes, heiliges Recht behielt.

Arthur stellte nun den beiden Damen seinen Gast vor: le Sieur de Villemorgue. Beide kannten diesen Namen längst, da Arthur oft von ihm gesprochen hatte. Helen wußte freilich sehr viel mehr von der Jugendzeit Arthurs als Elsie. Was sie aber von diesem Jugendfreunde gehört, war nicht dazu angethan, sie sehr zu dessen gunsten einzunehmen.

Sie hielt Villemorgue für einen kalten, spöttischen Skeptiker, der sich sein Übergewicht über Arthur in Alter und Bildung damit zu nutze gemacht, daß er den unerfahrenen Jungen zu etwas zu bringen gesucht, das sogar schlimmer war als alles Papistentum. Trotzdem konnte sie jetzt diesem so gebrochen, elend und geknickt aussehenden Gaste ihr Mitleid nicht versagen. Es schien, als habe er an allen Gütern des Lebens, den äußern wie den innern, Bankrott erlitten. Was ihn als echten Franzosen sonst erkennen ließ, verlieh ihm jetzt erhöhte Berechtigung auf Mitgefühl: seine Größe und Schlankheit ließ die einst so kraftvolle, frische, lebenatmende Fülle nur um so mehr vermissen, während das rabenschwarze Haar und das dunkle Kolorit den leidenden Gesichtszügen ein geisterhaftes Aussehen verlieh.

Der kleinen, guten Elsie that er so leid, daß sie ihm sofort ihr Herz zuwendete, wiewohl sie später Helen gestand: „Unter andern Umständen hätte ich mich vor ihm grauen können.“ Sie plauderte flott darauf los über dies und das und ließ ihn merken, daß sie ihn der Mühe, ihr zu antworten, gern entheben wolle. Bei Tisch spielte sie die Wirtin sowohl mit Artigkeit und Anmut als auch mit wirklicher Herzlichkeit. Freilich war sie sehr enttäuscht, daß er ihren extra für ihn ausgesuchten Leckerbissen sehr wenig Ehre anthat. Doch sie nötigte ihn nicht weiter und war damit zufrieden, daß er ihrem trefflichen Malvasier mit Behagen zuzusprechen schien.

Sobald das Mahl vorüber war, führte Arthur seinen Freund in das für denselben bereitgehaltene Gastzimmer. Helen hatte sich die Sorge für dasselbe besonders angelegen sein lassen, da ihr Janet doch berichtet hatte, er habe um des Evangeliums willen also zu leiden. Ihm bestmöglichste Ruhe wünschend, ging Arthur bald wieder zu Elsie und Helen zurück. Beim Eintreten rief erstere ihm zu:

„Ach Arthur, Du hast uns den armen Menschen wohl nur hergebracht, daß er hier sterben soll!“

„Das Gegenteil davon möchte ich,“ erwiderte er, „doch ist es ein Wunder, daß er überhaupt noch lebt.“ Und nun erzählte er Elsie so vorsichtig und schonend, als er nur konnte, was Helen bereits erfahren hatte; nur in flüchtigen Strichen deutete er die

Greuelszenen jener Schreckenstage an. Elsie, außer sich vor Entsetzen, unterbrach ihn oft genug und fragte ihn nach tausend Dingen. Als er sie genügend belehrt hatte, fuhr er fort:

„Diesen furchtbaren Greueln also ist mein Freund Villemorgue, ich weiß noch nicht, wie, entronnen. Danach fragen mag ich ihn nicht. Sich das alles wieder zu vergegenwärtigen, könnte ihm wohl gar den Tod bringen. Als ich ihn wiedersah, fand ich ihn einer Ohnmacht nahe, weil Vater Knox ihn unbarmherzig, wenn auch in bester Absicht, ausfragte."

„Es war also ganz zufällig, daß Du ihn wiederfandest?"

„Nun, ich hoffe, Gottes gnädige Fügung ist es. Ich ging kurz, ehe ich mich zum Aufbruch von Edinburg rüstete, zu Vater Knox und zwar schweren Herzens, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß ich ihn noch oft sehen und sprechen werde. Sein Diener führte mich in das Sprechzimmer und sagte mir dabei, daß sein Herr drinnen eben gar eifrig mit einem Franzmann zu reden habe. Ich kam nicht einen Moment zu früh. Eben hatte Villemorgue in seinem Bericht innegehalten und lehnte sich halb ohnmächtig zurück. Diesen Zustand kannte aber der gute Pastor Knox nicht, soviel er auch bereits mit Krankheit zu thun gehabt. Darum rief er ganz ängstlich nach Wein, während ich rasch eiskaltes Wasser holte und dem armen Patienten, soviel ich konnte, behilflich war. Mir schien es, als thue ihm der Anblick eines Freundesangesichts noch wohler als alle andern Hilfsmittel. Nun nahm ich ihn sofort mit mir zu Maxwells. Dort mußte er mir versprechen, mit mir hierher zu uns zu kommen. Wenn treue, herzliche Fürsorge und Teilnahme ihm noch helfen kann, so hoffe ich, meine Elsie, daß er hier nicht sterben, sondern neu wiederaufleben wird.

„Sollten wir aber nicht einen Doktor holen lassen?" fragte hier Helen. „Freilich haben wir keinen näheren zur Hand als den von St. Andrews."

„Er meint, dessen bedürfe es nicht mehr; seine Wunden seien soweit schon wieder geheilt."

Darauf erzählte Arthur, daß er ihnen noch einen andern Gast mitgebracht habe, Jack Fleming. Erstaunt fragte Elsie, warum er denn noch nichts hiervon geschrieben habe, und erhielt zur Antwort:

„Siehe, zunächst nahm ich ihn mit, weil ich für ihn zu thun habe, denn ich habe uns eine neue Turmuhr gekauft; auch dachte ich, Ihr würdet wohl gleichfalls allerlei für ihn zu thun haben. Ihr mögt ihn ja beide gern um Roberts und Maggies willen. Endlich wollte ich ihn auch einmal eine Zeitlang der Stadt und ihren Versuchungen entrücken. Er ist leider in schlechte Gesellschaft geraten. Die Schloßsoldaten haben ihn einmal mit Branntwein traktiert, und seitdem ist er auf den Geschmack gekommen und trinkt davon mehr, als gut und recht ist."

„Wie mag sich Maggie darüber grämen und sorgen!"

„Robert fast noch mehr. Er macht sich sogar die größten Vorwürfe darüber; warum, ist mir unverständlich. Doch er neigte ja stets dazu, sich schwer anzuklagen. Er nennt sich Jacks Verführer und den Haupturheber dieser Schuld."

So können bisweilen die Geister längst vergessener und vergebener Sünden wieder aus ihrem Grabe emporsteigen und uns schrecken. Doch weder Arthur noch Elsie noch Helen konnten verstehen, warum Robert Maxwell diesmal Ursache zur Selbstanklage hatte.

„Rob — und Jacks Verführer, welcher Unsinn!" rief Elsie aus.

„Er nennt sich wirklich so, und wie dem nun auch sei, er hat ihn allzuscharf und strenge bewacht. Und so geduldig sich auch Jack dies bisher gefallen ließ, auf die Länge kann das kein junger Mann aushalten. Deshalb habe ich ihn mitgenommen und hoffe, er wird mit Gottes Hilfe hier völlig kuriert werden können."

„Mein Arthur, Du hast uns also damit zwei große Aufgaben gestellt," meinte Helen. „Monsieur de Villemorgue sollen wir von leiblichen Schäden heilen und Jack von geistigen".

„Ganz recht!" erwiderte Arthur lächelnd und fügte dann ernster hinzu: „Wozu sonst hat uns denn Gott an Leib, Seele und Sinn gesund erhalten und uns mit Erdengut versehen in diesen schweren, bedrohlichen Zeiten, als daß wir denen, die in Trübsal und Not stehen, Dienste erweisen oder wenigstens den uns von Ihm verliehenen Segen mit ihnen teilen?"

Einundfünfzigstes Kapitel.

Arthurs Gast.

„Des Unheils Rad ist über uns gegangen;
Nichts blieb von Hoffnung als nur Leid und Bangen.“

Elsie und Helen erwiesen sich als ebenso willige wie befähigte Verbündete für Arthurs wohlgemeinte Pläne ihrem Patienten gegenüber. Und das war sehr gut, denn Arthur selbst hatte fortwährend bald inner- bald außerhalb des Hauses zu thun; so war der Sieur de Villemorgue, dessen Krankheit es nicht zuließ, ihm darin zur Seite zu stehen, oft viele Tage lang fast ausschließlich auf die Gesellschaft der Damen angewiesen. Doch ob sie ihm wohl beide mit gleichbleibender Güte begegneten, so durchging doch ihr Gefühl für ihn allerlei eigenartige Stationen. Zuerst überwog herzliches Mitgefühl, und sie erwiesen ihm all jene Rücksicht und Schonung, die man solchen zu erweisen pflegt, deren Tage auf Erden gezählt zu sein scheinen. Dann aber trat etwas an ihm zu Tage, was sie zur Zurückhaltung bewog. Wenn die beiden Frauen sich darüber ausgesprochen hätten, was sie aber nicht thaten, so würde Elsie wohl über kühles Sich-reserviert-halten geklagt haben und Helen darüber, daß er alle ihm angebotenen kleinen Dienste und Gefälligkeiten, die doch ein Kranker sonst gern annimmt, ruhig aber bestimmt ablehnte. Er klagte nie; doch dies schien den beiden mehr ein Zeichen von Stolz als von Geduld zu sein. Man sah es ihm nur an, wenn er Schmerzen hatte, und von seinen schlaflosen Nächten erfuhren sie nur durch den fort-

leuchtenden Schein seiner Lampe und durch das Auf- und Niederwandern über ihren Häuptern.

Es mußte wohl recht schwer für einen einst so thätigen Soldaten und Staatsmann sein, daß er nichts zu thun hatte. Die wenigen französischen oder lateinischen Bücher, die Arthur besaß, hatte er bereits wiederholt durchgelesen. Hier und da interessierte er sich für Falkenzucht, oder er ging sehr langsam und behutsam im Treibhause und dessen nächster Nähe auf und ab. Wenn diese immerhin müßige Unterhaltung aber nicht stattfinden konnte, so sah er oft ganze Stunden hindurch den Frauen bei ihrer Näharbeit aufmerksam zu.

Da Helen die eifrigste dabei war, so mußte sie sich das am meisten gefallen lassen. Es verstimmte sie schier etwas, worüber sie sich dann wieder Vorwürfe machte. Doch trotz allen Bemühens, ihrer Verstimmung Herr zu werden, vermochte sie erst nach geraumer Zeit den fest und voll auf sie gehefteten Blick dieser dunkeln, schwermütigen Augen mit Gleichmut zu ertragen. Sie folgten jeder Bewegung ihrer fleißigen Finger mit einer Hingabe, als ob von jedem Stiche eine gar wichtige Sache abhinge. Sie wußte es eben nicht, daß dies Interesse für Kleinigkeiten und unbedeutende Dinge ein natürlicher Versuch war, sich des auf Hirn und Nerven schwer lastenden geistigen Druckes zu entledigen. Ebensowenig konnte sie ahnen, welch entsetzliche Visionen seinen Schlaf des Nachts verscheuchten oder sich ihm mitten im Lesen eines Buches oder beim Anblick einer Landschaft aufdrängten, und welche peinvollen Kämpfe er nicht nur mit körperlichen Schmerzen täglich und stündlich zu durchringen hatte, sondern auch mit jener bis ins Innerste dringenden Reizbarkeit und Nervenverstimmung, die so oft wirklichen Gemütsleiden vorausgeht.

Allmählich aber lernten beide, Helen wie Elsie, ihren Gast besser verstehen. Seine unüberwindliche Geduld und die Grazie und Feinheit seiner Formen hatten doch auch ihre Reize. Nie zeigte er sich vor ihnen irgendwie mit sich beschäftigt; nie ließ er sich von seiner Schwäche oder seinen Schmerzen auch nur im geringsten soweit hinnehmen, um nicht jederzeit alles zu beobachten, wozu ein vollendeter Kavalier in Damengesellschaft sich verpflichtet fühlen könnte.

Wenn er wohl genug war, um sich der Unterhaltung widmen zu können, so erfanden sie ihn bald als einen höchst angenehmen Gesellschafter. Ohne die gewohnte Zurückhaltung betreffs seiner eignen Erlebnisse abzulegen, wußte er doch stets neue Welten von Interesse und Belehrung für die beiden zu erschließen, während sie an ihren Stickrahmen beschäftigt waren. Er erzählte ihnen von dem heroischen Kampf, den man in den Niederlanden für Glauben und Freiheit fechte, von den Führern dieses Kampfes, insonderheit vom Grafen Ludwig von Nassau, mit dem er persönlich bekannt war. Dann sprach er von Spanien, dem Land der Romantik und des Rittertums, und von dessen Eroberungen in der Neuen Welt und beklagte den sichtlichen Niedergang unter der tyrannischen Herrschaft des Königs wie des Priestertums. Ein andermal sprach er von den großen, freien Städten Italiens, von den Koriphäen, die entweder durch ihrer Waffen Macht oder durch ihre Kunst und Wissenschaft sie zu Ruhm und Glanz gebracht. Durch solche Berichte und tägliche Unterhaltungen bekamen die beiden, Helen und Elsie, erst eine richtige Anschauung von der Zeit, darin sie lebten, von dem großen, denkwürdigen 16. Jahrhundert, das von Leben allerart förmlich strotzte, das wohl an grausigen Verbrechen, aber auch an herrlichen Tugenden und edlen Selbstopfern reich war, dieser Zeit der Helden und großer Ideen, die schlichte Männer zu Helden machten, die Zeit eines Raphael und Michelangelo, eines Luther und eines Knox, eines Coligny und eines Wilhelm von Oranien und, was noch viel bedeutsamer war, diese Zeit der Bibelübersetzung, wodurch Tausende an allen Orten in ihrer Muttersprache aus diesen heiligen Blättern lernten, wie sie richtig danach leben und wie sie um solcher Lehre willen sterben konnten.

Helen fragte sich oft im stillen, ob wohl ihr Gast noch immer in jenem trostlosen Unglauben befangen sei, davon Arthur ihr gesagt. Er sprach sich fast nie über seine persönlichen Empfindungen aus, so daß nur sein pünktliches und ehrfurchtsvolles Lauschen auf Gottes Wort bei den täglichen Andachten ein Zeichen zu seinen gunsten sein konnte. Wenn er in seinem Erzählen den „neuen Glauben" oder die evangelische Religion berührte, und das mußte ja oft geschehen, so entnahm Helen wohl eine innere Zustimmung

seinerseits daraus, nie aber eine irgendwie bemerkbare Begeisterung dafür. Und was von seiten der Katholischen an Grausamkeit und Verfolgung geschehen, suchte er stets möglichst knapp und kurz darzustellen.

Er war noch nicht lange auf Scotscraig, da fragte ihn Helen, seine Unkenntnis der englischen Sprache einsehend, ob er sich nicht ihrer französischen Bibel zunächst bedienen wollte. Dieses ihr nicht leicht fallende Opfer nahm er mit großem Danke an. Doch kurz darauf sie wieder treffend, sagte er in sichtlicher, ob auch unterdrückter Erregung:

„Mademoiselle Helen, entschuldigen Sie diese Frage, woher haben Sie diese Bibel?"

„Sie war meines Vaters Eigentum."

„Aber woher hatte er sie? Wer gab sie ihm einst?"

„Ein Freund in Frankreich, der ihm, wie ich ihn sagen gehört, gar sehr teuer war."

„Und hat er nie den Namen dieses Freundes erwähnt?"

„Wohl nicht, doch — ich war kaum zwölf Jahre alt, als Gott ihn uns nahm — halt, er muß auf dem leeren Blatt vorn stehen; habe ja oft darüber nachgesonnen — da ist er: J. Rochet."

„Meines Vaters Name!" rief de Villemorgue bewegt. „Also ist es seine Gabe gewesen."

Helen, in ihrer innigen Liebe und Verehrung für den früh verlorenen Vater, vermochte die tiefe Bewegung ihres Gastes beim Betrachten des teuren Vaternamens im vollsten Maße zu verstehen und nachzufühlen. Dann fügte er hinzu: „De Villemorgue ist, wie es hier heißt, nur ein Geschlechtsname, mein eigentlicher Name ist Antoine Rochet, Sieur de Villemorgue. Meines Vaters Vorname war Julien."

„Wie oft", sagte Helen, „habe ich doch schon dem edlen Franzosen in meinem Herzen gedankt für diese köstliche Gabe; sie ist mein teuerstes Kleinod."

„Und ich freue mich, daß es in Ihren Händen ist," erwiderte Villemorgue in einem ihr an ihm völlig neuen, weichen Tone, und dabei blätterte er langsam in dem heiligen Buche und mit beson=

derem Interesse betrachtete er die Illustrationen und Karten; weckten diese doch teure Erinnerungen der Kindheit.

„Bitte, behalten Sie die Bibel, solange Sie irgend ihrer noch bedürfen!“ sagte sie, ihm hiermit wirklich ein edelmütiges Selbstverleugnen beweisend.

„Gewiß, gerne will ich sie behalten und mit dem größten Danke, bis ich genug englisch verstehe, um die von Ihrem Bruder Arthur mir geschenkte Bibel benutzen zu können. Übrigens“, setzte er lächelnd hinzu, „wird dies zugleich ein Sporn für Sie beide, meine verehrten Lehrerinnen, sein, in Ihrer gütigst übernommenen Aufgabe fortfahren zu wollen, Ihre Sprache mich zu lehren.“

Bei solchem Austausch wandelte sich das Mitleid von seiten der beiden Damen allmählich in verständnisvolles Sympathisieren und Verehren. Sie gewöhnten sich schließlich, mit ihm wie Kinder mit dem Vater umzugehen. Wiewohl sein Alter keineswegs solches Verhältnis möglich machte, so gab ihm doch sein ernstes Wesen, seine gebrochene Lebenskraft, sein ungewöhnlich reiches Wissen und die Fülle seiner Erlebnisse hinreichendes Übergewicht und Autorität hierzu. Aber allmählich wurde er in dieser Umgebung gesunder und kräftiger; mit großer Freude sah ihn eines Tages die sämtliche Hausgenossenschaft ohne Armbinde erscheinen. Anfang Dezember entschloß er sich an einem schönen, sonnigen Morgen sogar dazu, mit Arthur auszureiten und zwar auf einen ziemlich entfernten Vorposten von dessen Besitzungen. Es war für alle ein Ereignis, ihn zum erstenmal im Sattel zu sehen.

Am Tage zuvor hatten sie eine recht betrübende Nachricht aus Edinburg erhalten, die ihnen allen sehr nahe ging, und so war auch davon unterwegs beim Reiten der beiden die Rede. Meist führten sie ihre Unterhaltung in französischer Sprache, obwohl de Villemorgue im Englischen, oder richtiger im Schottischen, gute Fortschritte machte.

„Wahrlich, mein Arthur,“ sagte er, „ein Großer, ein Fürst der Kirche Christi ist Euch mit diesem Manne dahingeschieden.“

„Und hat keinen seinesgleichen zurückgelassen,“ versetzte Arthur traurig aufseufzend.

„Doch er hat Leute zurückgelassen, die er gebildet und herangezogen," entgegnete ersterer. „Ist auch ein John Knox selbst zur ewigen Ruhe eingegangen, Euer Schottland lebt noch und wird fortleben."

„Es ist aber trübe und bedenklich um dasselbe bestellt; voll Leides und Streites ist es und trauert um ihn, und wohl mehr noch um die vielen innern und äußern Wunden und Schäden, daran es leidet. Unsre starke Feste Edinburg immer noch in Feindeshänden, und allüberall hört man bittere Flüche und Verwünschungen, die sich Königische und die Anhänger Maria Stuarts einander zuschleudern. Man wird wirklich manchmal zu fragen versucht, ob denn die gute Sache noch überhaupt zum Siege gelangen wird?"

„Mein Arthur, das ist nur ein momentanes Verzagen in Dir, nicht Deine wahre, eigentliche Herzensmeinung. Wie, kennst Du nicht den Unterschied zwischen Mitternacht und einem dunkeln, stürmischen Morgen?"

„Du hast recht, Villemorgue! Solche verzagte Worte thun nicht nur meinem teuren Vaterlande unrecht, sondern ihm, dessen Augen voll Erbarmen allezeit darüber wachen. Dennoch ist John Knoxs Heimgang ein schwerer Verlust für uns alle."

„Aber gerade dies tiefe Trauern um ihn erscheint mir so recht als eine Bürgschaft für den Gewinn, den der große Gottesmann Euch gebracht hat. Er ist in Frieden dahingefahren; um sein Sterbebett standen seine treuergebenen Anhänger; die Hand der Liebe schloß ihm die Augen, und nun bettet ihr ihn in ein ehrenvolles Grab, hinein in die Leidesthränen einer um ihn trauernden Nation. Ach, lieber Freund, an solchem Grab magst Du getrost niederknieen und Gott danken nicht nur für den, der da unten schläft, sondern für sein und Euer Vaterland, daß es erkannt hat den Tag, darinnen es heimgesucht ward, daß es ihn angehört und ihn aufgenommen hat. Andre Länder haben, wenn Gott ihnen solche Männer gesandt, ihren Namen verworfen als einen boshaftigen und ihrem armen Leibe die letzte Ruhestatt versagt. Sage, was kann Gott für solche wohl noch thun?"

„Doch," warf Arthur ein, „das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche, Villemorgue!"

„Von der Kirche rede ich nicht; die ist geborgen, denn „er wandelt mitten unter den goldenen Leuchtern““ — hier blickte Arthur lebhaft und nicht wenig überrascht zu ihm auf — „ich spreche von Nationen, und ich meine, daß das Blut der Märtyrer, wenn auch der Same der Kirche, doch der Probiertiegel der Nationen ist.“

„Wir haben doch gleichfalls unsre Märtyrer gehabt, wenn auch Gott in Seiner Gnade unsern teuren Knox durch alle Gefahren hindurchgeleitet, daß er als ein Josua uns in das verheißene Land führe. Gedenkst Du nicht mehr des Denkmals, das ich Dir in St. Andrews zeigte?“

„Gewiß gedenke ich desselben,“ sagte Villemorgue mit trübem Lächeln. „Du zeigtest mir die Stelle, wo vier Scheiterhaufen entzündet worden, und vier ehrenvolle Namen nanntest Du. Aber, für jeden von diesen vieren kann mein armes, unglückliches Frankreich Dir tausend herzählen und das noch, ehe das furchtbare Signal von St. Germain de l'Auxerrais ertönte.“

„So solltest Du gerade aus diesem trüben Faktum Hoffnung für Eure Zukunft schöpfen.“

„Ach nein, mein Arthur, es bleibt dabei: Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche, aber der Probiertiegel der Nationen. Denkst Du an das steinerne Monument zu St. Andrews, um dessen Bedeutung ich Dich damals fragte?“

„Welches das Volk des Nachts errichtet hat, nachdem man Sir Walter Mill verbrannte? Wohl alle Tage rissen es die Leute des Erzbischofs nieder, und jede Nacht richteten die Bewohner der Stadt es wieder auf.“

„In meiner Heimat hat sich die Sache doch anders verhalten. Da umringten wilde, wütende Horden die Scheiterhaufen und beschimpften die armen Opfer auf denselben, ja, verlängerten ihre Leiden. Hatten sie eigne Häuser, so wurden solche dem Boden gleichgemacht und ein Kreuz oder Schandpfahl auf der Stelle errichtet. Ein solches Denkmal hat der König neulich zu beseitigen gesucht, und dieser Versuch hatte einen Aufstand in Paris zur Folge, während die hohen Herren im Parlament, statt des Gesetzes und der Ordnung Hüter zu sein, mit den Aufrührern Hand in Hand gingen und dem Könige über seine „unkluge“ Absicht Vorhaltungen

machten. Was Wunder darum, wenn Gott mein Volk kräftigen Irrtümern und einem ruchlosen Geiste preisgegeben hat?“

„Doch genug davon, mein guter Arthur!“ fuhr de Villemorgue nach langer Pause fort. „Sage, hast Du nichts über die letzten Stunden des Mannes gehört, um den ganz Schottland jetzt trauert?“

„Bis jetzt weiß ich nur, daß er in Frieden und ohne viel Schmerz heimgegangen ist, getrost und fest auf die Verheißungen seines und unsers Gottes bauend. Hoffentlich höre ich bald mehr durch unsern guten Freund Robert Maxwell.“

Als Arthur an diesem Abend mit Elsie allein war, sagte er: „Weißt Du, ich glaube jetzt nicht mehr, daß unser Gast bald stirbt.“

„Wirklich, ich finde, er sieht viel wohler aus,“ erwiderte sie. „Ist es doch auch gar schwer für einen starken Mann, so hinfällig und schwach zu sein. Helen denkt, es wäre besser für ihn gewesen, er hätte ein tüchtiges Fieber bekommen wie Du damals in Frankreich.“

„Aber das hätte ihn töten können.“

„Vielleicht, aber ebenso auch nicht; es hätte ihn auch ganz herstellen können, meint Helen.“

„Nun verstehe ich. Er wäre wie ein neugeborener Mensch daraus hervorgegangen; ein Sturm hätte die Luft gereinigt. Froh bin ich nur, daß er seinen rechten Arm wieder gebrauchen kann. Er fängt sogar an, sich wieder zu beschäftigen, und zwar ist Jack sein Lehrmeister.“

„Jawohl, er hat unter Jacks Aufsicht aus ein paar französischen Kronen eine schöne goldene Broche fabriziert für Schwester Helen. Aber Du darfst es ihr nicht sagen.“

„Kannst mir solches hochwichtige Geheimnis schon anvertrauen, meine Kleine!“ erwiderte Arthur lächelnd. „Also sie soll die Empfängerin seines ersten Angebindes hier sein?“

„Und mit Recht; denn sie hat ihm zuerst zugeredet, es mit der Goldschmiedarbeit zu versuchen. Sie sagte zu mir: Ein solches langes Unthätigsein wäre allein schon genug, einen gesunden Menschen krank und einen vernünftigen wahnsinnig zu machen.“

„Das ist wahr. Und darum will ich Jack so lange noch hier bleiben lassen, als er unserm Gast von Nutzen sein kann. Es

wäre sonst kein Bedenken mehr dagegen, ihn in die Stadt zurückzuschicken, da er sich recht brav, verständig und maßvoll beträgt."

Dann sprach das Ehepaar noch von dem, der kürzlich abberufen ward, ihrem hochverehrten Vater Knox. Arthur berichtete von seinen letzten Worten. Also hatte der große Gottesmann gesprochen:

„Zwei Nächte lang habe ich mich nun gehärmt und gekümmert um den Stand der Kirche des Herrn, der Braut Jesu Christi, die verachtet ist vor der Welt, aber köstlich geachtet in Seinen Augen. Ich habe Gott angefleht um ihretwillen, sie ihrem Haupte, Jesu Christo, anheimbefohlen. Gekämpft habe ich gegen geistliche Herzenshärtigkeit und Gottlosigkeit und habe obgelegen. Ich habe mich im Himmel befunden und habe mein himmlisches Erbe und Teil. Gekostet habe ich von der ewigen Freude bereits hier auf der Erde."

Also freudig und getrost für Christi Kirche, zumal für die seines Vaterlandes, dieses Landes so vieler Gebete, ging John Knox heim. Und wir, die wir etwas wissen von der Zukunft, die ihm für seine Kirche und sein Volk am Herzen lag, können es trotz mancher Fehlgriffe und Thorheiten, ja, trotz mancher Sünden und Irrtümer bezeugen, daß dieser sein starker, fester Glaube nicht vergeblich gewesen, nicht getäuscht worden ist.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Ein Gespräch in winterlicher Morgenstunde.

„Nimmer kann ich lächeln wieder;
Still gebeugt nur werd' ich wandern,
Steten Dankespsalm im Herzen."

Bald darauf erschienen auf Burg Scotscraig zwei neue Bewohner. Ein jeder derselben hatte für die sämtlichen Hausinsassen ein Sonderinteresse. Zunächst ward dem jungen Paare von Gott ein zweites Söhnlein beschert und dann ein neuer, regelrecht ordinierter, lang verheißener Pfarrer, der es taufte. Arthur hatte die kleine Dorfkirche wieder neu herrichten lassen, und voller Eifer begab sich Pastor Simons an die seiner harrenden amtlichen Obliegenheiten. Seine Wohnung aber wurde ihm unter dem gastlichen Dache der Burg angewiesen.

Kurze Zeit darauf nun fiel das Julfest der Römischen, der 6. Januar, der in Arthurs Haushalt natürlich ohne alle äußere Feier vorüberging. Doch es war natürlich, daß Helen, die bis zum sechzehnten Jahre mit einer katholischen Mutter zusammenlebte, früh beim Aufstehen an die Bedeutung dieses Tages dachte: an das Geburtsfest des Heilands, das Rom am 6. Januar feiert. Inbrünstig dankte sie Gott für seine unaussprechliche Gabe, und dann, nach herzlichem Gebet und Segen für diesen Tag, griff sie zu ihrer französischen Bibel, die de Villemorgue ihr vor kurzem zurückerstattet hatte. Der Mond umleuchtete sie mit vollem Silberschein; dennoch mußte sie ihre kleine Lampe anzünden, um in der großen Wohnhalle jetzt sich hinsetzen und lesen zu können, denn da war man um diese Stunde am ungestörtesten.

Noch hatte sie nicht lange also gesessen und gelesen, da that sich die Thür auf, und de Villemorgue trat ein. Allzusehr von seinem Kommen überrascht war Helen gerade nicht, da er nach schlaflosen Nächten sich durch Spazierengehen in der frischen Morgenluft zu stärken pflegte. Doch hatte er dies schon lange nicht mehr gethan, darum kam er ihr an diesem Morgen unerwartet und nicht gerade sehr gelegen.

„Sie stehen zeitig auf, Mademoiselle Helen!“ sagte er, nachdem er sie in seiner gewohnten, fast überhöflichen Weise begrüßt hatte.

„Das könnte ich Ihnen nur zurückgeben, Monsieur!“ erwiderte Helen.

„Bei mir pflegt sich der Schlaf nie lange aufzuhalten. Doch wenn dem auch nicht so wäre, die Nachrichten, die unser Pastor uns neulich mitgebracht, würden mich für eine ziemliche Zeit noch vom Schlafe abhalten.“

„Sind sie schlimm?“ fragte voll Besorgnis Helen.

„Ich habe bereits gelernt, mich vor schlimmen Nachrichten nicht mehr zu fürchten,“ entgegnete de Villemorgue mit traurigem Lächeln, „denn da Furcht und Hoffnung meist beisammen sind wie Licht und Schatten, so ist Nichts-mehr-hoffen gleichbedeutend mit Nichts-mehr-fürchten. Die Kunde aber, von welcher ich eben sprach, hat trotzdem beides, Furcht und Hoffnung, nochmals in mir wachgerufen. Jener arme, kleine Haufe in meiner Heimat, der nach allem Geschehenen noch übrigblieb, hat noch einmal zu den Waffen gegriffen. Ein desperater, schwerer Kampf ist es; dennoch ist das Schwert des Soldaten allezeit besser als der Dolch des Mörders.“

Voller Teilnahme schaute Helen zu dem schönen, von Schwermut umschatteten Antlitz des Sprechenden auf. „Aber —“ begann sie eifrig — doch der Mut, fortzufahren, versagte ihr. So brachte sie denn den eben angefangenen Satz zu einem ursprünglich keineswegs beabsichtigten Ende: „Aber die Hugenotten können sich doch auch behaupten; haben sie denn einen Anführer gefunden?“

„Allerdings, den haben sie. Der Mantel des ermordeten Coligny ist auf die Schultern des edlen la Noue „mit der eisernen Hand“ gefallen. Befreit aus den unterirdischen Kerkern des

spanischen Philipp, in Paris sogar von dem tyrannischen Monarchen freundlich empfangen, ist er jetzt zu den treu ihm anhangenden Bürgern von Rochelle geeilt, um ihnen wieder neuen Mut und Hoffnung in die Seele zu bringen. Was nützt aber alles Mut- und Hoffnung-haben bei einem solchen aussichtslosen Kampfe?"

Damit wandte er sich ab und blickte auf das Landschaftsbild draußen. Das Silberlicht des Mondes umspielte den Garten, die Wiese und den Fluß; auf allen Zweigen funkelten Perlen vom scharfen Winterfrost. Die Natur glich einer mit Juwelen geschmückten Braut am Hochzeitsmorgen. Ringsumher herrschte noch tiefe Stille und drang wohlthuend in das erregte Gemüt des Beschauenden.

„Unser Heiland ist heut geboren," unterbrach jetzt Helen das Schweigen mit weicher Innigkeit im Ton, „und die Engel haben gesungen von Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

„Er kam nicht, um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert," entgegnete de Villemorgue, ohne sie anzusehen. Plötzlich wandte er sich wieder zu ihr; sie glaubte, Thränen ihm im Auge schimmern zu sehen; jedenfalls lag jetzt ein milderer Ausdruck darin.

„Mademoiselle Helen, Ihr hört mich manchmal Worte voll Bitterkeit brauchen, wo es nur Worte des Leides sein sollten. Gott ist mein Zeuge, viel Bitterkeit birgt mein Herz nicht mehr in sich. Verzeiht, laßt mir Euer Buch einen Augenblick!"

Sie reichte es ihm. Er schien etwas darin zu suchen; dann sagte er hastig, als ob ihm plötzlich etwas einfiele: „Neulich fand ich darin ein Zeichen von Euch, habe es aber nicht auf die gleiche Stelle zurückgelegt. Doch, hier ist es." Hiermit zog er aus einer inneren Tasche seines Kleides eine kleine Seidenflechte behutsam hervor. Es wunderte sie, daß er das unwichtige Ding so sorglich aufgehoben hatte. Jetzt hatte er die Stelle gefunden, wo es zuerst lag, und las, am Fenster stehend, vom Mondlicht umleuchtet, sie in völlig ruhigem, doch tiefbekümmertem Ton ihr vor: „Sie haben vergossen das Blut der Propheten und Heiligen, und Du hast ihnen Blut zu trinken gegeben, denn sie sind solches wert," u. s. w. „Ach, Mademoiselle Helen, das waren schlimme Worte für mich."

„Ein jedes Wort Gottes ist gut," entgegnete da Helen.

„Gewiß! Aber die beste Speise kann für den Kranken Gift werden. Ich gestehe Euch: monatelang habe ich diese Worte nicht zu lesen gewagt, weil mir dann das Blut siedendheiß durch die Adern schoß und wilde, triumphierende Freude mir die Seele schwellte. Doch das war Zorn des Menschen, der vor Gott nimmer recht ist. Und wenn ich las: „Ja, also sagt Gott der Allmächtige," so loderte Haß und Rache in mir empor."

„Aber," fragte hier Helen, „ist denn aller Zorn sündhaft? Steht nicht auch geschrieben vom Zorn des Lammes?"

„Besser ist's, von diesem Zorn nicht eher sich zu reden getrauen als man bis im tiefsten Grunde des Herzens die Liebe des Lammes an sich erfahren hat. Bevor wir nicht gelernt: „Vater, vergib ihnen!" gebührt es uns nimmer, das Wort auf die Lippen zu nehmen: „Herr, der Du heilig und gerecht bist, wie lange . . . . .""

„Aber ach, wie schwer ist es doch, in einem Falle wie dieser zu sprechen: „Vater, vergib ihnen!"" meinte Helen, ihn zugleich in geheimem Staunen anblickend.

„Nur die können es lernen," sagte de Villemorgue und schaute dabei unverwandt zum Fenster hinaus, „denen selbst Vergebung widerfahren ist."

Da fühlte Helen ihr Herz erbeben in innerster, lauterster Freude. Doch sagte sie nichts weiter als ein leises aber inbrünstiges: „Gott sei gelobt!"

„Soll ich Euch sagen, wo ich meine erste Lektion, also zu denken, erhielt?" fuhr de Villemorgue nach einer Pause fort: „Es geschah, als ich, halb im Wasser, halb im Schlamm und Schmutz begraben, fast ohnmächtig dalag, mein Ende erwartend."

Helen vermochte kein Wort hierauf hervorzubringen; doch tiefste Anteilnahme spiegelte sich auf ihrem Antlitz.

„Wenn es Euch recht ist, so möchte ich's Euch jetzt gern erzählen," fuhr de Villemorgue erregter, doch minder schwermütig fort: „Es ist wirklich jetzt an der Zeit, daß Freunde, die mir soviel Güte erwiesen, erfahren, wie ich damals dem Tode entronnen bin.

Ich kam mit meiner teuren Herrin, der Königin von Navarra, die Gott in seiner großen Gnade zu sich rief, ehe das Furchtbarste geschah, nach Paris. Vor und nach ihrem Tode hatte ich gleich vielen andern allerlei Ahnungen und Vorgefühle. Doch, durch Ehre und Rücksicht gebunden, geleitete ich sie in die Stadt, um der Hochzeit ihres Sohnes beizuwohnen. Ihr kennt die Geschichte jener Wochen voll gefahrdrohender Feste, voll lächelnder Gebärden, darunter sich Dolche versteckten. Nicht bedarf's bei Euch noch meiner Berichte."

„Sprecht doch jetzt nur von Eurer eignen Geschichte!" bat ihn Helen.

„Das soll geschehen und zwar möglichst kurz. Wie mehrere der vornehmen Herren unter den Hugenotten hatte ich mein Asyl in einem der großen Häuser an der Brücke von Notre Dame. Mein Wirt, ein reicher Gewürzhändler, war Katholik, doch nicht bigott, sondern maßvoll und gutmütig. Eine seiner Töchter, ein liebliches, gutes Kind, hatte sich heimlich mit einem der Weingärtner auf der Insel St. Louis verlobt, worin aber die Familie von ihrer Seite eine Mesalliance sah. Da ich wenig zu thun hatte, so nahm ich regen Anteil an dieser Angelegenheit. Das Mädchen dauerte mich; wiederholt sprach ich mit ihrem Vater und wußte die Hindernisse und Schwierigkeiten schließlich zu beseitigen. So wurde Colette mit Jean Lupon feierlich vermählt; es war Sonntag, den 12. August. Wohl habe ich mir das Datum gemerkt; war es doch gerade eine Woche zuvor, ehe die prächtige Verlobung des jungen Königs von Navarra stattfand. Welche Fülle von Glanz und Pomp und Farbenpracht wurde bei diesem letzteren Feste entfaltet! Doch ach, wir sehen beim Rückblick darauf nur eine Farbe: jene purpurne Flut, die allen Glanz ausgelöscht hat. Am nächsten Freitagnachmittag bereits ward auf den Admiral geschossen, wie Ihr wißt, und mit dieser Verwundung alles Vertrauen auf den Hof und die Königin-Mutter vernichtet. Ein ruheloser, überall Verdacht witternder Zustand trat ein und riß bald alles mit sich fort, Katholiken wie Protestanten. Man war zu allem fähig und bereit. Am Samstagabend ging ich noch spät in die Rue Bethisy, um mich nach dem Befinden des Admirals zu erkundigen, und fand bereits

das Haus von königlichen Arquebusiers umstellt. Cosseins, ihr Führer, ein bigotter Katholik, sagte mir, die katholischen Bewohner hätten vom König Befehl erhalten, dem Admiral und seinen Freunden die ganze Straße einzuräumen, und forderte mich auf, gleichfalls in derselben Quartier zu nehmen. Ich lehnte jedoch ab, da ich nicht glauben konnte, daß dieser Antrag im Sinne des Admirals geschehe. So kehrte ich spät heim und begab mich zur Ruhe.

Doch bald nachdem der Morgen graute, weckte mich ein Tumult auf der Straße; entsetzliches Getöse und Geschrei schreckte mich auf. Sofort erhob ich mich, aber mein Fenster ging nach der Seine hin, darum konnte ich nichts sehen. Hastig zog ich mich an; da trat auch schon mein Wirt mit seiner Frau herein; bleich und zitternd berichteten sie, ganz Paris sei in Waffen, um die Hugenotten alle zu ermorden. Jedes Haus, darinnen solche sich befänden, solle durchsucht und geplündert werden. Da merkte ich, in welcher großen Beklemmung die guten Leute sich befanden. Sie bangten für ihre, aber auch für meine Sicherheit. Deshalb beschloß ich alsbald, auf keinen Fall sie dem Verderben preiszugeben, mochte mir zustoßen, was da wolle. Nachdem ich den beiden dies eröffnet, schlang die Frau ein Stück weiße Leinwand zu einem Kreuz zusammen und beschwor mich, dies auf meinen Hut zu stecken, da ich dadurch mein Leben retten könne. Ich aber nannte dies Schutzmittel das Zeichen des Tiers, was mir jetzt der braven Leute wegen leid ist, und trat mit den Füßen darauf. Zugleich setzte ich hinzu: „Daß Ihr es gut meint, weiß ich und danke Euch dafür. Sorget nicht, daß ich Euch in Gefahr bringe! Ich will in die Rue Bethisy gehen und sehen, ob der Admiral noch lebt und ich ihm helfen kann, und sollt' ich dies mit meinem Leben bezahlen!" Die armen Leutchen weinten und empfahlen mich Gott und allen Heiligen; doch hinderten sie mich nun nicht mehr. Bald stand ich auf der Brücke; da breitete sich eine ganz unbeschreibliche Szene vor mir aus. Wo ich hinblickte, standen böse dreinschauende Kerle mit weißen Kreuzen auf den Hüten und gezogenen Schwertern in den Händen und schrieen: „Nieder mit Euch, nieder!" Die Straßen waren bereits mit Leichnamen übersät. Wilde Horden drängten sich in die Häuser. Dicht neben meinem bisherigen

Quartier wohnte ein Federfabrikant und königlicher Hoflieferant, aber Hugenott; in dessen Behausung haben sich entsetzliche Greuel abgespielt. Mir aber gelang es trotzdem, noch ein gut Stück weiter fortzukommen. Doch auf dem Quai begegnete mir eine schauervolle Prozession; schritten an ihrer Spitze auch sogenannte Edelleute aus dem Gefolge der Herzöge von Angoulême und von Guise, hinter ihnen her zog die Hefe des Volkes. Auf einer Pike aufgespießt trug einer dieser Elenden — doch vergebt, Mademoiselle Helen! Ich habe mich recht vergessen; solche Dinge gehören nicht vor Eure Ohren."

Helens Wangen waren bleich, beinahe erdfahl, was bei dem eben anbrechenden Tageslichte noch mehr hervortrat. Doch mit fester Stimme sagte sie: „Fahrt nur fort! Warum sollte ich es nicht ertragen, von dem zu hören, was diejenigen, welche nicht minder zartbesaitet waren, haben erdulden müssen?"

„Ein Erdulden war's kaum," erwiderte Villemorgue. „Auch der raffinierteste Scharfsinn der Feinde des Herrn vermag gottlob denen nichts mehr anzuhaben, die in Christo starben. Niemand konnte sie jetzt noch aus Seiner Hand reißen. Was ich vorhin berichten wollte, ist, daß auf jener Pike das edelste Haupt von ganz Frankreich aufgespießt war, das Haupt Colignys, und damit hatten sie ihren Spott. Gebe Gott in Gnaden, daß nie wieder eine solche Wut mir durch die Adern kocht wie bei diesem Anblick! Im Nu hatte ich mich mitten unter die erbärmlichen Schurken gestürzt — griffen sie mich zuerst an oder ich sie, ich weiß es nicht mehr — alsbald funkelten mir ein paar Dutzend Dolche über dem Kopf. Ich muß eine Wunde erhalten haben, denn Blut überströmte mein Gewand; doch ich empfand keinen Schmerz. Meine Klinge war scharf wie nur irgend eine — nicht mich verteidigen, nur Rache üben wollte ich. Plötzlich hörte ich die Stimme eines jungen Mannes — ich entsinne mich, daß ich das Abzeichen des Guisenherzogs an ihm erkannt habe — schreien: „Villemorgue, ich habe weder Dich noch den Schlag vergessen, den Du mir vor einigen Jahren auf dem Fechtplatz zu Bayonne erteilt hast. Hier nimm den Lohn dafür!" Er lud sein Pistol — mein rechter Arm sank schlaff herunter, mein Schwert zu Boden. Das erste peinvolle Empfinden kam mir bei dem Gedanken, dies nun nicht mehr führen

zu können. Da hörte ich rufen: „Werft ihn hinab in den Fluß!“ und trotz verzweifelten Widerstandes stießen sie mich vom Quai hinunter. Ich fiel, noch immer von ohnmächtiger Wut erfüllt, daß ich mich nicht zu wehren vermochte. Im nächsten Augenblick jedoch schlugen die Wasser eiskalt über meinem Haupt zusammen; mein Bewußtsein schwand.“

„Gottlob, daß Ihr nicht in dieser Verfassung dahingeschieden seid!“

„Ob ich wohl damals schon dafür gedankt habe? Als ich erwachte, lag ich auf dem schlammigen Strande einer der kleinen Inseln in der Seine. Das Wasser rings um mich her schimmerte purpurn von meinem Blute. Aufstehen konnte ich nicht, kaum mich bewegen. Dazu quälte mich fürchterliche Pein in meinen Wunden, zumal in meinem gebrochenen Arm. Mir war's, als wenn ich da noch ein Jahr oder gar auf immer liegen müßte. Allmählich gewöhnte ich mich jedoch an meine Lage. Bald wußte ich jeden Fleck, jede Spur auswendig, die das am Ufer festgeankerte Boot, auf dem Moraste schaukelnd, zurückließ, und jedes Büschel Gras und niederes Gestrüpp um mich her, das mich den Blicken meiner Verfolger verbergen konnte. Daß ich sterben müsse, schien mir zweifellos, und doch dünkte mir der Tod noch so fern. Mit aller Gewalt suchte ich nun meine stets abschweifenden Gedanken zu sammeln und sie auf mein herannahendes Ende zu richten. Wohl wußte ich, daß ich aus allem, was ich sehen und fassen konnte, bald zu dem übergehen würde, was unsichtbar und unerforschlich ist. Und allein sollte ich in diese unbekannte Welt eintreten. Kein Freund wartete dort meiner. Dieser Gedanke drückte mich fast zu Boden. Keinen Trost konnte es mir geben, daß die, welche mir am teuersten gewesen, bereits dorthin mir vorausgegangen waren. Wie sollte es auch? Wußte ich doch nicht, ob wir in jenen unbekannten Gestaden einander begegnen würden. Es war mir nur das völlig klar, daß es mit mir dem Ende zuging, daß meine Augen von dieser grünenden, lachenden Erde, meiner Heimat, für immer Abschied nehmen und sich erst im Jenseits wieder öffnen würden. Dies aber erschien mir als das Land der Dunkelheit, als die Finsternis selbst.“

„Welch furchtbarer Zustand! Hat er denn lange gedauert?“ fragte Helen.

„Nein! Gott hat Erbarmen mit mir gehabt. Allmählich wandten sich meine Gedanken von der dunkeln, unbekannten Zukunft zur wohlbekannten Vergangenheit. Alle Ereignisse meines bisherigen Lebens schwebten mir wunderbar klar und deutlich vor der Seele, gleich Kieseln, die man auf dem Grunde eines tiefen, aber durchsichtigen Wassers erkennt. — Es ist lange, lange Zeit seitdem vergangen, ach, so lange, daß es mich fast dünkt, als gehöre dies zu einem ganz andern Leben: doch ich habe einmal geliebt, Helen, eine, deren Augen so dunkel und weich waren wie die Euern, die auch eine so reine, edle Stirn hatte wie Ihr. Euer Bruder Arthur kennt diese traurige Geschichte. Ach, sie starb, doch in unerschütterlich festem Glauben, ja, in heiliger Freudigkeit. Denn jenseits des breiten Grabens, der Tod genannt wird, schaute sie das Angesicht dessen, der dort ihrer wartete, dessen, der da tot war und doch lebet in Ewigkeit. In diesem unbekannten, von Menschenmund uns nie geschilderten Wunderlande besaß sie einen Freund. In jener Zeit, als ich sie noch hatte, da zweifelte ich nicht an Seinem Dasein und machtvollen Wirken. Als ich mich aber später im vollen Behagen des Lebens befand, da wurde dieser Glaube durch allerlei Grübeleien mehr und mehr zum Wanken gebracht. Doch in jener Stunde tiefsten Elends auf dem Ufer der Seineinsel, da sah ich ein, daß, wenn alles um uns her trüglich wäre, Er doch die Wahrheit ist, wenn alles dunkelt, in Ihm ist das Licht. Und sollte der Tod jetzt an mich herantreten, so würde Er mir Kraft geben, zu Ihm zu gehen, Er, der allein hat „Worte des ewigen Lebens“.

Und ich gedachte nun Seiner überschwenglichen Liebe und Barmherzigkeit, an Sein Kreuz und an die Sünden, die es hinwegnahm. Es fiel mir noch gar manches ein, doch ich habe Euch genug gesagt.“

Er hielt inne. Tiefes Schweigen herrschte. Endlich fragte Helen kaum hörbar: „Aber wie seid Ihr denn gerettet worden?“

„Es war ein echtes Weib, dessen Herz und Hand dies that, Colette Lupon, die jungvermählte Tochter meiner Wirtsleute. Das

Wasser hatte mich dicht an die Gegend der Insel getrieben, wo sie wohnte. Ihr Gatte war gerade abwesend; da trieb sie die Angst fort, nach den Eltern sich umzusehen. Sie löst den Kahn, der neben mir auf dem Wasser schaukelt; als sie eben einsteigen will, da sieht sie mich liegen. Sofort beschließt sie, um jeden Preis mich zu retten. All ihre Gewandtheit und Klugheit wollte sie daran setzen. Zunächst bestach sie den mit ihr am Boote stehenden Besitzer desselben, einen nicht gerade scharfsichtigen, gutmütigen Burschen, daß er ihr helfen sollte. Er half auch wirklich; auf einer verdeckten Tragbahre trugen sie mich ins Haus. Sie ersann sich unterwegs ein Märlein für die vielleicht neugierig fragenden Nachbarn: ein früherer Lehrling ihres Eheherrn sei betrunken ins Wasser gefallen. Dann verbarg sie mich in einem Keller, wo sie mich mit wahrhaft rührender Treue und Liebe pflegte. Ihren Gatten weihte sie ein, und er war mit allem, was sie that, durchaus zufrieden. Aber das Leben beider war durch meine Anwesenheit sehr gefährdet. Sobald ich wieder auf meinen Füßen mich aufrecht zu halten vermochte, bat ich sie daher dringend, mich fortzuschaffen. Ein Vetter des wackern Lupon, der ein Boot besaß, das auf der Seine zwischen Paris, Rouen und Havre Waren hin und her beförderte, wurde bewogen, mich fortzuspedieren und zwar auf dem untersten Boden seines Fahrzeugs. So gelangte ich denn durch mancherlei Mühsal, die ich Euch aber nicht weiter aufzählen will, sicher und wohlbehalten nach Havre. Dort nahm mich der Kapitän eines nach Leith segelnden Schiffes auf und brachte mich in Eure Heimat. Zum Glück hatte ich in meinen Kleidern einige Juwelen wohlverwahrt und verborgen, wodurch ich die notwendigen Ausgaben bestritt. Doch die guten Lupons wollten nichts davon annehmen, ein Ringlein ausgenommen, das ich der treuen Colette als Andenken schenkte."

„Wißt Ihr nicht, wer Euch jenen Stoß und Eure Wunde beigebracht hat?"

„Nein, ich habe mich bisher auf den von ihm erwähnten Vorgang in Bayonne nicht zu besinnen vermocht. Habe auch in der That schon zu viele Schläge ausgeteilt, um den Schlag in Bayonne im Gedächtnis behalten zu können."

Da trat Arthur ein und hörte noch die letzten Worte. Nach herzlichem gegenseitigen Begrüßen fragte er: „Was sagtest Du eben vom Schlag in Bayonne, lieber Villemorgue?"

Dies führte zu kurzer Wiederholung des eben Erzählten.

Arthur war froh, daß endlich das stete Schweigen über dies Thema gebrochen worden, wiewohl es ihm etwas eigen erschien, daß de Villemorgue davon eher zu Helen sprach als zu ihm.

„Sonderbar," meinte er jetzt, „doch ich glaube, dies Rätsel lösen zu können. Erinnerst Du Dich noch des Tages unsrer ersten Begegnung?"

„Und ob, mein Arthur! Sie geschah auf dem Turnierplatze Deines Chefs, des Herzogs von..... Doch ich will den Namen nicht mehr in den Mund nehmen; höre ich doch nur grausige Flüche, wenn ich an ihn denke, und mit Flüchen habe ich nichts mehr zu thun."

„Mein armer, junger Herr Heinrich von Guise! Verzeih, Villemorgue, wenn ich nicht anders als ihn bedauern kann! Als ich damals zu ihm kam, war er kaum der Knabenzeit entwachsen, und welch bildschöner, prächtiger Knabe war's! Tapfer war er gleich einem jungen Löwen, artig und höflich, wie es einem Fürsten wohlansteht. Wehe aber jenem, der auch voller Mut und Artigkeit war und doch einen sterbenden Feind ins Verderben stoßen konnte! Armer, leichtsinniger, ungezügelter François de Besme, mein alter Kamerad! Mir bist Du stets mit Freundlichkeit begegnet. Er war es, de Villemorgue, der Dir auf dem Turnierplatz von Bayonne so unverschämt entgegentrat, wofür Du ihn dann mit großem Geschick zu Boden warfst."

„Ach, jetzt entsinne ich mich dessen."

„Wie leid mir aber das thut, daß er so tief sinken konnte! Denn als ich in Ungnade gefallen und vom Herzog entlassen war, bot er mir noch in großmütiger, herzlicher Weise seine Hand. Und wen meinst Du, Villemorgue, an den mich zu wenden er mir riet in jener Stunde, von dem er mit vollem Respekt und Bewunderung redete? „Gehe zu dem tapferen Manne, dem großen Kapitän!" sagte er. Hu, mich schaudert's, daß dessen Haupt..."

„Wundert's Dich wirklich so, mein Arthur, daß ein Mensch wie dieser François so tief sinken konnte? Sagt nicht schon der

Prophet von „noch größeren Greueln“, die er voraussah, von ausgesuchter, wahnsinniger Grausamkeit?“

„Das wohl; doch dies berührt mich persönlich, daß diese Hand, die mir so freundlich sich bot, und die ich dankbar als letztes Liebeszeichen ergriff, Dir fast den Todesstoß versetzt hat. Wir waren uns damals recht ähnlich, nicht bloß in gleicher Stellung, auch in gleicher Geistes- und Gemütsverfassung. Ich war nichts weniger wild und leichtsinnig und auch sicher ein noch viel verrannterer Papist als er.“ Arthur hielt inne und verstummte; so tieftraurig sah er dabei aus, daß Helen ihn fragte:

„Was fehlt Dir, lieber Bruder?“

„Nichts! Ich dachte nur eben darüber nach, wie ich wohl heute am besten Ihm Dank zu opfern vermöchte, daß Er einen Arthur Erskine aus Gnaden so geführt hat, daß kein François de Besme aus ihm geworden ist.“

Er verließ die Halle. Bald darauf traten die Dienstleute ein und trugen das Frühmahl auf. So wurde das Gespräch zwischen Villemorgue und Helen einstweilen abgebrochen.

Doch sahen sie sich im Laufe des Tages noch einmal ohne die Gegenwart eines dritten. „Wäret Ihr an meiner Stelle, Mademoiselle Helen, was thätet Ihr dann wohl jetzt?“ fragte Villemorgue, der dies Zusammensein wohl nicht ohne Zuthun erreichte. Etwas zögernd, doch lächelnd erwiderte sie ihm:

„Ich würde so schnell als möglich suchen gesund zu werden.“

„Das werde ich bereits, täglich sogar mehr. Könnte ich des Königs von Navarra Wahlspruch: „Espoir!“ auf mein Schild erheben, so würde ich dem Feinde ins Antlitz schauen können, noch ehe das Licht des Mondes, das wir heute früh betrachtet haben, sich erneut.“

„Doch nicht wahr, Ihr hofft auf Gott und auch auf Menschen?“

„Das erstere zunächst nur. Doch habe ich keine **Pflichten** gegen mein Vaterland, ob nun Hoffnung dabei ist oder nicht.“

„O sicherlich, Monsieur de Villemorgue!“ rief da Helen mit aufleuchtendem Blick.

„So ratet Ihr mir wohl, bald dorthin zurückzukehren und denen mit Haupt, Herz und Hand zu helfen, welche für Wahrheit und Recht ihr Leben einsetzen?“

„Ja, das wäre herrlich und groß,“ erwiderte Helen mit warmem Ton und strahlendem Angesicht.

„So will ich es thun mit Gottes Hilfe. Ich wußte, was für einen Rat Ihr mir geben würdet, noch ehe ich Euch fragte, Mademoiselle Helen!“

„Aber möchtet Ihr nicht lieber noch meinen Bruder um Rat fragen? Er versteht von solchen Sachen viel mehr als ich,“ wandte Helen ein, überkommen von einem sie plötzlich erfassenden, eigen befangenmachenden Gefühl, das sie sich nicht zu erklären vermochte.

Villemorgue ging indes heraus, ohne hierauf ein Wort zu erwidern. Als sie das nächste Mal wieder zusammentrafen, war er stiller und zurückhaltender als sonst. Er schien jetzt die Einsamkeit zu suchen und ließ sich fast nur während der Mahlzeiten und spät am Abend blicken. So ging es drei Wochen fort. Man gab darauf weniger acht, als wohl sonst geschehen wäre, weil Arthur durch eine zwischen seinen eignen Gutsleuten und denen seines Nachbars ausgebrochene Fehde in Anspruch genommen war und die Damen durch ein ernstliches Erkranken des kleinen Harry vollauf zu thun und zu denken hatten.

Eines Morgens aber trat de Villemorgue in das Zimmer, wo Helen mit ihrer Arbeit saß, und hielt einen offenen Brief in der Hand.

„Gratuliert mir, Mademoiselle Helen! Seht, dieses wertvolle Schreiben floß aus der Feder eines la Noue, la Noue mit der eisernen Hand.“

„Und an Euch gerichtet?“ fragte Helen, voll Interesse auf das Schreiben des großen Hugenotten blickend.

„Allerdings! Als er in Paris, an der Notre-Damebrücke logierend, verweilte, erfuhr er von meinem Wirt, dem Vater der braven Colette, welche edle That diese an mir gethan hatte, und sie erschien nun auch den Eltern nicht mehr als Verbrechen. Sie erzählten ihm, ich habe in Schottland Freunde, zu denen ich gewiß geflüchtet sein werde. So fand er denn Mittel und Wege, durch

Glaubensgenossen in England diese höchst erfreulichen Zeilen aus Rochelle zu senden."

Während Helen dieselben nun durchlas, ruhte sein Auge voll Spannung auf ihrem Antlitz. „Euch wird sicher die hoffnungsvolle Sprache darin auffallen," meinte er. „Ja, das Hugenottentum ist noch nicht gestorben; es hat jetzt die Rüstung der Verzweiflung angelegt. Unsre Freunde sind durch den Kitt ihrer gemeinsamen Furcht miteinander verbunden und unsre Feinde unheilvoll gespalten durch gemeinsame Verbrechen. La Rochelle, die Königin der Meere, wird mit Gottes Hilfe ihr Äußerstes thun, um Widerstand zu leisten. So kann es wohl sein, daß doch noch nicht alles für mein armes, liebes Frankreich verloren ist, und es scheint, man bedarf dort meiner."

„Freilich," erwiderte Helen, zu ihm aufsehend, „und, wie es scheint, sogar sehr dringend; gar herzlich werdet Ihr hierdurch aufgefordert."

„Das ist wahr, und ich habe auch bereits zugesagt, daß ich kommen will. Wie hätte ich, der ich mein Leben als wertloses, abgenutztes Gefäß, das man fortwerfen könne, angesehen, wohl gedacht, daß ich mich noch einmal über eine Zusage, eine Aussicht für die Zukunft zu freuen vermöchte! Doch heut fühle ich's, ich habe wieder etwas, dafür zu leben es sich lohnt."

„Mithin habt Ihr doch noch hochgerichtete Pläne, edlen Ehrgeiz?"

„Ja, Mademoiselle Helen, einen mächtigen Ehrgeiz oder besser ein hochgerichtetes Ideal habe ich noch fürs Leben. Doch es ist so hoch, so ganz unangemessen dem, was ich verdiene, daß ich's — nicht auszusprechen wage."

Dennoch, ehe eine Stunde um war, hatte de Villemorgue es ausgesprochen. Die Versuchung war groß: vor ihm stand sie, die durch ein leises Wort, eine hingehauchte Silbe jenes hochgerichtete Ideal zu segensvoller Wirklichkeit zu wandeln vermochte. Und er sprach, und aus seinem Innern quoll feurigste Beredsamkeit ihm über die Lippen. Sein Herz war bis in seine tiefsten Gründe bewegt, und die Summa und Quintessenz alles dessen, was ihm also entströmte, war dies:

„Mademoiselle Helen, ich, ein invalider, fast gebrochener, verbannter Mann, wagte, Euch liebzuhaben. Diese Liebe hat mir während all dieser Monate wieder Kraft und Hoffnung zurückgebracht, hat mich wieder ins Leben gerufen. Könnt Ihr nun wohl so edel, so hochherzig sein und Euer begonnenes Werk vollenden, das Leben, das Ihr in rechte Bahn geleitet, zu teilen, es hohen, heiligen Idealen zuzuführen, es zu weihen und geschickt zu machen für die ihm gestellten neuen Aufgaben?"

So hatte er, der einst die Behauptung hinwarf, er gehöre nicht zu denen, die mehr als einmal lieben, seine Worte selbst widerlegt. Und es war gut für ihn, daß er's that. Das stille Heiligtum in seinem Herzen, wo die unvergessene Liebe seiner Jugend ruhte, ward darum durchaus nicht entweiht, daß er die tiefe, starke Liebe des reiferen Mannes einer Frau dargebracht, der er sein Herz vollkommen vertrauen konnte, und die ihm „Gutes und kein Böses" thun würde ihr lebenlang.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Schluß.

„Heimat des Herzens, Heim meiner Väter,
Land wahrer Freiheit voll tapferem Mut,
Schon flattert das Segel, fortdrängt der Reeder,
Fort gilt es eilen — doch bleib' ich Dir gut."

An einem schönen Sommerabend stand Antoine de Villemorgue und seine Gattin auf dem Deck eines englischen Schiffes, das ihnen die schottischen Küsten immer ferner und ferner rückte. Wohl schimmerten Thränen in den Augen Helens, doch sie drängte sie tapfer zurück, um dem, der sie mit so innigem, teilnahmsvollem Blick betrachtete, nicht unnützes Weh zu bereiten. Villemorgue hatte wieder seine ganze, volle Lebenskraft zurückerlangt; seine frühere stattliche Gestalt war vielleicht ein wenig schlanker geworden, doch seine gebräunten Wangen glühten vor Gesundheit; sein Schritt war rasch und elastisch. Er gehörte zu jenen männlichen Erscheinungen, an denen man nirgends, wo sie auch uns begegnen, achtlos vorübergeht. Und diesem einnehmenden, edlen Äußern entsprachen die Eigenschaften seines Gemüts und Charakters. Wohl hatten die Wolken des Zweifels beides allzulange umschattet, Gram und Herzeleid ihnen Hemmschuh und Hindernis in den Weg gelegt. Jetzt aber, wo zum erstenmal sowohl der Sonnenschein irdischer als himmlischer Liebe auf den reichen, wohlbeanlagten Herzensacker strahlte, erblühten mancherlei duftige, vielfarbige Blumen mit reicher, kostbarer Frucht. Früher war Villemorgue wohl ein durch Geist und Begabung glänzender, gewandter und galanter Franzose, tapfer und unentwegt in jedem Streit; nun aber war er vor allen Dingen mehr noch ein echter, lauterer Christ.

„Sieh, mein Lieb, wie schön der Abend geworden ist! Unsre Seeleute prophezeien eine prachtvolle Fahrt und sprechen von der

Möglichkeit einer Gefahr oder eines Abenteuers ganz scherzhaft, als wäre das etwas, das englischen Schiffen nichts ausmache."

„Ich fürchte mich nicht," erwiderte Helen, unter Thränen hervorlächelnd.

„Mir dagegen scheint es, als lernte ich die Furcht erst jetzt recht kennen. Fast grausam will's mich dünken, daß ich Dich aus Deinem traulichen, stillen Heim hinweggeführt habe."

„Antoine, kein Wort weiter, wenn Du mich liebst! Habe ich doch die Wahl selbst getroffen. So Gott will, werden wir uns im schönen Rochelle, oder wo sonst Gottes Weg uns hinführt, ein glückliches Daheim zu schaffen vermögen. Auch hat ja Arthur versprochen, uns, so oft irgend Gelegenheit ist, Kunde zu geben. War es nicht herzlieb von ihm, uns samt Elsie und den Kleinen das Geleite zu geben den ganzen, weiten Weg bis zum Hafen? Doch von ihnen darf ich noch nicht reden. Laß mich lieber sehen, was in dem Päcklein steckt, das mir Arthur beim Abschied einhändigte. Es ist von Rob Maxwell."

Sie öffnete und fand eine Taschenuhr, damals noch ein höchst seltener, kostbarer Gegenstand, Robs und Maggies Hochzeitsgabe für „ihre verehrte Wohlthäterin und Freundin". In das Etui hatte Rob als Devise seinen Lieblingsspruch, Hiob 22, 28 und 29, eingraviert.

„Das ist weislich gewählt," meinte de Villemorgue. „So sprachst Du zu mir gleichfalls, wenn auch Dein ganzes Wesen und Leben noch wirksamer redete. Gott helfe, daß es noch recht viele fortan von Dir annehmen!"

Helen erfüllte diese Aufgabe aufs beste. Sie ward geliebt und verehrt von allen, weil sie allen in treuer, selbstloser Liebe diente, und wuchs von Kraft zu Kraft, weil die Quelle ihrer Kraft unerschöpflich war. Wunderbar ausgiebig wußte sie ihr Leben zu machen. Und trotz mancher Prüfung und Drangsal schrieb sie an Arthur: „Mein Leben ist überschwenglich reich und glücklich, mehr als ich zu sagen vermag, weit, weit über Verdienst."

Im Dienst des Königs. Kreuz und Krone. Erzählungen von der Verfasserin von „Die spanischen Brüder", „Ohne Kreuz keine Krone". Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von **Elisabeth Klee.** 8°. 23 Bogen. Preis brosch. 3,50 Mk., eleg. geb. 4,50 Mk., Goldschnitt 5,50 Mk.

Die treffliche Charakterisierung der handelnden Personen, die lebendige Schilderung der Ereignisse und der das Ganze beherrschende sittliche Ernst machen die beiden Erzählungen zu einer trefflichen Lektüre. **Leipziger Tageblatt.**

Sehr ansprechend. **Stuttgarter Sonntagsblatt.**

Die Erzählungen beruhen auf historischen Thatsachen und sind anziehend, belehrend und erbaulich geschrieben. **Pommersche Volkszeitung.**

Den Ernst der Zeit und ihrer Kämpfe für die Bekenner der evangelischen Wahrheit lernen wir verstehen; an der meisterhaften Darstellung der verschiedenen Charaktere und ihrer sittlichen und religiösen Entwickelung können wir uns stärken und erbauen, so daß wir Gott danken für die uns geschenkte Gnade im friedlichen Genuß und Mut fassen für allerlei Kämpfe im Leben, die keinem Sterblichen hienieden erspart bleiben und zu seinem Besten dienen. **Duisburger Sonntagsblatt.**

Ungemein anziehende Erzählungen, die sich zur Stärkung des protestantischen Bewußtseins eignen und das Leben jener bewegten Zeit in wahrheitsgetreuen Schilderungen veranschaulichen. **Evangel.-protest. Kirchenbote für Elsaß-Lothringen.**

Treues evangelisches Bekenntnis unter den Verfolgungen der Widersacher werden in den beiden lieblichen Erzählungen behandelt. **Mecklenburger Sonntagsblatt.**

Ein zur Unterhaltungslitteratur im besten und edelsten Sinne gehörendes Buch. **Evangelisch-Kirchlicher Anzeiger.**

Sehr spannend und höheres lebhaftes Interesse erweckend und mit Wärme und mit der Begeisterung eines überzeugungstreuen Herzens für den evangelischen Glauben geschrieben. **Dresdener Anzeiger.**

Die geschilderten Personen gewinnen das Herz des Lesers, und ihre sicherlich auf Wahrheit beruhenden Schicksale erwecken innige Teilnahme. **Der Wächter unterm Kreuz.**

Warm empfohlen. **Hannöversches Tageblatt.**

Beide Erzählungen, auf historischem Hintergrunde, von christlichem Hauche durchweht und spannend. **Quellwasser.**

Die Charaktere und Seelenzustände sind mit feinem psychologischen Verständnis geschildert. Der warme Hauch der Liebe weht durch das Buch und berührt höchst wohlthuend. Eine zeitgemäße, anmutige und fesselnde Lektüre. **Kirchenblatt für die Niederlausitz.**

In edler, vornehmer Sprache und mit der Begeisterung einer gläubigen Seele werden hier die Glaubenskämpfe der Protestanten in Deutschland und Frankreich geschildert. Ergreifend und zur Nachahmung anfeuernd ist das Glaubensleben und Glaubenssterben des großen Schwedenkönigs und seiner Getreuen dargestellt. Durch seine ebenso einfache wie sinnige Art, Herzenskämpfe und Herzenserlebnisse zu schildern, besonders als Unterhaltungslektüre für die reifere Jugend geeignet, verdient das Buch ein Hausschatz jeder evangelischen Familie zu sein. **Die Post.**

Lebensvoll und interessant. **Theolog. Litteraturbericht.**

Unter dem Kreuz des Südens. Erzählung aus der Neuen Welt von der Verfasserin „Die spanischen Brüder". Preis brosch. 5 Mk., eleg. geb. 6 Mk., Goldschnitt 7 Mk.

Ein Meisterstück ist dieses Buch und an innerem Gehalt den „spanischen Brüdern" gleichstehend. **Evangelisch-Kirchlicher Anzeiger.**

Eine in tropische Glut getauchte, bald erschütternde, bald sanft und innig zum Herzen gehende Sprache. Wir glauben jedem ernsteren Leser kein fesselnderes und ergreifenderes Buch empfehlen zu können. **Der Wächter unterm Kreuz.**

Wir rühmen an dem Buche die feine Seelenkunde, die tiefe christliche Anschauung, die Darstellung des Triumphes des christlichen Glaubens über die tiefsten Leidenstiefen und dunkelsten Leidensnächte und heben hervor, daß der edle Inhalt in die edelste Sprache gefaßt ist. **Braunschweigisches Volksblatt.**

Das Buch übt eine seltene Anziehungskraft auf jedes nach Frieden suchende Herz aus; es bietet aber nicht bloß Förderung des inneren Lebens, sondern auch reiche Belehrung. Ohne tiefe Bewegung und Befriedigung wird niemand das Buch aus der Hand legen. **Pommersche Volkszeitung.**

Wir haben diese Erzählung, die in ergreifendster Weise lehrt, wie jeder Weg, den Gott uns führt, uns sicher zur goldenen Stadt bringt, mit stets wachsender Spannung und mit wirklichem Gewinn für unser Herz gelesen. **Mecklenburgische Landesnachrichten.**

Das Buch ist in der That ein Werk von seltenem Werte. **Hannöversche Post.**

Die Erzählung fesselt und befriedigt in seltener Weise. **Kirchl. Wochenbl. für Schlesien.**

Es ist hier eine Perle dargeboten, deren milder Glanz, wie bei Perlen durch häufiges Tragen, so hier durch häufiges Wiederlesen nur noch zunimmt. **Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung.**
Die Sprache im Buche ist vornehm, die Szenerie lebendig wiedergegeben. Man liest das Buch mit immer lebhafterem Interesse für die in ihm geschilderten Figuren. **Die Post.**

Ohne Kreuz keine Krone. Erzählungen aus der schottischen Reformationszeit von der Verfasserin von „Die spanischen Brüder". Aus dem Englischen übersetzt von Luise Gräfin von Kanitz. Preis brosch. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk., Goldschnitt 5 Mk.

Zwei ganz vorzügliche Erzählungen, die tief in das Glaubensleben einer verfolgungsreichen Zeit einführen. Die meisterhafte, elegante Sprache der Übersetzerin erhöht den Reiz der Lektüre und gewährt dem Leser einen wahren Hochgenuß.
Hier ist eine Gabe geboten, die nur reinen und hohen Genuß gewährt. **Deutsche Reichspost.**
Sehr zu empfehlen. **Evangelische Kirchenzeitung.**
Niemand kann das Buch lesen ohne Nutzen für seinen inwendigen Menschen. **Mecklenburgische Landesnachrichten.**
Schlicht und wahr erzählt, durchwebt von ergreifend geschilderten Begebenheiten und meisterhaft übersetzt. **Pommersche Volkszeitung.**
Sehr empfehlenswert. **Reichsbote.**
Die Erzählungen, durchweg auf Wahrheit beruhend, sind so anziehend wie zwei duftige Rosen, an denen die Tropfen des Morgentaues wie Diamanten glänzen. Auf dem ganzen Buche ruht der unbeschreibliche Schmelz göttlicher Liebe und der Sonnenglanz der lauteren evangelischen Wahrheit. Das Lesen in diesem Buch ist wie das Trinken aus einem klaren Bergquell. **Der Wächter unterm Kreuz.**
Die ergreifenden Erzählungen sind für jedes Lebensalter geeignet. **Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung.**
Die Verfasserin versteht es, große geschichtliche Bewegungen und Entwickelungen uns nahezurücken und die Erlebnisse der einzelnen Persönlichkeiten in einer weiteren Bedeutung zu zeigen. Der Leser wird durchweg gefesselt und mag nur ungern das Buch aus der Hand legen. **Kirchliches Wochenblatt für Schlesien.**
Der Leser wird reichen Genuß an diesem schönen Buche haben. **Evang.-Kirchl. Anzeiger.**
Die Charakterzeichnung der edlen Charaktere ist sehr gut gelungen. **Die Post.**

In der Verbannung. Von Th. von Rothschütz. Preis brosch. 4,50 Mk., eleg. geb. 5,50 Mk., Goldschnitt 6,50 Mk. Jubiläumsschrift zum Andenken an die gastliche Aufnahme der Waldenser Flüchtlinge in Genf vor 200 Jahren.

Eine großartige Komposition.
Die Erzählung ist streng historisch, die Darstellung meisterhaft, die Sprache edel und gewandt. **Mecklenburgische Landesnachrichten.**
Die Verfasserin hat den ernstgewaltigen Stoff mit wohlgeübter Hand geformt und wird ihr neues Werk neue Gunst gewinnen. **Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung.**
Ebenbürtig reiht sich auch diese neueste Schrift der Verfasserin ihren Vorgängern an, die sich in vielen christlichen Familien einen ehrenvollen Platz verschafft haben. **Deutsche Reichspost.**
Den ergreifenden Schilderungen liegen wahre Begebenheiten zu Grunde. Es ist lehrreich und erbaulich, einen Blick in die wundersamen Wege zu werfen, welche die Waldenserkirche geführt wurde. **Kirchliches Wochenblatt für Schlesien.**
Das Buch ist mit dem Herzen geschrieben und zwar mit einem von heiliger Liebe zur Wahrheit erfüllten Herzen. Der sehr dankbare Stoff ist in anziehender, wohlgelungener Form behandelt. Wertvoll sind auch die auf fleißigen Forschungen der Geschichte beruhenden Mitteilungen religiöser und sittlicher Kultur der damaligen Zeit und die aus eigner Anschauung gewonnenen Schilderungen der Natur. **Der Wächter unterm Kreuz.**
Sehr empfehlenswert. **Reichsbote.**
Erquickliche Lektüre. **Mecklenburger Sonntagsblatt.**
Sehr zu empfehlen. **Evangelische Kirchenzeitung.**
Nichts kann so aufmunternd zum treuen Ausharren am Glauben wirken als die Schilderung der furchtbaren Leiden, die der Waldenserkirche und ihren Anhängern beschieden waren. Das Bild, welches die Verfasserin entrollt, ist dabei streng nach wahren Begebenheiten gemalt, und das verleiht ihren Schilderungen besondern Wert. **Dresdener Anzeiger.**
In echt protestantischem Geist geschrieben und nicht nur spannend, sondern auch sehr belehrend. **Leipziger Tageblatt.**
In sehr geschickter Weise ist die Schilderung des politischen und kirchlichen Lebens der Waldenser in einen Roman verwebt, in welchem die verschiedensten Charaktere mit psychologischer Wahrheit in feiner Zeichnung und anziehender Sprache dargestellt werden. **Evangelisch-Kirchlicher Anzeiger.**

Es ist streng nach den wahren Begebenheiten gemalt; nur hier und da hat die Phantasie den Pinsel geführt, wo es sich um die Lebensschicksale einzelner Persönlichkeiten handelt, aber sie überwuchert nicht den historischen Kern. **Die Post.**

Bestens zu empfehlen. **Duisburger Sonntagsblatt.**

Unfehlbar. Von Th. von Rothschütz. Brosch. 4,40 Mk., eleg. geb. 5,40 Mk., mit Goldschnitt 6 Mk.

Das Buch wird gewiß alle Freunde christlicher Novellistik durch feinpsychologische Durchführung, anmutige Darstellungsweise, sinnige Zeichnung der fast durchweg edlen Charaktere und naturwahren Verhältnisse, sowie durch seine harmonische Färbung, den hohen Ton und fesselnde Schreibweise auf das wohlthuendste berühren. Wir haben es hier mit einer so reinen Blüte moderner Romanlitteratur zu thun, daß wir überzeugt sind, ein weiter Leserkreis werde eine Fülle der Freude und Anregung aus derselben schöpfen.
Evangelisch-Kirchlicher Anzeiger.

Eine fesselnde Familiengeschichte, welche sich durch eine nicht gewöhnliche Kunst der Darstellung äußerer und innerer Vorgänge, sowie durch einen Reichtum gut gezeichneter Figuren auszeichnet, und die man mit wachsender Spannung zu Ende liest.
Theologisches Litteraturblatt.

Die Verfasserin bietet hier ein Werk von nicht unbeträchtlichem poetischen Kunstwert. Die Erzählung glänzt ebensosehr durch feine Charakterzeichnungen und Proben spannender Schilderungsgabe, wie sie frei ist von forciert tendenziöser Haltung, vielmehr tief eingetaucht erscheint in die Erfahrungen eines innigen und kerngesunden evangelischen Glaubenslebens. **Evangelische Kirchenzeitung.**

Eine edle Frucht, in sauberer Schale dargeboten, ist diese Erzählung. Es weht darin eine so warme Luft, sie ist aus so echt evangelischem Geiste herausgeschaffen, daß die Lesung einen großen Genuß gewährt. Mit großem Geschick und in geistvoller Weise wird vieles berührt, was evangelische Christenleute in unsern Tagen bewegt: die Krankenpflege, die Seelsorge, die Arbeit an den Armen und Geringen. Der aufmerksame Leser findet viele feine, hübsche Gedanken, und die Sprache ist durchaus edel. Auf einen Vorzug des Buches weisen wir besonders hin, nämlich auf die, wir möchten sagen, vornehme Milde desselben — nirgends Gehässigkeit oder liebloses Richten. **Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung.**

Freunden einer gesunden Lektüre wird „Unfehlbar“ gewiß eine willkommene Erscheinung sein, denn es ist ein Buch, das dreist jedem jungen Mädchen in die Hand gegeben und auch in jedem Kreise gelesen werden kann. Wer Freude an Beobachtung innerlich sich vollziehender Seelenkämpfe, am Verfolgen ganz besonderer Lebensführungen an der Hand des Herrn hat, wird sicher diese Novelle nicht ohne Befriedigung lesen. Der Hauch der Reinheit und Wahrheit, der das ganze Buch durchweht, macht es zu einem passenden Konfirmationsgeschenk, besonders für junge Mädchen. **Neue Deutsche Warte.**

Die Schreibweise ist leicht und gefällig. Das Buch ist durchweht vom Geiste der evangelischen Heilslehre, auch in seiner modernsten Gestaltung als Glaube, der in Liebeswerken sich thätig erweiset. Die Charaktere sind klar und fein gezeichnet. **Swinemünder Zeitung.**

Die Novelle ist in frischem, herzgewinnendem Ton geschrieben. Die Charaktere sind überall natürlich. Es sind eben Menschen mit Fehlern, aber doch zum großen Teil mit ernstem Streben nach Vollkommenheit und wahrem christlichen Wesen. Die Erzählung wird manches Herz erwärmen, besonders die der jungen Mädchen, die sich in der jetzigen zu Flachheit und Oberflächlichkeit neigenden Zeit an „Aniela“, der Heldin des Buches, ein Beispiel nehmen können. **Anklamer Zeitung.**

Alle Freunde einer guten christlichen Unterhaltungslitteratur werden an diesem Buche ihre Freude haben. Die Darstellungsweise ist anmutig, ja fesselnd, die Zeichnung der Charaktere feinpsychologisch, die geschilderten Menschen und Verhältnisse fast durchweg edel und ansprechend und dabei aus dem Leben gegriffen. Möge ein weiter Leserkreis aus diesem Buche Freude und Anregung schöpfen! **Evangel. Kirchenblatt für die Niederlausitz.**

Das Buch zeichnet sich dadurch vor vielen Romanen aus, daß es keine gewaltsamen Spannungen und keine Schilderungen verzehrender Leidenschaften enthält, die die Seele aufregen und martern, sondern in den Grenzen edler, wahrer Natürlichkeit und in zarter Idealität gehalten ist. Die Sprache ist gewandt und von angenehmer Leichtigkeit. Das ganze Buch macht den Eindruck, als wäre es aus einem Gusse. Was so aus der Seele geboren wird, pflegt ausgereift und gut zu sein. **Der Wächter unterm Kreuz.**

Wenn man auch im voraus nicht erführe, daß ganz dieselben Kämpfe, wie in „Unfehlbar“ geschildert, wirklich von Menschen, die unter uns gelebt haben, durchgekämpft worden und einzelne Züge treu nach dem Leben solcher Glaubenshelden gezeichnet sind, würde man gleichwohl denselben volles Interesse entgegenbringen, denn die Verfasserin weiß so schlicht und doch so fesselnd zu erzählen, die Charaktere so fein und treu zu zeichnen, dabei so wirklich liebliche Bilder aus dem Werke der Inneren Mission in die Erzählung zu verflechten, daß man mit dem Gefühl innerer Befriedigung der Entwickelung der Zeit- und Familiengeschichte folgt. Wir können das Buch bestens empfehlen.
Zeitschrift für die evangelische Geistlichkeit.

Die in „Unfehlbar“ ausgedrückten Gedanken werden dem Leser in ganz ansprechender Form in Charakteren dargeboten, die wohlgelungen und fest durchgeführt sind. Das Buch ist mit großer Wärme für evangelisches Christentum und nicht ohne Lebenserfahrung und Menschenkenntnis geschrieben. **Allgemeine konservative Monatsschrift.**

Die Kämpfe, die ein Christenherz durchzuringen hatte, bis es unter dem Eindruck des Beschlusses des Vatikanischen Konzils über die Unfehlbarkeit eines sündigen Menschen sich losriß von der Kirche, dem neuen Glauben und der Lehre des Evangeliums sich voll und ganz zuwendete und darin seinen Frieden und sein Glück fand, treten in diesem edel geschriebenen Roman vor den Leser, der mit Spannung der an tragischen Episoden reichen Entwickelung desselben bis ans Ende folgt. Besonders auch für die Freunde der Inneren Mission, deren Liebeswerke, wie sie besonders von edlen, warmherzigen Frauen geübt werden, vielfach in die Erzählung verflochten sind, dürfte das hübsch ausgestattete Buch schönen Genuß gewähren. **Deutsche Reichspost.**

In dieser durchweg wohlthätig anmutenden Erzählung wird uns die Macht des evangelischen Glaubens, der sich in der Liebe thätig erweist, vor die Augen geführt. Meisterhafte Darstellung. Wir wünschen dem Buche recht viele Leser. **Kirchl. Wochenbl. für Schlesien.**

Die Zeichnung der Charaktere ist fein und edel; die Sprache ist eine vornehme und dabei gefällige. Es ist dieses Buch eine besonders wertvolle Erscheinung auf dem Gebiete der neueren christlichen Novellistik und sehr zu empfehlen. **Mecklenburgische Landesnachrichten.**

Dies Buch ist eine edle, reine Blüte gesunder Novellistik. Die innern Kämpfe sind mit großem und feinem psychologischen Verständnis geschildert; überall waltet die echte Milde, welche ein Produkt eigner Gewißheit und Sicherheit der Wahrheit verleiht. Die an tragischen Episoden reiche Entwickelung des Romans ist mit Gewandtheit und voller Beherrschung des Stoffes durchgeführt. Die Sprache ist schön und edel. **Reichsbote.**

Mein Blaubuch. Von Th. von Rothschütz. Brosch. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk., mit Goldschnitt 5 Mk.

Hier ist einfache und ungekünstelte Wahrheit. Die Lektüre ist nicht nur anziehend und unterhaltend, sondern auch Herz und Gemüt ergreifend und geeignet, die junge Seele anzuregen und vorbildlich anzufassen; sie sei von uns warm empfohlen. **Deutsche Reichspost.**

Eine schlichte, tief empfundene und recht gut geschriebene Erzählung. Das Talent der Verfasserin zeigt sich wieder hauptsächlich, wie in ihren früheren Werken, in der Originalität ihrer Gestalten. **Kreuzzeitung.**

Es gibt wenig Bücher, welche, wie dieses, jungen Mädchen ohne Gefahr in die Hände gegeben werden können. Hier ist alles rein und edel, nichts, was die Phantasie irgendwie erhitzen könnte. Die Verfasserin weist in ihrem Blaubuche die jungen, für Liebe empfänglichen Herzen auf die reine Liebe hin, welche ein Hauch aus Gott ist und darum wahrhaft veredelt und glücklich macht. **Pommersche Volkszeitung.**

Diese interessanten Mitteilungen aus einem Tagebuche sind ebenso anziehend als lehrreich. Wir lernen daraus eine geistliche Kur- und Erziehungsgeschichte kennen, welche eine allmähliche Gesundung und den Sieg aufopfernder Liebe in feiner und fesselnder Weise darstellt. Die Verfasserin hat eine schöne Gabe, die Bewegungen der Herzen zu belauschen und in schöner Sprache den Lesern zu deuten. **Kirchliches Wochenblatt für Schlesien.**

Ganz besonders zur Damenlektüre geeignet. **Frankfurter Journal.**

Die Personen sind so lebendig und charaktervoll gezeichnet, daß man sie liebgewinnt, und die Umstände der Geschichte sind so anregend und belehrend, daß die Aufmerksamkeit bis ans Ende gefesselt wird. **Der Wächter unterm Kreuz.**

Das „Blaubuch" ist in ganz besonderer Weise als Festgeschenk für die reifere Mädchen- und jüngere Frauenwelt geeignet; die geschilderten Erlebnisse und Herzenskämpfe sind derart, wie sie so leicht niemand erspart bleiben. Es sei von uns warm empfohlen. **Reichsbote.**

Es ist rein, edel, spannend, fromm und weiblich und kann der weiblichen Jugend besonders dringend empfohlen werden, denn ihrem Geschmack und Gedankengang ist der Ton darin mit großem Geschick angepaßt und durchgeführt. **Evangelisch-Kirchlicher Anzeiger.**

Wenn ein gutes Buch hilft, die Gefühle in einem jugendlichen Herzen in richtige Bahnen zu lenken, sie vor Überschwenglichkeit zu bewahren, und darauf hinführt, daß dieselben nur von Glück begleitet sein können, wenn sie auf den Boden herzlicher Gottesliebe und in demütiger Ergebung in seinen Willen gegründet sind, müssen wir ein solches Buch mit Freuden begrüßen und dürfen es unbesorgt denen in die Hände geben, deren Wohl uns am Herzen liegt. **Neue Deutsche Warte.**

Eine herrliche Gabe der christlichen Unterhaltungslektüre. Die Erzählung ist überaus spannend und fesselnd. Die Charakterzeichnung zeugt von großem Geschick und feinem psychologischen Verständnis. Die Sprache und Darstellung ist ansprechend und gewandt. Der warme, milde Hauch einer gesunden christlichen Welt- und Lebensansicht, der durch das ganze Buch weht, macht es zu einer Herz und Gemüt erquickenden Lektüre. **Kirchenblatt für die Niederlausitz.**

Das Sichfinden, zeitweilige Sichfliehen und endliche Sichwiederfinden zweier von Gott füreinander bestimmter Herzen wird in dem „Blaubuch" auf unnachahmlich schöne, in den Haupt- wie Nebenumständen gleich sehr anziehende Weise beschrieben. Die mit bedeutendem Geschick von der Erzählerin gehandhabte Tagebuchform leiht dem gediegenen Inhalt eine angemessene, den Reiz des Ganzen erhöhende Einkleidung. **Evang. Kirchenzeitung.**

Es stellt die geistige und religiöse Entwickelungsgeschichte eines jungen Mädchens dar, das, aus üppigem Reichtum plötzlich in Armut versetzt, vom leeren, oberflächlichen Schein zum wahren Kern des Lebens sich hindurchringt. Mit feiner Seelenkunde fesselnd und gewandt dargestellt. **Swinemünder Zeitung.**

Trefflich geschrieben und durchdrungen von Frömmigkeit im protestantischen Geist.
Leipziger Tageblatt.

Hier pulsiert frisches, warmes Leben; alles ebenso wahr und einfach wie sinnig und innig. Die hohe Begabung der Verfasserin zeigt sich hier im besten Lichte.
Mecklenburgische Landesnachrichten.

Das Tagebuch eines jungen Mädchens, das in harter und doch so liebevoller Zucht ihres Gottes zu einer demütig dienenden Christin heranreift und diese Blätter als junge, glückliche Gattin veröffentlicht. Sehr zu empfehlen. **Mecklenburgisches Sonntagsblatt.**

Das frisch und spannend geschriebene Buch enthält Gedanken und Lebenserfahrungen, wie geschaffen für junge Mädchen. Interessant von Anfang bis zu Ende. **Hamburgischer Korrespondent.**

Gediegen geschrieben, lebendig geschildert, fesselnd und anregend. Treffliche Schilderungen der seelischen Vorgänge des weiblichen Herzens. **Die Post.**

Die Verfasserin hat mit ihrem „Blaubuch" den Vogel abgeschossen. Wer für junge Mädchen oder Frauen nach einem wirklich guten, tief christlichen, echt idealen Buche sucht, dem kann man nur raten, getrost „Mein Blaubuch" zu wählen, von dessen Lektüre die Leserin einen geistigen Genuß und geistlichen Gewinn haben wird. **Theologischer Litteraturbericht.**

Ungekünstelte Wahrheit, Herzenskämpfe und Herzenserlebnisse sprechen hier das Gemüt auf das wohlthuendste an. **Evangelischer Kirchenbote für Elsaß-Lothringen.**

Alpenveilchen. Von Th. von Rothschütz. Karton. 1 Mk., eleg. geb. 1,20 Mk.

Höchst sinnige Betrachtungen, die sich an Erinnerungen von einer Schweizerreise knüpfen. Gewiß ein schönes Andenken für alle, welche das Glück hatten, dieses Wunderland zu sehen — Thäler, Seen, Bergpässe und Gletscher.
Evang.-protestant. Kirchenblatt für Elsaß-Lothringen.

Höchst anmutige Schweizerbilder. **Hannöverisches Sonntagsblatt.**

Feine Beobachtungen des Gesehenen und Erlebten. Die Verfasserin versteht es, alles, auch die unscheinbarsten Erlebnisse in edler Form anziehend zu erzählen und aus jedem eine Nutzanwendung fürs Leben zu ziehen und in ungezwungener, appetitlicher Weise dem Leben annehmbar zu machen. Man fühlt sich unwillkürlich nicht bloß in reine Alpenluft, sondern auch in gute Gesellschaft und in gehobene Stimmung versetzt. **Der Wächter unterm Kreuz.**

Nur ein aufmerksamer, gewandter Beobachter vermag eine solche feine Detailmalerei ohne ängstliche Kleinlichkeit, vielmehr mit freiem, in christlichen Geist getauchtem Pinsel und von evangelischen Streiflichtern allenthalben beleuchtet, zu liefern, wie es in dem anmutigen kleinen Buche der Fall ist. Jedes Kapitel ist ein abgerundetes Bild, ein „Alpenveilchen" für sich, an dessen lieblichem Duft und bescheidenem Kleid man auch in der Erinnerung sich noch erfreuen kann. **Evangelisch-Kirchlicher Anzeiger.**

Sinnige Betrachtungen, die von dem Reiche der Natur mit seinen Reizen und Wundern ungesucht auf das Reich der Gnade hinleiten. Ein schöner Reiseertrag. Reisenden besonders zu empfehlen zu gesegnetem Gebrauch in stillen Stunden. **Mecklenburger Sonntagsblatt.**

Anmutsvoll eingekleidete Reiseerinnerungen, die allen — ob sie die geschilderten Gegenden kennen oder nicht — willkommenen Genuß gewähren. **Evangelische Kirchenzeitung.**

Feine Beobachtungen und Betrachtungen über Erlebnisse auf einer Schweizerreise. Die Verfasserin versteht es meisterlich, auch für das Glaubensleben beherzigenswerte Winke zu geben und aus jedem Begegnis eine Nutzanwendung fürs Leben zu ziehen. **Pommersche Volkszeitung.**

Das reizende Büchlein hat Ähnlichkeit mit Funcke „Reisebilder und Heimatklänge". Für die, welche so glücklich waren, die Schweiz zu sehen, dürfte die Lektüre noch ein ganz besonderer Genuß sein. **Quellwasser.**

Höchst anmutige Alpenskizzen, die ihr eigentümlich fesselndes und verklärendes Gepräge von den sie begleitenden Gedanken erhalten, welche über die Alpenwelt hinaus auf eine höhere Welt weisen. Ein köstliches Vademekum für die Touristen. **Evangel.-Kirchlicher Anzeiger.**

Kleine Erzählungen von Th. von Rothschütz, Verfasserin von „In der Verbannung", „Unfehlbar", „Mein Blaubuch" 2c.:

Das Testament. In Kaliko geb. 1,20 Mk., kart. 75 Pf.

Gabriels Heirat. Kart. 20 Pf. **Die Wunderblume.** Kart. 20 Pf.

Durch Nacht zum Licht. Kart. 20 Pf. **Ich will.** Kart. 50 Pf.

Zwei Sommernächte und ein Wintertag. Kart. 40 Pf.

Führe uns nicht in Versuchung! **Gerettet.** Kart. 20 Pf.

Die Witwe von Sarepta. Kart. 20 Pf. **Bei Gott kein Ding unmöglich.** Kart. 20 Pf.

Mit achtzig Jahren. Kart. 20 Pf.

Der Steuermann der „Claudia". Kart. 20 Pf.

Allerlei aus dem Leben. 3 Hefte. Jedes Heft kart. 20 Pf.
In Kriegsgefangenschaft. Kart. 20 Pf.
Der Rat des Paten. Osterglocken. Kart. 20 Pf.

Die weiteste Verbreitung verdienen die kleinen Erzählungen von Th. von Rothschütz wegen ihres in religiös-sittlicher Hinsicht so vortrefflichen Inhalts. Knapp in der Form, haben die uns vorliegenden anspruchslosen kartonierten Heftchen doch einen reichen Inhalt. Die Verfasserin bringt aus dem Menschenleben, wie es wirklich ist, packende Schilderungen, welche die Allgegenwart Gottes bei allem unserm Thun und Treiben verherrlichen und in der Seele des Kindes und auch des Erwachsenen einen tiefen Eindruck zurücklassen. Wahrlich, wenn es empfehlenswerte Schriftchen gibt, deren Massenverbreitung jedermann nur wünschen muß, so sind es diese gemütreichen Erzählungen. **Leipziger Tageblatt.**

Wegen ihres lieblichen Inhalts und ihrer großen Billigkeit besonders zu Geschenken geeignet. **Evangelische Kirchenzeitung.**

Im christlichen Geiste geschrieben, für jung und alt anziehend, eignen sich alle zum Vorlesen besonders in Vereinen jeder Art. Es sind fesselnde, zum Teil liebliche und poetische Erzählungen, die Herz und Gemüt ergreifen und jeder christlichen Volks- und Schulbibliothek eingereiht zu werden verdienen. **Evangelisch-Kirchlicher Anzeiger.**

Sehr empfehlenswert. **Reichsbote.**

Treffliche, Herz und Gemüt fesselnde Erzählungen, die sich auch besonders eignen, bei Festbescherungen verteilt zu werden. **Mecklenburgische Landesnachrichten.**

Sehr geeignet für Weihnachtsbescherungen in Sonntagsschulen, Anstalten u. s. w. **Theologischer Litteraturbericht.**

Die weiteste Verbreitung wird den Freunden ans Herz gelegt. **Rheinisch-Westf. Gustav-Adolfsblatt.**

Zwischen Elbe und Weichsel. Historischer Roman von E. von Fernheim. Brosch. 5 Mk., fein geb. 6 Mk., Goldschnitt 7 Mk.

Einer der besten historischen Romane der Neuzeit. Das Buch zeugt von genauen Quellenstudien, ist elegant geschrieben und hat seines gediegenen inneren Gehalts wegen bleibenden Wert. **Reichsbote.**

Eine höchst interessante historische Studie. Frisch und anschaulich geschrieben und mit all dem Reiz geschichtlicher Thatsachen und einführend in ein Gebiet der Reformationszeit, das bisher noch wenig bekannt war. **Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung.**

Um eine edle Frauengestalt rankt sich die mit Innigkeit und viel Verständnis geschriebene Geschichte, welche uns in die Zeit der böhmisch-mährisch-polnischen Reformation zurückversetzt. Die Verfasserin hat keine Mühe gescheut, zu den Quellen zu gelangen, und ein kunstvolles Gemälde geschaffen, welches allen Reiz der Ursprünglichkeit trägt. **Die Post.**

Wer ein Buch sucht, das nicht nur zur momentanen Unterhaltung dienen, sondern ernstere Gedanken wecken und hier und da vielleicht zur Nacheiferung anregen soll, dem sei dies Buch angelegentlichst empfohlen. Es ist frei von Sentimentalität, zeigt aber tiefe und warme Gefühle. Die Sprache ist einfach und anspruchslos, aber gewandt und fließend, die Verwickelungen nicht zu künstlich verschlungen, halten aber den Leser bis zuletzt in Spannung. Vor allem liegt eine wohlthätige Ruhe über der ganzen Erzählung, die reich an poetischen Gedanken und ergreifenden Momenten und dabei nicht Fiktion, sondern geschichtliche Wahrheit ist. Nirgends ein Überstürzen von Begebenheiten, sondern klare, folgerichtige Entwickelung der Seelen- und Herzenserlebnisse mit den daraus entstehenden Notwendigkeiten. Das Buch ist von bleibendem Wert und für alle Kreise geeignet, wo eine ernstere, anregende Lektüre geliebt wird. **Anklamer Zeitung.**

Das Buch führt in interessanter, lebendiger Schilderung in die Reformationskämpfe Böhmens und Polens ein und zeigt an der Geschichte einer Familie, was die evangelische Lehre für Umwälzungen in den Ländern slawischer Zunge veranlaßt hat, die im einzelnen dem größeren Publikum schon um der sprachlichen Schwierigkeit der Quellenforschung willen unbekannt sind. **Swinemünder Zeitung.**

Dies schöne Buch wird ein christliches Lesepublikum gewiß fesseln und von Interesse sein für jeden, dem es Freude macht, die Wege des Evangeliums schon lange vor der Reformation zu verfolgen. Wir möchten dies mit vielem Fleiß und Geschick geschriebene Buch der schon durch manche gute Schrift berühmten Verfasserin allen Freunden einer ernsten Lektüre warm empfehlen. **Der Wächter unterm Kreuz.**

Der Familienpapieren entnommene, treu nach wirklichen Begebenheiten gezeichnete Roman, der sich durch das Buch zieht, bringt Abwechselung in das mit großem Fleiß gesammelte und zusammengestellte Material dieses Stückchens Kirchengeschichte, das gewiß nicht verfehlen wird, sich einen dankbaren Leserkreis zu erwerben. **Evangelisch-Kirchlicher Anzeiger.**

Die Schilderung der bewegten Zeit, die in ihr lebenden Menschen, die historischen Einflechtungen gestalten das Buch sehr interessant. **Hamburger Nachrichten.**

In geschickter und anziehender Weise geschrieben. **Mecklenburgische Landesnachrichten.**

Durchweht von dem edelsten Geist, geschrieben in gewählter, anziehender Form und in spannender Entwickelung. Ein Buch von ungewöhnlicher novellistischer Bedeutung. **Zeitung für Hinterpommern.**

Ein schönes Buch, das man bis zum Ende lesen kann, ohne zu ermüden. Sprache und Stil sind elegant und gewandt, die Darstellungsweise kräftig und frei von aller Sentimentalität. Sollte in keiner Bibliothek fehlen. **Neue Deutsche Warte.**

Ein Buch von bleibendem Wert. Dasselbe gehört unstreitig zu dem Besten, was in letzter Zeit auf dem Gebiete der edleren Novellenlitteratur veröffentlicht ist. Die Charakteristik der geschilderten Persönlichkeiten ist eine feine, lebensfrische, die Zeichnung der anmutigen Frauengestalten eine edle und anziehende. **Deutsche Presse.**

Klar, anziehend und ruhig geschrieben. **Mecklenburger Sonntagsblatt.**

Die in dem Buche wehende Glaubensinnigkeit, mit der die Verfasserin ihren Gegenstand behandelt, hat uns erquickt. **Theologisches Litteraturblatt.**

Das Buch verrät eine reiche Kenntnis der Zeitverhältnisse und wirkt in unsrer verwöhnten und glaubensarmen Zeit wahrhaft herzstärkend. **Pommersche Reichspost.**

Eine historische Erzählung aus der Reformationszeit wird als eine gute Familienlektüre Interesse finden. **Theologischer Litteraturbericht.**

Mit großem Geschick erzählt, wird sich das Buch in christlichen Familienkreisen unstreitig viele Freunde erwerben. **Deutsche Reichspost.**

Ist ein gediegener, gut und spannend geschriebener historischer Roman aus der Reformationszeit, welcher den Vorzug hat, daß alles, was darin erzählt wird, auf geschichtlicher Wahrheit beruht. **Pommersche Volkszeitung.**

Man wird bei Lesung den Genuß einer geschichtlichen Romanlektüre von nicht geringer Gediegenheit und Anziehungskraft haben. **Evangelische Kirchenzeitung.**

Ein Stück höchst interessanter Reformationsgeschichte im Slawenland, reich an erhebenden Momenten evangelischer Glaubenserkenntnis und Glaubenstreue, belehrend und erbauend in gleich reichem Maße. **Kritischer Jahresbericht.**

Ein gediegener Beitrag der christlichen Litteratur und allen aufs wärmste empfohlen, die für die Reformationsgeschichte Böhmens, Polens und Preußens, wie für die Schicksale der böhmisch-mährischen Brüder ein Interesse haben. Solchen wird die Lektüre dieser auf ernsten Studien beruhenden, zum Teil alten Familienpapieren entlehnten Erzählung viel Belehrung und Genuß gewähren. **Neue Evangelische Kirchenzeitung.**

Die Charaktere sind fein und sicher gezeichnet, die Ereignisse sind geschickt geordnet, so daß nicht nur Interesse, sondern sogar Spannung geweckt wird. Zeit und Ort — getreu dargestellt. Die Sprache ist edel und rein. **Konservative Monatsschrift.**

Ein historischer Roman, der eine große kirchengeschichtliche Epoche behandelt und sie unter entschieden christlichem Gesichtspunkt darstellt. Nehmt das Buch und lest es; es sei allen warm empfohlen! **Herrnhuter Sonntagsblatt.**

Ein Buch von bleibendem Werte. **Braunschweiger Volksblatt.**

Pomponia, oder: Das Evangelium am Hofe des Kaisers. 2. Aufl. Eine herrliche Erzählung aus der ersten christlichen Zeit, nach historischen Quellen bearbeitet. Mit 18 Illustrationen. Nach dem Englischen von Pastor Hausig. Eleg. geb. 3 Mk.

Nach Kingsleys „Hypatia" ist Pomponia wohl das schönste Buch dieser Art. **Ch. Dickens.**

Die Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten des Buches ist vortrefflich, die Darstellung der innern Herzens- wie der äußern Zustände der Zeit wohlgelungen. Als erquickliche, treffliche Lektüre sehr zu empfehlen. **Braunschweigisches Volksblatt.**

Der christliche Hausschatz. Nach älteren und neueren lutherischen Werken. Vom Verfasser der „Liturgie" und „Trostbuch für Trauernde, Kranke und Arme". 2. Auflage. 1885. IV und 637 S. gr. 8°. In Halbleder geb. 3 Mk., in Kaliko 4 Mk., eleg. Leder mit Goldschnitt 6,50 Mk.

Wer einen wirklichen Schatz für sein Haus erwerben will, der kaufe und lese auch diesen christlichen Hausschatz. Die Tiefe, Wärme und Wahrheiten der kurzen täglichen Andachten werden sicher jedem etwas und vielen gerade das bringen, was das Herz eben verlangt und zu seiner Stärkung braucht. Was dies Andachtsbuch besonders vor andern auszeichnet, ist, daß es den Katechismus in den Betrachtungen der zweiten Hälfte durchgeht und denselben dadurch wieder mehr zur Geltung bringt. Die Worte und Aussprüche alter Glaubenshelden, wie Luther, Spener, Arnd &c., sind auf feine, geschickte Weise zu einem Ganzen ineinandergefügt, was niemand unberührt und ungestärkt lassen wird, der das Buch zur Hand nimmt mit dem Verlangen nach wahrer Erbauung. **Der Wächter unterm Kreuz.**

Ein Schatz im wahren Sinne des Wortes wird dieses Buch denen werden, die diese kurzen täglichen Andachten in ihrem Hause einführen. Sie werden die freudige Erfahrung machen, daß er nicht wie andre irdische Schätze durch den Gebrauch verliert oder abnimmt, sondern seinen Wert steigen fühlen, je mehr sie davon in das eigne Herz aufnehmen. Es sind tiefe,

mit einfachen Worten dargebotene Wahrheiten, klar, verständlich und voller Innigkeit. Einen Vorzug vor andern Andachtsbüchern bietet dieser „Hausschatz" dadurch, daß er den Katechismus, dessen Auslegung und Erklärung selbst bei manchem ernsten Christen im Laufe der Jahre recht in Vergessenheit geraten, im zweiten Teile der Trinitatiszeit Stück für Stück dem Herzen und Gedächtnis wieder vorführt. **Evangelisch-Kirchlicher Anzeiger.**

Das Buch hat sich bereits zahlreiche Freunde erworben. Die Andachten für jeden Tag bestehen aus zwei Liederversen, einem biblischen Abschnitt, kurzer, praktischer Erklärung und kurzem Gebet. Den Sonntagsandachten sind die Evangelien des Kirchenjahres zu Grunde gelegt, während die Episteln am Sonnabend betrachtet werden. Das Eigentümliche des Buches aber, was ihm neben andern ähnlichen seinen berechtigten Platz sichert, ist die eingehende Verwertung und praktische Auslegung des Kleinen Lutherschen Katechismus in der zweiten Hälfte des Kirchenjahres, während in der ersten Hälfte die Geschichte des Herrn nach den vier Evangelien und den alttestamentlichen Weissagungen behandelt wird. Der Katechismus nimmt in der Hausandacht auch vieler lutherisch gerichteten Familien nicht die ihm gebührende Stelle ein; hier wird ein treffliches Mittel geboten, ihn der Hausandacht nahezubringen und nutzbar zu machen. Die Sprache ist schlicht, kräftig und allgemein verständlich. Der Verfasser gibt nicht sowohl eigne Gedanken, als die bewährter lutherischer Schriftausleger, wie Luther, Scriver, Arnd, Rimbeck, Petri, Harms, Besser, Ahlfeld 2c., wenn auch nicht in wörtlicher Ausführung. **Theologisches Litteraturblatt.**

Für die Hausandacht wird „Der Hausschatz" warm empfohlen. Der Verfasser gibt darin das Beste aus älteren und neueren lutherischen Werken. Das Eigentümliche des Buches, was es von andern Hilfsmitteln für die Hausandacht unterscheidet, besteht darin, daß es in der zweiten Hälfte des Kirchenjahres Luthers Kleinen Katechismus zu Grunde legt und erklärt, welcher bei der häuslichen Erbauung meist nicht die ihm gebührende Stelle einnimmt. Die einzelnen Andachten beginnen mit zwei Liederversen und schließen mit kurzem Gebet; sie empfehlen sich auch durch ihre Kürze. **Der Pilger aus Sachsen.**

Die neue Herausgabe dieses Buches ist von vielen ersehnt worden, denn es ist denen, die es gebraucht haben, in besonderer Weise lieb geworden. Die biblischen Texte sind mit tiefem Verständnis ausgewählt, in der ersten Hälfte nach dem Kirchenjahre, in der zweiten nach dem Katechismus geordnet. Die Auslegung, welche voll und warm aus dem Geiste des lutherischen Bekenntnisses gewachsen, ist kurz und aus einem Guß, indem der Verfasser mit wenigen bedeutsamen Strichen das Bild der kirchlichen Zeit und des Textes gibt, um bei dem Hauptgedanken des letzteren länger zu verweilen, so daß man bei aller verhältnismäßigen Kürze der Andacht doch nicht den Eindruck des Gestückten oder des Oberflächlichen bekommt. **Reichsbote.**

Der Verfasser hat es verstanden, ebensowohl treffend die Texte auszuwählen, als auch die Gedanken der lutherischen Väter in schöner Fassung wiederzugeben. Damit kein Teil des Gottesdienstes zu kurz komme, ist der ersten Hälfte des Kirchenjahres die Geschichte des Herrn nach den vier Evangelisten mit den alttestamentlichen Weissagungen, in der zweiten Hälfte Luthers Katechismus im Anschluß an die Perikopen behandelt. Auch der Umfang der Andachten ist ein gut bemessener; sie sind weder zu lang noch zu kurz. Möge „Der christliche Hausschatz" zu den alten viele neue Freunde erwerben!
Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung.

Aus jeder Andacht spricht der volle, tiefe Glaube an den Sohn Gottes und die Erlösung durch sein Blut im Geiste des lutherischen Bekenntnisses; es sind Andachten, welche den Leser nicht von der Heiligen Schrift entwöhnen, sondern tief in Schrift und Bekenntnis hineinführen. **P. Fürer.**

Die vor allem gläubige, lutherische Gesinnung, kernige Popularität in Schriftauslegung und Gebet, glückliche Verbindung der objektiven Heilslehre und subjektiven Wärme — das sind die Vorzüge des „christlichen Hausschatzes", und verdient derselbe unter den Erbauungsbüchern der christlichen Familien einen besonderen Ehrenplatz und einen periodisch wiederkehrenden Gebrauch bei den Hausandachten. **Theologischer Litteraturbericht.**

Die unserm Volk abhanden gekommenen Hausandachten wieder in den Gemeinden einzubürgern und heimisch zu machen, dazu will „Der christliche Hausschatz" Handreichung thun. — Diese Andachten führen in die Schrift und das Bekenntnis unsrer lutherischen Kirche hinein und sind deshalb wohlgeeignet, Leser wie Hörer zu belehren, zu erbauen und im wahren Christentum weiter zu fördern. **Mecklenburgische Landesnachrichten.**

Verloren und gerettet. Von P. Wilh. Fürer in Stettin. Brosch. 40 Pf., geb. 50 Pf.

Herzbewegend und ergreifend. **Pommersche Volkszeitung.**

Echt evangelisch. **Stuttgarter Sonntagsblatt.**

Packend und ans Herz dringend. **Deutsche Reichspost.**

Herzandringend geschildert, was der Verfasser lebendig an sich selber erfahren.
Der Wächter unterm Kreuz.

Das Büchlein empfiehlt sich durch genaue Kenntnis des menschlichen Herzens und durch die Schärfe, mit welcher es sich an das Gewissen wendet.
Evangel.-Protest. Kirchenblatt für Elsaß-Lothringen.

Klar, schlicht, in die Tiefe des Gotteswortes gehend und die Tiefen des Menschenherzens aufdeckend. Ein beredtes Zeugnis von des Menschen Sünde und Gottes Erbarmen.
Mecklenburger Sonntagsblatt.

Solchen Zeugnissen den Weg durch eine Empfehlung ebnen zu wollen, wäre Überfluß; so leicht wird niemand sie unbefriedigt aus der Hand legen. **Evangel.-Kirchl. Anzeiger.**

Wir wünschen dem Büchlein eine recht weite Verbreitung. **Kreuzzeitung.**

Alles durchweg praktisch in diesen kernigen Predigten. **Theologischer Litteraturbericht.**

Eben-Ezer. Predigten über die Evangelien des Kirchenjahres von D. E. Meinhold, Superintendent und Pastor prim. am Dome zu Kammin. Mit dem Bildnis des Verfassers. 1885. 680 S. 8°. Preis brosch. 3,60 Mk., geb. 4 Mk., Halbfranzband geb. 4,50 Mk.

Wir empfehlen diese Predigten von ganzem Herzen. Hier ist Brot des ewigen Lebens für jedermann, von Herzen kommend, zu Herzen gehend, aus der Tiefe des Wortes Gottes geschöpft und mit Spruch und Lied reichlich durchflochten. Das Buch wird sich bald Eingang in die Häuser und — gebe Gott! — auch in die Herzen erwerben. **Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung.**

Die würdige, geistreiche und dabei doch leicht verständliche Ausdrucksweise in den Predigten macht das Buch zu einem echten Volksbuch, und kann es besonders als solches nicht warm genug empfohlen werden. **Evangelisch-Kirchlicher Anzeiger.**

Die Predigten sind ebenso geistvoll als streng kirchlich, ebenso praktisch und in das Leben eingreifend als basierend auf streng wissenschaftlicher Bildung und können daher warm empfohlen werden. **Pommersche Zeitung.**

Ein echtes Volkspredigtbuch, auch dem schlichtesten Fassungsvermögen verständlich trotz aller Tiefe, wird in diesem Buche allen Kreisen geboten, die Verlangen nach einfacher, nüchterner und dabei doch geistreicher Auslegung der Heiligen Schrift haben. In ganz Deutschland und über die Grenzen des Vaterlandes hinaus ist der Verfasser derselben als eine der treuesten Säulen des lutherischen Bekenntnisses bekannt. Es bedarf also kaum einer andern Empfehlung als den Hinweis auf seinen Namen und auf die Worte, die der 71jährige treue Bekenner seines Herrn seinem Bilde hinzugefügt hat: „Gottes Wort und Luthers Lehr' vergehen nun und nimmermehr." **Der Wächter unterm Kreuz.**

Ich bekenne, niemals ein „Leben Jesu" gelesen zu haben, in welchem die Gestalt des „Schönsten aller Menschenkinder" mir so einfach und wahr, so tief ergreifend und in ihrer Einfachheit so dichterisch schön (möchte ich sagen) vor die Augen gemalt worden wäre, als in der dritten Adventspredigt; desgleichen keine kürzere und tiefere Einführung in den gesamten Offenbarungsplan der Heiligen Schrift, als in der ersten. Man merkt es den Zeugnissen an, daß der Verfasser in seiner lieben Bibel wirklich lebt, und daß er nichts Höheres kennt als den in dem Wort der Offenbarung gezeichneten Heilsrat des Herrn zu unsrer Seligkeit. Wem die Schönheit des Schönsten aller Menschenkinder in solcher, ich möchte sagen, drastischen Weise sich enthüllt hat, wie unserm Meinhold, der bedarf nicht des kunstvollen Baues und der rhetorischen Ausschmückungen. Schlicht und einfach und doch stellenweis so zart poetisch, ohne gesuchte pietistische Gefühlserregung und doch das innerste Herz und Gewissen mächtig fassend, aus der Fülle des täglichen Lebens ebenso wie aus der Tiefe der Schrift geschöpft, verfolgen sie nur ein Ziel: Jesum der Gemeinde zu verkündigen und ans Herz zu legen, ebenso in seiner menschlichen Schönheit als in seiner göttlichen Herrlichkeit. **Miss.-Dir. D. Wangemann.**

Den Predigten unsers Meinhold durch eine Empfehlung den Weg ebnen zu wollen, ist ein überflüssiges Werk. Er selbst, seine biedere, treue, fromme Persönlichkeit liegt vor den Augen aller Frommen und Redlichen nicht bloß von ganz Pommerland, sondern auch über die Grenzen desselben hinaus wie ein aufgeschlagenes Buch. Seine Predigten sind ebenso schlicht einfache, als tief ergreifende, erbauliche Schriftauslegungen, die in den Herzen so vieler Tausender unvergänglichen Samen zurückgelassen haben. Diese von gesuchtem Schmuck der Rede so freien und doch mit dem köstlichen Schmuck der Bekennertreue eines in Jesu lebenden Herzens gezierten Bekenntnisse und Zeugnisse von Jesu erachten wir ein schönes Geschenk des Verfassers und können in der Empfehlung der Predigtsammlung der Gemeinde der Una Sancta nur zurufen: Tolle, lege! — Nimm und lies! **Evangelische Kirchenzeitung.**

Es wird vielleicht manchen, der andre berühmte und gepriesene Kanzelredner gehört, überraschen, aber auch erfreuen, wenn er wahrnimmt, wie Meinhold, dieser ergraute und erfahrene Verkündiger des Gotteswortes, völlig Verzicht leistet auf alle oratorischen Kunststücke, Wendungen und Redeweisen. Er kommt nicht mit hohen Worten und blumenreichen Redensarten; er spricht einfach und schlicht wie ein Vater zu den Gliedern seiner Familie. Jedes Kind und jedes alte Mütterchen kann ihn verstehen. Aber so väterlich sein Wort klingt, so greift es doch ans Herz und packt das Gewissen. Dies ist die rechte Speise, wie sie unsern Gemeinden nicht nur zuträglich, sondern auch unentbehrlich ist; hier wird sie in Einfalt, Lauterkeit und Nüchternheit dargereicht. Aus der Tiefe des Gotteswortes geschöpft, werden diese Predigten wie den Hörern, so auch den Lesern zu Herzen gehen. **Reichsbote.**

Daß überall Gottes Wort „klar und wahr" verkündet und „deutsch und derb" aufs wirkliche Menschenleben angewendet wird, macht dies Predigtbuch nutzbar und brauchbar für jeder-

mann. Auch wer Predigten zum Vorlesen in Lesegottesdiensten sucht, möge getrost zu diesen greifen, die zu solchem Zwecke besonders geeignet sind, zumal ihnen gleich ein passendes Kirchenlied beigegeben ist. **Theologisches Litteraturblatt.**

Die Sprache ist einfach und schmucklos, verzichtet auf schön klingende Phrasen und weiß doch stets die Herzen zu fassen und für das eine, was not thut, zu erwärmen. Jedem Wort fühlt man's an: Hier spricht ein erfahrener Geistlicher, der das Leben und die vielerlei Schäden und Sünden desselben kennt; es wird nichts verschwiegen, alles beim rechten Namen genannt und ohne Ansehen der Person bestraft, ohne jedoch die evangelische Liebe zu verleugnen. **Mecklenburgische Landesnachrichten.**

Studien und Charakteristiken aus Pommerns ältester und neuester Zeit von Lic. Dr. Wandel. Brosch. 3,50 Mk.

Streifzüge durch Pommern. Von von der Dollen. In 4 Bände geb. 24 Mk., aber auch einzeln brosch. in Heften zu beziehen:

Band I. Heft 1: Anklam 1,50 Mk.; Heft 2: Demmin 1,50 Mk.; Heft 3: Pasewalk 1,50 Mk.

Band II. Heft 4: Stettin 2,50 Mk.; Heft 5: Swinemünde, Wolgast 1,50 Mk.; Heft 6: Wollin, Kammin 1,50 Mk.

Band III. Heft 7: Pyritz, Stargard und Umgegend 2,00 Mk.; Heft 8: Freienwalde, Daber, Naugard, Plathe, Regenwalde, Greifenberg, Treptow 2,00 Mk.; Heft 9: Kolberg 2,00 Mk.

Band IV. Heft 10: Belgard, Neustettin und Umgegend 1,50 Mk.; Heft 11: Köslin und der Gollenberg, Schlawe, Rügenwalde und Umgegend 1,50 Mk.; Heft 12: Stolp, Glowitz, die von Puttkamer, Sitten und Gebräuche der Kassuben, Leba und Lauenburg 1,50 Mk.

In der jetzigen Zeit, in der die leichte, seichte Novellen- und Romanlitteratur den Geschmack des lesenden Publikums für das Ernste abgestumpft hat, ist es erfreulich, auch einmal wieder ein historisches Werk erscheinen zu sehen. Es war ein glücklicher Griff des Verfassers, die oft schwerfällige Sprache alter Urkunden, Kirchen-, Städte- und Familienchroniken in die gefällige Form der Erzählung zu gießen und der Geschichtsforschung den Charakter von Streifzügen zu geben.

Alte, staubbedeckte Folianten mit ihrer meist unverständlichen Sprache scheut man sich anzurühren, aber die gefällige Weise, womit in den „Streifzügen" der oft an sich trockene Stoff behandelt ist, macht die Lektüre angenehm und erhöht den Reiz, den Faden von Heft zu Heft mit Interesse zu verfolgen. — Der Verfasser hat die Gabe, frisch und frei zu erzählen und in den Geist der Geschichte hineinzuführen. Die Geschichte Pommerns ist so reich an großartigen Bildern und an Erinnerungen an große Personen und Thaten, daß es wohl zu wünschen ist, dieselbe wäre besser bekannt. **Anklamer Zeitung.**

Der Autor hat mit Vorliebe die Geschichte der pommerschen Städte und Schlösser, sowie der historischen Familien Pommerns zum Gegenstande eingehender Studien gemacht. Mit großem Fleiße sind die Quellen benutzt und in die Darstellung geschickt hineingeflochten. Die „Streifzüge", wie der Verfasser sein Werk in großer Bescheidenheit nennt, stellen sich mithin als etwas mehr hin, als was der Name besagt, und sind daher allen Geschichtsfreunden angelegentlich zu empfehlen. Und weil niemand pommersche Geschichte schreiben kann, ohne auch das Nachbarland, unser liebes Mecklenburg, zu berühren, zumal in früheren Zeiten mecklenburgische und pommersche Geschichte durch die beständigen Fehden so verwoben sind, daß man sie kaum trennen kann, so haben diese „Streifzüge" auch für alle Mecklenburger Interesse und seien ihrer Aufmerksamkeit bestens empfohlen. **Mecklenb. Anzeiger.**

Zunächst sind die Aufzeichnungen nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen. Das Interesse für ältere pommersche Spezialgeschichte und der glückliche Zufall, der dem Verfasser mehrere Städtechroniken und Familiengeschichten zuführte, bewogen ihn, sich aus diesen Notizen zu machen, welche sich bei weiterem Studium und Vertiefen in den Stoff immer mehr erweiterten und zu zusammenhängenden Bildern zusammenschlossen. Auf Wunsch hat der Verfasser die Blätter der Öffentlichkeit übergeben. Wir freuen uns dieses Entschlusses, denn gerade solche Spezialforschungen sind von mehr als lokalem Interesse, zumal wenn sie so exakte und tüchtige sind, wie wir es den vorliegenden Heften nachrühmen dürfen. Wir wünschen diesen „Streifzügen" eine recht glückliche Reise und freundliche Aufnahme auch

bei uns zulande, denn pommersche Art und Weise deckt sich vielfach mit Mecklenburger Art und Weise, und überdies berühren sich mecklenburgische und pommersche Geschichte in früheren Zeiten durch die unaufhörlichen Fehden und Kriege, so daß das vorliegende Werk auch für uns Mecklenburger Interesse und Wert hat. **Mecklenburgische Landesnachrichten.**

In interessanten Schilderungen führt uns der Verfasser auf einer Wanderung an der Peene herunter über Anklam, Demmin, Pasewalk, Stettin, dann die Oder hinab nach Usedom und Wollin und dann ganz Hinterpommern mit seinen historischen Erinnerungen und Sagen vor. Wenn auch der Stil durch die häufige Beeinflussung der benutzten Quellen etwas ungleichförmig erscheint, so zieht sich doch durch das Ganze ein recht lebendiger Zug und wird das Werk nicht verfehlen, das Interesse an der Heimatsgeschichte zu beleben. **Horsa-Stettin.**

Dem Verfasser hat jedenfalls ein sehr reiches Material alter Urkunden, Schriften-, Kirchen-, Städte- und Familienchroniken zu Gebote gestanden, und er bewährt ein entschiedenes und gerade für solche Arbeiten entscheidendes Geschick, eine angenehme, unterhaltende Lektüre in gefälliger Form aus der Sprache trockener und schwerfälliger Urkunden zu bilden. Das Gesamtwerk verdient die weiteste Verbreitung nicht nur innerhalb der Provinz, sondern weit über die Grenzen derselben hinaus. **Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung.**

Christliches Vergißmeinnicht. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Mk.

Ohne Zweifel das gediegenste und schönste und zugleich billigste Geschenk für junge Mädchen.

Agahd, H., **Der heil. Christabend in der Volksschule.** 25 Pf.
Arndt's, Joh., **Katechismuspredigten.** Geb. in Kaliko 1,75 Mk.
Augustinus, **Bekenntnisse.** Nach der Raumerschen Ausgabe. Geb. 60 Pf.
Beckey, H., **„Halleluja".** Gesang- und Liederbuch für Sonntagsschulen und Vereine. Geb. 40 Pf., feine Einbände 50 Pf. und 75 Pf.
Brastberger, M. J. G., **Evangelienpredigten.** Stark geb. 4,50 Mk.
Eickhoff, F. H., **Dr. Martin Luther.** Wie er ein Reformator ward. 15 Pf.
Gentz, **Lokalkenntnis der Bibel.** 50 Pf.
Groschenbibliothek. Wie ein Grenadier Generalsuperintendent ward. — Joachim Nettelbeck, der wackere Kolberger. — Straßburgs Eichenkranz. — Ein Weihnachtsfest auf der Flucht. à 10 Pf.
Habermanns **Gebete.** Taschenformat, geb. 25 Pf. Großformat, geb. 75 Pf.
Jahn, G., **Der gesunde Menschenverstand.** 15 Pf.
Johann, Friedrich. **Im Himmel geschlossen.** Kart. 75 Pf.
Kempis, Thomas a, **Die Nachfolge Christi.** Geb. 80 Pf., mit Goldschnitt 1,20 Mk.
Lebensbalsam. Christliche Betrachtungen auf alle Tage im Jahre. Geb. 1,10 Mk.
Luthers **Kleiner Katechismus.** 6 Pf.
Luthers **Schatzkästlein auf alle Tage im Jahr.** Geb. 1,75 Mk.
Lutherstab. Worte Luthers auf alle Tage. Taschenformat, geb. 90 Pf.
Schmolcks, Benj., **Morgen- und Abendandachten.** Geb. 90 Pf.
Schmolcks, Benj., **Güldenes Kleinod.** Geb. 60 Pf.
Starks **tägliches Handbuch.** Großer Druck. Geb. 1,50 Mk.
Starks **Kommunionbuch.** Geb. 75 Pf.
Wangemann, D., **Otto-Büchlein.** Die Christianisierung Pommerns. 15 Pf.
Was wollt ihr mit euren Sonntagen anfangen? 5 Pf., mit Goldschnitt 15 Pf.
Weihe, G., **Die Jubelfeier.** 20 Pf.
Wentz, Sup., **Hilfsagenda** zu den Hauptgottesdiensten. Brosch. 1 Mk.
Ziemßen, **Christianisierung von Rügen.** 15 Pf.

Druck der Schreiberhau-Diesdorfer Rettungsanstalten. (Diesdorf bei Kuhnern.)



Alcock, Deborah

Aus der Zeit von John Knox

Anclam 1888